J. Annegarn's

allgemeine

Weltgeschichte

für die

katholische Jugend und für Erwachsene.

Vierte Ausgabe, abermals bedeutend erweitert und verbessert

von

Heinrich Overhage,
Pfarr-Dechant zu Werne.

Sechster Band:

Von der Entdeckung Americas bis zum westfälischen Frieden.

Münster, 1851.
Druck und Verlag der Theissingschen Buchhandlung.

Einleitung.

§ 1.

Aussichten.

Der Morgen der neuen Geschichte dämmert nun vor unsern Augen, lieblich und ernsthaft. Dürfen wir aus der Morgenröthe auf einen heitern und sonnigen Tag schließen, oder verkündet sie Regen und Sturm? Beides. Im 16. Jahrhundert wurde die jetzige Gestalt der Dinge vorbereitet und herbeigeführt. Man erwarte aber nicht, daß ich dies ausführlich vorlege. Denn nur mit den auffallendsten Veränderungen der Reiche und Völker kann ich meine Leser unterhalten; viele verwickelte Staatshändel, viele blutige Kriege können nur mit wenigen Worten berührt werden, und manche wollen wir ganz übergehen, nicht, als ob sie unnütz gewesen wären, sondern weil ihr Einfluß auf das Ganze nicht deutlich gemacht werden kann, und zu viele Bilder auf einmal ein noch ungeübtes Auge verwirren würden. Man wähne daher nicht, wenn man die Bände dieses Geschichtbuches auch so ziemlich inne hat, daß man nun Geschichte wisse. Das Studium der Weltgeschichte ist so umfassend, daß die größten Gelehrten ihr ganzes Leben mit ihm ausgefüllt haben. Ich knüpfe die wichtigsten Veränderungen und Thaten ganzer Nationen

nur an einige der vorzüglichsten Menschen, und aus Besorgniß, daß selbst diese Verknüpfungen noch zu wenig Anziehendes haben möchten, werde ich oft nur kleine Züge aus dem Privatleben großer Männer erzählen, die der eigentliche Geschichtschreiber, dem es nur um großartige Aussichten zu thun ist, verschmäht, die aber hier dazu dienen können, die Eigenheiten wichtiger Menschen interessant zu machen, und ihre Thaten für immer unserm Gedächtniß einzuprägen.

An merkwürdigen Menschen wird es aber in der neuen Geschichte nicht fehlen. Wer hat nicht wohl schon von Karl V., Luther und Calvin, von Gustav Wasa und Gustav Adolph, Tilly und Wallenstein, Elisabeth von England und Maria Stuart von Schottland, von Heinrich IV. in Frankreich, von Cromwell, Peter dem Großen, und Friedrich dem Großen, von Catharina und Maria Theresia, von Franklin und Voltaire, von Ludwig XVI., Robespierre und Napoleon gehört? — Auch Helden der Religion, z. B. dem h. Ignatius Loyola, Franciscus Xaverius, Aloysius, Vincentius von Paulus, sogar Schaaren von Märtyrern werden wir in der neuen Geschichte eben so wohl begegnen, wie am Schlusse der alten Geschichte.

§ 2.

Plan der neuen Geschichte.

Nach diesen Vorerinnerungen gehe ich zu meinen Erzählungen über. Den Anfang muß Deutschland, unser Vaterland machen, denn in Deutschland beginnt die Kirchenspaltung, welche die meisten Länder Europa's mit Menschenblut tränkt. An Deutschland knüpften sich Frankreich, Spanien und England an, auch die Niederlande, ein neuer Staat, welcher durch die Religionstrennung sein Dasein erhält. Diese Gährungen dauern bis 1648, da der westfälische Frieden geschlossen wurde.

Dann folgt die Geschichte der deutschen Völker vom westfälischen Frieden bis zur französischen Revolution 1789. In dieser Periode streitet man nicht um Religion, sondern um politisches Gleichgewicht: die Monarchen lauern eifersüchtig, daß der eine gegen den andern nicht zu mächtig, nicht zu länderreich werde, und auch in dieser Periode von 140 Jahren wird es an Kriegen nicht fehlen.

Darauf erzählen wir die Geschichte von der französischen Revolution, welche Europa in Fesseln schlug, und ganz neue Ansichten über Völkerrecht und Fürstenpflicht hervorrief, bis 1813, dem Befreiungsjahre; das wäre also die dritte Periode der neuen Geschichte!

Die vierte und letzte Periode reicht von 1813 bis auf unsere Zeit: Da werden uns freudige und traurige Tage begegnen, unter anderm werden wir sehen, wie die in Frankreich erzeugte Revolution ihren Kreislauf um die Erde zu machen bemüht ist, und wie sie fast in ganz Europa auftritt und wirkt.

Für die Geschichte des ersten Zeitraums will ich noch bemerken, daß wir die deutsche Geschichte einmal abbrechen müssen, die Begebenheiten der andern Völker zu erzählen, weil sonst die Fortsetzung der deutschen Geschichte unverständlicher wird. Wir fangen also mit den Deutschen an, und schließen mit den Deutschen. — Dann vergessen wir nicht, daß die Entdeckungen und Eroberungen in America, welche ich am Ende des vorigen Bandes erzählte, in den ersten Zeitraum der neuen Geschichte gehören. Ich werde sie hier weglassen, und nur hauptsächlich von Religionsangelegenheiten erzählen, denn diese sind der Hauptgegenstand der Zeit von 1517 bis 1648; um die Religionshändel drehen sich alle Begebenheiten. Eine traurige Periode! Es wäre zu wünschen, daß die Vorfälle dieser Zeit sich nie ereignet hätten; dann wären feste und heilige Bande, zumal in unserm Vaterlande, nicht zerrissen, dann wäre es einiger und größer geblieben, dann wäre unsägliches Elend nicht herbeigeführt. Oder wird es meinen Lesern

Freude machen, mit mir durch die Länder Europa's zu wandeln, und 100 Jahre lang überall den Boden unter ihren Füßen mit Menschenblut getränkt zu sehen? Wir wollen aber immer gerecht bleiben, den Urhebern dieser Menschenplagen nie mehr Schuld aufbürden, als die Wahrheit uns zwingt. Die Religionstrennung durch Luther, Zwingli, Calvin, Heinrich VIII. u. a. m. wollen wir mit aller Treue erzählen, die Mißbräuche in der katholischen Kirche damaliger Zeit nicht abläugnen, und von den Urhebern der Trennung nicht verschweigen, was sie Gutes an sich hatten; aber dann auch freimüthig aufdecken, durch welche Irrthümer, Schwächen, Leidenschaften sie geleitet wurden. — Zum Schlusse gebe ich eine kurze Darstellung des Bildungsstandes in diesem Zeitraume.

Neue Geschichte.

Von der

Entdeckung von America

bis auf

unsere Tage.

(1492—1851.)

Neue Geschichte.

Erster Zeitraum.

Von der Entdeckung von America bis zum westfälischen Frieden.

(1402–1648.) 156 Jahre.

I. Die Deutschen.

§ 3.

Kaiser Maximilian I.

(1493–1519.)

Der letzte Kaiser, dem wir am Ende des Mittelalters in Deutschland begegnen, war Friedrich III. Er hieß die kaiserliche Schlafmütze. Sein Sohn Maximilian I., mit der Erbprinzessinn Maria von Burgund vermählt (seit 1477), war ein ganz anderer Herr. Schon dem Knaben galten Kriegesübungen für das größte Vergnügen, und die Jagd trieb er leidenschaftlich. Einmal kletterte er in Tyrol den Gemsen nach, kein Begleiter wagte ihm zu folgen, und endlich hatte er sich so verstiegen, daß er nicht vorwärts und nicht rückwärts konnte. Vor ihm eine steile Felsenwand, unter ihm ein jäher Abgrund, über 1000 Fuß tief, und obschon er hinaufgekommen war, so sah er keine Möglich-

keit, den Rückweg zu machen. Zwei Tage hing er hier am Felsen, ohne Speise und Trank, und rief um Hülfe. Da erblickte man ihn von unten her, ein Priester hielt dort auf sein Verlangen die h. Messe, und zeigte ihm das h. Sacrament von fern — bringen konnte er es ihm nicht — und Max bereitete sich zum Tode. Die kaiserliche Familie zeigte sich untröstlich, denn Max war der einzige Sprößling des hohen Hauses. Da erschien plötzlich oben ein Landmann, sprach dem Prinzen Muth ein, sprang vor ihm hinab von Stein zu Stein, und ermuthigte ihn zu folgen. Nach einer Stunde waren beide unten, und der edle Landmann verschwand im Gedränge, ohne seinen Lohn abzuwarten; nie hat man weiter von ihm gehört, und die Leute sagten, ein Engel habe den Prinzen aus der schwindelnden Höhe geführt. Der berühmte Felsen heißt die Martinswand bis auf diesen Tag.

Der österreichsche Dichter H. J. von Collin hat diese Begebenheit in einem schönen Gedichte besungen, welches so schließt:

Noch stand er weit,
Doch hoch erfreut
Schaut er den Priester bei Fackelglanz
Steh'n unermüdlich mit der Monstranz,
Und noch die treue Gemeinde knien,
Und heiß im Gebete für ihn glüh'n.
Sein Auge war naß, sein Herz hoch schwoll,
War's ja von tausend Gefühlen voll.
Schnell tritt er vor,
Ruft laut empor:
„Lobet den Herrn und seine Macht!
Seht, mich hat sein Engel zurückgebracht!“

Aehnliche Begegnisse auf der Jagd erzählt man viele von ihm. Zuweilen erlegte er in einem Tage 3 Bären mit eigener Hand. Einmal kroch er zu 2 Bären in einen Käfig, und als diese wüthend gegen ihn ansprangen, schlug er sie mit einer Schaufel so lange, bis sie sich ruhig niederlegten. Einst wollte er etliche Schriften aus einer eisernen Truhe langen, die durch ein starkes Schloß befestigt war. Als man den Schlüssel nicht finden konnte, suchte er dasselbe zu sprengen. Seine Räthe stellten ihm vor, sich hiermit nicht zu bemühen, weil es nun einmal nicht ginge. Aber er faßte

das Schloß in beide Hände, drehte es ab, und erwiderte ihnen: „So meint ihr, daß Gott und die Natur nicht auch den Kaisern und Königen starke Fäuste gegeben!“ — Einmal griff er nur mit 20 Reitern und 2 Fähnlein Knechten 2000 Franzosen an, die er in die Flucht schlug. — Während seines ersten Reichstags zu Worms, im J. 1495, hatte der König von Frankreich dahin den Claudius von Batte, einen sehr gefürchteten Ritter, entsandt. Dieser hing seinen Schild unter das Fenster an seiner Herberge, und ließ durch einen Herold ausrufen, wofern ein Deutscher auf Leib und Leben, auf Gefängniß oder auf eine Rittergabe, mit ihm zu kämpfen Lust hätte, wollte er den Kampf auf alle Weise aufnehmen und bestehen. Als Jedermann vor dem zweiten Goliath bangte, schien es dem Kaiser Maximilian für die große Versammlung allzu schimpflich, wenn der Herausforderer unbekämpft wieder abziehen sollte. „Demnach — so erzählt ein alter treuherziger deutscher Schriftsteller — des Reiches und deutscher Nation Ehre zu retten, schickte er seinen Ehrenhold, und ließ seinen Schild mit dem Wappen von Oesterreich und Burgund neben des Ritters seinem aufhängen. Hierauf wurde beiderseits abgeredet, daß der Kampf um ein ritterliches Gefängniß innerhalb 9 Tagen sollte gehalten werden. Am 9. Tage kamen beide Helden wohlgerüstet und neben der Lanze mit einem langen Kuris-Schwert bewehrt, in die Schranken. Keiner redete ein Wort mit dem Andern, und als die Trompeter zum dritten Male aufbliesen, legten sie beiderseits ein, und trafen wohl auf einander eine gute Weile um die Köpfe. Unter anderm führte der fremde Ritter auf Kaiser Maximilian nun einen harten Stoß, womit er ihm den Panzer zertrennt und ihn ein wenig verwundet. Als er solches empfunden, ward er erst muthig und begunnte, als ob er seither nur mit ihm gespielt hatte, mit starken Stößen und Streichen seinem Widerpart so heftig zuzusetzen, daß selbiger dieselben nicht alle versetzen und ausnehmen konnte. Endlich begunnte Kaiser Maximilian mit einem Stoße ihm zum Herzen zu raumen: da dann der fremde Ritter sich ergab und zusagte, daß er an des Ueberwinders Hof sich gefangen stellen wollte. Also ward wieder aufgeblasen, und Kaiser

Maximilian mit Jedermanns Frohlocken in sein Einlager begleitet, welcher dießfalls zu Ehren deutscher Nation und zwar als Haupt derselben eine That begangen, dergleichen in allen Weltgeschichten wenig gelesen worden. Es hatte auch der Ritter seinen Ruhm nicht geringert, sondern vielmehr erweitert, indem er durch seine Ausforderung die Ehre erworben, von dem höchsten Potentaten der Christenheit besiegt zu werden*)." Das war in der That ritterlich.

Wenn wir aber glauben wollten, Maximilian habe die Schattenseite des Ritterwesens, das Faustrecht gebilligt, so würden wir ihm sehr unrecht thun. Keiner war damals mehr überzeugt, daß die Selbstrache aufhören müsse, als Maximilian selbst. Auf dem Reichstage zu Worms 1495 verordnete er mit Genehmigung der Reichsstände den ewigen Landfrieden, d. h. kein Ritter solle mehr eigenmächtig eine Fehde führen, sondern wenn einer über seinen Nachbar oder sogar über seinen Fürsten zu klagen habe, so solle er sich an das Reichskammergericht wenden. Dieser Gerichtshof wurde nämlich zur Schlichtung aller Streitigkeiten der Großen errichtet, und war erst zu Frankfurt, nachher zu Speier, in der letzten Zeit zu Wetzlar. Um den Beschlüssen des Reichskammergerichts Gehorsam zu verschaffen, wurde Deutschland in zehn Kreise eingetheilt, und in jedem Kreise der mächtigste Fürst als Kreisoberster angeordnet, der gleich, wenn ein Kreisstand der Entscheidung des Reichskammergerichts nicht Folge leisten wollte, die Kriegsmacht der Kreisfürsten zusammenrufen, und den Ungehorsamen züchtigen mußte. Die zehn Kreise waren der burgundische, westfälische, obersächsische, niedersächsische, oberrheinische, niederrheinische, fränkische, schwäbische, bayerische und österreichische Kreis; Böhmen, Mähren, Schlesien und die Lausitz gehörten keinem Kreise an. So findet man Deutschland eingetheilt in allen Geographiebüchern, die vor 1806 gedruckt sind.

Auch den Reichshofrath gründete Maximilian zu Wien für seine Erbländer, derselbe dehnte aber seine Macht bald über alle zehn Kreise aus.

*) Joh. Jac. Fugger Spiegel der Ehren des Erzhauses Oesterreich. Nürnberg 1668.

Das Postwesen rührt gleichfalls von Maximilian her. Ein Graf von Thurn und Taxis hatte schon früher Posten in Tyrol angelegt, und richtete 1516 eine Poststraße von Wien nach Brüssel ein, unter Auctorität des Kaisers. Diese Poststraße erhielt mit der Zeit viele Nebenstraßen nach allen größeren Städten, und so können wir jetzt Briefe und Pakete schnell und sicher für ein geringes Geld in alle Welt senden. Davon wußten die Alten nichts. Alle gebildeten Völker nahmen das Postwesen auf, nur die Franzosen haben es etwas eher gehabt, als die Deutschen.

So ist Maximilian ein Wohlthäter unsers Vaterlandes geworden, aber noch weit mehr hätte durch ihn geschehen können. Er war schön und stark, einnehmend in seinem Betragen, in den Wissenschaften nicht unbewandert, tapfer und unerschrocken, aber zu leichtfertig und besonders ein schlechter Wirth, auch waren ihm Zeit und Umstände nicht günstig. Es fehlte ihm fast immer an Geld, und deswegen konnte er viele seiner gutgemeinten Plane nicht durchsetzen. Seine ritterlichen Tugenden vermochten wenig gegen die Ränke, Wortbrüchigkeit und Selbstsucht der Franzosen und anderer Fürsten; und da das Heer nun nicht mehr allein aus Lehnsleuten, sondern größtentheils aus geworbenen Söldnern bestand, so war ohne Geld nichts auszuführen. Maximilians für Frankreich bestimmter Gesandter, der unterwegs schon 50 Thlr. zugesetzt hatte, wollte nicht weiter gehen, bis ihm diese Summe ersetzt und mehr Geld nachgeschickt wäre. Als des Kaisers erste Gemahlinn Maria von Burgund gestorben war, wollten die Burgunder ihn nicht als Landesherrn anerkennen. Er warb um die Hand der Anna von Bretagne, einer Erbprinzessinn, und die nahm ihm Ludwig XII. von Frankreich weg. Da heirathete er die Tochter eines seiner Vasallen, des eben verstorbenen Herzogs von Mailand Tochter, welche einen Brautschatz von 300,000 Ducaten hatte. Deren Bruder, Johann Galeazzo, damals noch ein Knabe unter Vormundschaft seines Oheims Ludwig Moro, hätte Mailand erben müssen, aber der Vormund selbst wurde mit Mailand belehnt. Darüber ergrimmte der König von Neapel, der dem jungen Galeazzo unlängst seine Tochter vermählt hatte, und Moro hetzte die Franzosen und Spanier gegen

Neapel auf. Ferdinand der Katholische eroberte Neapel, und Maximilian konnte es nicht hindern. Vergebens ersuchte er die deutschen Fürsten, jetzt die Rechte Deutschlands über Italien geltend zu machen. Er selbst besaß kein Geld, seine Soldaten zu bezahlen, und mußte sich von den Venetianern aus Italien schlagen lassen. Die Franzosen nahmen das reiche Mailand weg, und Maximilian konnte froh sein, daß der Franzosenkönig als Herr des Landes wenigstens sich für seinen Vasallen erklärte, und für die Belehnung ein ansehnliches Geschenk bot. Um die kecken Venetianer zu züchtigen, mußte Maximilian mit dem Papste Julius II., mit Ferdinand dem Katholischen, und Ludwig XII. von Frankreich in einen Bund treten, denn allein hätte er wohl nichts ausgerichtet. Ein Leinweber in Augsburg schaffte dem Kaiser in zwei Monaten die dazu nöthigen Gelder, 170,000 Ducaten. Er hieß Fugger, seine Familie stammte aus dem Dörfchen Graben bei Augsburg, seit 1370 war sie aber in dieser berühmten Handelsstadt ansässig. Die Fugger mußten dem Kaiser überhaupt sehr oft aus der Noth helfen: einmal gaben sie ihm 70,000 Goldgulden, und erhielten eine Grafschaft zum Unterpfande, auch wurden sie von Maximilian in den Adelstand erhoben, doch blieben sie noch Weber und Kaufleute. Dies als Nebensache! Die Ligue von Cambrai — so hieß der Bund jener vier Mächte gegen Venedig — nutzte dem Kaiser am wenigsten. Seine Verbündeten schlossen mit den Venetianern, da sie erreicht hatten, was sie für sich suchten, heimlich Frieden. Maximilian meinte, der Krieg sollte erst recht beginnen, und stand nun auf dem Kampfplatze allein. Nichts trug er davon, als eine Geldsumme, welche ihm die Venetianer für die Abtretung einiger ihnen weggenommenen Städte zahlten. Nichts wollte dem gutmüthigen Maximilian gelingen.

Nur im Heirathen war er glücklich. Durch seine erste Gemahlinn Maria von Burgund brachte er die Niederlande an das österreichische Haus. Seinen einzigen Sohn Philipp, wie meine Leser aus dem vorigen Bande wissen müssen, vermählte er mit Johanna von Spanien, der Tochter Ferdinands und Isabellens, welche nach dem Tode ihrer ältern Geschwister auf den spanischen Thron kam. Phi-

lipp starb früh, wodurch seine Gemahlinn Johanna in Geisteszerrüttung fiel, und hinterließ sechs kleine Kinder. Nun war des Großvaters Sorge, diese seine Enkel gut anzubringen, Carl, der älteste, erbte offenbar Spanien, Neapel und die Niederlande. Dem zweiten, Ferdinand, verschrieb der Großvater die österreichischen Staaten, und obschon derselbe erst vier Jahr alt war, verlobte er ihn doch schon mit der einzigen Prinzessinn Anna von Ungarn, die drei Jahre zählte. Ja, der König von Ungarn versprach dem Kaiser, der nächste Sohn, der ihm vielleicht geboren würde, sollte seine Enkelinn, die spanische Prinzessinn Maria heirathen. Der wurde also verlobt, ehe er geboren war. Zum Glück blieb die Erwartung nicht unerfüllt: der erwartete Prinz kam zur Welt, wurde im zweiten Jahre als Ludwig II., König von Ungarn gekrönt, bestieg den Thron im 10. Jahre, heirathete seine Maria im 15., hatte im 18. graue Haare, und blieb im 20. gegen die Türken. Man nennt ihn Ludwig den Frühzeitigen, bei seiner Geburt hatte er fast noch keine Haut. Nach seiner Gemahlinn Maria Tode ward Ferdinand König von Ungarn.

Durch diese Heirathen wurde das Haus Oesterreich auf den Gipfel seiner Macht gehoben. Die österreichischen Erbländer, Ungarn, die Niederlande, Spanien, Neapel, die neuen Goldländer in America waren Eigenthum Oesterreichs. Auf dem Reichstage zu Augsburg 1518 bemühete sich Maximilian noch, seinem ältesten Enkel Carl, der schon König von Spanien war, die Würde eines römischen Königs zu verschaffen. Dem widersetzten sich aber mehrere Kurfürsten, auch der Papst war gegen diesen Plan wegen der Macht Spaniens. Verdrießlich zog Maximilian von Augsburg ab, und ging nach Insbruck. Hier wollten die Bürger sein Gefolge nicht in die Stadt nehmen, weil er ihnen aus alten Zeiten noch Zehrungskosten schuldig war. Diese Kränkung vermehrte des Kaisers Kränklichkeit: er starb unterwegs im Januar 1519, ehe er Wien erreichte, zu Wels in Oberösterreich, als frommer Christ, wohlvorbereitet. Hatte er sich ja mit dem Tode sehr vertraut gemacht, indem er bereits seit einigen Jahren stets seinen Sarg mit sich führte.

§ 4.

Carls V. Jugendjahre.

Prinz Carl ist doch nachher noch Kaiser geworden, obgleich die Kurfürsten zu Augsburg es 1518 seinem Großvater abschlugen, er glänzt in der Geschichte als **Kaiser Carl V.**, und darf den merkwürdigsten und größte Herrschern beigezählt werden.

Gent in Flandern war seine Vaterstadt; dort wurde er den 24. Februar 1500 geboren, dort blieb er auch bis in sein 16. Jahr. Daher seine Vorliebe für die Niederländer, welche er sein ganzes Leben hindurch bewahrte. Alle seine Erzieher waren Niederländer, ein Herr von **Chievres**, ein **Adrian** und andere, denen er sich nachher auch sehr dankbar bewies. Sie brachten ihm früh einen fürstlichen Anstand bei, durch welchen er sich über alle seine Zeitgenossen erhob. Sein Aeußeres war ansprechend, und doch sah man ihn nur selten lächeln. Für die gelehrten Wissenschaften bewies er weniger Sinn, als für die kriegerischen Uebungen: er war lieber auf der Reitbahn und in der Fechtschule, als bei den Büchern, und seine Erzieher thaten ihm hierin keinen Zwang an. Dennoch lernte er mehrere Sprachen mit gutem Erfolge, die niederländische war ihm aber natürlich die liebste. Spanisch lernte er gleichfalls, denn wie sollte der König von Spanien der Landessprache unkundig sein dürfen? Er gewann sie jedoch niemals lieb, und ließ sich sogar manche Aeußerung entfallen, die ihn leicht um den spanischen Thron gebracht hätte. Aber in Spanien führte ein treuer Minister das Staatsruder bis zu seiner Volljährigkeit, der Cardinal **Ximenes** (spr. **Chimenes**) dessen Lebensbeschreibung wir bereits ausführlich mitgetheilt haben. Dieser kräftige Mann erhielt die schwierigen Spanier im Gehorsam gegen den Prinzen Carl, und trotzte allen Gährungen mit einer unbegreiflichen Kälte des Gemüthes und mit eiserner Willensstärke. Er selbst hatte aber auch alle Leidenschaften in sich ertödtet. Wenn der Anstand es forderte, so gab er den Großen des Reichs zwar ein glänzendes Mahl, er selbst aber blieb bei der Franciscaner Kost, er flickte sich sogar sein Ordenskleid wohl selbst. Carl wünschte, als König von Spanien ausgerufen zu werden,

und das hatte Schwierigkeiten, so lange seine Mutter, die wahnsinnige Johanna noch lebte. Ximenes that Vorstellungen, da aber Carl nicht nachgeben wollte, so entschloß sich jener, es durchzusetzen. Er versammelte die Stände von Castilien, und da diese sich heftig widersetzten, antwortete der kalte kluge Cardinal: „Es ist nicht mehr von Berathschlagen die Rede, sondern vom Gehorchen. Unser Herr will es, und ich werde es heut befehlen, daß er hier in Madrid und in den andern Städten als König ausgerufen werde.“ Es geschah, trotz des Murrens aller castilischen Stände.

Mehrere mißvergnügte Spanier richteten da ihr Auge auf Carls jüngeren Bruder Ferdinand, der in Spanien selbst erzogen wurde, und für einen gebornen Spanier galt. Ximenes ließ denselben nach Madrid bringen, und verlor ihn nicht aus den Augen. Den spanischen Adel wußte er gleichfalls zu bändigen, besonders durch Einführung bewaffneter Bürgergarden, 30,000 Mann stark. Der Adel ließ ihn fragen, wer ihm solches geheißen habe. Ximenes führte die Abgesandten ans Fenster, unter welchem man eine Menge Geschütz und eine starke Mannschaft erblickte. „Seht da die Macht — sagt er — die ich vom Könige empfangen habe; mit dieser Macht regiere ich Castilien, und werde es regieren, bis euer und mein Herr von seinem Reiche selbst Besitz nehmen wird.“ Die Gesandtschaft zog bestürzt ab, und kam nicht wieder.

Nur zwei Jahre verwaltete der Cardinal das Reich, und in dieser kurzen Zeit gewann er viele verlorne Domänen wieder, bezahlte Kronschulden, füllte Zeughäuser, Magazine und Kassen, und überschickte dem jungen Könige noch große ersparte Summen nach Gent. Er schien nichts als Staatsmann zu sein, und doch verlor er seine bischöflichen Pflichten nicht aus den Augen.

Carls niederländische Rathgeber befürchteten, einst in Spanien ihren Einfluß zu verlieren; daher hielten sie den jungen König so lange wie möglich in Gent zurück, und ließen ihm die Ehrlichkeit und Tüchtigkeit des alten Spaniers nie recht zu Ohren kommen. Endlich setzte Carl im September 1517 doch nach Asturien über. Ximenes eilte seinem Herrn entgegen, ihn zu bewillkommnen, denn lange hatte er sich auf diesen Tag

gefreuet. Aber unterwegs wurde er krank, er konnte dem jungen Könige nur noch eben schreiben, und bat ihn, doch den niederländischen Hofstaat zu entlassen, und in Spanien ganz ein Spanier zu sein. Er bekam zur Antwort, man wolle ihn nicht ferner belästigen, er möge in seinem Bisthum Toledo seine Tage ruhig beschließen — eine Antwort, die sicher von Carls Günstlingen, nicht von ihm selbst ausgegangen war. Ximenes überlebte diese Kränkung nur wenige Tage, und starb im Nov. 1517.

In Spanien konnte Carl sich erst gar nicht finden. Er redete die spanische Sprache nicht fertig, beförderte die Niederländer zu den höchsten Aemtern mit Zurücksetzung der Spanier, und schickte viel Geld aus dem Lande, an seine Lieblinge in den Niederlanden. Zwar bereisete er die Provinzen Spaniens nach der Reihe, um sich allen gefällig zu beweisen; aber doch brach die Empörung an verschiedenen Orten ziemlich laut hervor.

Carl war mit seiner Rundreise in Spanien noch nicht zu Ende, als er die Nachricht erhielt, sein Großvater Maximilian, der römische Kaiser, sei gestorben. Gleich unterbrach er seine Geschäfte in Spanien, und bewarb sich um die Kaiserkrone. König Franz I. von Frankreich suchte sie auch, Heinrich VIII. von England, Carls Oheim, ebenfalls. König Franz ließ sogar seine Gesandten mit Maulthieren, welche schwere Geldsäcke trugen, zu den Kurfürsten umherziehen, um ihre Stimmen zu erkaufen, zum Aerger aller deutschen Vaterlandsfreunde. Dem Engländer, der Carls Tante, Catharina von Arragonien zur Gemahlinn hatte, schenkte man wenig Aufmerksamkeit; der Franzose gefiel den Kurfürsten schon als Ausländer, als souverainer Monarch, gar nicht, und der Papst befürchtete eben so viel Gefahr von Carl, wie von Franz, und rieth den Kurfürsten, den Würdigsten aus ihrer Mitte zu wählen. Das war Friedrich der Weise, Kurfürst von Sachsen, und diesem wurde auch die Reichskrone von seinen Mitkurfürsten angetragen. Er besaß aber die seltene Bescheidenheit, auf die Kaiserkrone freiwillig zu verzichten, denn die Macht der Türken — sagte er — erfordere einen Kaiser, der von Hause aus solcher Mittel sich erfreue, um die Erbfeinde des christlichen Glaubens vom

deutschen Vaterlande abhalten zu können, und dazu sei keiner geeigneter, als ein Oesterreicher, weil derselbe große Erbländer an der Grenze der Türkei besitze, und darum gebe er, Friedrich von Sachsen, dem jungen Könige Carl von Spanien, Erzherzoge von Oesterreich, seine Stimme, zumal da dieser, ein Enkel Maximilians, alle Eigenschaften in sich vereinige, welche die deutsche Nation von ihrem Kaiser erwarte. Dies entschied: Carl ward am 28. Juni 1519 zum Kaiser erwählt, und von eben dem Tage war Franz von Frankreich sein Erbfeind, weil letzterer als Mitbewerber der deutschen Krone sich zurückgesetzt glaubte. Wir werden auf diese Feindschaft noch mehrmals zurückkommen.

Carl erhielt die Nachricht, er sei zum Kaiser gewählt zu Barcelona in 9 Tagen durch einen Eilboten, der ihm von Frankfurt zugeschickt wurde. Dem Kurfürsten von Sachsen, welchem er die Wahl zu verdanken hatte, sendete er ein großes Geschenk an Geld, aber Friedrich der Weise nahm solches nicht an, sondern erklärte, er habe nur zum Wohle des Vaterlandes seine Meinung gesagt.

Carl machte seine Reise nach Deutschland zur See, durch die Niederlande, und sprach unterwegs in England bei Heinrich VIII. ein. Diese Artigkeit schmeichelte dem englischen Könige ungemein, daß der Kaiser, der Schützer der Christenheit, bei ihm einkehrte, und Heinrich VIII. vergaß darüber seinen Kummer, bei der Kaiserwahl übersehen zu sein. Er selbst hing von seinem Minister, dem Cardinal Wolsey, (spr. Wulsi) ab, und Carl, welcher dies Verhältniß sehr wohl durchschaute, bot dem Cardinal nach und nach ein Jahrgeld von 1,000,000 Pfund, nannte ihn seinen theuersten Freund, und machte ihm auch Hoffnung, bei der nächsten Papstwahl sich zu verwenden, daß kein anderer, als er, gewählt würde. Nun waren beide, Wolsey und der König, für den jungen Kaiser entschieden, und Franz von Frankreich hatte einen Bundesgenossen weniger. Zwar machte Heinrich bald darauf einen lange versprochenen Besuch bei Franz, aber hier wurde der Bruch leider vollendet, denn bei einem Ringen ward Heinrich von Franz zu Boden geworfen, vor den Augen des ganzen französischen Hofes. Beschämt kam

Heinrich zu Carl in die Niederlande, bei welchem der Besuch ihm weit besser gefiel.

Den 23. October 1520 wurde Carl zu Aachen gekrönt, und nahm den Titel eines römischen Kaisers an, den der Papst ihm bestätigte. In Deutschland heißt er Carl V., in Spanien aber Carl I. Von Aachen zog er nach Köln, und erließ ein Rundschreiben an alle Reichsstände, in welchem er sie zu Epiphania 1521 auf einen Reichstag nach Worms beschied. Das Schreiben war mit einer solchen Kenntniß der deutschen Verfassung entworfen, daß man wohl sah, der neue Kaiser verstehe seine Räthe zu wählen, und man machte sich auf einen kräftigen Herrscher gefaßt, wie Deutschland lange keinen gehabt hatte.

Der Reichtag zu Worms 1521 ist einer der merkwürdigsten, die je gehalten sind. Ehe ich aber von demselben erzähle, muß ich etwas nachholen. In Deutschland war die Kirchenspaltung ausgebrochen, wir müssen ihren Urheber auftreten lassen.

§ 5.

Martin Luther.

(Geb. 10. Nov. 1483.)

Luthers Vater war ein dürftiger Bergmann im Dorfe Möre bei Eisenach, Luther wurde aber nicht in Möre, sondern in Eisleben geboren, als seine Eltern dort gerade bei Gelegenheit des Jahrmarktes verweilten. Die kleine Familie zog bald darauf nach Mansfeld, wo der Vater eine bessere Stelle bei den Bergwerken erhielt, und hier verlebte Luther seine Kinderjahre. Die Eltern hielten den kleinen Martin sehr strenge, der Vater ließ denselben schon lernen, da er kaum laufen konnte, und trug ihn anfangs auf seinem Arm in die Schule. Bei dem Schulmeister fand das Kind dieselbe Strenge: einmal erhielt es fünfzehnmal Schläge an einem Vormittage.

Weil der Knabe Talente verrieth, so gedachte sein Vater etwas Besseres aus ihm zu machen, als einen armen Bergmann. Er schickte ihn auf eine lateinische Schule, erst nach Magdeburg, dann nach Eisenach, konnte ihn aber wenig

unterstützen, und Luther mußte sich als armer Student nach der dortigen Sitte sein Brod durch Singen vor den Thüren verdienen, weswegen er nachher wohl sagte, er sei ein Parthekenhengst gewesen, welchen Spottnamen man dort den armen Studenten beilegte. Dieser Druck in den sonst heitern Kindesjahren verstimmte sein Gemüth zur Schwermuth, und steigerte sein Gefühl zu einem seltenen Grade. Die Religion sprach ihn früh an; als er nach Vollendung der Schulstudien die Universität Erfurt bezog, las er auf der Bibliothek fleißig die Bibel; gegen ernste Wissenschaften hatte er Widerwillen, fleißiger war er in der Geschichte und den alten Classikern, welchen er eine kräftige Schreibart ablernte. Im J. 1505 ward er zum Doctor der Philosophie befördert, und hielt nun selbst Vorlesungen über Physik, Sittenlehre und andere Zweige der Philosophie. Sein Vater wünschte, er solle ein Rechtsgelehrter werden, aber davor ekelte ihm. Dabei bestürmten allerlei trübe Vorstellungen seine Seele, und nie konnte er mit sich selbst zufrieden werden. Ein Freund, Namens Alexius, theilte seine Grundsätze. Mit ihm ging er 1505 am Feste der Heimsuchung Mariä über Feld spazieren, ein Gewitter zog auf, und ein Blitzstrahl tödtete den Freund an seiner Seite. Als er sich von dem ersten Schrecken erholt hatte, dankte er Gott für die Rettung aus dieser Lebensgefahr, und gelobte, ihm allein seine noch übrigen Lebenstage in einem strengen Orden zu weihen. Am Abend des 17. Juli d. J. gab er seinen Freunden ein kleines Mahl, sagte nichts von seinem Vorhaben, und da sie fort waren, ging er noch in derselben Nacht nach dem dortigen Augustinerkloster, und wurde als Noviz aufgenommen. Am folgenden Tage schrieb er Eltern und Freunden von seiner Standeswahl, und schickte der Universität sein Doctordiplom zurück, denn er wollte als armer Mönch ohne Würden sein. Sein Vater betrübte sich sehr darüber, denn ein Mönch gab ihm keine glänzende Aussichten.

Luther fand als Ordensnoviz seine Seelenruhe nicht wieder. Jeder böse Gedanke, in welchen er auch nicht willigte, schien ihm eine schwere Sünde zu sein. Gründe beruhigten ihn nicht; da ihm aber einmal ein älterer Klosterbruder die

Worte Jesu zurief: „Vertraue, mein Sohn, deine Sünden sind dir vergeben!" so fühlte er sich gestärkt, und faßte neuen Muth. Diese Gemüthsstimmung führte ihn nachher zu der Meinung, daß nur der Glaube selig mache.

Dr. Staupitz, ein sächsischer Edelmann, damals Provinzial der Augustiner, erkannte Luthers Talente, ermunterte ihn zum Studium der Theologie, und beruhigte ihn über seine Aengstlichkeit. Aber Luther hielt sich doch noch immer für den größten Sünder auf Erden, und verrichtete gern die niedrigsten Arbeiten eines Novizen. Er öffnete und schloß die Kirche, stellte die Klosteruhr, sammelte bei den Bürgern Brod, Fleisch, Fische, Eier und Geld für das Kloster ein, und die niedrigsten Arbeiten waren ihm die liebsten, weil sie seinen Stolz demüthigten, da er als öffentlicher Lehrer schon eine gewisse Achtung genossen hatte. Wäre er doch immer so bescheiden geblieben! Aber Uebertreibung ist in keiner Sache gut, und der eine Gegensatz führt leicht zum andern. Luther glaubte sich nicht tief genug erniedrigen zu können, und beharrte bei seiner Ueberspannung so sehr, daß er sich nicht selten ganz vergaß. Als einst am Sonntage Oculi beim Hochamte das Evangelium gesungen wurde, wie Jesus einen Teufel austreibt, rief er im Chore laut aus: „Ich bin's nicht, Herr! ich bin's nicht!" Einmal schloß er sich in seine Zelle ein, und würde sich in derselben vielleicht zu Tode gehungert haben, wenn man die Thür nicht eingeschlagen, und ihn aus seiner Gefühllosigkeit herausgerissen hätte.

Im Mai 1507 wurde er zum Priester geweihet, nachdem er die feierlichen Ordensgelübde schon abgelegt hatte. Bald darauf ward ihm eine neue Laufbahn eröffnet. Kurfürst Friedrich der Weise von Sachsen hatte 1502 eine neue Universität zu Wittenberg gestiftet, und befahl dem schon genannten Dr. Staupitz, der seit kurzem theologischer Decan der neuen Lehranstalt war, für tüchtige Professoren Sorge zu tragen. Dieser dachte an Luther, und führte ihn wider seinen Willen 1508 auf den philosophischen Lehrstuhl. Aber auch in Wittenberg blieb Luther seinem Orden treu, und bewohnte eine Zelle im dortigen Augustinerkloster. Die philosophischen Vorträge sprachen ihn jedoch durchaus nicht an, war er ja

ein entschiedener Gegner der damals herrschenden aristotelischen und im Grunde jeder Philosophie, lieber arbeitete er als Priester, auf der Kanzel, im Beichtstuhle, und zwar mit allgemeinem Beifalle. Wenn er predigte, so war die Kirche gedrängt voll, und sein Beichtstuhl war immer umlagert. Die vielen Geschäfte verscheuchten bald seinen Trübsinn, und seine bisherige Schüchternheit ging schon in ein dreistes Selbstvertrauen über. Einmal mußte er sogar eine Reise nach Rom machen, aus Auftrag seiner Ordensobern gewisse Angelegenheiten des Ordens zu betreiben, und dort besuchte er die Gräber der Apostel und Märtyrer mit aller Andacht, fand sich aber sonst wenig erbaut, weil er in der ewigen Stadt seine Aufmerksamkeit mehr auf die Schatten- als auf die Lichtseite lenkte, und auch an der letztern hat es doch weder damals noch zu irgend einer Zeit an dem Sitze des kirchlichen Oberhauptes gefehlt. Kann man ja in jeder großen Stadt Erbauliches und Aergerliches finden, je nachdem man sucht. Als er zurückkam, wurde er 1512 Doctor der Theologie, und sein Landesfürst bezahlte selbst die Gebühren, weil Luther als Mönch arm war. Von nun an lehrte er auch theologische Gegenstände, besonders Bibelerklärung, welche schon lange sein Lieblingsstudium gewesen.

§ 6.

Anfang der Kirchentrennung.

(1517.)

Um diese Zeit verkündigte Papst Leo X. (aus dem Hause Medicis) einen vollkommenen Ablaß für alle, welche zur Vollendung der neuen herrlichen Peterskirche Geldbeiträge geben würden, und die Primaten aller christlichen Reiche erhielten den Auftrag, den Ablaß bekannt zu machen, und die Gelder zu sammeln. In Deutschland traf also dies Geschäft den Churfürsten von Mainz, Albrecht von Brandenburg, der zugleich Erzbischof von Magdeburg war. Dieser nahm zur Verkündigung des Ablasses nicht, wie bisher üblich gewesen war, die Augustiner, sondern die Domini-

kaner, und in Sachsen fiel die Verbreitung des Ablasses in die Hände eines Unbesonnenen, der von der Theologie wenig gefaßt haben muß, in die Hände des Dominikaners Johann Tezel, dessen Name in der Geschichte gebrandmarkt ist. In allen christlichen Ländern wurde der Ablaß verkündigt, aber nirgends brachte ein Ablaßprediger solche aberwitzige Dinge vor, nirgends handelte einer so unbesonnen und stürmisch, wie Tezel in Sachsen. Daß der Papst zum Bau einer Kirche eine Collecte ausschrieb, war nichts Unrechtes — das thut ja die weltliche Obrigkeit in unsern Tagen oft genug. Daß die ganze Christenheit zu einem herrlichen Tempel an dem Sitze ihres Oberhauptes beisteuerte, erheischte die Hochachtung gegen den höchsten Kirchenfürsten so wie das Ehrgefühl und der Gemeingeist der Katholiken, mußte es doch für diese erhebend sein, einen vor allen Kirchen der Welt ausgezeichneten Tempel zu besitzen, wie die Israeliten sich jenes zu Jerusalem rühmten, und selbst die heidnischen Griechen hätten sich nicht geweigert, zum Bau des Apollo- oder des Minerventempels Beiträge zu liefern. Kann es befremden, daß man ein würdiges Denkmal auf den Gräbern der Apostelfürsten wünschte? Daß der Papst denen, welche zur Verherrlichung des neuen Gotteshauses Gaben spendeten, eine kirchliche Gabe, einen Ablaß ertheilte, war eben so wenig unrecht, denn nicht die Spende des Geldes war die einzige Bedingung, unter welcher der Nachlaß der zeitlichen Sündenstrafen verliehen wurde, sondern die Kirche hat von jeher auch Buße, Reinheit von schweren Sünden, fromme Gesinnungen und Entschließungen neben Verrichtung gewisser guter Werke gefordert. Aber was Tezel von dem Ablasse rühmte, oder nach Angabe seiner Gegner gerühmt haben soll, war empörend und unerhört; er hatte es jedoch nur aus seinem eigenen Gehirn genommen, nicht aus der Lehre der Kirche, auch war ihm vom Papste und vom Erzbischofe von Mainz nicht aufgetragen, solche Grundsätze über den Ablaß zu verbreiten. Sowohl die Bulle Leo's des X., die Tezel zu verkünden hatte, als auch die vom Kurfürsten und Erzbischofe Albrecht ihm ertheilte Weisung forderten ihn auf, nur jene, welche sich wahrhaft zerknirscht zeigten, und ihre Sünden aufrichtig gebeichtet hätten, der Ablaßgnade theilhaftig

zu machen*). Man höre, was der Mann behauptet haben soll, und staune!

Tezel durchzog Sachsen mit zwei großen Kisten. In der einen hatte er die Ablaßbriefe, in der andern das gelösete Geld. Kam er in eine Stadt oder in ein Dorf, so ließ er auf dem öffentlichsten Platze ein Kreuz aufrichten oder ein Feuer anmachen, und schlug neben demselben seine Bude auf. Dann lief das Volk zusammen, und Tezel begann seine Predigt, zeigte, wie seine Ankläger erzählen, die päpstliche Bulle vor, die eben so kräftig sei, wie das Kreuz Christi — und behauptete, mit seinem Ablasse habe er mehr Seelen erlöset, als Petrus durch sein Evangelium — wer einen Ablaßbrief kaufe, sei von allen Sünden rein — durch einen Ablaßbrief könne jeder gleich eine Seele aus dem Fegfeuer erlösen, und jeder hätte doch wohl einen Vater oder eine Mutter, einen Bruder oder eine Schwester, einen Freund oder eine Freundinn, die ihm durch den Tod entrissen wären, und hier könne jeder seine Geliebten erlösen, denn es sei gewiß, wenn nur der Groschen im Kasten klänge, daß dann die arme Seele aus dem Feuer spränge. Auch Butter- und Milchbriefe führte er; wer diese kaufte, durfte in der Fastenzeit Butter und Milch genießen, welches bei der damaligen Strenge des Fastengebots sonst unerlaubt war.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß Tezel von seinen Gegnern schwärzer gemacht worden ist, als er wirklich war, und daß seine Behauptungen doch nicht so albern und unverschämt erscheinen, wie sie in der Regel von den Feinden der Kirche mitgetheilt werden, und hier theilweise nacherzählt sind, denn man kann sich kaum denken, daß er selbst dem ungebildeten Volke solchen Aberwitz bieten durfte, wie wir eben angeführt haben**). Aber es ist gewiß genug, daß er vieles Anstößige,

---

*) Sieh Luthers Werke, herausgegeben von Walch. Bd. XV. S. 283, 318, 371. Bullarium Magnum Romanum seu ejusdem continuatio. Pars IV. p. 38 a. Ferner Bd. XVII. S. 6.

**) Viele Anklagen Luthers gegen Tezel sind ungegründet. Luther kannte Tezels Behauptung nur von Hörensagen des ungebildeten Volkes. Die meisten Einwürfe Luthers werden am besten durch Tezels wider Dr. Martin Luther zu Frankfurt an der Oder im J. 1517 herausgegebenen 106 und später weiter aufgestellten 50 Sätze widerlegt.

Uebertriebene und Unverantwortliche über den Ablaß vorbrachte, und daß sein Eifer nicht von Weisheit und Liebe geleitet ward, denn sonst würde sein Auftreten nicht so trau-

---

Wir wollen einige anführen, um uns zu überzeugen, daß Tezel doch nicht der Mann war, wie ihn Parteileidenschaft und Fanatismus ausmalen.

61. „Daß der, so durch vollkommenen Ablaß und Gnade, nach Form und Weise fürgestellter Maaß oder Rechts; nämlich, daß er wahrhaftige Beichte gethan, Reu und Leid gehabt habe, entbunden ist, nicht sollte seiner Seligkeit gewiß sein, ist ein Irrthum."

56. „Darum, wer da sagt, daß die Seele nicht eher könne ausfahren, bis der Groschen auf dem Boden des Kastens klinge, der irrt."

11. „Die Buße, so von wegen bereuter und gebeichteter Sünden ist aufgelegt, kann der Papst durch den Ablaß ganz und gar auflösen."

16. „Dennoch soll er die Werke der Genugthuung nicht unterlassen, so lange er lebt, die weil sie sind eine Arzenei der übrigen Sünden, und ein Präservativ für die zukünftigen, dazu auch verdienstlich."

95. „Daß zur Vergebung der Pein des Papstes Gewalt allein genug sei, ohne die Application des Schatzes der Kirchen, d. i. des Verdienstes Christi, ist ein Irrthum."

106. „Gleichwie der irret, der das Kreuz Christi oder ein ander Bild, was es auch für eins ist, als das wesentliche Ding selbst, und nicht als dasselbe Zeichen, mit Ehre, die Gott allein gebüret, anbetet: also auch, wiewohl das Kreuz in vielen andern Stücken, als Ursachen des Anbetens, besser ist und mehr zu ehren; jedoch wer es anbetet mit anderm Dienst oder Ehre, und nicht mit gleichem Dienst, damit das Kreuz mit päpstlichem Wappen gezieret, anzubeten ist, der treibt Abgötterei und irret." — Es ist gar in neurer Zeit behauptet worden, Tezel habe eine eigene Geldtaxe für die Sünden gehabt. Selbst Walch und Seckendorf wissen nichts davon. In der Instruction des Legaten Arcimbaldus so wie in jener des Erzbischofs Albrecht von Mainz ist zwar eine Art Taxe und Weise vorgeschrieben, wie man in den Kasten legen solle. Diese bezieht sich aber nicht auf die Sünden, sondern nur auf den Stand und das Vermögen jener Personen, die des Ablasses theilhaftig zu werden wünschten, wozu sie natürlich Niemand zwang. Daß diejenigen, die mehr besaßen, auch mehr zu geben hatten, kann nicht befremden. Die hierüber sprechende Stelle lautet also: „Auch weil die Stände und Handthierungen der Menschen allzu mannigfaltig und verschieden sind, die wir nicht in Betrachtung ziehen, und folglich nicht gewisse Taxen auflegen können, als haben wir vor gut befunden, daß dergleichen Taxen nach dem gemeinen Lauf also können unterschieden werden." Nun wird, um aller Willkür zu steuern, die Höhe der Beiträge für die Großen und Vornehmen angegeben. Endlich wird den Beichtvätern

rige Wirkungen gehabt, und der Gesandte des Papstes Leo X. ihn nicht zur strengen Verantwortung gezogen, und auf das härteste behandelt haben. Jeder gute Christ ärgerte sich auch über Verdrehungen des Ablasses und über den Mißbrauch des päpstlichen Ansehens. Luther donnerte in seinen Predigten, und da dieses noch nicht wirkte, schlug er am Abend des 31. Octobers 1517, am Tage vor aller Heiligen, einen großen Bogen an die Schloßkirche zu Wittenberg, auf welchen 95 Sätze gegen den Ablaß von ihm geschrieben waren, zu deren Bestreitung er alle Theologen einlud. Die Theses waren in Vergleich zu Luthers sonstiger Heftigkeit noch mit ziemlicher Mäßigung verfaßt, um so mehr, da seine Ordensobern ihn zur Bekämpfung des Ablaßhandels aufgefordert hatten. Luther gestand, daß der Ablaß bei vernünftigem Gebrauche gut sei, räumte auch der Kirche die Gewalt ein, Ablaß zu ertheilen, nur die Uebertreibung seines Werthes und die damit verbundene Aussaugung des Volkes wollte er abgethan wissen, damit der ehrliche Name des Papstes nicht verlästert würde. Luther verstand unter dem Ablaß nur Nachlaß der Kirchenbußen, und dies konnte man ihm so übel nicht deuten, da die besten Theologen damals nicht ganz einig waren, was der Ablaß eigentlich sei, und die Kirche nie solches bestimmt entschieden hatte. Der anstößigste Punkt seiner 95 Theses möchte wohl sein, sobald die Reue da sei, erfolge die Vergebung der Sünden bei Gott.

Luthers Theses flogen durch ganz Deutschland, aber keiner

---

eingeschärft, „daß sie Niemand gänzlich ohne Gnade von sich lassen sollen, weil hier nicht weniger die Seligkeit der Christgläubigen, als der Nutzen des Baues, gesucht wird. Diejenigen aber, welche kein Geld haben, die sollen ihren Beitrag mit Gebet und Fasten ersetzen. Denn das Himmelreich soll den Reichen nicht mehr, als den Armen offen stehen." Alle diese guten Werke, Fasten, Beten und Almosengeben sind mit Selbstverläugnung verbunden; gegen das Fasten sträubt sich die Sinnlichkeit, gegen das Gebet der Stolz und gegen das Almosengeben die Habsucht. Durch Uebung derselben werden also die schlechtesten Triebe unterdrückt, die Selbstbeherrschung und Herzensreinheit aber gefördert Das lautet doch Alles ganz anders, als es von den Gegnern in der Regel dargestellt wird.

erschien zu Wittenberg, sie gegen Luther zu bestreiten, nur Tezel schlug Gegensätze zu Frankfurt an der Oder an. Da vertheidigte Luther seine Theses mit solchem Feuer, daß die Studenten zu Wittenberg Tezels Thesen öffentlich verbrennten, welches Luther jedoch sehr mißbilligte. Er war jetzt noch weit entfernt, den Glauben der Kirche untergraben und eine besondere Religionspartei stiften zu wollen, er bekannte nachher selbst, anfangs in den Lehren des Papstthums ganz ersoffen gewesen zu sein, so daß es ihm ein Leichtes geworden wäre, denjenigen zu tödten, der den Papst auch nur mit einer Sylbe angetastet hätte. Aber nach seinem ersten Siege erschienen mehrere Schriften gegen ihn, deren Verfasser die Macht des Papstes so sehr übertrieben, daß es dem gewandten Luther mit seiner spitzigen Feder ein Leichtes war, diese Schriften lächerlich zu machen. Der Federkrieg wurde an den Papst Leo X. berichtet, der ihn aber nur einen Mönchsstreit nannte, und einem römischen Mönche, welcher eine Streitschrift gegen Luther herausgab, und die Macht des Papstes in derselben übertrieb, selbst Stillschweigen auflegte. Luther wurde aber durch seine Siege und durch den Beifall, den er fand bei seinen Ordensgenossen, bei hochgestellten Geistlichen und bei den einflußreichen Humanisten und deren Schülern, immer kühner, und durch seine Gegner gereizt, verfiel er auf Behauptungen, die er anfangs selbst nicht glauben mochte. So geht es bei Zänkereien immer. Als Luther 1518 eine Reise zu einer Ordens-Congregation nach Heidelberg machte, schlug er dort neue kühnere Theses an, in denen er den Ablaß selbst und die Macht des Papstes, denselben zu ertheilen, geradezu verwarf, und ganz neue Grundsätze über die Rechtfertigung aufstellte. Sein Auftreten gegen den Ablaß ging im Grunde mit seinen schon länger bei ihm im Keime vorhanden gewesenen irrigen Ansichten über die Rechtfertigung hervor. Die guten Werke, sagte er, seien zur Seligkeit nicht nöthig, sondern nur der Glaube an Christus — der Sünder müsse nur fest glauben, Gott habe ihm vergeben, dann könne auch ein Weib oder ein Kind ihm zurufen: „Glaube, Sohn, deine Sünden sind dir vergeben!" und diese Worte, gläubig aufgefaßt, vermöchten eben so viel, wie des Papstes

oder eines Priesters Lossprechung. Auch den freien Willen sprach Luther dem Menschen ab: was der Mensch Gutes thue, müsse Gottes Gnade ihm abnöthigen. Alles dieses und noch viel mehr wollte er in der Bibel finden, die er einzig für unfehlbar hielt, freilich nur nach seiner Auslegung, denn Päpste und Kirchenversammlungen, sagte er, hätten oft genug geirrt. Fragte man ihn, woher er wisse, daß er allein die Bibel recht verstehe, so antwortete er: Das sagt mir mein Glaube, denn wer Gottes Wort mit gläubigem Sinne lieset, der wird durch die Kraft des im Worte wirkenden Geistes zum richtigen Verständniß geführt. Er bedachte nicht, daß Lehre und Glaube der Kirche älter sind, als Evangelien und Episteln, und daß Christus seinen Aposteln gebot, sein Wort zu lehren, nicht zu schreiben. Er übersah ferner, daß die Erleuchtung des h. Geistes nicht jedem Bibelforscher, sondern nur den Aposteln und deren Nachfolgern versprochen worden ist; woher sonst die verschiedenen, oft ganz entgegengesetzten Erklärungen der Leser, die sich doch eben so wohl, wie Luther, auf ihren gläubigen Sinn zu berufen vermögen? Derselbe Geist Gottes kann doch unmöglich Verschiedenes eingeben. Nie kann Einheit, welche doch eine nöthige Eigenschaft der Wahrheit ist, in der Lehre herrschen, wenn jeder nach Gutdünken die h. Schrift auslegt, und diese Einheit und Sicherheit kann nur durch einen unfehlbaren göttlichen Ausleger erlangt werden. Wer möchte im Ernste Willkür als Regel aufstellen? Wer könnte vom Menschen, auch dem weisesten, Untrüglichkeit erwarten?

Mit Recht erweckten Luthers neue Sätze großes Aufsehen. Sein Prior und Superior kamen zu ihm, und baten, er möchte doch den Orden nicht mit Schande beflecken. Er antwortete, wie er selbst erzählt: „Liebe Väter, ist es in Gottes Namen angefangen, so lasset denselben walten; ist es aber in seinem Namen nicht angefangen, so ist es bald gefallen.“ Worte Gamaliels, eines jüdischen Gesetzgelehrten, die zwar in der Apostelgeschichte stehen, aber doch wohl nicht als Gottes Ausspruch. Denn wenn das lange Bestehen einer Religionspartei ihren göttlichen Ursprung beweiset, so ist gewiß auch Muhammeds Lehre, die schon über 1000 Jahre besteht, eine göttliche Lehre.

Daß Luther so kühn war, kam, um seiner zahlreichen übrigen Gönner aus den vornehmen Ständen hier nicht zu gedenken, besonders von der Gunst seines Landesfürsten, Friedrichs des Weisen, der es gern sah, daß der feurige Mönch viele Studenten nach Wittenberg lockte, und die neue Universität zur hohen Blüthe brachte. Sonst war Kurfürst Friedrich ein eifriger Katholik, und huldigte den Lehren Luthers nicht. Als daher Papst Leo X. den Neuerer nach Rom vorlud, sich zu verantworten, bat Friedrich, der h. Vater möchte ihn doch in Deutschland verhören lassen. Der Papst war damit zufrieden, und so erhielt Luther den Befehl, sich zu Augsburg dem päpstlichen Nuntius am dortigen Reichstage, dem Cardinal Cajetan, zu stellen.

Luther ging hin, und langte im October 1518 an. Kaiser Maximilian ersuchte den Cardinal, mit dem armen Bruder sanft zu verfahren, dieser antwortete, er werde thun, was seine Pflicht sei, und forderte Luther, den er übrigens, nach des Reformators eigener Aussage, auf das freundlichste empfing, kurz auf, seine Lehre zu widerrufen. Luther sagte, er sei dazu bereit, sobald man ihn durch die Bibel des Irrthums überführe. Die Bibel ließ Luther aber nur nach seiner Ansicht reden und gelten, ohne eine Auslegung von höherem Ansehen zu achten, und so erwiderte ihm Cajetan, im Bewußtsein seiner Stellung und Würde, er sei nicht da, mit ihm zu streiten, sondern seinen Widerruf entgegen zu nehmen, und ermahnte ihn liebevoll zur Entsagung seiner Irrthümer. Nach der dritten Zusammenkunft, die am 15. October stattfand, kam eine Uebereinkunft zu Stande. Luther erklärte sich zufrieden, sprach in einem Schreiben an den Cardinal (17. October) seine Reue aus, und gab das Versprechen, zu schweigen, wenn auch seine Gegner schweigen würden, ja er legte gerichtlichen Widerruf ab, und versprach, der Kirche und dem Papste die Entscheidung zu überlassen. Aber bald änderte er seinen Entschluß. Luther reisete schnell bei Nacht ab, wozu ihm Staupitz ein Pferd verschaffte, und ein augsburger Rathsherr ein Mauerpförtchen öffnete, jedoch ließ er ein Schreiben zurück, in welchem er den Widerruf verweigerte, aber sich geneigt erklärte, dem Beschlusse des Papstes Folge zu leisten, dann fügte er noch eine Berufung an den besser zu unterrichtenden Papst hinzu.

Am Ende Octobers kam er wieder zu Wittenberg an, Staupitz hatte bald nach ihm Augsburg ebenfalls in der Stille verlassen.

Cardinal Cajetan forderte jetzt schriftlich den Kurfürsten von Sachsen auf, den ketzerischen Luther aus seinem Lande zu entfernen, oder ihn nach Rom zu liefern. Friedrich deutete darauf Luthern an, er möchte lieber freiwillig gehen, und dieser richtete sein Auge auf Frankreich, gab sogar schon ein Abschiedsmahl, und erhielt während desselben vom Kurfürsten die Anfrage, warum er noch nicht fort sei. Aber des Kurfürsten erster Minister Spalatin, Luthers Anhänger, stimmte den Landesherrn um, und noch vor dem Ende des Mahles erhielt Luther Erlaubniß, zu bleiben, welches er als eine besondere Fügung Gottes betrachtete, und wodurch seine Kühnheit nur zunahm.

Bald darauf kam ein neuer Professor der griechischen Sprache zu Wittenberg an. Es war Philipp Melanchthon, geboren 1497 zu Bretten, einem Städtchen der Pfalz. Sein Vater war Georg Schwarzerd, ein Waffenschmied und Stückgießer, seine Mutter, Barbara Reuter, die Tochter des dortigen Amtmanns. Die Eltern waren sehr religiös; der Vater stand oft des Nachts zum Gebete auf, und da es mit ihm zum Sterben kam, rief er seinen Philipp, damals 11 Jahre alt, vor sich, und ermahnte ihn, Gott immer vor Augen zu halten. „Ich habe viele und große Dinge in der Welt erlebt — sprach er, aber noch größere stehen dir bevor. Große Veränderungen und böse Zeiten sind in der Welt zu fürchten. Gott mag dich leiten und regieren." — Nach des Vaters Tode nahm der Großvater Reuter sich des Knaben an, und hielt ihm einen tüchtigen Hofmeister. Aber auch der Großvater starb bald, und so kam der junge Philipp auf die Schule in Pforzheim, wo ein lateinischer Magister, ein großer Freund der griechischen Sprache, den fleißigen Schülern einen besondern Unterricht im Griechischen versprach. Der junge Philipp Schwarzerd gehörte bald zu der Klasse dieser Erlesenen, und ward des Magisters Liebling. Reuchlin, ein berühmter Humanist jener Zeit, ein Verwandter Philipps, kam nach Pforzheim, und veranlaßte den jungen Schwarzerd, seinen Namen ins Griechische zu übertragen,

sich Melanchthon zu nennen, nach einer damals bei den Gelehrten üblichen Sitte.

Schon mit 14 Jahren bezog er die Universität, und mit 21 Jahren wurde er auf Reuchlins Empfehlung Professor der alten Sprachen zu Wittenberg. Die Studenten beteten ihn fast an, so gelehrt und so bescheiden war er, und so hell wußte er das Schwerste vorzutragen. Die ältern Lehrer sahen mit Neid auf ihn, nur Luther — zufällig seine erste Bekanntschaft in Wittenberg — schloß sich als Freund ihm an, und gestand gern, daß sein Philipp gelehrter sei, als er. Beide unterstützten sich nun, Luthers Heftigkeit wurde durch Melanchthons ruhige Fassung zuweilen in Schranken gehalten. In einem Briefe, den Melanchthon kurz nach Luthers Tode schrieb, lieset man das wahre Urtheil: „Luther war von Natur hitzig und aufbrausend, oft mußte ich ihm eine sclavische Unterwürfigkeit beweisen .... Er konnte es nicht leiden, wenn man von seiner Meinung abwich." Wäre Luther seinem sanften aber schwachen Freunde gefolgt, so wäre es in der Kirche wohl nie zum Bruche gekommen: aber der schwache Melanchthon wurde von dem Feuerkopfe fortgerissen. Der Epheu vermag nicht die Eiche zu halten, sondern mit der Eiche fällt auch der Epheu.

Dennoch wäre der schon bedenklich gewordene Streit damals durch einen neuen päpstlichen Bevollmächtigten fast beigelegt worden. Der Domherr Karl von Miltitz, ein geborner Sachse, lud Luther zu einer neuen Unterredung nach Altenburg im Januar 1519, und behandelte die Sache so gelinde, ja mit allen Rücksichten gegen den Neuerer, selbst mit Hintansetzung seiner Stellung als päpstlicher Gesandter, daß Luther versprach, nicht mehr davon zu predigen und zu schreiben, und so den Handel sich zu Tode bluten zu lassen, ja sogar dem Papste schriftliche Abbitte zu thun, wenn seine Gegner auch schwiegen, und ihn nicht ferner verketzerten. Miltitz versprach, dafür zu sorgen, daß diese Bedingungen erfüllt würden, und ging nach Leipzig, wo Tezel aus Furcht vor dem Volke sich in ein Kloster zurückgezogen hatte; diesem machte er harte Vorwürfe, daß er der einzige Urheber des heillosen Zwistes sei. Tezel tief

gebeugt, starb in kurzer Zeit, wie man sagt, vor Gram. Aus Gram über die Vorwürfe und durch Gewissensbisse, sagen Einige, aus Gram über die Verblendung des päpstlichen Gesandten, der sich durch Luthers verstellerische Nachgiebigkeit ganz habe irre leiten lassen, behaupten Andere.

Luthers Brief an den Papst war voll Ehrfurcht abgefaßt. Es heißt in demselben unter andern: „Ja, ich bekenne frei, daß dieser Kirche Gewalt über alles sei, und ihr nichts, weder im Himmel noch auf Erden könne vorgezogen werden, denn allein Jesus Christus, der Herr über alles. Ich will euch gerne, Ew. Heiligkeit, zusagen, daß ich nochmals diese Materie vom Ablaß will fahren und ruhen lassen, und aller Dinge stille schweigen; allein daß auch meine Widersacher mit ihrem unnützen Rühmen und aufgeblasenen, doch vergeblichen, und schändlichen Worten inne halten. Zudem will ich durch eine öffentliche Schrift das Volk ermahnen, daß es lerne, die römische Kirche mit rechtem Ernst zu ehren, und auch meine Schärfe fahren lassen, die ich wider dieselbe gebraucht, ja gemißbraucht habe, denn ich habe ihr zuviel gethan, indem ich die unnützen Wäscher so hart angetastet. Aber ich habe ja dieses allein darum untersucht, daß nicht durch Schande fremden Geizes die römische Kirche, unsere Mutter, befleckt, noch das Volk in Irrthum verführt würde durch den Ablaß . . . .“

Ganz Ernst kann es mit diesem Schreiben nicht gemeint gewesen sein, denn bereits nach einigen Tagen schrieb Luther an Spalatin, „er wisse nicht, ob der Papst der Antichrist selbst oder nur dessen Apostel sei.“ Von aller Ehrfurcht gegen das kirchliche Ansehen hatte er sich indeß jetzt noch nicht losgerissen, äußere Veranlassungen führten den völligen Bruch schneller herbei.

Es wäre zu wünschen gewesen, daß das bedungene Stillschweigen von beiden genau beobachtet wäre. Aber siehe, da forderte Doctor Johann Eck, Prokanzler der Universität Ingolstadt, den Wittenberger Theologen Andreas Bodenstein, der sich von seinem Geburtsorte Carlostadius oder Carlstadt nannte, zu einer Disputation nach Leipzig, und machte Luthers Sätze zum Thema, das er bekämpfen wollte. Carlstadt war Luthers

Anhänger; vielleicht nur um das Stillschweigen nicht zu brechen, war Luther nicht selbst herausgefordert. Eck war ein berühmter Streiter: er vereinigte Kenntniß der Bibel, Gewandheit im Latein mit einer großen Beredsamkeit und donnernden Stimme, in acht Disputationen hatte er gesiegt, auf Bayerns, Ungarns und Italiens Universitäten, keiner hatte ihn noch überwunden. Es ist kaum zu begreifen, daß Miltitz die Disputation in Leipzig nicht hintertrieb. Der Bischof Adolph von Merseburg untersagte sie, indem Leipzig in seinem Sprengel lag, aber der Landesherr, Herzog Georg von Sachsen versprach von dieser Disputation sich die Beilegung des Streites und die Enthüllung der Wahrheit. Die Gährung war aber so groß, daß in den Herbergen zu Leipzig Wächter mit Partisanen aufgestellt werden mußten, damit die Studenten beider Parteien, die zahlreich angekommen waren, nicht in blutige Händel gerathen möchten. Am 27. Juni 1519 nahm die Disputation ihren Anfang, Luther selbst war auch erschienen. Herzog Georg wohnte mit seinem Hofe ganze 19 Tage den Disputationen Vormittags und Nachmittags bei, und hörte theilnehmend zu, indeß manches Magisterlein auf seinem Stuhle einschlief. Luther trat nur selten gegen Eck auf, und räumte ihm selbst ein, daß der Ingolstädter ein tüchtigerer Theolog sei. Carlstadt kämpfte rüstig gegen ihn, doch nahm er oft zu den Büchern seine Zuflucht, indem er aus der Bibel lange Stellen vorlas; Eck aber sagte seine Beweisstellen aus dem Gedächtnisse her, führte die Bibel und die Kirchenväter ohne Unterbrechung an, und gewann auf diese Weise den Sieg. Die Leipziger ritten mit ihm aus, gaben ihm Festessen, und thaten ihm alle Ehre an. Luther aber und Carlstadt erhielten nichts mehr, als den üblichen Ehrenwein, bekamen selten Besuch, und solches nur im Finstern, selbst die Erlaubniß, noch einmal in Leipzig die Kanzel zu besteigen, wurde Luthern verweigert. Herzog Georg, der früher zur Seite der Neuerer hingeneigt hatte, war durch dieses Streitgespräch ganz für die katholische Sache wieder gewonnen. Verdrießlich kehrte Luther noch vor dem Schlusse der Disputation nach Wittenberg zurück, in der Gunst seines Fürsten bedeutend gesunken. Eck unterließ auch nicht, dem

Kurfürsten Friedrich den Erfolg der gelehrten Unterredung mitzutheilen, und ihm zu bemerken, daß er die Beschützung des Irrlehrers einst schwer vor Gott werde verantworten müssen. Wirklich wußte Friedrich nicht, was er jetzt thun sollte. Da schrieb ihm Erasmus, einer der berühmtesten Gelehrten der Zeit, der, wie früher Petrarca, von Königen und Fürsten geehrt wurde, er möge doch Luthern, einen Geistlichen, nicht gleich den Ketzermachern übergeben, da Papst Leo selbst gern die Freiheit der Schulmeinungen erlaube. Erasmus huldigte nicht den Grundsätzen Luthers, er bekannte in diesem Briefe sogar, daß er noch keine Zeit habe gewinnen können, Luthers Büchlein zu lesen; daß er ihn dennoch in Schutz nahm, hatte seinen Grund in der Verunglimpfung, die dem gelehrten Manne selbst — wie er glaubte, mit Unrecht — zu Theile wurde, denn die Leute sagten, die Freidenkerei rühre von nichts her, als von den griechischen und lateinischen Literatoren: Erasmus habe das Ei gelegt, das Luther nun ausbrüte. Schon solches Reden entrüstete den Erasmus, denn er hatte kurz vorher noch das neue Testament herausgegeben, und in der Vorrede gesagt, er wünsche, daß die Bibel in alle Sprachen übersetzt, und von Weibern, Kindern, Handwerkern und Bauern gelesen werden möchte. Diese Schrift hatte Papst Leo selbst gutgeheißen und empfohlen — ein Beweis, daß man in Rom selbst nicht so finster dachte, wie die Schreier vorgaben*). Wenn indeß Erasmus und die übri-

*) Ob wir auch nicht läugnen wollen und können, daß damals manche Mißbräuche, und auch Unwissenheit und Entartung der Sitten bei manchen Geistlichen herrschten, so dürfen wir doch keinesweges zugeben, daß dieses so schlimm gewesen, wie es die Gegner darzustellen pflegen. Wie bosbaft werden nicht noch in unsern Tagen die kathol. Kirche und die Geistlichkeit verläumdet, da wir doch täglich die Erfahrung von den abscheulichen Lügen mancher Feinde machen können, und überzeugt sind, daß weder die jetzige Kirche noch die Geistlichkeit solchen Tadel verdienen! Auch bat es zu keiner Zeit, auch in der schlimmsten nicht, an großen Männern gefehlt, welche der Kirche treu blieben und dennoch gegen die Mißbräuche eiferten. Wir erinnern nur an die Cardinäle Nicolaus von Cusa, Julian, Peter d'Ailly, Sadolet, an Gerson, Erasmus und Thomas Morus. Zudem waren auf den Kirchenversammlungen zu Pisa, Constanz, Basel und im Lateran von der rechtmäßigen Behörde wirkliche Reformen theils

gen Literatoren auch minder anzuklagen sind, als von ihren Gegnern geschah, so hatten dennoch auch diese ihre Gründe zur Beschwerde über die Unkirchlichkeit der genannten Männer, und der Roterdamer ist keineswegs von allen Irrthümern frei zu sprechen. Später kam er mehr zu Einsicht über die eigentlichen Absichten der Neuerer, und ist auch der katholischen Kirche treu geblieben.

Genug, Erasmus hatte Ansehen, den Kurfürsten von Sachsen zu beruhigen, daß er Luther nicht verstieß. Indessen war zu Anfang des Jahres 1520 Eck nach Rom gereiset, und kam mit einer päpstlichen Bulle zurück, in welcher einige von Luthers Sätzen als ketzerisch, andere als ärgerlich und vermessen verdammt, und ihr Urheber abermals zum Widerruf aufgefordert wurde. Es machte einen unangenehmen Eindruck, daß gerade Luthers Gegner die Bulle mitbrachte, der Kurfürst von Mainz als Primas fühlte sich dadurch zurückgesetzt, selbst Miltitz, der Legat, welcher früher mit Luther auf gutem Wege zu sein glaubte. So fand die Bulle selbst bei Luthers Gegnern Mißbilligung, und konnte an vielen Orten gar nicht angeschlagen werden. Die Sachen standen überhaupt für Luther jetzt viel günstiger, als nach der Leipziger Disputation. Damals war ihm und seinen Anhängern der Muth sehr gesunken, schon wollte Luther nach Böhmen flüchten, wo seine Lehre vielen Anklang gefunden hatte, da gewann er durch Ulrich von Hutten Bundesgenossen in dem aufrührerischen Theile der deutschen Ritter, der sehr mächtig war und der des Franz von Sickingen als seines Hauptes sich rühmen konnte. Dieser Haudegen hatte aber schon mit Glück einige der größeren Reichsfürsten befehdet. Luther hatte bereits großen Ruf in Deutschland, durch ihn und seine Gehülfen Melanchthon und Carlstadt erfreute sich Wittenberg an 1500 Studenten, er bekam beifällige und ermunternde Zuschriften aus allen Gegenden; die Eifersucht der verschiedenen Orden gegen einander, besonders der Dominicaner und der Augustiner, dann die gegenseitige aus den frühsten Zeiten herstammende Abneigung

---

bewerkstelligt, theils beantragt. Wenn auch zu allen Zeiten Unkraut im Acker Gottes sich befand, so hat es doch nie an Weizen und an Arbeitern, die das Unkraut auszurotten strebten, gefehlt.

der Deutschen gegen die Italiener, besonders gegen Rom, leisteten gleichfalls der Sache Luthers Vorschub. Nun dachte man nicht mehr an Unterwerfung, Trotz setzte man der päpstlichen Bulle entgegen. Zu Leipzig mußte Eck in ein Kloster fliehen, um nicht von den Studenten erschlagen zu werden, und die angeschlagene Bulle wurde mit Koth bestrichen; zu Erfurt und Wittenberg kam es nicht einmal zum Anschlagen, und es dauerte lange, ehe Luther selbst ein glaubhaftes Exemplar zu sehen bekam, wie er es denn nicht glauben wollte, daß seine Sätze verdammt sein. Er fuhr fort, Büchlein in die Welt zu senden, z. B. über die babylonische Gefangenschaft, wie er die römische Kirche nannte, und läugnete darin geradezu die göttliche Einsetzung des Kirchenoberhauptes, strich alle Sakramente bis auf drei, und erklärte das Fasten, die Gelübde der Klosterorden u. dgl. für thöricht und kraftlos. Solche Predigten bewirkten, daß Wittenberger Studenten bald die babylonische Gefangenschaft sprengten, und aus einem benachbarten Kloster die Nonnen herausholten, welches Luther jedoch jetzt noch nicht billigte.

Miltitz versuchte noch einmal, Luthern in der Güte zu gewinnen, und brachte ihn dahin, abermals an den Papst zu schreiben. Der Brief enthielt aber so ungeziemende Stellen, daß er das Uebel nur unheilbar machen konnte. „Das ist wahr — sagt er in denselben — ich habe frisch angetastet den römischen Stuhl; den man nennet den römischen Hof, von welchem auch du selbst und niemand auf Erden anders bekennen muß, denn daß er sei ärger und schändlicher, denn je kein Sodoma, Gomorra oder Babylonien gewesen ist. Und so viel ich merke, so ist seiner Bosheit hinfort weder zu rathen noch zu helfen. Es ist alles überaus verzweifelt und grundlos da worden. Darum hat michs verdrossen, daß man unter deinem Namen und der römischen Kirchen Schein das arme Volk in aller Welt betrog und äffte.“ Man sieht, daß er hier die Würde der römischen Kirche wieder anerkennt, und nur ihre Gebrechen tadelt, da er sonst wohl behauptete, der Papst sei der Antichrist, und das Papstthum vom Teufel gestiftet. Der Reformator widersprach sich oft selbst. Dem Papste Leo läßt

er hingegen alle Gerechtigkeit widerfahren, und betheuert, daß er von ihm nie anders als mit Achtung gesprochen habe. „Indessen — fährt er fort — sitzest du, heiliger Vater, wie ein Schaf unter den Wölfen, wie Daniel unter den Löwen und wie Ezechiel unter den Scorpionen. Was kannst du Einziger wider so viele Ungeheuer? Ob dir schon drei oder vier gelehrte Cardinäle beifielen, was wäre das unter solchem Haufen? Ihr müßtet eher durch Gift untergehen, ehe ihr fürnehmet, der Sache zu helfen. Es ist aus mit dem römischen Stuhl, Gottes Zorn hat ihn überfallen ohne Aufhören.“ Was würde Luther zu dieser prophetischen Rede wohl sagen, wenn er jetzt, nach 300 Jahren, wieder aus seinem Grabe erstände, und das Papstthum noch blühen, die Aergernisse aber verschwunden sähe! „Der päpstliche Stuhl — fährt er fort — ist feind von allgemeinen Concilien, er will sich nicht reformiren lassen, und mag doch sein wüthendes unchristliches Wesen nicht mindern, damit er erfüllet, was gesagt ist von seiner Mutter, der alten Babylon, Jeremias 51: Wir haben viel geheilt an Babylon, noch ist sie nicht gesund worden; wir wollen sie fahren lassen. Es sollte wohl dein und der Cardinäle Werk sein, daß ihr diesem Jammer wehret; aber die Krankheit spottet der Arznei, die Pferde und der Wagen hören nicht auf den Fuhrmann. Das ist die Ursache, warum es mir allzeit ist leid gewesen, daß du Papst geworden bist. Der römische Stuhl ist deiner und deines Gleichen nicht werth, sondern der böse Geist sollte Papst sein, der auch gewiß mehr denn du in der Babylon regieret. O wollte Gott, daß du entledigt von der Ehre, (wie deine allerschädlichsten Feinde es nennen), etwa von einer Pfründe oder von deinem väterlichen Erbe dich nähren möchtest! Führwahr, mit solcher Ehre sollte billig niemand, denn Judas Iskarioth und seines Gleichen, die Gott verstoßen hat, geehrt sein. — O du allerunseligster Leo, der du sitzest auf dem allergefährlichsten Stuhle! Wahrlich, ich sage dir die Wahrheit, denn ich gönne dir Gutes. — Dieweil ich sah, daß ihm nicht zu helfen, Kost und Mühe verloren war, habe ich ihn verachtet, einen Urlaubbrief geschenket, und gesagt: Ade, liebes Rom, stink fortan, was da stinket,

und bleibe unrein für und für, was unrein ist!" Welche Worte im Munde eines Mannes, der da sagte, von Gott berufen zu sein, die Kirche zu verbessern! Man sieht aber, wie weh es ihm that, zu Leipzig von Eck besiegt zu sein, denn er fährt fort: „Habe mich daher begeben in das stille Gerüchte zum geruhigen Studiren der h. Schrift, damit ich förderlich wäre denen, bei welchen ich wohne. Da ich nun hier nicht unfruchtbarlich handelte, that der böse Geist seine Augen auf, und ward das gewahr. Behende erweckte er mit einem unsinnigen Ehrgeiz seinen Diener Johann Ecken, einen sonderlichen Feind Christi und der Wahrheit, gab ihm ein, daß er mich risse in eine Disputation, unversehens, und mich ergriffe bei einem Wörtlein, von dem Papstthum gesagt, das mir ohngefähr entfallen war. Da warf sich auf der große ruhmräthige Held, sprühete und schnaubete, als hätte er mich schon gefangen; gab für, er wolle zur Ehre Gottes und Preis der h. römischen Kirche alle Dinge wagen und ausführen, blies sich auf, und vermaß sich deiner Gewalt, welche er dazu gebrauchen wollte, daß er als der oberste Theologus in der Welt berufen würde"....

Mit einem solchen Briefe konnte Luther doch unmöglich glauben, den Streit in der Güte beizulegen. Dies muß auch sein Wille nicht gewesen sein, denn zu gleicher Zeit ließ er allerlei Schriftchen durch Deutschland fliegen, deren Titel schon den Geist ihres Inhalts verrathen, z. B. „Schrift von den neuen eckischen Bullen und Lügen" — „Schrift wider die Bullen des Antichrists." — Solche wurden in allen Bierstuben gelesen und beklatscht, denn Luther war gewaltig mit der Feder, wußte den Volkston zu treffen, und wandte sich an die menschlichen Leidenschaften. Der Haufe liebt zudem Scandal. Die Universitäten Löwen und Köln sammelten Luthers Flugschriften, und ließen sie als ketzerisch feierlich verbrennen. Solches erbitterte Luthern: er war nun — wie er sagte — auch ein Mann geworden, beschied die ganze Universität Wittenberg auf den 10. December 1520 Morgens 9 Uhr vor das Elsterthor, und nachdem dort die Studenten einen Scheiterhaufen von Holz, von den Büchern des canonischen Rechtes, wie auch von Ecks Schriften errichtet hatten, den ein Magister anzündete, warf Luther

selbst die päpstliche Bulle in die Flammen mit den biblischen Worten: „Weil du den Heiligen des Herrn betrübet hast, so betrübe und verzehre dich das höllische Feuer.“ Tages darauf erklärte er, „daß die Decretal verbrannt, wäre nur ein Kinderspiel; hoch von Nöthen wäre es, daß der Papst, d. i. der römische Stuhl selbst, sammt aller seiner Lehre und Gräueln verbrannt wären.“ So war der Bruch vollendet, und die Achtung gegen die Kirche und deren rechtmäßiges Oberhaupt mit Füßen getreten. Luther hatte durch diese Handlung gebrochen mit der ganzen christlichen Vorzeit, die alten Einrichtungen, Zustände und Rechsverhältnisse sollten gänzlich zerstört werden; seine neue Kirche sollte sich erheben auf der Asche der alten. Die Leidenschaft hat Luthern immer weiter geführt.

Hier beginnt auch ein Wendepunkt in des Wittenbergers Leben. Sein Charakter war ganz zur Rechthaberei umgestimmt, seine Sprache ganz niedrig geworden, und nur zuweilen blickte seine bessere Empfindung noch durch. Den Papst nannte er auf der Kanzel und in seinen Büchern einen Antichrist, einen Esel, sich selbst aber den Ecclesiast von Wittenberg und den fünften Evangelisten, der allein Gottes Wort unverfälscht lehre. Zur Rechtfertigung der Verbrennung der päpstlichen Bulle erließ er eine Schrift, in welcher er mehrere Sätze aus dem canonischen Rechte als ketzerisch aushob, unter andern auch den Satz, daß ein Christ Gewalt durch Gewalt abwehren dürfe, da Jesus lehre: „Wer dir den Rock nimmt, dem laß auch den Mantel.“ Wie befolgte er doch diese Regel, da er Leo's Bulle verbrennte? doch gegen die oberste Behörde der Kirche hielt er Rache für erlaubt, da er seine Schrift mit Samsons Worten schloß: „Wie sie mir gethan haben, so habe ich ihnen gethan *).“

*) Auch Luthers Zeitgenossen und selbst Anhänger billigten des Refcrmators leidenschaftliche Sprache nicht. So sagt Ambrosius Blaarer, ein wegen der Neulehre aus dem Kloster Alpirspach im Würtembergschen entsprungener Mönch in einem Schriftchen, gedruckt 1523 und an den Rath von Constanz gerichtet, Folgendes: „Sie (nämlich die Katholiken) wöllend uns auch diß honig) d. i. unsern Ruhm über die neue Lehre) allermeist verbitteren mit dem, daß Luter so gantz kutzlich, sporräß, anfellig und byssig ist, seine widersacher und nemlich

Nur wenige fanden sich, welche Luthern zum Schweigen bringen wollten. Die es am besten gekonnt hätten, wollten es nicht, weil sie nicht glaubten, daß Luthers Treiben unselige Wirkungen haben werde; vielmehr erwarteten sie von dieser Gährung viel Gutes zur Verbesserung der Kirche und schwiegen. Kaiser Maximilians Tod und die Wahl eines neuen Kaisers zog die Augen der Großen von Luthers Händeln ab, und gab seinem Thun desto freiern Spielraum. Erst als Prinz Carl von Spanien, der Erbe Oesterreichs gewählt war, gewann Luthers Sache mehr ein öffentliches Ansehen. Carl V. war fest entschlossen, die Religion seiner Väter zu schützen, und keine Neuerung aufkommen zu lassen. Sobald er in Aachen gekrönt war, schrieb er einen Reichstag zu Worms aus, wohin auch Luther zum Verhöre beschieden ward.

§ 7.

Luther zu Worms.

(April 1521)

Auf dem Reichstage zu Worms trug der päpstliche Legat gleich auf die Reichsacht gegen Luther an, jedoch sein Landesherr, Friedrich von Sachsen, verlangte, denselben erst persönlich zu vernehmen, und wirkte ihm vom Kaiser freies Geleit und sichere Rückkehr aus. Da trug Luther kein Bedenken, nach Worms zu reisen. Unterwegs predigte er oft,

---

auch die grossen Fürsten und Heren gaystlich und weltlich so mit freveler Dreustigkeit antast, schilt und lestert, brüderlicher lieb unn christenlicher beschaidenheit so gar vergißt; in welchem er warlich auch mir offt mißfallen hat, wölt auch nochmals gar ungern yeman darauff weisen, daß er sich im (ihm) hirinn vergleiche." So urtheilten besonnennere Männer, aber die Leidenschaftlichen liebten eben diese leidenschaftliche Sprache und das Herunterziehen der Höhern in den Staub. Das maßlose Schmähen fand Anklang in ähnlichen Gemüthern, und ist es doch leichter, Leidenschaften zu wecken, als zu beschwören. Die gewöhnliche Entschuldigung, Luthers niedrige Sprache sei aus dem Geiste der damaligen Zeit, in welcher allgemein diese Unsitte geherrscht, hervorgegangen, können wir nicht durchgehen lassen, weil sie nicht wahr ist. Man braucht nur in etwa die Literatur des 16. Jahrh. zu kennen, um solches Vergehen unbegründet zu finden.

und wurde in manche Stadt feierlich eingeholt. Je näher er nach Worms kam, desto mehr Warnungen erhielt er von seinen Gönnern, ja der sächsische Kanzler Spalatin schickte ihm einen treuen Menschen entgegen, ihm zu rathen, doch ja nicht in die Stadt zu kommen, es könne ihm wie Huß ergehen. Luther antwortete aber: „Ich gehe doch nach Worms, und wären so viele Teufel darin, als Ziegel auf den Dächern.“ Die Zeitumstände hatten sich sehr geändert, und der Neuerer besaß Gönner und mächtige Freunde genug, um eben nicht sehr ängstlich sein zu brauchen, und schon etwas wagen zu können.

Seine Ankunft glich einem feierlichen Einzuge. Kaum war er in seiner Herberge, so erhielt er von Fürsten und Grafen Besuche, und seine Stube wurde nicht leer. Am folgenden Tage führte ihn der Reichsmarschall Graf von Pappenheim nach dem Rathhause vor den Reichstag, und stellte ihn vor des Kaisers Thron. Vor ihm auf einer Bank lagen seine Schriften, und der kurtrierische Official fragte ihn, ob er diese Bücher geschrieben habe. Luther bejahte es. Der Official fragte weiter, ob er die in denselben enthaltenen Irrlehren widerrufen wolle. Dazu bat sich Luther Bedenkzeit aus. Der Official erwiderte, er hätte unterweges Zeit genug gehabt, sich zu bedenken, denn es stände ja in seiner Vorladung, weswegen man ihn herbeschieden habe. Jedoch wurde ihm bis zum folgenden Tage Frist gegeben. Der Kaiser war hier bloß Zuschauer, nur sagte er zu seinem Nachbar: „Der könnte mich nicht bewegen, ein Ketzer zu werden“. So verlegen benahm sich Luther in diesem feierlichen Augenblicke; sein Landesherr Friedrich von Sachsen ärgerte sich auch darüber, und ließ ihn zur Fassung ermahnen.

Am folgenden Tage (18. April) wurde Luther erst gegen Abend wieder vorgelassen. Nun hielt er eine deutsche Rede, die er für den Kaiser lateinisch wiederholte, und seine Erklärung ging jetzt dahin, er wolle alle seine Sätze widerrufen, die man ihm aus der Bibel widerlegen würde. Der Official entgegnete, wenn jeder Neuerer aus der bloßen Bibel widerlegt werden wolle, die er doch nur nach seinem Sinne nehme, und keine Ueberlieferung der ersten Jahrhun-

derte, keine Entscheidung der allgemeinen Kirche gelten solle, so stehe am Ende nichts mehr fest — man sei nicht hier, mit ihm zu streiten, sondern seinen Widerruf entgegen zu nehmen, und man verlange eine unumwundene Erklärung. „Wohl! — antwortete Luther — weil denn eine schlichte, einfältige Antwort von mir verlangt wird, so will ich euch eine geben, die weder Hörner noch Zähne hat. Ich glaube weder dem Papste, noch seinen Concilien, denn beide haben oft genug geirrt, und sich selbst widersprochen. Ich kann und werde also nichts widerrufen, es sei denn, wie gesagt, man widerlege mich aus göttlicher heiliger Schrift; denn es ist nicht gerathen, etwas wider das Gewissen zu thun. Hier stehe ich, ich kann nicht anders. Gott helfe mir! Amen."

Nach dieser Erklärung wurde Luther entlassen. Kurfürst Friedrich von Sachsen sagte zu seinem Kanzler Spalatin: „Wie schön hat Pater Martin geredet vor Kaiser und Reich! Er hat nur zu derbe gesprochen." Kaiser Carl erließ aber am anderen Tage ein Rundschreiben an sämmtliche Reichsstände, er werde als Abkömmling der christlichen Kaiser deutscher Nation, der katholischen Könige Spaniens, der Erzherzoge Oesterreichs und der Herzoge von Burgund, welche sämmtlich ganz warme Anhänger und Vertheidiger der katholischen Religion gewesen, alles anwenden, daß der Wahn eines einzigen Mönches nicht weiter um sich greife; dieser streite gegen die ganze Christenheit, die vor tausend Jahren gelebt habe, und die noch lebe, und wenn die Neuerung durchgehe, so wären alle Christen bis dahin irrig gewesen; darum sei er fest entschlossen, Reich, Herrschaft, Freunde, Leib, Blut und Leben daran zu wagen, daß die Neuerung nicht weiter um sich greife zur Schande der deutschen Nation; er als Kaiser, als Schirmherr der heiligen Kirche, gebiete allen Ständen, gegen den hartnäckigen Menschen alles Ernstes zu verfahren, derselbe solle nicht weiter gehört werden, und möge sich nur schleunig entfernen, unterweges sich aber alles Predigens enthalten. Luther gehorchte, nachdem er mehrere unter der Hand gemachte Versuche, ihn zu gewinnen, abgewiesen hatte, predigte aber wieder an mehreren Orten auf der Rückreise. Was hätte er nun sagen können, wenn man ihm das Geleit gebrochen

hätte? Bald nach ihm verließen die meisten Fürsten Worms, denn es sollte ein harter Spruch über Luther ergehen, welches selbst jeder Reichsstand, der seiner Lehre nicht huldigte, mißbilligte. Die Gemüther waren so sehr in Gährung, daß noch vor Luthers Ankunft dem in Worms anwesenden päpstlichen Legaten von sämmtlichen Reichsständen 105 Beschwerden deutscher Nation gegen den römischen Stuhl mitgetheilt wurden, und nur wenige Reichsstände zu Worms waren doch lutherisch gestimmt. Nach Abreise der meisten Fürsten, die nicht unterschrieben, erließ Kaiser Carl V. gegen Luther die Reichsacht. Das Urtheil sagte, weil der böse Geist die Gestalt eines Menschen in einer Mönchskutte angenommen, der Luther heisse, und dieser alle längst vergessenen Ketzereien in eine stinkende Pfütze versammelt, auch seine eigenen Ketzereien hinzugethan habe, so sei er als ein von der Kirche getrenntes Glied und verstockter Ketzer unter des Reichs Acht und Aberacht gelegt, und jedermänniglich bei Strafe verletzter Majestät und gleicher Acht geboten, ihn nach dem 14. Mai nicht ferner zu hausen, zu höfen, zu ätzen, zu tränken, zu enthalten, sondern ihn gefangen zu nehmen, und wohlverwahrt an den Kaiser abzuliefern, oder ihn wenigstens bis auf weitern Bescheid gefangen zu halten.

Nach diesem Acte bestellte Carl für Deutschland eine Reichsregierung, ging nach Spanien, heirathete, und kehrte in acht Jahren nicht zurück; seinen Bruder Ferdinand hatte er als seinen Statthalter in Deutschland gelassen. Während dieser langen Abwesenheit des Kaisers ereignete sich in Deutschland viel Neues. Die neuere Religionspartei gewann eine festere Gestalt, und noch in seinem Testamente soll Carl es bereuet haben, daß er gegen Luther zu Worms nicht strenger verfahren habe.

§ 8.

Luther auf der Wartburg.

(Mai 1521—März 1522.)

Ziemlich buchstäblich wurde die Reichsacht gegen Luther vollstreckt, und zwar durch dessen eigenen Landesherrn, Friedrich

von Sachsen, jedoch nicht aus Haß, sondern aus Fürsorge. Luther war auch schon darauf vorbereitet und stimmte ein. Als er von Worms nach Wittenberg zurückreisete, und bei dieser Gelegenheit einen Abstecher nach Möra machte, wurde am 4. Mai sein Wagen in der Gegend des Schlosses Altenstein von fünf verkappten Reitern angehalten, er herausgerissen, und waldeinwärts getrieben. Seine erschrockenen Begleiter ließ man ziehen, ihn nahmen die Reiter auf ein Pferd, und führten ihn nach der Wartburg, einem festen Bergschlosse, welches eine Stunde von Eisenach liegt. Hier mußte er weltliche Kleider anlegen, erhielt ein Zimmer mit Büchern und Schreibmaterialien, und hieß bei der Dienerschaft der Ritter Jürgen, wurde auch als ein Ritter von zwei Knappen bedient.

Hier auf der Wartburg, die er sein Pathmos nannte, arbeitete er an einer neuen deutschen Uebersetzung der Bibel, doch meinte er, der Teufel verfolge ihn überall, und wolle ihn holen. Einmal — so dünkte ihn — sah er während des Schreibens den Teufel in einer Ecke seines Zimmers stehen, und warf mit dem Dintenfasse nach dem Bösen. Dadurch entstand ein Dintenfleck an der Wand, den man noch heutigen Tages zeigt. Folgendes erzählte er hernach selbst: „Als ich Anno 1521 auf dem Schlosse Wartburg im Pathmo saß, da war ich ferne von Leuten in einer Stube, und konnte niemand zu mir kommen, als zween Edelknaben, so mir täglich zweimal zu essen und zu trinken brachten. Nun hatten sie mir einen Sack mit Haselnüssen gekauft, die ich zu Zeiten aß, und hatte denselben in meinen Kasten verschlossen. Eines Abends zog ich mich in der Stube aus, ging in die Kammer, und legte mich zu Bette. Da kommt mir's über die Haselnüsse, hebet an, und knicket eine nach der andern an die Balken mächtig hart, rumpelt mir am Bette, aber ich fragte nicht darnach. Wie ich nun ein wenig einschlief, da hebt's an der Treppe ein solch Gepolter an, als würfe es ein Schock Fässer hinunter. Ich stehe auf, gehe auf die Treppe zu, und sprach: Bist du es, so sei es! — befahl mich dem Herrn Christo, von dem geschrieben steht: Alles hast du unter seine Füße gethan, wie der achte Psalm sagt, und legte mich wieder zu Bette. Denn das ist die beste Kunst, ihn zu ver-

treiben, wenn man ihn verachtet, und Christum anrufet. Das kann er nicht leiden."

Luthers Wohnung auf der Wartburg war anfangs ein Geheimniß, jedermann in Deutschland meinte, er sei todt, weil man nichts mehr von ihm hörte. Bald aber ließ er wieder neue Büchlein durch Deutschland fliegen, und keiner wußte, woher sie kamen. Der Cardinalerzbischof von Mainz und Magdeburg, Albrecht von Brandenburg, fing in Halle mit der Ertheilung des Ablasses wieder an. Darüber erhielt er von Luther einen drohenden Brief, aus welchem ich doch einige Stellen hersetzen muß. „Es hat jetzt Ew. Kurfürstliche Gnaden zu Halle wieder aufgerichtet den Abgott .... Mir nicht des Schimpfes! Man muß anders davon singen und hören. Ist deshalb meine unterthänige Bitte, Ew. K. Gnaden wollten das arme Volk unverführt und unberaubet lassen, sich einen Bischof, nicht einen Wolf erzeigen .... Derselbe Gott lebet noch, da zweifle nur Niemand an, kann auch die Kunst, daß er einem Cardinal von Mainz widerstehe, wenn gleich viele Kaiser ob ihn hielten. Er hat auch sonder Lust, die hohen Cedern zu brechen, und die hochmüthigen, stolzen Pharaones zu demüthigen .... Eure K. Gnaden denken nur nicht, daß der Luther todt sei. Er wird auf den Gott, der den Papst demüthiget hat, so frei und fröhlich pochen, und ein Spiel mit dem Cardinal von Mainz anfahen, deß sich nicht viel versehen .... Darum sei Ew. K. Gnaden endlich und schriftlich angesagt, wo nicht der Abgott wird abgethan, muß ich göttlicher Lehre und christlicher Seligkeit zu gut mir das laßen eine nöthige, dringende und unvermeidliche Ursach sein, Ew. K. Gnaden wie den Papst, öffentlich anzutasten, solchen Fürnehmen fröhlich einzureden, ... und aller Welt anzuzeigen, Unterschied zwischen einem Bischof und Wolf; da mag sich Ew. K. Gnaden nach wissen zu richten und zu halten .... Ich habe Ew. K. Gnaden genug ermahnet .... Was laßet ihr euch dünken? Seid ihr eitel Giganten und Nimroten von Babylonien worden? .... Schweigen werde ich nicht, und ob mir's nicht würde gelingen, hoffe ich doch ihr Bischöfe sollt euer Liedlein nicht mit Freuden hinaussingen .... Hierauf bitt' und erwart' ich Ew. K. Gnaden richtige,

schleunige Antwort, inwendig 14 Tagen. Denn nach bestimmten 14 Tagen wird mein Büchlein zu Halle ausgehen, wo nicht kommt eine gemeine Antwort .... Gott gebe Ew. K. Gnaden seine Gnade, zu rechtem Sinn und Willen. Gegeben in meiner Wüstung, Sonntag nach St. Catharinä Anno 1521." Der Erzbischof antwortete schriftlich noch vor der gestellten Frist, der böse Handel sei längst abgethan, und er dankte fast für Luthers brüderliche Ermahnung, mit der Bemerkung, daß er ein sündiger Mensch sei. So schwach und unwürdig benahm sich der Mann, der an der Spitze der deutschen Kirche stand. Luther machte ihm dagegen das Compliment, daß er doch nur ein Heuchler sei.

Unterdessen gab es wieder etwas Neues in Wittenberg. Seitdem Luther die Regel aufgestellt hatte, nichts müsse man glauben, das nicht mit klaren Worten in der Bibel stehe, war auch andern Leuten ein Licht aufgegangen. Einige in Zwickau fanden die Kindertaufe nicht in der Bibel, und wollten die Erwachsenen noch einmal taufen, weswegen sie Wiedertäufer hießen. Weil die Obrigkeit in Zwickau ihnen kein Recht geben wollte, kamen sie nach Wittenberg. Ihr Haupt war Nicolaus Storch, seines Handwerks ein Wollweber; er hatte sich mit 12 Aposteln und 72 Jünger umgeben, und sprach im Tone der Propheten. Melanchthon wußte keine Gründe, die Kindertaufe zu rechtfertigen — auf Tradition und stets üblichen kirchlichen Gebrauch wollte er mit Luther sich ja nicht berufen — doch meinte er, solche Leute wären nicht berufen, die Bibel auszulegen. Desto eifriger ergriff Karlstadt das neue Evangelium; er schaffte als Archidiakonus der Stiftskirche die Messe ab, zog mit einem Haufen Eiferer durch die anderen Kirchen, riß die Altäre um, warf die Heiligenbilder hinaus, und predigte, die Geistlichen sollten ein Weib nehmen, und sich von einem Handwerk ernähren, wie St. Paulus gebiete. Das Studiren, sagte er, tauge auch nichts, die Studenten sollten lieber ein Handwerk lernen. Wenn ihm eine Bibelstelle dunkel war, so lief er in die Werkstätte eines Schneiders oder Schusters, und bat diese um die Auslegung. Versicherte der ehrliche Schneider, er verstehe sich auf die Bibel nicht, so behauptete Karlstadt, er müsse es, denn der himmlische Vater habe es den Wei-

sen und Klugen verborgen, den Kleinen aber offenbaret. Karlstadt's Beispiel war ansteckend: die Wittenberger Studenten verließen die Hörsäle, und liefen in die Werkstätten, die Universität drohete sich aufzulösen.

Luther vernahm alles auf der Wartburg, und stand wie auf Kohlen. Daß andere ihm vorgriffen, war ihm unerträglich, und er sehnte sich nach Wittenberg zurück. Auch der bedrängte Melanchthon wünschte des kräftigen Freundes Gegenwart wider die neuen Neuerer, nur der Kurfürst befahl, Luther solle auf der Wartburg bleiben. Dieses Befehls ungeachtet machte sich Luther von der Wartburg fort, und stand am 7. März 1522 zu aller Erstaunen wieder in Wittenberg. Unterweges entschuldigte er den gethanen Schritt gegen seinen Landesherrn durch einen Brief, in welchem es unter andern heißt: „Ew. Kurfürstlichen Gnaden wissen, ich komme gen Wittenberg in gar viel einem höhern Schutze, denn des Kurfürsten .... Dieweil ich spüre, daß Ew. K. Gnaden noch gar schwach ist im Glauben, kann ich keinerlei Wege Ew. K. Gnaden für den Mann ansehen, der mich schützen oder retten könnte .... Gott will und kann nicht leiden Ew. K. Gnaden oder mein Sorgen und Treiben; er will's ihm gelassen haben, deß und kein anderes: da mag sich Ew. K. Gnaden darnach richten .... Ja ich halte, ich wollte Ew. K. Gnaden mehr schützen, denn sie mich schützen könnte .... Ich will Ew. K. Gnaden vor Schaden und Gefahr sicher halten an Leib, Gut und Seele, meiner Sachen halben, es gläube es Ew. K. Gnaden oder gläub's nicht .... Wenn Ew. K. Gnaden gläubte, so würde sie Gottes Herrlichkeit sehen. Weil sie aber nicht gläubt, hat sie auch noch nichts gesehen. Gott sei Lieb und Lob in Ewigkeit. Amen."

Acht Tage hinter einander predigte Luther nun zu Wittenberg gegen die zwickauer Propheten, und sagte ihnen ins Gesicht, sie seien Antichristen, und er haue ihren Geist über die Schnauze. Sie gingen bald davon, selbst Karlstadt mußte vor Luthers Donnerberedsamkeit die Segel streichen, und schweigen, auch das Predigen wurde ihm untersagt, und was er schrieb, holte Luther ihm aus der Druckerei. Wie

reimte sich dies mit dem von Luther frei gegebenen Forschen in der Bibel und mit der vielgepriesenen Gewissensfreiheit? Diese Widertäufer konnten wohl von Luther niedergedonnert, aber von seinem Standpunkte aus nicht widerlegt werden: sie führten dieselben Gründe für ihre Ansichten an, wie Luther für die seinigen; und man sieht nicht ein, daß sie weniger Recht zu ihren Behauptungen hatten, als Luther zu den seinigen.

§ 9.

Luthers kühnere Unternehmungen.

Im Jahre 1525 starb Kurfürst Friedrich der Weise, bis an sein Ende Katholik. Da er keine Kinder hinterließ, so folgte in der Regierung sein Bruder Johann der Standhafte, welcher der neuen Lehre hold war, und da wagte Luther kühnere Schritte, die er dem Karlstadt nicht hatte einräumen wollen. Er schaffte die Messe ab*) und gab auch den Mönchen und Nonnen die Ehe frei. Er selbst vermählte sich am 11. Juni 1525 mit Katharina v. Bore, einer Nonne; doch war er nicht der erste unter den Neulehrern, welche diesen Schritt wagten. Der erste in Wittenberg war Karlstadt gewesen, zu dessen Vermählung eine eigene Brautmesse componirt und abgehalten wurde, die noch vorhanden ist. In der Collecte dieser Messe hieß es: „Allmächtiger Gott, der du deinen Diener Andreas (so hieß Karlstadt) aus der Knechtschaft zur Freiheit des seligen Ehestandes berufen, verleih' uns, daß wir von den Fesseln der Sünde uns losreißen, und alle seinem frommen Beispiele folgen. Durch Jesum Christum . . . ." Ein solches Gebet am Altare zu singen, scheute man sich nicht!! — Noch größeres Aufsehen machte Luthers Heirath, die ihm selbst von seinen Anhängern sehr verübelt wurde, und nur dazu diente, seine Lehre in einen übeln Ruf zu bringen. Viele, die sich für Kirchenverbesserer ausgaben, folgten seinem Beispiele, und nahmen Weiber. Erasmus sagte bei dieser Gelegenheit, die

*) Luther sagt in seinen Schriften, über die Messe habe er eine ganze Nacht mit dem Teufel disputirt, bis dieser ihn endlich überwunden habe; also schaffte er die Messe ab auf Anrathen des — Teufels.

große Tragödie endige als Komödie, worin sich zuletzt alle heiratheten, und die sogenannte Reformation scheine keinen andern Zweck zu haben, als Mönche zu entkappen und Nonnen zu verheirathen.

Mit Erasmus konnte Luther überhaupt gar nicht zurechtkommen. Dieser Mann hatte gegen die Mißbräuche der Kirche geeifert so gut wie einer, aber als Luther unverkennbar eine Glaubenstrennung herbeiführen wollte, da schieden sich beider Wege. Luther konnte dies nicht reimen, und nannte den Erasmus unumwunden einen Heuchler, der zeitlicher Vortheile wegen noch dem Papstthum anhange, im Herzen aber doch dem reinen Evangelium huldige. Das war für Erasmus zu stark, und er ließ nun eine Schrift gegen Luther ausgehen, in welcher er den Grundstein der neuen Lehre, die freie Bibelauslegung, erschütterte. Luther hatte immer behauptet, die Bibel sei im Ganzen klar, und die dunkeln Stellen erkläre dem Menschen der Geist. Legte einer solche Stellen aber anders aus, als Luther, so sagte dieser: Der Mensch hat den Geist nicht, die Geister muß man prüfen; mir sagt mein Geist, daß ich Recht habe. Gegen diese Lehrweise trat Erasmus auf. „Wenn die Schrift so klar ist — sagte er — warum haben hier so viele treffliche Männer Jahrhunderte lang im Finstern getappt, und zwar in einer Sache, die nach der Meinung jener so wichtig ist? Wenn die Schrift keine Dunkelheit hat, was bedurfte es denn zu der Apostel Zeiten der Weissagung? Ich weiß nicht, ob auch diese Gabe aufgehört hat, wie die Gabe der Heilungen und der Sprachen. Wenn sie nicht aufgehört hat, entsteht die Frage, auf wen sie übergegangen ist . . . . Gott gibt doch wohl denen seinen Geist, welchen er den Stand und die Weihe ertheilt . . . . Woran werden wir die Geister prüfen? An der Gelehrsamkeit? Auf beiden Seiten sind Rabbiner. Am Wandel? Auf beiden Seiten sind Sünder, auf der einen steht jedoch ein ganzer Chor von Heiligen, welche lehren, der Wille des Menschen sei frei*). Man sagt, es waren Menschen. Aber auch ich vergleiche Menschen mit Menschen, nicht Menschen mit Gott. Man

*) Dies hatte Luther geläugnet.

sagt, was hilft ein großer Haufen zur Ergreifung des Geistes? Ich antworte: Was hilft dazu ein kleiner? Man sagt: Was hilft die Bischofsmütze zum Verständniß der Schrift? Ich sage: Was hilft dazu der Reitermantel oder die Mönchskutte? Man sagt: Was hilft Philosophie und Wissen zum Verständniß der h. Bücher? Ich antworte: Was hilft dazu die Unwissenheit? Man sagt mir: Was hilft eine Kirchenversammlung, in welcher vielleicht kein einziger ist, der den Geist hat? Ich antworte: Was helfen die Versammlungen weniger, bei denen noch viel wahrscheinlicher niemand den Geist hat? Den Aposteln wurde nicht geglaubt, wenn sie die Wahrheit ihrer Lehre nicht durch Wunder bewiesen; jetzt fordert jeder, daß ihm geglaubt werde, sobald er versichert, daß er den evangelischen Geist habe. Weil die Apostel Schlangen abschüttelten, Kranke heilten, Todte erweckten, durch Auflegung der Hände die Gabe der Sprachen mittheilten, wurde ihnen endlich geglaubt, und auch dann noch kaum, wenn sie Ungewöhnliches lehrten. Aber unter denen, die jetzt etwas Ungewöhnlicheres lehren, ist noch keiner gewesen, der auch nur ein lahmes Pferd hätte heilen können .... Was soll ich thun, wenn Mehrere verschiedene Erklärungen aufstellen, und jeder schwört, daß er den Geist habe? .... Wer könnte auch glauben, daß Christus länger als 1300 Jahre den Irrthum seiner Kirche verheimlicht, und keinen unter so vielen heiligen Männern für würdig gehalten habe, ihm das einzugeben, was jene für das Hauptstück der ganzen evangelischen Lehre erklären?"

Auf diese verständige Schrift antwortete Luther, Erasmus sei ein Epikuräer, der selbst von Gottes Dasein wenig halte, sei ein gemachter Atheist. Mit solchen Verläumdungen und mit solcher stolzen Wegwerfung pflegte Luther seine Gegner für immer zum Schweigen zu bringen. Gegen Erasmus schlug das Mittel aber nicht an: Luther bekam eine Antwort zu hören, wie sie ihm noch nie gegeben war, aber seine Anhänger waren einmal von ihm gefesselt, und wagten nicht mehr, an der Wahrheit seiner Sätze zu zweifeln: an die Stelle der Unfehlbarkeit der Kirche war die Unfehlbarkeit Luthers getreten. Wo das wüthende Geschrei der Leidenschaften sich erhebt, da wird das stille und sanfte Wort der Weisheit überhört.

Luthers Bibelübersetzung erschien 1523 vollständig. Sie war nicht die erste in Deutschland*), aber sie wurde mehr, als alle früheren Uebersetzungen, ein Volksbuch, und sie hat durch ihre kräftige, würdevolle Sprache die sächsische Mundart nach und nach zur allgemeinen deutschen Schriftsprache gemacht. Uebrigens rügt man an Luthers Verdeutschung Verfälschungen, willkürliche, nach seinem Lehrbegriffe eingerichtete Aenderungen und manche Dunkelheiten. Ferner fuhr Luther fort, durch zahllose Büchlein Fürsten und Volk zu bearbeiten. Die Fürsten forderte er auf, die Klöster aufzuheben, und deren Einkünfte zum Besten der Gemeinden einzuziehen; auch föderte er sie dadurch, daß er ihnen die oberste Aufsicht über die Kirchen anwies, wodurch sie ihre Macht ansehnlich erweitern konnten. Durch Einziehung der Bisthümer konn-

---

*) Es ist ein Irrthum, wenn behauptet wird, erst Luther habe die Bibel unter der Bank hervorgezogen. Vor der Erfindung der Buchdruckerkunst konnte es freilich nicht so viele Bibeln und Uebersetzungen derselben geben, als später, obschon es die fleißigen Mönche zu keiner Zeit am Abschreiben fehlen ließen. Schon 1462 erschien die ganze h. Schrift zu Mainz in deutscher Sprache, dann 1466 durch Johann Mantell in Argentina, 1477 zwei Ausgaben zu Augsburg, daselbst wurden 1480, 1487, 1490, 1507 und im Jahre 1518 deutsche Bibeln gedruckt; endlich 1483 zu Nürnberg, 1484 zu Lübeck, 1488 wiederum zu Nürnberg. Ueberhaupt lassen sich mit Gewißheit 15, nach andern sogar 24 Ausgaben deutscher Bibelübersetzungen vor der Verdeutschung der h. Schrift durch Luther nachweisen. Auch in Italien blieb man nicht zurück. Jacobus de Voragine übersetzte gegen das Ende des 13. Jahrhunderts die Bibel ins Italienische. Die Uebersetzung des Camaldulensers Nicolo Malerbi wurde im 15. Jahrhundert 9 mal und im 16. sogar 20 mal gedruckt, anderer nicht zu gedenken. Auch ist die Bibelerklärung im 16. Jahrhundert von den Katholiken keineswegs vernachlässiget. Erschienen ja gerade in diesem Zeitalter die vortrefflichen exegetischen Werke von Pagninus, Ambrosius Katharinus, Wilhelm Lindanus, Sixtus Senensis, Hoffmeister, Joseph Acosta und von Ribera. Gerade Katholiken waren die Vorgänger und Meister. Erst im J. 1567 erschien die Clavis scripturae sacrae von Flacius Illyricus, und war nach Welte, wie die erste, so auch die letzte Schrift, welche im Laufe des 16. Jahrhunderts auf protestantischer Seite über biblische Hermeneutik und Kritik ans Licht trat. Man müßte durchaus keine theologischen Werke aus diesen Zeiten oder aus dem Mittelalter kennen, wenn man behaupten wollte, selbst den Gelehrteren sei die Kunde der h. Schrift abgegangen. Schwerlich findet man jetzt in Büchern so viele Bibelstellen, als in den Werken, besonders in den Predigten der damaligen Zeit.

ten die Fürsten ihre Länder arrondiren und sich zu größeren und unabhängigeren Herren machen; es schmeichelte ihnen auch, zugleich Pontifices maximus und Imperatoren zu sein. Für den Adel blieb gleichfalls noch Beute, die Kirche war ja reich, und die städtischen Behörden durften sich noch eine Nachlese versprechen, irgend ein Kirchengut fand sich ja in jeder Stadt, womit man Schulden decken konnte. Den Geistlichen erlaubte Luther nicht nur, sondern machte es ihnen sogar zur Pflicht, aus ihrem ungöttlichen ledigen Stande in den göttlichen Ehestand zu treten, und ihre geistlichen Güter erblich zu machen. Da traten ganze Schaaren von unwürdigen und unberufen Mönchen und Pfarrern der neuen Lehre bei. Der Hochmeister des deutschen Ordens in Preußen, aus dem Hause Brandenburg, nahm Luthers Lehre an, heirathete eine dänische Prinzessinn, und verwandelte sein geistliches Land in ein weltliches Herzogthum Preußen. Es ging ihm durch, denn des Kaisers Reichsacht konnte ihn in der Ferne nicht erreichen. Ganz Dänemark und Schweden fielen von der katholischen Kirche ab. In Deutschland war Philipp von Hessen einer der eifrigsten, Klöster und Stifter aufzuheben, und ihre Güter für sich einzuziehen. Friedrich der Weise von Sachsen starb im Mai 1525 als warmer Katholik; sein Nachfolger Friedrich der Standhafte führte die neue Ordnung auch in Sachsen ein, und Luther fing nun an, als Bischof Prediger zu ordiniren. Der Volkshaufe folgte freudig dem Strome, denn ihm wurde ja vieles leichter gemacht, die Lehre von der Rechtfertigung ohne alle Vorbereitung durch bloße Anrechnung der Verdienste Christi, die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben allein ohne gute Werke, war überaus bequem, das Beichten und Fasten fiel ferner weg, der sonntägliche Kirchenbesuch war kein Gebot mehr, jeder konnte zu Hause die Bibel lesen und sein Lied singen, und was dergleichen mehr war. Mancher schickte seine Kinder nicht einmal mehr in die Schule, die Lust zum Studiren nahm ab, da es keine einträglichen geistlichen Stellen mehr gab. Luther konnte bald nicht so viele Prediger schaffen, als von ihm verlangt wurden: Buchdruckergehülfen mußte er ordiniren, so wenig sie auch verstanden: er schickte sie in ihre Gemeinden, und gab ihnen seine Predigten mit, die sie an den Sonntagen ablesen sollten. Die neuen

Prediger hatten nichts, als was die Gemeinde ihnen gab, und das war blutwenig, da die Achtung des geistlichen Standes getilgt war. Manche Gemeinde miethete sich einen Prediger nur auf eine bestimmte Zeit für einen Jahrlohn. Als Luther nach einigen Jahren die neugestalteten Gemeinden als Kirchenvisitator bereisete, fand er viele Prediger so roh, wie ihre Bauern, und konnte seinen Unmuth nicht bergen. Erst später richteten die Fürsten Consistorien ein, das Kirchenwesen zu leiten, aber selten wurde ein Geistlicher ins Consistorium aufgenommen. So widrig gestaltete sich anfangs die neue Kirchenordnung, daß Luther bald selbst rief, die weltliche Macht solle sich in die geistlichen Dinge nicht mischen, aber das war nun zu spät. Hatte er ja selbst die geistliche Gewalt an die weltliche überliefert *).

*) Die ersten protestantischen Prediger waren nicht allein abgefallene Priester und Mönche, sondern auch Handwerker gesellten sich zu ihnen; dadurch verlor der geistliche Stand sehr an Ansehen, bessere Köpfe zogen sich von demselben zurück, und das Studiren nahm sehr ab.

Wizel, ein Zeitgenosse Luthers, äußert sich hierüber so:

„Es will ihnen an Pfaffen gebrechen, darum nehmen sie jetzt zu der Secte rips raps, was nur lesen kann, es sei geweiht oder ungeweiht.“ (Apologie.)

„Ich kenne Viele, welche aus schmutzigen Handwerkern, vom Hunger geplagt, alsbald Prediger geworden sind.“ (Epist. de rapt.)

„Die hoffnungsvollsten und in den Wissenschaften bereits etwas vorgeschrittenen jungen Leute verlieren jetzt den Muth, wenn sie sehen, daß schmutzige Handwerker den größten Gelehrten, Kisten und Kasten den Musen, und Wirthshäuser den Akademien weit vorgezogen werden, und halten das Sprüchwort für wahr: „„Der ist nicht klug, der sich selbst nicht klug ist.““ Die talentvollsten Jünglinge werfen sich auf schmutzige Handwerke, so daß diese von ihnen fast übersetzt werden. Eltern und Verwandte treiben ihre Söhne oft gegen ihren Willen aus der Schule, und jagen sie in die Werkstätte, entweder weil der geistliche Stand so sehr verachtet ist, oder weil sie die Studienkosten nicht erschwingen können. Es fragt sich jetzt nicht, wie viel einer wisse, sondern, wie viel er habe. Die Wissenschaft ist um ihre Ehre gekommen, gutes Leben aber, Reichthum und Ueberfluß werden wundersam verehrt. Die Schulen stehen leer; zu Hofdiensten, zur Kaufmannschaft, zur Alchymie und zum Bergbau lauft man in Haufen. Daher werden auch Lehrer und Schüler der schönen Künste in wenig Jahren sehr selten zu finden sein.“ (Epist. ad J. C. H. a. 1533. E. 2 a.)

Eben so klagt Luther selbst: „Ein armer Dorfpfarrer ist jetzt der allerverächtlichste Mensch, der da sein mag, also daß kein Bauer jetzt ist, welcher ihn nicht ganz für Koth und Dreck hält und mit Füßen

§ 10.

Die Sacramentirer.

Einen noch empfindlicheren Schlag erhielt Luther durch Karlstadt, einen seiner ersten Mitarbeiter. Dieser Mann, der ihm schon einmal vorgegriffen hatte, verfiel auf eine neue Lehre vom Abendmahle. Er sagte, die Worte: Nehmet

---

tritt, wie denn leider jetzt Vielen geschieht." (Ausl. des 45. Psalms. Walch VIII. 1290.)

„Unsere Bauern verachten jetzt das Evangelium, denn sie haben gelernt, daß das Evangelium keine weltlichen Güter bringt und gibet. Darum fahren die Edelleute auch zu, und treten die Pfarrherren mit Füßen, jagen sie aus ihren Häusern, so habens die Bürger auch gelernt, daß sie also undankbar gegen das Evangelium sind." (Ausl. des Ev. Johannes. Walch VII. 2521.)

„Man siebt allenthalben die Prediger verjagen, oder je also drücken, zum wenigstens mit Hunger und Armuth oder andern heimlichen Tücken, daß man ihrer nur los werde." (Kirchenpostill. Walch XII. 1219.)

„Da gibt nun Niemand mehr einen Heller zum Evangelium und Predigtamt, ja Jedermann stielt und raubt lieber der armen Kirche, was vor Alters gegeben ist. Die Bauern auf den Dörfern beschweren sich, wenn sie ihrem Pfarrherrn sollen einen Zaun machen, ja zwingen ihn wohl, daß er die Kühe und Säue hüten muß, gleich den andern Bauern. — Jetzt unter dem Evangelium will Jedermann thun, was ihn gelüstet, und werden die Pfarrherren und Prediger nicht allein verachtet, sondern auch übel gehalten." (Hausp. Walch XIII. 2536.)

„Es scheint, als ob die Welt eins worden, daß sie die Diener des Evangeliums durch Hunger tödten wolle; so groß ist hin und wieder die Bosheit der Bauern, Bürger und Edelleute." (Ausl. der Propheten, Walch VI. 967.)

„Unsere Bauern brauchen christlicher Freiheit, da sie ihnen zeitliche Güter geben soll; aber wieder, wenn sie sollen ihren Pfarrherren einen Pfenning geben, oder das Allergringste um des Evangelii willen thun, so kann sie der Teufel nicht fortbringen." (Hausp. Walch XIII. 89.)

Diese Klagen werden gewiß gegründet genug sein; aber wer brachte den geistlichen Stand bei den Protestanten um die Achtung, als gerade die Reformatoren selbst? Ihre leidenschaftliche Sprache, ihr Schmähen gegen die Obrigkeit war nicht geeignet, sanfte und folgsame Menschen zu bilden. Konnte Jeder frei forschen und auslegen, wozu denn die Prediger? War zwischen den Laien und Geistlichen kein Unterschied, waren Alle Priester, wozu bedurfte es dann eines besondern Standes? Die Ruthe, für Andere gebunden, traf jetzt die eigenen Rücken.

hin und esset, habe Christus von dem Brode verstanden, bei den folgenden Worten: Dies ist mein Leib, der für euch wird hingegeben werden, habe er aber auf sich gewiesen und angedeutet, daß dieser sein Leib nun bald getödtet werden würde, das Abendmahl solle aber als eine Erinnerung seines Todes wiederholt werden. So läugnete er die wirkliche Gegenwart Christi in diesem Sacramente, und hob das Sacrament selbst auf. In Wittenberg, wo Luther allein galt, durfte Karlstadt seine Lehre nicht laut werden lassen, er ging also nach Orlamünde, und ließ sich dort von der Gemeinde zum Pfarrer bestellen, sandte auch ein hartes Schreiben an Luther, warum er nicht nach der Schrift, sondern nach seinem eigenen Gehirn lehre, und so grob alle schelte, welche stumme Götzen und heidnische Bilder umbrächten. Das erschöpfte Luthers ohnehin nicht große Geduld. Er reisete im August 1524 nach Orlamünde, und predigte unterweges zu Jena gegen die Schwarmgeister. Karlstadt war selbst in der Predigt, und traf Luthern im schwarzen Bären an der Tafel mit vielen großen Herren, sogar mit kaiserlichen Boten. Hier stellte er denselben zur Rede, und verlangte von ihm nur sicheres Geleite, dann wolle er in einer öffentlichen Disputation zu Wittenberg beweisen, daß Luther nicht den gekreuzigten, sondern einen eingebildeten Christus predige — am jüngsten Tage werde alles ans Licht kommen, und der Kleine so viel gelten, wie der Große. Beide Reformatoren erhitzten sich dergestalt, daß Luther dem Karlstadt einen Gulden gab, mit der Aufforderung, er möge nur tapfer gegen ihn schreiben, und ihm auch darauf zutrank, worauf Karlstadt ihm Bescheid that. Beim Scheiden sagte Karlstadt: „Möchte ich doch die Freude haben, dich noch auf dem Rade zu sehen!“ Luther antwortete: „Möchtest du dir den Hals brechen, ehe ich aus Jena gehe!“

So gings nach Orlamünde. Hier erklärte Luther dem Stadtrathe, der Karlstadt da sei ihr rechtmäßiger Pfarrer nicht, denn der Kurfürst und die Universität Wittenberg wüßten nichts davon. Der Rathskämmerer antwortete: „Dann hat Paulus falsch gelehrt, und eure Bücher müssen auch falsch sein, denn wir haben ihn erwählt.“ Luther drohte

gleich abzureisen, wenn Karlstadt nicht aus der Versammlung gewiesen würde. Dieser wurde in der Güte vermocht, sich zu entfernen, und da sprach Luther noch, wo es geschrieben stehe, daß man die Bilder abthun müsse. Ein bibelfester Schuster antwortete, solches sage Moses Exodi 20, 4, und las die Stelle ab; Luther entgegnete, da sei nur von Götzenbildern die Rede, aber der Bürgermeister gebot ihm zu schweigen mit den Worten: „Wir halten uns stracks nach den Worten Gottes, denn es stehet geschrieben: Ihr sollet weder dazu setzen, noch davon nehmen."

Luther verstummte. Eine solche Demüthigung hatte er noch nie erfahren. Er eilte zu seinem Wagen, und fuhr von dannen, unter Scheltworten des Volkes, welchem Karlstadt lieb geworden war. Zu Wittenberg wieder angelangt, bewirkte er bei dem Kurfürsten, daß Karlstadt aus den kurfürstlichen Staaten verwiesen wurde. Dieser begab sich nach Straßburg, wo Bucer und Capito ihn freundlich aufnahmen. Luther aber begriff nicht, wie ein vernünftiger Mensch noch die Lehre der Sacramentirer wahr finden könne. Er nannte die Sacramentirer nicht anders, wie Rottengeister, die eingeteufelt, durchteufelt und überteufelt wären. „Wo Dr. Karlstadt oder sonst jemand anders — schrieb er an die Straßburger — vor fünf Jahren mich hätte mögen berichten, daß im Sacrament nichts anders wäre, denn Brod und Wein, der hätte mir einen großen Dienst gethan. Ich habe wohl so harte Anfechtung erlitten, und mich gerungen und gewunden, daß ich gerne heraus gewesen wäre, weil ich wohl sahe, daß ich damit dem Papstthum den größten Puff hätte können geben .... Aber ich bin gefangen, kann nicht heraus, der Text ist zu gewaltig da, und will sich mit Worten nicht lassen aus dem Sinne reißen." Dennoch hatte Karlstadt sich nichts anders unterfangen, als was Luther gethan hatte bei der Stelle: „Du bist Petrus und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen," da Christus bei den letzten Worten auf sich selbst gewiesen haben sollte. War ihm denn hier der Text nicht zu gewaltig? Doch er gesteht sein Thun selbst. Er habe, sagt er irgendwo, die Elevation der Hostie abgeschafft dem Papstthum zum Trotz, sie aber so lange beibehalten dem Karlstadt zum

Trotz, und wenn ein Concilium das Sacrament unter beiden Gestalten zu nehmen beföhle, so würden er und seine Schüler es nur unter einer Gestalt oder gar nicht nehmen. Es ist löblich, daß er dies so offenherzig bekennt, denn nun wissen wir, aus welcher Quelle seine Lehren flossen. Ueber die h. Messe sogar spricht er sich einmal in dieser würdigen Weise aus: „Auf daß Christus ihm bereitet ein angenehmes Volk, hat er aufgehoben das ganze Gesetz Moses, und daß er nicht Ursach den Secten und Zertrennungen dafür gebe, hat er nicht mehr denn eine Weise und Gebrauch eingesetzt seinem Volk, das ist die heilige Meß; daß nun hinfürter keine andere äußerliche Weise sollte sein Gott zu dienen, dann die Meß, und wo sie geübt wird, das ist der rechte Gottesdienst.“ Lange nach dem Streite mit den Sacramentirern schrieb er noch: „In der katholischen Kirche unter dem Papst ist geblieben die h. Taufe, der Text des h. Evangelii, die h. Vergebung der Sünden, das h. Sacrament des Altars, das man zu Ostern und sonst im Jahre gereicht hat — das Ordiniren des Pfarramts — der Brauch, daß man den Sterbenden das Crucifix vorgehalten — das Gebet, Vater unser, der Glaube, die zehn Gebote . . . . Wo nun solche Stücke noch blieben sind, da ist gewiß die Kirche und etliche Heilige blieben; denn es sind alles die Ordnung und Früchte Christi, ausgenommen den Raub der einen Gestalt; darum ist hier gewißlich Christus bei den Seinen gewesen mit seinem h. Geiste, und in ihnen der christliche Glaube erhalten.

Auch an andern Stellen seiner Werke macht er, wenn er sich von Leidenschaftlichkeit nicht fortreißen ließ, der katholischen Kirche schöne Zugeständnisse. So sagt er: „Daß die römische Kirche vor allen geehrt sei, ist kein Zweifel, denn daselbst Peter und Paul, 46 Päpste und viele hunderttausend Märtyrer ihr Blut vergossen, die Hölle und Welt überwunden, daß man gar wohl begreifen mag, wie gar einen besondern Augenblick Gott auf diese Kirche habe.“ (I. Tom. Jen. edit. fol. 163. b.) Eben dieser Luther hatte noch im Jahre 1519 gesagt: „Ob es gleich zu Rom also stehet, daß wohl besser tüchte, so ist doch die und kein Ursach so groß, oder werden mag, daß man sich von derselben Kirchen reissen, oder scheiden solle. Der Einigkeit sollen wir in

acht nehmen, und bei Leib nicht widerstreben päpstlichen Geboten. Dem römischen Stuhl soll man in allen Dingen folgen." (I. Tom. Jen. edit. fol. 166. b.)

So sprach Luther in hellen Zwischenräumen. Noch günstigere Urtheile mußte er über Tradition und Unfehlbarkeit der Kirche ablegen, da er den Streit gegen die Sacramentirer fortsetzte. Er sah sich genöthigt, auf das katholische Gebiet zu flüchten, da ihm sein eigener Boden unter den Füßen weggezogen wurde, und mit katholischen Waffen zu fechten, da die seinigen gegen solche Gegner nicht aushielten. In dem Werke: Wider die himmlischen Propheten, verbietet er die Schrift nach eigenem Dünkel zu erklären, denn sonst würde kein Artikel des Glaubens bleiben. Sein Sendbrief wider etliche Rottengeister an Herzog Albrecht von Preußen enthält folgende merkwürdige Stelle, die hier wörtlich stehen mag. „Es ist dieser Artikel (die wirkliche Gegenwart Christi im Altarssacramente) nicht eine Lehre oder Aufsatz ausser der Schrift von Menschen erdichtet, sondern klärlich im Evangelio durch helle, reine, ungezweifelte Worte Christi gestiftet und gegründet, und von Anfang der christlichen Kirchen in aller Welt, bis auf diese Stunde, einträchtiglich gegläubet und gehalten. Wie das ausweisen der lieben Väter Bücher und Schriften, beider, griechischer uud lateinischer Sprache, dazu der tägliche Brauch und das Werk mit der Erfahrung bis auf diese Stunde. Welches Zeugniß der ganzen heiligen christlichen Kirchen (wenn wir schon nichts mehr hätten) soll uns allein genugsam sein, bei diesem Artikel zu bleiben, und darüber keinen Rottengeist zu hören, noch zu leiden. Denn es gefährlich ist und erschrecklich, etwas zu hören und zu glauben wider das einträchtige Zeugniß, Glauben und Lehre der ganzen heiligen christlichen Kirchen, so sie von Anfang her, nun über fünfzehn hundert Jahre, in aller Welt einträchtiglich gehalten hat. Wenn es ein neuer Artikel wäre, und nicht von Anfang der heiligen christlichen Kirchen, oder wäre nicht bei allen Kirchen noch bei der ganzen Christenheit in aller Welt so einträchtiglich gehalten, wäre es nicht so gefährlich und schrecklich, daran zu zweifeln oder zu disputiren, ob's recht sei. Nun er aber von Anfang her und

soweit die ganze Christenheit ist, einträchtiglich gehalten ist, wer nun daran zweifelt, der thut eben so viel, als gläubet er keine christliche Kirche, und verdammet damit nicht allein die ganze heilige christliche Kirche, als eine verdammte Ketzerinn, sondern auch Christum selbst mit allen Aposteln und Propheten, die diesen Artikel, da wir sprechen: Ich gläube eine heilige christliche Kirche, gegründet haben und gewaltig bezeuget, nämlich Christus." Matth. 28, 10: „Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende." Und St. Paulus 1. Timoth. 3, 15: „Die Kirche Gottes ist eine Säule und Grundveste der Wahrheit." Auch zeuget ihr eigen Opinio wider sie selbst, daß sie wider einander über den Text so uneinig sind, und schier sieben- bis achterlei so viel Text, so viel Rotten sind, machen, und können nichts gewisses lehren, noch irgend ein armes Gewissen beständiglich berichten. Derhalben ist mein treuer christlicher Rath, Ew. Fürstliche Gnaden gehe ihrer auch müßig; denn da ist kein Ende Disputirens und Plauderns, sie lassen ihnen nichts sagen und hören nichts. Und Ew. Fürstliche Gnaden lassen solches nicht meinen Rath sein, als aus mir erwachsen, sondern des h. Geistes, der aller Herzen und alle Sachen baß kennet, denn wir. Derselbe hat uns solchen Rath gegeben durch sein auserwähltes Rüstzeug St. Paulum Tit. 3, 10—11, da er spricht: „Einen ketzerischen Menschen sollst du meiden, wenn er einmal oder zweier vermahnt ist, und sollst wissen, daß er verkehrt ist, und hat sein Urtheil."

Durch dieses Geständniß bekämpfte Luther sich selbst, und viele Leute sagten, die Sacramentirer hätten den Reformator zur katholischen Kirche zurückgetrieben. Aber so hatte dieser es nicht gemeint: er brauchte das Ansehen der Kirche nur, wo es ihm günstig war, sonst läugnete er es. Den Papst nannte er den Antichristen, und dann lobte er wieder dessen Glauben, so wie es ihm eben gelegen kam. Seine Schriften sind überhaupt voller Widersprüche, und wir machen an ihm so häufig die Erfahrung, wie sehr Leidenschaftlichkeit die Einsicht verdunkeln und das Urtheil bestechen kann.

§ 11.

Der Bauernkrieg.

(1525, 1526.)

Luthers Predigten über die christliche Freiheit fand bei dem gedrückten Stande, dem Bauernstande, den meisten Eingang. Die Aufforderung, sich von der geistlichen Herrschaft los zu machen, ward, wohl gegen Luthers Absicht, von diesen Leuten im weltlichen Sinne genommen, als brauchten sie ihren geistlichen Gutsherren (Bischöfen, Aebten, Pröbsten) keine Zinsen, Zehnten, Pachtgelder mehr zu entrichten, und solche Freiheiten wurden auch leicht über die weltlichen Gutsherren ausgedehnt. Ich sagte: Wohl gegen Luthers Absicht — wenigstens war schon Gährung unter den Bauern, die nach größerer Freiheit und einem besseren Loose strebten, ehe noch Luther öffentlich auftrat. Bereits 1502 bildete sich am Rheine ein Bauernkomplott, der Bundschuh genannt, und ein anderes 1514 in Würtemberg, welches sich den armen Conrad hieß. Beide wurden durch des Kaisers Macht unterdrückt. Aber ernstlicher wurde die Gährung 1524 und 1525 in Schwaben. Hier standen die Bauern einzelner Aebte auf, und forderten das Recht, sich ihre Prediger selbst wählen zu dürfen. Die Aebte mußten der Gewalt nachgeben, und dieser Sieg der Bauern reizte alle Nachbarn, sich gleichfalls frei zu machen, und lutherische Prediger zu bestellen, wie auch Antheil an Jagd, Fischerei und Vogelfang zu erzwingen, und manche Abgabe an ihre Gutsherren abzuschaffen. Ein furchtbarer Haufe Bauern in Schwaben und Franken stand bald gerüstet; doch ehe sie etwas unternahmen, legten sie ihre Grundsätze in 12 Artikeln Luthern zum Gutachten vor. Dieser antwortete durch eine öffentliche Druckschrift, die an die Fürsten und Bauern zugleich gerichtet war. Den Fürsten redete Luther scharf zu: „Das Schwert ist euch auf dem Halse; noch meinet ihr, ihr sitzet so fest im Sattel, man werde euch nicht mögen ausheben. Solche Sicherheit und verstockte Vermessenheit wird euch den Hals brechen, das werdet ihr sehen. Ich hab's euch zuvor vielmals angekündigt, ihr sollt euch hüten vor dem Spruch Psalm 107, 40: Er schüttet Verachtung über die Fürsten.

Ihr ringet darnach, und wollt auf den Kopf geschlagen sein, da hilft kein Warnen und Vermahnen für . . . . Ihr müsset anders werden, und Gottes Worte weichen . . . . Thun's diese Bauern nicht, so müssen es andere thun. Und ob ihr sie alle schlügt, Gott wird andere erwecken; denn er will euch schlagen und wird euch schlagen . . . . Es sind etliche unter euch, die haben gesagt, sie wollen Leute und Lande daran setzen, die lutherische Lehre auszurotten. Wie dünket euch? . . . . Wenn ich Lust hätte, mich an euch zu rächen, so möchte ich jetzt in die Faust lachen, und den Bauern oder mich auch zu ihnen schlagen, und die Sachen helfen ärger machen. Aber da soll mich mein Gott vor hüten, wie bisher . . . . Ist euch nun noch zu rathen, so weichet ein wenig um Gottes willen dem Zorn . . . . Sie haben 12 Artikel gestellt, unter deren etliche so billig als recht sind, daß sie euch vor Gott und der Welt den Glimpf nehmen . . . . Ich hätte wohl andere Artikel wider euch zu stellen, die gemein Deutschland und Regiment betreffen, wie ich gethan habe in dem Buche an den deutschen Adel, da wohl mehr angelegen wäre. Aber weil ihr die habt in den Wind geschlagen, müßt ihr nun solche eigennützige Artikel hören und leiden, und geschiehet euch eben recht, als denen nicht zu sagen ist . . . ."

Solche Aeußerungen Luthers konnten wohl nicht geeignet sein, die Bauern zur Ruhe zu bringen, besonders, da er im zweiten Theile der Schrift, der an die Bauern gerichtet war, sie immerfort seine lieben Freunde, ja seine Brüder und Herren nennt. Der Rath, sie sollten lieber Unrecht leiden, als Unrecht thun, und sich mit den Fürsten vergleichen, indem jede Partei von ihrer Schärfe etwas nachgäbe, wurde von den Bauern verlacht, da Luther ihnen im Ganzen nicht Unrecht gab. Zudem mochten sie schließen, wenn es gestattet sei, sich von der geistlichen Obrigkeit loszusagen, so möge es auch wohl kein Verbrechen sein, der weltlichen den Gehorsam aufzukündigen. Wie ein reißender Strom wälzte sich der Bauernaufstand durch die meisten Reichskreise, durch Franken, Bayern, Oesterreich, bis in Ungarn hinein, dann den Rhein entlang bis Trier und Cöln. Der vertriebene Karlstadt und zwei seiner Genossen wurden

unter den Anführern der Banden gesehen, Prediger schrieben den Bauern ihre Manifeste. In 6 Reichskreisen wurden Kirchen und Klöster niedergerissen oder angezündet, Kreuze und Bilder zerschlagen, geweihte Hostien zu Boden geschüttet und mit Füßen getreten, katholische Geistliche, die nicht schnell entflohen, gemordet, alle Schlösser der Fürsten und des untern Adels ausgeplündert, und die Burgleute grausam niedergemetzelt. Die Fürsten flohen, alle Regierung hörte auf, es schien sich eine Bauernrepublik gründen zu wollen, in welcher Gemeinschaft der Güter als erstes Gesetz galt. Der Schrecken war so groß, daß viele regierende Grafen zu den Bauern übergingen, einen Kittel anzogen, und das weiße Kreuz, das Kennzeichen der verbündeten Bauern, an ihren Hut hefteten, kurzum, Bauern wurden, um in der Staatsumwälzung noch etwas zu gelten, und nicht ganz unterzugehen. Das deutsche Reich war am Rande des Abgrundes. Conrad Mutianus (Muth), Canonicus in Gotha, der anfänglich, wie Viele, der Neuerung sich hold zeigte, aber nachher enttäuscht wurde, schrieb über das frevelhafte Treiben der Bauern an den Churfürsten Friedrich: „Meine Seele ist traurig bis zum Tode, so gewaltthätig und grausam plündert und verwüstet das barbarische Landvolk, ohne Sitte, ohne Gesetz und ohne Religion, die geweihten Kirchen unseres Gottes. Es ist ein kläglicher Anblick, die herumirrenden Nonnen und die wandernden Priester zu sehen, die nicht freiwillig, sondern aus Schrecken vor den frevelnden Räuberschaaren ihre geweihten Stätten verlassen.“ Dann berichtet er noch, wie er sicher wisse, daß es die Reichsstädte seien, die durch geheime Ränke unter dem Schein des Evangeliums das Landvolk aufgehetzet hätten, um durch dasselbe zunächst die Bisthümer zu zerstören, dann aber auch die weltlichen Fürstenthümer zu Grunde zu richten, und eine Demokratie in Deutschland einzuführen*).

Nach allen diesen Gräueln erhob Luther wieder seine Donnerstimme. In der Schrift **wider die räuberischen und mörderischen Bauern** erklärte er sie alle, die noch kurz vorher seine Freunde, Brüder und Herren hießen,

---

*) Tentzel P. 76.

für ewige Kinder des Teufels, und forderte die Fürsten auf, sie ohne Erbarmen alle todt zu schlagen. „Lieben Herren — schrieb er — steche, schlage, würge hin, wer da kann. Bleibst du darüber todt, wohl dir! Seliglichern Tod kannst du nimmermehr überkommen: denn du stirbst im Gehorsam göttlichen Wortes und Befehls und im Dienst der Liebe, deinen Nächsten zu retten aus der Höllen und Teufelsbanden. Dünkt das jemand zu hart, der denke, daß unerträglich ist Aufruhr, und alle Stunde der Welt Zerstörung zu warten."

„Wir ärnten jetzt — entgegnete Erasmus — die Frucht deines Geistes . . . . Du erkennest die Aufrührer nicht an, sie aber erkennen dich an, und man weiß recht gut, daß viele, die mit dem Namen des Evangeliums prunken, Anstifter des gräulichen Aufruhrs gewesen sind. Du hast zwar in dem höchst grimmigen Büchlein gegen die Bauern diesen Verdacht von dir gestoßen, aber du widerlegst diese Ueberzeugung nicht, daß durch die Bücher, welche du gegen Mönche und Bischöfe, für evangelische Freiheit und gegen menschliche Tyrannei ausgehen lassen, zumal durch die deutsch geschriebenen, zu diesem Unheil Anlaß gegeben worden ist". Auch waren die Worte Luthers und der ihm anhangenden Prediger, welche die katholischen Kirchen als die Stätten eines antichristlichen Gräuels darstellten, nicht geeignet, Ehrfurcht gegen diese Gotteshäuser einzuflößen.

Doch lange dauerte das Unwesen der Bauern nicht. Ihnen fehlte ein Gustav Wasa, um den Aufruhr zu leiten und Ordnung zu handhaben. Sickingen wäre für sie der rechte Mann gewesen; aber dieser war zum Glücke für Deutschland bereits 1523 gestorben. Der zusammengelaufene Haufe Gesindels ohne Zucht, ohne Kriegeskunde, war dem regelmäßigen Heere des schwäbischen Bundes unter Truchseß Georg v. Waldburg nicht gewachsen. Dieser zerstreute die einzelnen Haufen der Bauern, und zu Hunderten wurden die Rebellen an den Bäumen aufgeknüpft. Der Markgraf Casimir von Brandenburg-Culmbach ließ 60 Leuten im Flecken Kitzingen die Augen ausstechen, anderen die Finger abhauen. Landgraf Philipp von Hessen ließ Hunderte verhungern. Viele Städte und Dörfer wurden in Brand

gesteckt, und die Inwohner von den Flammen verzehrt. In den Gebieten von Würzburg und Trier waren die Galgen und Räder kaum zu zählen, große Bezirke standen verödet. Ohne weiters wurde auf dem ganzen Schauplatze des Bauernaufstandes der katholische Gottesdienst hergestellt, und die Bauern und Bürger mußten besondere Summen aufbringen, alle zerstörten Kirchen und Schlösser wieder zu erbauen. Das hatte der Aufstand ihnen genutzt. Man rechnet Hunderttausende, die in dieser Rebellion von beiden Seiten das Leben verloren haben.

Luther hielt es für nöthig, die Strenge der Fürsten gegen die Bauern noch durch ein besonderes Schreiben zu rechtfertigen. „Ein Aufrührer verdient nicht — sagt er — daß man ihm mit Vernunft antworte; mit der Faust muß man ihm antworten, daß der Schweiß zur Nasen ausgehe. Die Bauern haben nicht hören wollen; darum hat man ihnen die Ohren aufknäufeln müssen mit Büchsensteinen, daß die Köpfe in die Luft gesprungen . . . . Sagt man, ich sei gar ungütig und unbarmherzig hierin, so antworte ich: Barmherzig hin, barmherzig her! wir reden jetzt von Gottes Wort, der will den König geehrt und die Aufrührerischen verderbt haben, und ist doch wohl so barmherzig, als wir sind . . . . Ich habe die Oberkeit unterrichten und in ihrem Gewissen beruhigen müssen, unangesehen, sie treffe Schuldige oder Unschuldige, und ob sie gleich Unschuldige treffe, daß sie sich kein Gewissen davon mache, sondern Gott seinen Dienst damit schuldig bekenne.“ Nun sagten aber die Leute, Luther schmeichle jetzt den Fürsten, gegen welche er früher selbst so tapfer losgezogen habe. Darauf antwortete er kühn: „Daß die Leute mich einen Heuchler schelten, ist gut, und höre es gern. Ich müßte viel Leder haben, sollte ich einem jeden sein Maul zuknäufeln. Daß man den Bauern will Barmherzigkeit wünschen, sind Unschuldige drunter, die wird Gott wohl erretten und bewahren, wie er Lot und Jeremiä thät. Thut er's nicht, so sind sie gewiß nicht unschuldig, sondern haben zum wenigsten geschwiegen und bewilligt. Der weise Mann sagt: Cibus, onus et virga asino, in einen Bauern gehört Haberstroh. Sie hören nicht das Wort, und sind unsinnig, so müssen sie die virgam, die

Büchsen hören, und geschieht ihnen Recht. Bitten sollen wir für sie, daß sie gehorchen; wo nicht, so gilt's hie nicht viel Erbarmens. Lasse nur die Büchsen unter sie sausen, sie machen's sonst tausendmal ärger." So sehr wir die von den Bauern verübten Frevel verabscheuen müssen, so kann uns solche leidenschaftliche Sprache doch nur empören. Jetzt, nachdem die Aufrührer mit der größten Härte behandelt wurden, und völlig unschädlich gemacht waren, hätten wir um so mehr ein Wort der Milde und Fürbitte von Luthern erwartet, als sein ganzes Benehmen vor dem Aufstande nicht ohne wesentlichen Einfluß auf den Krieg gewesen war, wenn er diesen auch nicht beabsichtigt hatte.

§ 12.

Thomas Münzer.

(1526.)

Dieser Mann setzte Thüringen in Unruhe, während die Bauern in Franken und Schwaben wütheten. Er war ein Weltgeistlicher, und anfangs Luthers Schüler gewesen, aber weil er meinte, es steckten noch ganz andere Dinge in der Bibel, als Luther in ihr sähe, alle Güter müßten gemein und gar kein Unterschied der Stände in der Christenheit mehr sein, hatte er mit Carlstadt, da Luther von der Wartburg wieder kam, aus Wittenberg fliehen müssen. Man sieht es leicht, er war das, was man in unsern Tagen „Communist" nennt; geschieht ja nichts Neues unter der Sonne; nur hatte die Blouse Münzers hier und da eine religiöse Verbrämung. Sein tolles Predigen über Freiheit und Gleichheit vertrieb ihn aus einer Stadt in die andere; endlich gewann er festen Fuß in der Reichsstadt Mühlhausen, wo man keine Fürstengewalt kannte. Hier bildete er sein neues Christenthum völlig aus: Fürsten müßten nicht sein, die Gemeinde solle sich ihre Vorsteher selbst wählen, alle Güter gemein haben, und nicht einmal der Prediger solle sich durch eine Amtskleidung auszeichnen; Gottes Wort erfahre man nicht aus der Bibel, sondern durch Eingebung des Geistes, und diesen Geist erlange man, wenn man sich den Bart nicht schere, hungere, Nächte durchwache, heitere

Gedanken meide, und Gott bestürme; offenbare Gott sich dann noch nicht durch Träume oder andere Eingebungen, so müsse man auf Gott zürnen, ihm fluchen, bis er sich hören lasse, denn solches Zürnen habe er gern. Achte Gott auch darauf nicht, so sei er nicht werth, daß man sich um ihn bekümmere. Aehnliches pflegte auch Luther zu sagen, er reibe Gott mit seinem Gebete die Ohren, und der alte Herr müsse ihm herhalten, bis er ihm helfe.

Nach diesen Grundsätzen richtete nun Münzer sein neues Jerusalem in Mühlhausen ein; Pfeifer, ein ausgetretener Mönch, war sein Gehülfe. Wohl ein Jahr lang trieb er sein Wesen ungestört, bis es ihm einfiel, während des Bauernaufstandes im Trüben zu fischen, und das Gottesreich, wie er sagte, über die ganze Erde zu verbreiten. Pfeifer rückte aus, sengte und plünderte, und kehrte mit reicher Beute wieder zurück. In ganz Thüringen, Mansfeld, Stolberg, Schwarzburg, Hessen, Braunschweig, Meissen und Vogtland stand der Pöbel auf, lüstern nach der Gütergemeinschaft und Gleichheit. Graf Albrecht von Mansfeld war aber stark genug gegen seine Unterthanen, und stand im Begriff, mit ihnen einen Vergleich zu schließen, indem er ihnen aus den Worten Pauli die Pflicht bewies, der Obrigkeit zu gehorchen. Da rückte Münzer selbst aus, und sandte ihm folgenden Brief: „Furcht und Zittern sei einem jeden, der Uebel thut. Röm. 2, 9. Daß du die Epistel also übel mißbrauchest, erbarmet mich sehr. Du willt dieböswichtige Oberkeit dadurch bestätigen in aller Maaße, wie der Papst Paulum und Petrum zu Stockmeistern gemacht. Meinst du, daß Gott der Herr sein unverständiges Volk nicht erregen könne, die Tyrannen abzusetzen in seinem Grimm? Osea 13, 11 und 8, 4. Hat nicht die Mutter Christi aus dem h. Geiste geredet, von dir und deines Gleichen weissagend, Lucä 1, 57: Die Gewaltigen hat er vom Stuhle gesetzt, und die Niedrigen, die du verachtest, erhoben? Hast du in deinem lutherischen Grütz und deiner wittenbergischen Suppen *) nicht mögen finden, was Ezechiel 37, 4. geweissaget? Auch hast du in deinem mar-

*) Er meint Luthers Bibelübersetzung.

tinischen Bauerndreck nicht mögen schmecken, wie derselbe Prophet weiter sagt 39, 4.: Unterscheid, wie Gott alle Vögel des Himmels fordert, daß sie sollen fressen das Fleisch der Fürsten, und die unvernünftigen Thiere sollen saufen das Blut der großen Hansen, wie in der heimlichen Offenbarung 18, 19. beschrieben ist? Meint du, daß Gott nicht mehr an uns, als an euch Tyrannen gelegen? Du willt unter dem Namen Christi ein Heide sein, und dich mit Paulo zudecken. Man wird dir aber die Bahne verlaufen; da wisse dich nach zu halten. Willt du erkennen Daniel 7, 27., wie Gott die Gewalt der Gemeine gegeben hat, und vor uns erscheinen, und deinen Glauben brechen, wollen wir dir das geständig sein, und dich für einen gemeinen Bruder haben; wo aber nicht, werden wir uns an deine lahme, schale Fratzen nicht kehren, und wider dich fechten wie gegen einen Erzfeind des Christenglaubens; da wisse dich nach zu halten. Gegeben zu Frankenhausen, Freitags nach Jubilate, Anno 1525, Thomas Münzer mit dem Schwerte Gedeonis. Bruder Albrechten von Mansfeld zur Bekehrung geschrieben."

Aber Bruder Albrecht hatte keine Lust zu dieser Bekehrung. Er vereinigte sich mit dem Landgrafen Philipp von Hessen, dem Herzoge Georg von Sachsen, dem Herzoge von Braunschweig und andern Fürsten, denen zuletzt noch der Kurfürst von Sachsen beitrat; dieser Bund brachte ein Heer von 5000 Mann zusammen, treffliche Leute, fast alle geharnischte Ritter. Münzer saß mit 8000 Mann auf einem Berge bei Frankenhausen, und hatte sich mit einer Wagenburg verschanzt. Bei der Erscheinung des stattlichen Heeres war ihm doch nicht wohl zu Muthe, und er bot einen Vergleich an. Die Verbündeten antworteten, sie wollten schonend verfahren, wenn die Rebellen den falschen Propheten Münzer auslieferten, und sich auf Gnade und Ungnade ergäben. Als dieser Bescheid in der Bauernversammlung verlesen wurde, merkte Münzer auf vielen Gesichtern, daß man nicht übel Lust habe, Hand an ihn zu legen. Da nahm er aber alle seine Beredsamkeit zu Hülfe, verhieß, alle feindlichen Kugeln in seinem Aermel aufzufangen, und zeigte auf den eben erscheinenden Regenbogen, den sie selbst ja auch in ihrem Panier führten, als auf ein sicheres Zei-

chen des göttlichen Beistandes. Dieses riß die meisten zur Tollkühnheit hin, die Vernünftigen mußten schweigen, der Gesandte der Verbündeten wurde sogar in Stücke zerhauen. Die Verbündeten rückten vor, die Bauern sangen: „Komm, h. Geist!" und ließen ruhig auf sich schießen, die Hülfe von oben erwartend. In der That wurden sie von den Kugeln wenig getroffen, und fingen schon an zu glauben, ihr Prophet fange sie in seinem Aermel auf. Als aber die Reiterei ihre Wagenburg durchbrach, und tapfer einhieb, da verstummte bald der Gesang, und die Flucht ward allgemein. An 5000 wurden auf der Stelle niedergehauen, Münzer selbst auf dem Boden eines Hauses erwischt, und ins Lager der Fürsten gebracht. Pfeifer mußte Mühlhausen übergeben, und wurde auf der Flucht gefangen. Beide Rädelsführer erhielten ihre Strafe durch einen gewaltsamen Tod, zu welchem sich Münzer christlich vorbereitete, indem er seine Thaten verabscheute, und die h. Sakramente nach katholischer Weise empfing; Pfeifer aber verwarf den Beistand eines Geistlichen, und starb seinen Grundsätzen treu, zum Entsetzen der Zuschauer. Mühlhausen verlor seine Reichsfreiheit, in Leipzig und andern Städten fanden noch zahlreiche Hinrichtungen statt, viele Mitschuldige entflohen aber nach Elsaß und den Niederlanden, verschmelzten sich mit Carlstadt's Anhängern, und bewahrten die Grundsätze der Wiedertäufer, welche zehn Jahre später durch sie zu Münster wieder ans Licht traten.

Carlstadt selbst erlebte auch noch sonderbare Glückswechsel. Aus Sachsen durch Luther vertrieben, wendete er sich nach Schwaben, und wurde ein Anführer im Bauernkriege. Nach dem schmählichen Ende der Bauerngräuel irrte er flüchtig umher, und bat Luthern um seine Fürsprache beim Kurfürsten, daß er in dessen Lande zurückkehren dürfe, bei welcher Gelegenheit er ihm erklärte, daß er seine Ansichten vom Sakramente eben nicht für untrügliche Glaubensartikel ausgebe. Dies versöhnte Luthern, daß er beim Kurfürsten für ihn bat. Carlstadt durfte wieder kommen, mußte aber im Städtchen Kemberg bei Wittenberg leben, und sich alles Predigens enthalten. Hier brachte er drei Jahre zu, baute den Acker, und legte eine Krämerei an. Der Ar-

chidiakonus und Docter der Theologie hieß nun nicht anders, als der **Nachbar Andres**. Er hatte sich längst verheirathet, und konnte nun seine Kinder nicht ernähren. Betten, Röcke, Kannen mußte er verkaufen, um Brod zu schaffen, und doch konnte er die Seinigen nicht vor dem Hunger schützen. In dieser Noth klagte er dem Kurfürsten schriftlich die Härte Luthers, der allein seine Grundsätze geltend mache. Dies hätte ihn vielleicht in den Kerker gebracht, aber er entwich früh genug nach der Schweiz, wo Zwingli seine Lehre ja auch predigte, und bekam eine Professur und Predigerstelle zu Basel 1528, mischte sich aber nicht weiter in die theologischen Händel, und starb 1541, fünf Jahre vor Luther.

§ 13.

Karls V. erster Krieg gegen die Franzosen.

(1521 – 1526.)

Ueber die Religionshändel haben wir unsern Kaiser Karl V. ganz aus den Augen verloren. Dieser begab sich von dem wormser Reichstage nach Spanien, wurde aber in einen Krieg mit Franz I. von Frankreich, verwickelt. Der Franzosenkönig hatte nämlich auch gern römischer Kaiser werden wollen, und war außerdem eifersüchtig und feindselig gegen Karl, wegen der Ansprüche, die der Kaiser auf das Herzogthum Burgund und auf Besitzungen machte, die Franz in Italien an sich gezogen hatte. Diese schönen Länder in Italien entriß ihm aber Karl gleich im ersten Jahre des Krieges, ohne selbst einen Fuß darum zu bewegen, denn seine trefflichen Feldherren vertraten ihn auf's Beste.

Als bald darauf Papst Leo X. starb, wußte Karls Gesandter die Cardinäle zu bewegen, daß sie den alten Cardinal Adrian, Bischof von Tortosa, des Kaisers ehemaligen Hofmeister, zum Papste erwählten. Karl bewies dadurch nicht bloß seine Dankbarkeit gegen seinen Lehrer, sondern auch seine Fürsorge für die Kirche. Der neue Papst Adrian VI. hatte den besten Willen, alle Mißbräuche in der Kirche abzustellen, und dadurch die Glaubensneuerer

zum Schweigen zu bringen. Er lebte für seine Person ganz einfach, hielt die römische Geistlichkeit zur strengen Sittsamkeit des Wandels an, und ließ mehrere Einkünfte aus fremden Ländern fahren. Zum Reichstage, der auf den 1. September 1522 ausgeschrieben war, schickte Adrian einen Legaten, frei zu erklären, daß in der Kirche wirklich viele Mißbräuche wären, daß er aber eben darum Papst geworden sei, um sie abzustellen, und mit der Reformation der römischen Kirche den Anfang mache, doch müsse man bedächtig zu Werke gehen, um nicht alles in Verwirrung zu bringen. Durch dieses offene Geständniß gedachte er die erbitterten Gemüther zu versöhnen. Aber das fehlte weit: er bekam von den Fürsten wieder 100 Beschwerden zu hören, und wurde um ein freies allgemeines Concilium in einer deutschen Stadt gemahnt. Seine Briefe an einzelne Reichsstände wurden verhöhnt. Dies erfuhren die Römer, und dankten dem Papste seine Nachgiebigkeit wenig, ja sie jubelten, als er im nächsten Jahre 1523 starb. Sein Nachfolger war Clemens VII., wieder aus dem Hause Medicis, wie Leo X.

Im Jahre 1524 erneuerte sich der Krieg zwischen Karl und Franz, aber Franz hatte zwei unersetzliche Verluste: Karl von Bourbon, einer seiner Vasallen, ein trefflicher Krieger, verließ ihn wegen einer tiefen Kränkung, und trat in des Kaisers Dienste, und der Ritter Bayard, der beste französische Heerführer, wurde auf dem Rückzuge von Mailand erschossen. Gleich nach seinem Tode war kein Franzose in Italien mehr zu sehen.

Dieses Glück Karl's war indeß nicht von langer Dauer. Er befahl Bourbon, unten in die Provence einzufallen, und die Engländer sollten der Verabredung gemäß oben die Normandie angreifen. Aber der Cardinal Wolsey, Heinrichs VIII. Minister, schwer beleidigt darüber (wie man glaubt), daß er nun schon zweimal bei einer Papstwahl übergangen war, ließ Karln ganz im Stich, und aus der Provence mußten die Kaiserlichen sich zurückziehen, um nicht Hungers zu sterben, denn die Franzosen hatten alles Land weit und breit verwüstet. Rasch stieg Franz über den Cenis, brach in Italien ein, nahm Mailand wieder, und warf sich

auf Pavia. Die glänzende kaiserliche Armee verlief sich in den Alpen und Apenninen.

Aber doch lebten die Truppen noch, es fehlte ihnen nur an Solde, ohne den auch der tapferste Soldat nicht Stand hält. Weil Karl kein Geld hatte, so versetzte Bourbon seine Juwelen, und Lannoy der andere General, Statthalter von Neapel, seine Einkünfte, und nun kamen die verschollenen Truppen aus den Bergen wieder hervor. Franz hatte drei Wintermonate hindurch unablässig Pavia beschossen, um mit einem Winterfeldzuge zu prunken, und nichts ausgerichtet. Nun rückte ein neues Heer gegen ihn an. Er war gut verschanzt, aber er wollte sich nicht feige hinter seine Wälle verkriechen, sondern kam hervor. Bourbon und Lannoy griffen ihn an, die Besatzung von Papia fiel ihm in den Rücken (24. Febr. 1525), und nach einer fürchterlichen Niederlage der Seinigen ward er selbst in einem Walde gefangen.

Karl war also wieder Herr in Italien. Er bekam die Nachricht von Franzens Gefangenschaft in Spanien, und benahm sich mäßig und würdevoll bei diesem Siege. Er verschloß sich in sein Kabinet, wies alle Glückwünsche ab, verbot alle Freudenfeste, denn diese ziemten sich, nach seiner Aeußerung, nur bei Siegen über die Ungläubigen, ging in die Kapelle, stellte Betrachtungen über den Wechsel der menschlichen Schicksale an, und dankte dem Herrn für den Sieg. Den gefangenen König ließ er über das mittelländische Meer unter sicherer Bedeckung nach Madrid bringen, und besuchte ihn anfangs nicht. Franz glaubte, durch Bitten sich nicht erniedrigen zu müssen, da ging denn endlich Karl zu ihm, that aber kalt, und sprach wenig. Die Bedingungen, unter welchen er ihm darauf die Freiheit verhieß, waren so hart, daß Franz erklärte, er wolle lieber als Gefangener in Spanien sterben, als das Wohl seines Reiches aufopfern. An seine Mutter schrieb er die berühmten Worte: „Madame, wir haben alles verloren, nur die Ehre nicht.“ Darauf wurde er bedeutend krank. Nun stimmte Karl seine Forderungen herab. Er verlangte, Franz solle nicht mehr gegen ihn zu Felde ziehen, ihm das Herzogthum Burgund abtreten, und seine Söhne ihm zu Geißeln ausliefern. Diese Bedingungen ging Franz ein, beschwur den

Vertrag, und kehrte nach Frankreich zurück (März 1526), nachdem er über ein Jahr gefangen gewesen war. Karl erfuhr bald, daß Franz sich vom Krankenlager wieder erhoben habe, denn noch in demselben Jahre trat der Franzosenkönig gegen ihn wieder auf den Kampfplatz.

Der edle Ritter, dessen Namen wir eben anführten, verdient eine besondere Hervorhebung.

§ 14.

Der Ritter ohne Furcht und Tadel.

Jeder Stand hat seine ausgezeichneten und tugendhaften Männer, und der Kriegerstand zählt deren nicht am wenigsten. Ueberaus wohl thut es dem Menschen, Krieger kennen zu lernen, welche unter dem harten Panzer ein eben so warmes als muthiges Herz tragen, und welche die rühmlichen Eigenschaften ihres Standes mit allen Tugenden eines wahren Christen verbinden. Ein solcher Krieger war Peter du Terrail, allgemein unter dem Namen Bayard, der Ritter ohne Furcht und Tadel bekannt. Eine überaus erfreuliche Erscheinung in einer unerquicklichen Zeit, würdig der besten Ritter aus den besten Zeiten des Mittelalters! Er wurde 1476 auf dem Schlosse Bayard in der Dauphiné geboren. Seine Eltern waren von altem Adel. Erst achtzehn Jahre alt, begleitete er Karl'n VIII. nach Italien, und verrichtete bei Verona und bei der Belagerung von Neapel bereits Wunder der Tapferkeit. Da Karl VIII. gestorben war, diente der Ritter Ludwig dem Zwölften. Jugendlich ungestüm, brennend vor Thatendurst, das Leben verachtend, gerieth er in Mailand, wo er gar zu keck eindrang, in die Gefangenschaft des Ludwig Sforza; dieser aber, des Jünglings Heldenmuth ehrend, entließ ihn ohne Lösegeld. Bei einem Treffen, das im Jahre 1501 im Neapolitanischen geliefert ward, trat Bayard als ein zweiter Horatius Cocles auf, indem er ganz allein eine Brücke über den Garigliano gegen 200 spanische Ritter vertheidigte. Für diese ausgezeichnete Waffenthat erhielt der Ritter ohne

Furcht zum Sinnbilde einen Igel mit der Umschrift: „Vires agminis unus habet.“ Ein nicht übel gewähltes Sinnbild und eine passende Umschrift! Gleich ausgezeichnet focht er gegen die Genueser, Venetianer, gegen Julius II. und gegen Ferdinand den Katholischen. Bei der Einnahme der Stadt Brescia wurde er schwer verwundet, und fand bei der Familie eines dortigen Edeln, die er gegen der Eroberer Rohheit und Habsucht geschützt hatte, liebevolle Pflege; ja, sie beschenkte ihn aus Dankbarkeit überdieß noch mit 2000 Goldstücken; aber am Gelde hing des Ritters Herz nicht, er behielt es nicht für sich, sondern gab es den beiden Töchtern des Hauses. Als Heinrich VIII. gegen Ludwig XII. mit Glück Krieg führte, und im Jahre 1513 die Franzosen von den Engländern geschlagen und genöthigt wurden, den letztern die Stadt Terouane zu überlassen, da mochte Bayard sich nicht leichten Kaufs ergeben, lange kämpfte er gegen einzelne Haufen. Er sah indeß wohl ein, daß er solcher Uebermacht auf die Dauer nicht gewachsen sei, und daß ihm das traurige Loos der Gefangenschaft, wie seinen übrigen Waffengefährten bevorstehe, nun fiel ihm ein Mittel ein, wie er auf ehrenvolle Weise aus derselben baldigst erlöset werden könne.

Ein feindlicher, reichbewaffneter Oberer ruhte eben unter einem Baume, ob er nun etwa ermüdet war vom Kampfe oder ob er es nicht mehr nöthig fand, die fliehenden Franzosen zu verfolgen. Ihn erblickte Bayard. Er sprengt auf ihn zu, setzt ihm das Schwert auf die Brust und ruft: „Ergib dich oder stirb!“ Der Ueberraschte und Bestürzte ergibt sich und fragt seinen Besieger, wer er sei. „Ich bin Bayard -- heißt die Antwort — welcher dir deinen Degen, aber auch den seinigen hier giebt.“ Aber das Lösegeld? fragt der Engländer — „Und das Eurige? fragt der Franzose. Ein eigener Fall! Er kam vor den Kaiser und vor den König von England, und diese entschieden die Streitsache ritterlich und königlich dahin, daß beide Gefangenen ihres Wortes sollten entbunden sein.

Franz I. hielt den wackern Ritter, dessen seltene Verdienste er anerkannte, hoch in Ehren, und als Bayard im Jahre 1515 in der Schlacht von Martignano gegen die

Schweizer an Franzens Seite mit seinem gewohnten Löwenmuthe focht, begehrte der König von dessen Hand zum Ritter geschlagen zu werden; gab es ja im ganzen Heere keine reinere, keine würdigere. — Später vertheidigte Bayard das schlecht befestigte Mezieres gegen ein Heer von 40,000 Mann Fußvolk und 4000 Reitern. Schon hatte der König beschlossen, den Platz, welcher nicht zu halten sei, niederzubrennen, als sich der Ritter ohne Furcht und Tadel ihm widersetzte, indem er sprach: „Wo es muthige Vertheidiger gibt, ist keine Festung in Gefahr, genommen zu werden, wäre sie auch noch schwächer, als Mezieres.“ Und seine That entsprach seinem Worte: er schlug die gewaltige Heeresmacht der Feinde zurück. Sein König war ihm dankbar. Er ließ ihn wie einen Fürsten in Paris empfangen, machte ihn zum Ritter des Michaelordens, und übergab ihm eine Schaar von 100 Mann, die er in seinem eigenen Namen anführen sollte, eine Ehre, die bis dahin nur Prinzen von Geblüt zu Theile geworden.

Haben wir nun Einiges von seinem Muthe, dem Feinde im Kriege gegenüber, und von seinen Siegen mitgetheilt, so dürfen wir nicht vergessen, hervorzuheben, wie ihm ein weit schwererer Sieg gelang, jener über sich selbst, und wohl mancher Krieger ohne Furcht ist mit Lorbeer geschmückt, wie Bayard, aber nicht so viele möchte die Palme der Selbstüberwindung zieren, wie den Ritter ohne Tadel. Er, den wir als Horatius Cocles auftreten sehen, zeigte sich auch als Scipio in Spanien.

Wie Schmarotzerpflanzen sich um üppige Bäume schlingen und Insecten, und Raupen sich in die grünen Blätter und Blüthen nisten, und so der Bäume Wachsthum und Fruchtbarkeit hemmen, so schließen sich auch an die Bessern der Großen und Hochgestellten dieser Erde niedrige Menschen an, die den Leidenschaften ihrer Herren schmeicheln, um sich ihnen gefällig und unentbehrlich zu machen und sie nach Kräften auszubeuten. Bayard hatte einen Diener aus dieser verächtlichen Menschenklasse, der ihm eine jugendliche, reizende und unschuldige Jungfrau zuführte, die durch ihre Schönheit einen tiefen Eindruck auf den Ritter gemacht hatte. Die Mutter selbst, in höchster Dürftigkeit lebend und

der Verzweiflung nahe, hatte ihr Kind genöthigt, sich bei dem Ritter einführen zu lassen. Als sich die Arme mit diesem allein sah, warf sie sich zu seinen Füßen, gab ihm unter einem Strome von Thränen zu erkennen, daß sie unglücklich und unschuldig sei, und beschwur ihn, sie doch nicht zu einer Schande zu nöthigen, die sie von Herzen verabscheue. Bayard hieß sie alsbald aufstehen, und sprach fast bis zu Thränen gerührt: „Fürchtet nichts, ich bin nicht lasterhaft genug, euch eine Tugend zu rauben, die euch so lieb ist. Tugendhafter sollt ihr mein Haus verlassen, als ihr gekommen.“ Alsbald gab er ihr einen Mantel, um unerkannt durch die Straßen gehen zu können, und ließ sie in Sicherheit zu einer Verwandtinn führen, bei welcher sie übernachten mußte. Tags darauf ließ er die Mutter der Jungfrau kommen, und verwies derselben ihr sträfliches unmütterliches Betragen, und um beide gegen alle fernern Versuchungen sicher zu stellen, fragte der Ritter die Mutter, wie groß der Brautschatz sein müsse, um ihre Tochter geziemend auszustatten. Sie erwiedert, man verlange sechshundert Gulden (Francs), während ihr ganzes Vermögen kaum halb so viel betrage. Gleich langte Bayard einen Beutel hervor, der 300 Thaler enthielt, und übergab denselben der Mutter mit diesen Worten: „Hier sind 200 Thaler für die Morgengabe, sie gelten mehr als 600 Gulden. Das Uebrige ist für die Ausstattung der Braut bestimmt.“ Selbst die pflichtvergessene Mutter bedachte er mit einem Geschenke von 100 Thalern, damit ihre Noth ihr nicht so leicht wieder Veranlassung zum Bösen geben möchte, und er ruhte nicht eher, bis die brave Jungfrau verheirathet war, welches auch in kürzester Frist geschah. Diese Selbstüberwindung und edle That des Ritters ohne Tadel fiel in Grenoble vor. — Von seiner Einsicht und religiösen Gesinnung zeigen auch die Worte, die er zu einem Ritter sprach, welcher ihn fragte, welche Güter man seinen Kindern hinterlassen müsse. „Solche — war seine Antwort, — die weder die Zeit, noch die menschliche Macht zu fürchten brauchen: Weisheit und Tugend.“ Sehr wahr! Richtiges Erkennen und rechtes Handeln, Erkenntniß des Wahren und Leben nach dieser Erkenntniß ist ja der höhere Beruf des Menschen. Mögen Zeit und Menschen uns Reich-

thümer, Gesundheit, Schönheit, Freuden, Ehre und endlich das Leben rauben, Weisheit und Tugend bleiben uns, lassen uns den Verlust alles Irdischen weniger empfinden, folgen uns in die Ewigkeit und erschließen uns die Thore des Himmels. Wie sehr wohl ritterlicher Sinn, Muth, Tapferkeit und Todesverachtung mit dem Christenthum zu verbinden seien, haben, um nur Eins anzuführen, die Ritter des Mittelalters gezeigt; flößt ja die wahre Religion Vertrauen ein zu dem höchsten Helfer, schreibt sie doch die Wachsamkeit, die Enthaltung und den Gehorsam vor, die dem Krieger eben so nöthig sind, als dem Christen überhaupt, lehrt sie ja die Nichtigkeit irdischer Güter kennen, von welchen den wahren Christen die Trennung nicht gar schwer werden kann, und überzeugt sie uns doch von der Wahrheit, daß dieses Leben der Güter höchstes nicht ist. So finden wir denn in der christlichen Geschichte der wackern Helden viele, welche Rittersinn mit Christensinn so schön paarten, von Sanct Mauritius an bis auf Ludwig den Heiligen und auf Prinz Eugen. Bayard blieb hierin nicht zurück. Vor jeder Schlacht hörte er die h. Messe, und wurde er verwundet, so war sein Erstes, ein am Degengefäße befindliches Crucifix zu küssen, um sich bei Lebens-Gefahr des Erlösers zu erinnern, und sich ihm zu empfehlen im Leben wie im Tode. Am schönsten tritt sein tief religiöser Sinn und sein lebendiger Glaube am Ende seiner irdischen ruhmgekrönten Laufbahn hervor. Der Ritter war dem Admiral Bonnivet nach Italien gegen Genua gefolgt. Die Franzosen wurden geschlagen. Bayard war der Letzte der Fliehenden, er wollte den Nachtrab, den er befehligte, entweder retten oder mit ihm sterben. Da traf ihn eine feindliche Musketenkugel, und zerschmetterte ihm das Wirbelbein im Rückgrad. Er fühlte, daß die Wunde tödtlich sei, rief den Namen des Retters der Welt an, küßte den Griff seines Degens, das Kreuz vorstellend, andächtig, und sprach einige Verse aus dem Psalm Miserere. Auf seinem Rosse vermochte er sich nicht länger zu halten, sein Stallmeister hob ihn herab. Er setzte sich auf die Erde, mit dem Rücken an einen Baum gelehnt, das Angesicht dem Feinde zugewendet, weil er, wie er bemerkte, auch in seinen letzten Augenblicken dem Feinde den

Rücken nicht zukehren wolle. Viele theilnehmende Offiziere und Cameraden hatten sich um den theuren Waffengefährten gesammelt, und wollten von seiner Seite nicht weichen. Er drang in sie mit aller Beredsamkeit, ihr Leben dem Vaterlande zum fernern Dienste aufzusparen, und durch ihre Gefangenschaft des Feindes Vortheile nicht zu vermehren. Mitten in den Qualen und Todesängsten gedachte der Brave noch der Pflichten des Kriegers und seiner geliebten Heimath. Die Uebrigen gingen, nur sein Stallmeister harrte bei ihm aus. Bei diesem legte er auch seine Beichte ab, ob er nun das Bedürfniß fühlte, durch Bekenntniß sein Herz zu erleichtern, oder ob er hoffte, durch diese Uebung der Demuth, die Gnade des Sacraments, das er nicht empfangen konnte, zu ersetzen. Der junge treue Gefährte zerfloß in Thränen über das Schicksal seines ihm mit Recht so theuern Herrn; war er ja oft Zeuge gewesen von den glänzenden Waffenthaten seines Vorbildes, und nicht allein davon, sondern auch von dessen liebenswürdigen sonstigen Eigenschaften, von seinem frommen Sinne, von seiner tiefen, herzgewinnenden Gemüthlichkeit.

Da vergaß der gütige Herr wieder seiner selbst, und tröstete den treuen Diener, indem er sprach: „Gott ist's, der mein Leben abkürzt, und mich sehnt nicht nach einem längern. Nichts schmerzt mich als der Gedanke, daß ich nicht gelebt, wie ich sollte. Immer trug ich den Vorsatz der Besserung mit mir herum, weil es aber nun gestorben sein muß, so fleh' ich zu meinem Schöpfer, mir Gnade widerfahren zu lassen, und hoffe, er werde mich nicht richten nach der Strenge seiner Gerechtigkeit."

Inzwischen kamen die kaiserlichen Liguisten, in Verfolgung des französischen Heeres begriffen, an die Stätte, wo Bayard ruhte. Wer hätte ihm grollen können? wem hätte der Ritter ohne Furcht und Tadel nicht Ehrfurcht abgenöthigt? Die Feinde erwiesen ihm alle jene Liebesdienste, welche er immer von seinen eigenen Landesleuten und Waffengenossen erwarten konnte. Da nahte sich der Marquis von Pescairo dem verwundeten sterbenden Löwen, seine lebhafte Theilnahme äußernd, und des Helden Tapferkeit

und Verdienste in den ehrendsten Ausdrücken hervorhebend. An dem Orte, wo der Ritter sich befand, und von wo man ihn wegen seiner Schwäche nicht entfernen konnte, ließ der Marquis ein Zelt errichten, und unter demselben ein Bett ausbreiten. Kurz, der Marquis erfüllte gegen seinen edlen Gegner, während der 4 Stunden Lebenszeit, die diesem noch vergönnt waren, alle Pflichten, die der Freund vom besten Freunde nur hoffen darf. Auch der Connetable Bourbon nahte sich, gab sein Mitleiden in den kräftigsten Worten zu erkennen, und bemühte sich, ihm noch Hoffnung zur Wiederherstellung zu machen, indem er ihm die geschicktesten Wundärzte anbot. — „Meine Zeit ist da, versetzte der Ritter; Leibesärzte frommen mir nicht mehr, ich brauche einen Seelenarzt. Ich fühl' es, für mich gibt's keine Rettung mehr, ich muß sterben; aber ich preise Gott, durch dessen Gnade ich noch an meines Lebens Ende zu dieser Erkenntniß, so wie zu jener meiner Sünden gelangt bin, um sie von Herzen zu verabscheuen. Der Tod ist mir willkommen, das Leben gleichgültig; nur das bedaure ich, daß ich dem Könige, meinem Herrn, nicht mehr nützlich sein kann, und ihn eben in dem kläglichen Zustande seines zerrissenen Herzens verlassen muß. Der Himmel verleihe ihm nach meinem Hinscheiden solche Diener, wie ich einer zu sein wünschte." — Rührende Anhänglichkeit des Dieners an seinen Herrn! Schönes Band zwischen beiden, das man in unsern Tagen aus Dünkel, Thorheit und selbstsüchtigen Absichten immer mehr zu lockern sucht! In diesem Verhältnisse ist nichts Entehrendes. Wie hoch steht doch Bayard, der seinen letzten Blutstropfen für König und Vaterland vergießt, und in seinen letzten Zügen seines Herrn liebend gedenkt, über den feigen Buben unserer Zeit, die, wenn sie sich sicher glauben, mit Kronen und Zepter spielen, und den Purpurmantel durch den Staub ziehen!

Als der Connetable fortfuhr, den Ritter zu betrauern, und sich des Ausdrucks bediente, er habe großes Mitleiden mit ihm, da regte es sich im Herzen des treuen, braven Soldaten, und er entgegnete entrüstet: „Mein Herr, ich bin kein Gegenstand des Mitleides, denn ich gehe als rechtschaffener Mann aus der Welt; aber ihr dauert mich da ihr

wider euren Landesfürsten, wider euer Vaterland, wider eure Eidespflicht die Waffen führet." Er sprach es, brach kurz ab, und schloß wieder gelassen und versöhnlich mit den Worten: „Laßt mich, ich bitte euch, meinen Erlöser anrufen, und meine Sünden beweinen, denn der Augenblick naht, wo ich ihm meine Seele übergeben muß."

Doch hatte er noch das Glück, so lange zu leben, daß er einem Priester seine Beichte ablegen und das Sacrament empfangen konnte. Hierauf beugte sich der Ritter ohne Furcht vor Menschen tief im Staube vor seinem Schöpfer und Erlöser, und sprach seinen lebendigen Glauben, seine tiefe Demuth und seine innigste Reue über begangene Vergehen in den ergreifendsten Worten aus. „Mein Schöpfer! — so flehte er — der du mich aus unverdienter Gnade in die Zahl der Christen aufgenommen, der du deinem Sohn herabgesendet hast, damit er im jungfräulichen Schooße die menschliche Natur annehmen, Marter und Tod erdulden, sodann wieder erstehen und gen Himmel fahren sollte, durch dieses heilsame Leiden beschwör' ich dich, du wollest mir gnädig sein, und mir meine zahllosen Sünden, welche ich von ganzem Herzen bereue, verzeihen. Ach, mein Gott, mein Schöpfer und Erlöser! ich erkenne es, wenn ich gleich in einer Wüste bei Wasser und Brod Buße üben sollte tausend Jahre, noch wär' ich nicht würdig der Verzeihung. Allein, du hast gesagt, daß du stets bereit bist, den, der mit redlichem Herzen zu dir wieder heimkehrt, zu Gnaden aufzunehmen. Mein Vater und mein Erlöser! ich weiß es sicherlich, daß noch größer sind deine Erbarmungen, als aller Welt Sünden; demnach, Herr! empfehl' ich meinen Geist in deine Hände!" So betend entschlief er im Herrn. Es war am 30. April 1524. Nun wagten sich mehre französische Krieger, dem Zuge ihres Herzend folgend, zu den Feinden, um ihr ruhmwürdiges Vorbild, die Zierde ihres Standes, den Gegenstand ihrer Achtung und Liebe, noch einmal zu sehen. Die Gegner waren ritterlich genug, sie deßhalb nicht als Gefangene zu betrachten. Die Leiche ward einbalsamirt, nach Grenoble gebracht und in der Kirche der Minoriten, unweit der Stadt, beigesetzt.

Das war in der That ein Ritter ohne Furcht und Tadel.

Indem wir eines Ritters gedachten, der den besten des Mittelalters beigezählt zu werden würdig ist, dürfen wir auch nicht vergessen, eines Ordens nochmals zu erwähnen, dessen glänzende Thaten den größten Unternehmungen der Griechen und Römer an die Seite gestellt zu werden verdienen.

§ 15.

Die Ritter von Rhodus und Malta *).

Der Orden des h. Johannes, Johanniter genannt, wovon wir früher geredet, hatte die doppelte Bestimmung, der Krankenpflege und der Beschützung des Glaubens gegen die Türken. Herrlich hat er diesem Zwecke entsprochen. In Verbindung mit dem der Tempelherren, war dieser Orden es besonders, der die Eroberungen der Franken beförderte, und der den wankenden Thron der Nachfolger Gottfrieds stützte, bis die Schwäche der Könige und die Uneinigkeit der Großen die Erhaltung ferner unmöglich machte. Nach der Eroberung Jerusalems durch Saladin 1182 ließ sich der Orden in Margat und Akris nieder, und setzte von hier aus seinen unermüdlichen Kampf gegen die Ungläubigen fort, bis er endlich, von den abendländischen Christen verlassen, nach der hartnäckigsten Gegenwehr Akris, die letzte christliche Besitzung in Asien, 1291 den Türken überlassen mußte. Die übriggebliebenen Ritter schifften nun nach Cypern, wo ihnen von dem dortigen Könige die Stadt Limossa zur Wohnung eingeräumt wurde. Von hier aus machten sich die Helden durch ihre Seemacht allen an der Küste wohnenden Barbaren furchtbar, und eroberten 1310 sogar den kleinen Archipel, und unter andern das wichtige Rhodus, wo sie nach der Eroberung Cyperns ihren Wohnsitz aufschlugen. Diese Insel liegt an der Südwestküste Kleinasiens, ist 20 Quadratmeilen groß, mit mildem und gesundem Klima, von einer waldigen Gebirgskette durchzogen, mit reizenden

*) Meist nach Eith.

und fruchtbaren Thälern, worin Südfrüchte, Wein, Oel und Honig gewonnen werden. Der entschlossene Widerstand, durch welchen die Ritter sich gegen die Angriffe Osmans in ihren neuen Besitzungen behaupteten, vergrößerte ihren Ruhm immer mehr, und ihre Macht stieg, ungeachtet der immerwährenden Kriege mit den Türken, zu einer staunenswerthen Höhe. Wir sehen sie in diesem Zeitraum als Meister von Smyrna, Morea, als Vertheidiger von Negropont und Cypern, mit abwechselnden Glücke die Türken, Tartaren und Aegypter bekämpfend, nach jedem Siege an Ansehen zunehmen, nach jeder Niederlage inniger vereinigt und mit höherm Muthe zu neuen Heldenthaten forteilen. Nur Ruhe und Unthätigkeit waren ihren Sitten verderblich, und darum suchten die einsichtsvollen Großmeister sie immerfort zu beschäftigen. War der Krieg mit den fürchterlichen Nachbaren zu Ende, so verfolgten sie mit verdoppelter Anstrengung die barbarischen Seeräuber bis in deren geheimsten Schlupfwinkel. Ihre Unerschrockenheit und Reichthümer konnten ihnen jedoch gegen ihre Gegner nur so lange frommen, als diese mit andern Feinden oder unter einander im Kampfe waren. Als aber der Halbmond auf den Thürmen von Trapezunt und Constantinopel glänzte, als Persien gedemüthigt und Cypern genommen war, da wurde ihre Lage von Tag zu Tag bedenklicher. — Mohammet, der Eroberer von zehn Königreichen und zwei Kaiserthümern, glaubte noch nicht den Lorbeer des Feldherrn mit vollem Rechte zu besitzen, so lange er nicht die tapfern Johanniter überwältigt hätte. Er schickte daher 1480 eine Flotte von 160 Segeln zur Eroberung der Insel hin. Im Mai landete das Heer, und begann sogleich die Belagerung der Stadt und des Forts St. Nicolaus. Doch die unersteiglichen Festungswerke, die der Großmeister Peter von Ambüsson errichtet hatte, und noch mehr der Muth und die unüberwindliche Tapferkeit der Ritter trotzten allen Versuchen der Ungläubigen. Dreimal schlugen die Ritter den Sturm ab, zum viertenmal aber erstiegen die Türken, angeführt von ihrem Vezier, die Mauern. Da eilt mit neuen Truppen der Großmeister herbei, erstürmt die Mauern wieder, und wirft die erstaunten Türken in den Graben hinab. Zu

gleicher Zeit machte die Besatzung aus allen Thoren einen Ausfall und brachte den Feinden eine solche Niederlage bei, daß sie schnell die Belagerung aufhoben, und am 18. August die Insel verließen. —

Nun genossen die Johanniter Ruhe, bis Soliman II. der größte Krieger und Führer der Osmanen, den Thron bestieg. Doch waren die Ritter unterdeß nicht müßig. Der Großmeister Philipp Villiers de Isle Adam hatte zur Erhaltung der Insel alle möglichen Anstalten getroffen, so daß die türkische Flotte, als sie im Juni 1520 auf der Höhe von Rhodus sich zeigte, die Ritter in völliger Bereitschaft fand. Nie hatte ein mächtigerer und mehr zu fürchtender Feind die Ritter bedroht, doch sie kannten ihn. Nur Verrath, wie man glaubt, konnte ihren Untergang herbeiführen, Verrath von dem Ordensmitgliede d'Amaral, der sich durch die Wahl Villiers zum Großmeister zurückgesetzt glaubte. Durch ihn soll Soliman von allen Bewegungen und Beschlüssen der Ritter heimlich Nachricht erhalten haben. Unterdeß waren 140,000 Mann auf 400 Schiffen gelandet; aber jeden Fuß breit Landes mußten sie mit Blut und Leichen erkaufen, ehe sie sich der Stadt nähern konnten. Nur Solimans Ankunft mit 15,000 auserlesenen Truppen hielt sie von offener Empörung zurück, und mit Widerwillen folgten sie ihm zum Sturme. Dreimal wurden die sämmtlichen Werke gestürmt, dreimal siegten die Ritter. Welcher Heldenmuth, welche Thatkraft! Ihrer waren nur 600 mit 4500 Söldnern. Schon wollte Soliman die Belagerung aufheben, und wieder unter Segel gehen, als der Verräther — so wird mindestens gewöhnlich angenommen — ihn benachrichtigte, daß die Stadt einem abermaligen Sturme nicht zu widerstehen vermöge. Während Soliman daher zum nochmaligen Sturme sich anschickte, wurde der Großmeister von allen Seiten zur Uebergabe gedrängt. Nur mit Widerwillen nahm er Solimans ehrenvolle Bedingung an, nämlich freien Abzug der Ritter mit allen Waffen, den Reliquien und h. Gefäßen ihrer Kirche, dem Archive und ihrer sämmtlichen beweglichen Habe, und Zusicherung der Glaubensfreiheit und billige Behandlung für die zurückbleibenden Christen. Das Heiligste nahmen die Ritter mit, und sorgten

noch nach Kräften für Jene, die sie verlassen mußten. Soliman aber, dem diese Eroberung weit über die Hälfte seiner Truppen gekostet hatte, konnte der Tapferkeit der Ritter seine Bewunderung nicht versagen, und äußerte gegen einen seiner Vertrauten beim Abzuge des Großmeisters: „Es thut mir doch wehe, diesen Christen, in seinem Alter, aus seinem Hause zu vertreiben." Dies geschah im Jahre 1522.

Villiers landete mit seinen Rittern nach vielem erlittenen Ungemach zu Messina, nicht wissend, wo er künftig seinen Wohnsitz aufschlagen sollte. Da wies ihm Papst Clemens VII. 1523 die Stadt Viterbo zum einstweiligen Sitze an, und erwirkte durch seinen mächtigen Einfluß bei Kaiser Karl V., daß dieser dem Orden die Felsen-Insel Malta als sicilianisches Lehen übergab, wovon der Großmeister Villiers dann am 26. October 1530 feierlich Besitz nahm. Sie hatten sich dafür verpflichten müssen, beständig mit den Türken und Seeräubern zu kriegen. — Wie die Ritter früher von ihrer Besitzung Rhodus Rhodiser, so wurden sie jetzt Malteser genannt.

Allein durch die Eroberung der Insel Rhodus waren Solimans Absichten gegen die Johanniter noch nicht erreicht, sondern er brannte vor Begierde, dieselben auch aus ihrer neuen Besitzung Malta zu vertreiben, und, wo möglich, sie ganz zu vernichten. Doch war er noch unentschlossen, ob er zuerst Malta oder Italien mit einem Besuche beehren sollte. Die Hinwegnahme einer reichen, seinen Günstlingen im Serail gehörigen, Gallione durch die Malteser entschied, und die Eroberung der Insel wurde beschlossen, alsdann wollte er seine siegreichen Waffen gegen den König von Spanien richten.

Es erging daher der Befehl, auf's schleunigste alle Schiffe in seinem Reiche auszurüsten; zugleich ließ er Haskem und Dragout, seine Vicekönige von Tripoli und Algier, entbieten, ihre Corsaren in Bereitschaft zu halten, um sich mit seiner Flotte bei ihrer Ankunft vor Malta zu vereinigen. Den Oberbefehl über die Flotte erhielt Piali, den über die Landmacht Mustapha, ein alter erfahrener Feld-

herr, der wegen seiner Tapferkeit bei Soliman sehr in Ansehen stand. Beiden empfahl er auf's strengste, gemeinschaftlich zu handeln, und vorzüglich den erfahrensten Seemann seines Reiches Dragout zu Rathe zu ziehen.

Johann de la Valette, der damalige Großmeister von Malta, erhielt durch seine Kundschafter, die er in Constantinopel hatte, Nachricht von den erstaunlichen Rüstungen Solimans gegen Malta. Sogleich erließ er an die meisten europäischen Fürsten die Aufforderung, dem Orden zu Hülfe zu kommen. Nur der König Philipp von Spanien, der wohl einsah, welche Gefahr seinen eigenen Ländern nach dem Falle Maltas drohte, sagte seine Hülfe zu, und ließ in Italien ein Heer von 20,000 Mann zusammenbringen, das auf den ersten Wink bereit sein sollte, den Rittern beizustehen. Eine zahlreiche Flotte lag bei Messina.

Nun wandte der Großmeister La Valette seine ganze Thätigkeit und Aufmerksamkeit auf die hartnäckigste Vertheidigung der Insel. Aus allen europäischen Ländern berief er die Ritter zum Kampfe, sonderte die waffenfähigen Bewohner der Insel in Abtheilungen, und ließ sie von den Brüdern in den verschiedenen Zweigen der Kriegskunst unterrichten. Durch seine Bevollmächtigten ließ er in Italien 2000 Mann Truppen werben, und durch seine Schiffe unaufhörlich Waffen, Kriegsbedürfnisse und Mundvorrath herbeiführen. Seine ganze Macht belief sich auf 700 Ritter und 8500 andere Krieger. Nach einem feierlichen religiösen Umgange und dem Genusse des h. Abendmahles vertheilte er die Soldaten unter die Ritter, und wies jedem seinen besonderen Posten an. Der Großmeister selbst aber vergaß nichts, woran menschliche Klugheit denken konnte. Die in seinem Vertheidigungsplan entwickelte Weisheit flößte seinen Truppen Vertrauen ein, und seine Ruhe und Kraft theilte ihnen eine Siegeshoffnung und eine Erhabenheit der Seele mit, die sie über jede Gefahr, welche sie befallen konnte, erhob.

Endlich in der Mitte des Mai 1565 erschien die türkische Flotte auf der Höhe von Malta. Sie bestand aus 200 Segeln und hatte, außer einer Menge christlicher Sclaven, die als Schanzgräber dienen sollten, 40,000 Mann,

meist Janitscharen und Spahis, die besten Krieger des ottomanischen Reiches, an Bord. Dieses furchtbare Heer landete nicht weit von der Burg, und verheerte alles weit und breit mit Feuer und Schwert. La Valette schickte den Ordensmarschall Copier mit 200 Reitern und 600 Mann Fußsoldaten zur Beobachtung der Feinde, und dieser brachte bei verschiedenen Angriffen den Türken einen Verlust von 1500 Mann bei, während er selbst nur 80 verlor. Als der Großmeister so die Seinigen an den Anblick und das Geschrei der Türken gewöhnt hatte, rief er Copier zurück.

Unterdeß wurde im türkischen Lager Kriegsrath gehalten. Piali glaubte, man müsse erst Dragouts Ankunft abwarten, ehe man etwas unternähme, Mustapha hingegen, benachrichtigt von den Rüstungen der Spanier, meinte, man müsse vor allem sich des Forts St. Elmo, welches den Hafen beschützte, bemächtigen, um so die Flotte gegen die Angriffe der Spanier und gegen die Wuth der Ostwinde sicher zu stellen. Dieser Vorschlag fand allgemeinen Beifall, und Mustapha machte Anstalten zum Sturme. Doch seine Hoffnung einer baldigen Erstürmung wurde bitter getäuscht, theils durch die beispiellose Tapferkeit der Ritter, theils auch durch die Lage des Platzes selbst. Einestheils konnte die Besatzung quer über den Hafen, der durch 2 Forts, St. Angelo und St. Michael oder La Sangle gesichert war, leicht aus der Stadt Unterstützung erhalten, anderntheils machte der felsige mit Erde äußerst dünn bedeckte Boden den Belagerern die Eröffnung von Laufgräben und Errichtung von Schanzen unmöglich. Nach 6tägiger Anstrengung erst gelang es den Türken, eine Batterie gegen das Fort zu errichten, wodurch es hart mitgenommen wurde. Schon drang die Besatzung in den Großmeister, es aufzugeben, da erklärte La Valette, der völlig überzeugt war, wie wichtig die längere Vertheidigung dieses Platzes sei, damit dadurch dem Vizekönige von Sicilien Zeit gegeben würde, zur Hülfe herbeizueilen, er selbst wolle St. Elmo vertheidigen. Nur die dringenden Vorstellungen der Ritter vermochten ihn davon zurückzuhalten, und er schickte nun den Ritter Medran mit Verstärkung hin. Sogleich machte dieser einen lebhaften Ausfall, schlug die Feinde aus ihren Ver-

schanzungen, und hieb viele nieder. Doch mußte er vor der Uebermacht zurückweichen, und die Türken, begünstigt durch einen Wind, der den Belagerten den Pulverdampf ins Gesicht wehete, bemächtigten sich der äußern Brustwehr. Durch die Ankunft Dragouts mit 20 Galeeren und 2500 Soldaten verstärkt, wurde der Sturm mit erneuerter Wuth fortgesetzt, bis die Türken, trotz der tapfersten Gegenwehr, sich auf den äußersten Werken festsetzten, und ihre Kanonen in das Fort richteten. Doch La Valette war desungeachtet nicht geneigt, die Vertheidigung aufzugeben, sondern erklärte den Rittern, er selbst wolle es vertheidigen, und lieber sein Leben verlieren, als das Fort den Ungläubigen überlassen. Constantin Castriotto, ein Abkömmling des berühmten Skanderbeg, erbot sich zur Vertheidigung und die übrige Besatzung entschied sich, das Fort bis auf den letzten Mann zu vertheidigen. Nun beschloß Mustapha ergrimmt einen allgemeinen Sturm am 15. und 16. Juli, allein kein Fußbreit Landes wurde genommen, Tausende von Türken bedeckten das Schlachtfeld, doch auch 20 Ritter und 300 Soldaten fielen. Mustapha ließ zum Rückzug blasen, und bezweckte nun, dem Fort alle Verbindung mit der Stadt gänzlich abzuschneiden. Nachdem er dies bewerkstelligt, ließ er am 23. Juli einen Hauptsturm machen, und wurde erst nach der tapfersten Gegenwehr Meister des Platzes, nachdem die ganze Besatzung bis auf 2, die sich durch Schwimmen retteten, gefallen war. — Bei dieser Belagerung verlor der Orden 130 Ritter, überhaupt ungefähr 1500 Mann.

Sogleich ließ Mustapha die Stadt zur Uebergabe auffordern, allein der Bote wurde, nachdem man ihm alles und zuletzt auch noch die Breite und Tiefe des Grabens gezeigt, mit der Antwort zurückgeschickt: „Dies hier ist das einzige Stück Landes, was wir deinem Bassa einräumen können, und hier hoffen wir ihn und alle seine Janitscharen in Kurzem zu begraben.“

Wuthentbrannt wandte sich Mustapha nun gegen das Fort St. Michael, welches er zu Lande und zu Wasser angreifen ließ. Doch alle Stürme wurden von den Rittern

mit dem unerschrockensten Muthe zurückgeschlagen, und die Türken ergriffen, nachdem eine unzählige Menge von ihnen dort den Tod gefunden, die Flucht. Doch auch die Malteser erkauften diesen Sieg mit einem Verlust von 40 Rittern und 200 der tapfersten Krieger. Jetzt beschloß Mustapha, des Gelingens gewiß, mit seiner ganzen Macht das Fort und die Stadt zugleich anzugreifen, bevor die von Spanien erwartete Hülfe ankäme. Alle Erfindungen der Kriegskunst wurden erschöpft, aber der entschlossene Muth der Ritter, den der Großmeister mit geprüfter Weisheit und unermüdlicher Wachsamkeit leitete, vereitelte sämmtliche Unternehmungen der Türken, und jagte sie jedesmal mit großem Verlust in die Flucht. Nachdem er von Morgens früh bis Abends spät auf's wüthendste gestürmt hatte, sah Mastapha sich endlich gezwungen, seine Macht zurückzuziehen, um am andern Tage den Kampf zu erneuern, wo dann der Sieg ihm nicht fehlen könne.

Die Festungswerke waren so zugerichtet, daß die Mehrheit der Ritter glaubte, die Stadt sei nicht länger zu halten, man müsse die übrigen Festungswerke sprengen, und sich in das Fort St. Angelo zurückziehen. Allein La Valette beharrte auf seinem Vorsatz, lieber zu sterben, als irgend einen Punkt aufzugeben. Mit rastloser Thätigkeit stellte er die beschädigten Festungswerke möglichst wieder her, ließ in der Dunkelheit auf die Belagerungswerke der Türken einen Angriff machen, schlug die Feinde in die Flucht, und benutzte die aufgeworfenen feindlichen Werke zur Vertheidigung. Nun zweifelte der Großmeister nicht mehr daran, sich so lange halten zu können, bis die spanische Hülfe anlangte. Das türkische Heer aber hatte durch die unaufhörlichen blutigen Gefechte so sehr gelitten, daß von der ganzen furchtbaren Macht von 45,000 Mann kaum noch 15 oder 16,000 übrig waren, von denen noch dazu viele durch die ausgestandenen Mühseligkeiten aller Kräfte beraubt, andere durch eine ruhrartige Krankheit, die mehrere Wochen unter ihnen gewüthet hatte, kampfunfähig geworden waren.

Nun endlich, da es mehr als wahrscheinlich war, daß die unbezwingbare Tapferkeit der Ritter die Türken zur Aufhebung der Belagerung würde genöthigt haben, erschien

die lang ersehnte Hülfe. Am 7. September landeten 6000 Mann unter Don Alvaro de Sandes und Askanio de la Corna auf der Insel. Piali, welcher glaubte, die Spanier würden ihre Truppen bei dem Fort St. Angelo ausschiffen, hatte den Eingang zum Hafen versperrt, und vor demselben sich vor Anker gelegt.

Jetzt wurde Mustapha durch die Botschaft, daß die Spanier gelandet wären, und ihm entgegenrückten, in die größte Bestürzung versetzt. Sich einbildend, daß er augenblicklich von einem überlegenen, aus den besten Truppen Spaniens bestehenden Heere angegriffen würde, hob er, ohne erst Nachricht über die Größe desselben einzuziehen, alsbald die Belagerung auf, zog seine Besatzung aus St. Elmo, und schiffte, mit Zurücklassung alles schweren Geschützes, eiligst seine Truppen ein. Dies aber benutzte der unermüdliche La Valette, ließ schnell die feindlichen Laufgräben ausfüllen, die Wälle zerstören, und warf eine Besatzung in St. Elmo.

Mustapha aber, voll Scham und Wuth darüber, daß er mit 15 bis 16,000 Mann vor 6000 geflohen, ließ sein Heer unverzüglich wieder ausschiffen, und ging gerade auf die Spanier los. Doch diese erwarteten in ihrer vortheilhaften Stellung nicht den Angriff, sondern stürzten sich mit kühnem Muthe von vorne und von der Seite auf die Türken, und schlugen dieselben völlig in die Flucht, so daß sie auf's eiligste sich auf ihre Schiffe zu retten suchten; sonst würde schwerlich einer entkommen sein. Der Verlust der Türken betrug 2000, jener der Spanier kaum 14 Mann.

So endete nach einer viermonatlichen Dauer die Belagerung von Malta, die durch jene erstaunenswürdigen Beweise der heldenmüthigsten Tapferkeit, durch welche die an Zahl so schwachen Ritter im Stande waren, den kraftvollen Versuch zu vereiteln, den der mächtigste Herrscher des Erdbodens gegen ihre Freiheit machte, ewig merkwürdig bleiben wird.

Die Nachricht von der Befreiung Maltas verursachte unter den christlichen Mächten eine allgemeine Freude, und der Name des Großmeisters Johann de la Valette Parisot

erregte überall die größte Bewunderung und den lautesten Beifall. Von allen Orten wünschte man ihm Glück, und in verschiedenen Ländern wurden wegen dieses Erfolges öffentliche Dank- und Freudenfeste angestellt.

Uebrigens hatten die Malteser in diesem ganzen Kampfe 200 Ritter und 8000 Bewohner und Soldaten verloren, während der Verlust der Türken sich auf wenigstens 30,000 belief. — Soliman aber verheimlichte seinen nagenden Kummer, und ließ öffentlich bekannt machen, daß sein Bassa Malta erobert, die sämmtlichen Ritter getödtet, und, um nicht eine Besatzung auf diesem unfruchtbaren Felsen zurückzulassen, alle Festungswerke geschleift habe.

Die aus dem Schutte sie neu erhebende Stadt erhielt zum ewigen Andenken den Namen seines kühnen Vertheidigers La Valette, und noch gegenwärtig befindet sich in der dortigen prachtvollen ehemaligen Ordenskirche des h. Johannes außer vielen andern Grabmählern von Ordensmeistern und Rittern in einer unterirdischen Kapelle auch das Grabmahl des La Valette mit einer ehernen Denksäule, zur steten Erinnerung an einen Helden, der mit den ersten der Griechen- und Römerzeit und des Mittelalters sehr wohl den Vergleich aushalten kann.

§ 16.

Der Papst gefangen.

(1527.)

Nach der Mittheilung dieser glänzenden Waffenthaten kehren wir zu der im § 13 begonnenen Erzählung von Carls Kriegen zurück. Die kaiserlichen Truppen in Mailand mußten sich auf ihre eigene Hand Unterhalt schaffen, denn ihr Herr, der Kaiser, war wieder ohne Geld. So wurden natürlich Bürger und Bauern bis aufs Blut ausgesaugt, die Hauptstadt Mailand selbst mußte täglich 5000 Ducaten zahlen, wie erzählt wird, und solches dauerte schon Jahr und Tag. Das war mehr, als die Truppen nöthig hatten,

und der Kaiser billigte es nicht, aber er konnte kaum mehr Herr über seine eigenen Truppen genannt werden. Die Italiener vermochten das Joch indessen nicht länger zu ertragen. Mailand, Venedig, Heinrich von England und Franz von Frankreich verbündeten sich gegen den Kaiser, und der Beitritt des Papstes Clemens VII. verschaffte dem Bunde den Namen der heiligen Ligue. Die liguistischen Mächte ersuchten den Kaiser erst wohlmeinend, seine räuberischen Truppen aus Italien zu ziehen, den Herzog Sforza, einen alten Mailänder, und nicht seinen Bourbon, mit Mailand zu belehnen, und Franzens Söhne, die als Geißeln in Spanien waren, nicht gegen das Herzogthum Burgund, sondern gegen eine Geldsumme frei zu geben, widrigenfalls sie mit vereinter Macht der kaiserlichen Herrschaft in Mailand und Neapel ein Ende machen wollten.

Carl war außer sich vor Wuth. Er ließ den französischen König fragen, ob der madrider Vertrag oder die Erklärung der Liguisten gelten solle. Franz machte Winkelzüge, die Stände Frankreichs gäben die Abtretung einer so herrlichen Provinz, wie Burgund sei, nicht zu, und gegen ihren Willen könne er nicht, doch wolle er 2 Millionen Kronthaler zahlen für die Loslassung seiner Prinzen.

Der Kaiser war höchst entrüstet, und schalt den Franzosenkönig einen Meineidigen. Aber was sollte er beginnen? Er war nicht im Besitze der Mittel, durch die Waffen seinem Worte Ansehen zu verleihen.

Dem Papste wollte er es aber nicht hingehen lassen, an der Ligue Antheil genommen zu haben. Durch seinen Gesandten ließ er die Familie Colonna gegen den Papst aufhetzen, was um so leichter geschehen konnte, als zwischen den Häusern Colonna und Medici, dem Clemens angehörte, eine alte Eifersucht herrschte. Der Cardinal Pompejo Colonna ließ sich verleiten, eine Bewegung in Rom zu veranstalten. Papst Clemens floh in die Engelsburg; zu ihm kam der kaiserliche Gesandte, und bot ihm den Frieden an, wenn er seine Truppen aus Mailand zöge, und der Familie Colonna alles vergäbe. Der Papst nahm diesen Vertrag an, jedoch behielt er sich vor, die Anstifter der Gährung zu

bestrafen, und so wurde Colonna seiner Cardinalswürde beraubt. Karl hatte jedoch seinen Zweck erreicht, denn der Papst war gezüchtigt, seine Absetzung aber nicht beabsichtigt, wie Colonna gemeint haben mochte.

Bourbon erhielt darauf bedeutende Verstärkungen, da Karl einen deutschen Hauptmann, Georg von Frondsberg, und den Lannoy zu ihm stoßen ließ. Aber woher sollte Bourbon diese Masse Kriegsknechte ernähren? Geld schickte der Kaiser nicht, Mailand konnte nichts mehr aufbringen. Es fiel ihm ein verzweifeltes Mittel ein — Rom zu erobern und zu plündern. Vorwand fand er dazu wohl, denn der Papst hatte alle Colonner excommunicirt, und ihre Güter eingezogen. Mitten im Winter (Januar 1527) setzte Bourbon sich in Bewegung: Italiener, Spanier und Deutsche folgten dem Franzosen, der ihre Sprache nicht verstand, und doch ihr volles Vertrauen besaß; denn er war immer guter Laune, und ging, wie Cortes und Pizarro, zu Fuße vor seinen Soldaten her, verscheuchte ihren Unmuth, und sorgte mehr für sie, als für sich selbst.

Ohne Geld, ohne Magazine, ohne Geschütz rückte Bourbon mit seinen 25,000 Mann vor. Drei ganze Monate dauerte der Zug. Der geängstigte Papst wendete sich an Lannoy, versprach demselben 60,000 Kronen, wenn er ihm den Frieden erwürbe, und ersetzte den Colonnern alle Güter auf der Stelle. Lannoy ging den Vertrag ein, und ließ dem Bourbon sagen, er möge jetzt nur wieder umkehren. Aber darum war dieser nicht gekommen: plündern wollte er, Lannoy war ihm längst zuwider, und wer weiß, ob er nicht noch größere Dinge gegen den Kaiser selbst im Sinne führte. So viel sieht man, er handelte hier ohne Befehl des Kaisers, der seiner eigenen Truppen nicht mächtig war.

Am 9. Mai früh Morgens stand die hungrige Schaar vor Rom. Schweizer im Dienste des Papstes vertheidigten die Mauern, und machten ihrem Posten Ehre. Bourbon kletterte einer der ersten hinan, und wurde bald durch einen Schuß getödtet. Sein Fall entflammte die kaiserlichen Truppen noch mehr, die Schweizer wichen, der Papst floh in die Engelsburg, und die Stadt war erobert.

Gothen und Vandalen haben in Rom nicht so schrecklich gehauset, wie diese Truppen gebildeter christlicher Völker. Von Palast zu Palast, von Kirche zu Kirche gingen die geldgierigen Wölfe, ganze Theile der Stadt loderten in Flammen auf, Bibliotheken und Kunstwerke wurden vernichtet, zahllose Bürger, Cardinäle und Kaufleute zu Tode gemartert, um zu bekennen, wo sie ihr Geld verborgen hätten, und Frauen mißhandelt. Die Deutschen unter Frondsberg, welche großentheils Lutheraner waren, gingen, als sie Geld genug geplündert hatten, zum Muthwillen über, machten die päpstlichen Sacristeien zu Pferdeställen, brauchten die Acten der päpstlichen Kanzlei zur Streu ihrer Rosse, kleideten sich als Cardinäle, hielten ein Conclave, und wählten ihren Doctor Luther zum Papste.

So wenig Zucht war unter dem rohen Haufen, daß der Prinz von Oranien, Philibert von Chalons, der nach Bourbons Tode den Oberbefehl übernommen hatte, kaum so viel Mannschaft zusammenhalten konnte, wie erforderlich war, den Papst in der Engelsburg zu belagern. Die Belagerung dauerte 4 Wochen, denn der h. Vater hoffte immer noch auf Hülfe einer liguistischen Armee. Da aber diese nicht erschien, und die Hungersnoth in der Engelsburg so groß wurde, daß selbst der Papst schon Eselsfleisch essen mußte, ließ derselbe sich einen harten Frieden gefallen. Er versprach den fremden Truppen 400,000 Ducaten, und bis diese beigeschafft wären, übergab er alle seine Festungen dem Kaiser, und seine eigene Person zur Gefangenschaft.

Es hielt aber schwer, in dem ausgeplünderten Kirchenstaate noch 400,000 Ducaten aufzubringen, und so mußte Clemens VII. ein halbes Jahr in der Gefangenschaft unter rohen Kriegern schmachten. Im Anfange Decembers war endlich die Summe vollzählig, und am 7. d. M. sollte das Oberhaupt der Kirche frei werden; da er aber noch in der Nacht vorher eine Gelegenheit ersah, entwich er mit wenigen Dienern nach Orvieto, ohne sich auf das ihm gegebene Ehrenwort zu verlassen, wahrscheinlich auch, weil er sich in Rom selbst nach seiner Befreiung unter den rohen Kriegern nicht für sicher hielt.

Die ganze Christenheit ärgerte sich an dieser Behandlung

des Papstes, die unter dem Namen des Kaisers geschah. Karl war aber unschuldig daran, und sein Benehmen, als er von Bourbons Thun Nachricht erhielt, kann nicht Heuchelei gewesen sein. Er war eben zu Valladolid, und wollte die Geburt seines Erbprinzen Philipp feiern; da aber die Kunde von des Papstes Gefangenschaft einlief, ließ er alle Hoffeste aufsagen, verordnete Bettage für das Wohl des Oberhirten, und schrieb an alle christlichen Fürsten, das Verfahren gegen den Papst habe ohne sein Wissen und Wollen statt gehabt, und er bedaure es, daß seine Truppen ihm nicht besser gehorchten, übrigens sei es ungerecht, an seinem Eifer für die Erhaltung der katholischen Religion zweifeln zu wollen, da er schon früher davon die sprechendsten Beweise geliefert habe. Die lutherischen Fürsten Deutschlands ärgerten sich über diese Erklärung nicht wenig, denn sie hatten gehofft, daß der Kaiser ihnen nun in die Hände arbeiten werde, das Papstthum zu vernichten. So war es indeß nicht gemeint. Wäre der Kaiser Herr über seine Truppen gewesen, so würde vieles nicht geschehen sein. Nun aber zehrten diese ruhig auf fremdem Heerde, bis ins folgende Jahr, da der Papst schon alle Bedingungen erfüllt hatte. Manche konnten bei ihrem Abzuge das Geld kaum fortbringen, welches sie zusammengeplündert hatten. Sebastian Schärtlin von Burtenbach, ein augsburger Hauptmann, verspielte in einer Stunde 5000 Ducaten, und brachte doch noch 25,000 Gulden nach Hause.

Während der Vorkehrungen der kaiserlichen Truppen war aber die heilige Ligue auch nicht müßig. Heinrich VIII. von England gab Geld her, und Franz I. von Frankreich schickte eine starke Armee nach Italien, welche bis Neapel vordrang. Kaiser Karl, ohne Mittel zur Kriegsführung und die Nothwendigkeit des Friedens erwägend, ließ dem Könige von Frankreich sagen, er wolle statt des Herzogthums Burgund 2 Millionen Kronen annehmen, und die beiden französischen Prinzen loslassen, wenn Franz gleich seine Truppen aus Italien ziehe. Franz, der jetzt im Vortheil war, wollte sich auf nichts einlassen. Da schalt Karl ihn einen ehrvergessenen Menschen, und forderte ihn zu einem Zweikampf heraus. Franz versprach zu erscheinen, unterließ es aber wohlweislich. Dafür

sandte er eine neue Macht nach Italien, mit dem gemessenen Befehle, gleich auf Rom und Neapel loszugehen. Dieser Feldzug war jedoch einer der unglücklichsten seines Lebens. Die Kaiserlichen zogen sich freilich aus Rom zurück, aber in Neapel vereinigten sie sich mit Lannoy, und schlugen wiederholt alle französischen Heerhaufen. Der Papst schloß am Feste Petri und Pauli 1529 mit dem Kaiser Frieden, wodurch er den Kirchenstaat ungeschmälert zurückerhielt, und dem Kaiser die Krönung, die Belehnung mit Neapel und eine allgemeine Kirchenversammlung versprach. Da mußte sich auch wohl Franz zum Frieden bequemen. Weibliche Hände mischten sich in dieses Geschäft, treu dem Berufe der Frauen, die tobende Zwietracht zu fesseln. Margarethe, des Kaisers Tante, und Luise von Savoyen, Franzens Mutter, zwei kluge Fürstinnen, begaben sich nach Cambray, bezogen dort zwei Nachbarshäuser, welche eine heimliche Verbindung hatten, und besuchten sich alle Tage ohne höfischen Zwang. Sie brachten wirklich einen Frieden zu Stande, welchem gemäß Franz Burgund behielt, 2 Millionen Kronen zahlte, seine Söhne wieder bekam, und allen seinen Ansprüchen auf Italien entsagte.

§ 17.

Karls V. Kaiserkrönung.

(1529.)

So groß war die Einigkeit der Franzosen mit den Kaiserlichen, daß sogar französische Schiffe beauftragt wurden, den Kaiser nach Italien überzusetzen, und Franz Gelder zu Karl's Verfügung stellte. Im August 1529 landete Karl zu Genua mit einem spanischen Heere, deutsche und italienische Truppen warteten hier auf ihn, und so sah Italien eine Kaisermacht, wie Otto der Große und Friedrich Barbarossa sie nicht hatten aufweisen können. In Bologna traf Karl den Papst, kniete vor ihm, küßte ihm Füße und Hände nach altem Herkommen (was aber Clemens VII. kaum zugeben wollte), und bemerkte, er käme, des Papstes Ehre zu fördern, und mit ihm zu reden, wie man alle Zwietracht in der Kirche heben solle. Selbst der feinen

Italiener Staunen wußte er durch die Majestät seines ganzen Wesens und durch seine Milde zu erregen. Der Papst küßte den Kaiser dreimal, dankte ihm für seine Wohlthaten, und bat um seine Gnade. Von nun an lebten beide Häupter der Christenheit viele Monate als Freunde unter einem Dache. Karl verlangte eine allgemeine Kirchenversammlung, denn er meinte, eine solche würde alle Glaubensneuerer unzweifelhaft in den Schooß der allgemeinen Kirche zurückführen. Der Papst blickte aber weiter, und äußerte, daß ein Kirchenrath nur dienen würde, neue Leidenschaften zu erwecken, zumal da alle Lehren der Neuerer in früheren Concilien schon abgethan wären. Karl sah dies endlich ein, und verzichtete vor der Hand auf eine allgemeine Kirchenversammlung. So erfolgte denn am 22. Februar 1530 seine Krönung mit der lombardischen, und zwei Tage später, an seinem Geburtstage, die Krönung mit der kaiserlichen Krone unter allen üblichen Feierlichkeiten, von der Hand des Papstes, nur mit dem Unterschiede, daß die Feierlichkeit nicht in Rom, sondern in Bologna vorfiel. Um so merkwürdiger ist die Kaiserkrönung, weil sie die letzte war, die bis auf Napoleon von dem Oberhaupte der katholischen Kirche verrichtet worden ist.

§ 18.

Die Protestanten.

(1529.)

Karl blieb lange in Italien, die dortigen Verhältnisse zu ordnen. Er verzieh den Venetianern ihren Antheil an der Ligue, und erhielt von ihnen große Geschenke. Er setzte den Herzog Sforza wieder in Mailand ein, und bewies überhaupt so viel Milde, daß die Italiener ihm ganz ihre Herzen schenkten.

In Deuschland hatte sich indessen vieles anders gestaltet. Philipp von Hessen, der eifrigste Anhänger Luthers, war nicht dabei stehen geblieben, den katholischen Gottesdienst in seinen Landen abzuschaffen, sondern er hatte auch alle Fürsten, welche seines Glaubens waren, im J. 1526 zu einem Bündnisse gegen die katholischen Mächte gebracht.

Das Bündniß hieß der Torgauer Vertrag, weil es zu Torgau geschlossen war. Luther mißbilligte anfangs diesen Schritt, weil ein Fürst seinem Kaiser unterthan sein müsse, und Gott sein Evangelium schon selbst werde schützen können.

Die katholischen Fürsten beabsichtigten ein ähnliches Bündniß, dessen Häupter Ferdinand von Oesterreich und der Herzog von Bayern gewesen wären. Aber Ferdinand wurde zum Könige von Böhmen gewählt, welche Würde auch der Herzog von Bayern gewünscht hatte, und so erkaltete die Freundschaft dieser mächtigsten katholischen Fürsten. Wegen der Fortschritte der Türken in Ungarn war Ferdinand hinreichend in seinem eigenen Lande beschäftigt, ja seine Hauptstadt Wien ward einen Monat lang von dem Erbfeinde der Christenheit belagert (22. Sept. — 16. Oct. 1529), und so konnte er in Deuschland wenig gelten.

Kaiser Karl hatte von Spanien aus einen Schritt für dasselbe gethan, nämlich auf den März 1529 einen Reichstag nach Speier ausgeschrieben, damit die Religionsangelegenheiten vorläufig besprochen würden, daß er sie, wenn er bald selbst nach Deutschland käme, desto leichter ins Reine bringen könnte. Die katholischen Fürsten machten immer noch bei weitem die Mehrzahl aus, dennoch wurde ein schonender Beschluß gefasset. Man erneuerte nicht das wormser Edikt, sondern kam überein der Kaiser solle binnen Jahresfrist ein allgemeines Concilium veranlassen, bis dahin aber sollten diejenigen, welche die neue Lehre angenommen hätten, keinem verwehren, nach dem alten Glauben zu leben, und keinen zu ihrem Glauben herüberziehen, der nicht von selbst wollte. Durch diesen Bescheid erhielten die Lutheraner eine freie Religionsübung, und damit haben sich sonst alle religiösen Parteien wenigstens im Anfange gern begnügt. Die Lutheraner hielten es aber für Verrath am Evangelium, daß jedem die freie Wahl zwischen der alten und neuen Religion zustehen sollte, und sie ihre Lehre nicht durch was immer für Mittel sollten ausbreiten dürfen. Als sie aber nicht gehört wurden, legten sie am 19. April 1529 gegen den Reichsabschied eine feierliche Protestation ein, und ließen derselben nach einigen Tagen eine Apellation an den Kaiser und an ein freies allgemeines Concilium folgen. Von dieser Protestation erhielten sie den Namen

Protestanten, eine Benennung, die sie lange Zeit gern hörten, später aber ablehnten, weil dieselbe zu sehr die verneinende Weise ihrer Religion bezeichnete. Sie erklärten unter anderm, „sie könnten ihren Unterthanen nicht erlauben, der Messe beizuwohnen, welche bei ihnen für immer abgeschafft sei; wenn sie in ihren Gebieten zwei verschiedene Glaubensbekenntnisse gestatteten, so würden zahllose Streitigkeiten und Empörungen die Folge sein."

Also forderten sie einen förmlichen Religionszwang, welchen sie doch so sehr an der katholischen Kirche rügten, und von der hochgepriesenen Gewissensfreiheit konnte da keine Rede mehr sein, wo das Recht, zu einem andern, als zum lutherischen Bekenntnisse zu gehören, aufgehoben wurde.

Der protestirenden Fürsten waren nur fünf, der Kurfürst von Sachsen, der Landgraf Philipp von Hessen, der Markgraf Georg von Brandenburg fränkischer Linie, der Herzog Ernst von Lüneburg und der Fürst Wolfgang von Anhalt; zu ihnen kamen noch 14 Reichsstädte, unter denen Straßburg, Nürnberg und Ulm die bedeutendsten waren. Weil sie jedoch von ihrem kühnen, verfassungswidrigen Schritte Unheil befürchteten, so schickten sie drei Gesandte an den Kaiser nach Italien, ihm die Protestation zu überreichen und dieselbe zu rechtfertigen. Die Gesandten mußten vier Wochen auf Gehör warten, und da sie endlich vorgelassen wurden, erhielten sie die Weisung, von der Protestation abzulassen, die von der kaiserlichen Majestät mißfällig vernommen sei, und dem Beschlusse der Mehrheit nachzugeben, wie es Gebrauch sei. Als darauf der eine Gesandte dem Kaiser die Appellation auf den Tisch legte, wurde dieser gegen das ordnungswidrige Verfahren so erbittert, daß er die Gesandten verhaften ließ, und ihnen befahl, seinem Hoflager zu folgen. Unterweges wurden jedoch zwei entlassen, der dritte mußte entspringen.

Nun konnten die Protestanten über des Kaisers Gesinnung nicht mehr zweifelhaft sein. Philipp von Hessen arbeitete jetzt daran, alle zu einem bewaffneten Bunde zu vereinigen, angeblich um das Evangelium zu schirmen, aber Luther selbst vereitelte diesen Plan, theils, weil Gott sein Werk selbst schon schirmen könne, theils, weil mehrere pro-

testantische Stände ketzerisch wären, mit denen man keinen Vertrag eingehen dürfe. Er meinte die Reformirten, deren Grundsätze sich aus der Schweiz herschrieben. Doch hierüber müssen wir wohl ein Näheres einschalten, ehe wir weiter gehen.

§ 19.

Die Reformirten.

(Seit 1. Januar 1519.)

Der Stifter der reformirten Religion ist Ulrich Zwingli, Sohn eines Amtmanns in der Schweiz, geboren zu Wildhaus bei Toggenburg, im J. 1484. Er studirte zu Bern, Wien und Basel, wurde Priester und erhielt die Pfarrei Glarus. Als die Glaner für den Papst einen Feldzug gegen die Franzosen in Italien machten, zog Zwingli als Feldprediger mit. Darauf wurde er als Prediger in dem berühmten Kloster Mariä Einsiedeln angestellt. Es ist bekannt, daß zu einem Bilde der h. Jungfrau, welches in der Kirche dieses Klosters ist, viele Wallfahrten angestellt werden. Zwingli predigte den Pilgern über die abergläubische Verehrung der Heiligen und Bilder, und legte ihnen den wahren Bußgeist ans Herz. Dies wurde so wenig übel genommen, daß der Papst ihn sogar zum Akolythen der römischen Kirche ernannte, welches eine Anwartschaft auf die Cardinalswürde war.

Im Jahre 1518 erhielt er einen Ruf nach Zürich als Leutprediger oder Pastor der Münsterkirche. Am 1. Januar 1519 hielt er seine Antrittsrede, entwickelte aber in derselben so neue Grundsätze, daß seine Anhänger von diesem Tage die Stiftung ihres Glaubens herschreiben. Er verwarf, wie Luther, die mündliche Ueberlieferung und die Unfehlbarkeit der Kirche, stellte die Bibel als einzige Glaubensregel auf, die er aber von allen so verstanden wissen wollte, wie er sie auslegte. So lehrte auch Luther, aber Zwingli legte einzelne Punkte der Bibel anders aus. Luther übertrug die Kirchenregierung dem Landesfürsten, Zwingli der Gemeinde — man sieht, der eine lebte in einer Monarchie, der andere in einem Freistaate, und beide formten die Kir-

chenverfassung nach dem Geschmacke ihrer Mitbürger. — Zwingli sagte, die christliche Gemeinde regiere sich selbst, wähle sich ihre Prediger, und diese bilden Synoden, welche alle Religionssachen in höchster Instanz entscheiden. (Aehnliche Ansichten hatte auch Luther anfänglich, aber er verzichtete später auf eine solche Kirche mit breitester demokratischer Grundlage, welche auch die protestantischen Fürsten nicht geduldet haben würden.) Zum andern lehrte Zwingli, die Worte Jesu bei dem letzten Abendmahle: „Das ist mein Leib," hießen nur: Das bedeutet meinen Leib, worin er mit Carlstadt übereinstimmte. Nach Zwingli's Tode wurde Calvin, ein französischer Weltgeistlicher, das Haupt seiner Partei — von ihm werden wir später noch Näheres erzählen. Dieser wollte in einem Briefe des Apostels Paulus sogar gefunden haben, daß Gott einige Menschen zur Hölle erschaffe, um an ihnen Gefäße seines Zorns zu haben; solchen entziehe er seine Gnade, daß sie den Himmel nicht verdienen, die Sünde nicht meiden könnten, und für dieselben sei Christus auch nicht gestorben; Gott habe überhaupt von Ewigkeit her bestimmt, welche er im Himmel, und welche er in der Hölle haben wolle, und das Betragen des Menschen berücksichtige er dabei durchaus nicht, weder im Anfange, noch am Ende ihres Lebens.

Die neue Partei nannte sich die Reformirten, d. h. Anhänger der verbesserten Religion, und wurde in der Schweiz bald herrschend. Zwingli galt beim Magistrate in Zürich fast für einen Apostel, und alle seine gewaltsamen Maßregeln gingen durch. Er und seine Anhänger erregten durch ihre heftigen Predigten eine Bilderstürmerei; sie bestritten außer der Bilderverehrung die Lehre von dem h. Meßopfer und die Ehelosigkeit der Geistlichen, und viele von den letzteren heiratheten, auch Zwingli, der ein unsittlicher Mann war, wie er selbst nicht läugnete. (Sein Gehülfe Oekolampadius trat gleichfalls in den Ehestand.) Der Rath riß mit Freuden die bischöflichen Rechte an sich, erklärte die Güter der Klöster für gute Prise, und ließ die h. Gefäße in die Münze wandern. Zwingli warf die Bilder sammt den Altären aus den Kirchen, und verbrannte sogar die Orgeln, um die Einfachheit des ersten

Christenthums wieder herzustellen. Warum hielt er den Gottesdienst nicht gar in Wäldern und Erdklüften, wie die ersten Christen gethan haben? In dem öden Raume wurde nur ein Tisch, ein Korb mit Kuchen und ein mit Wein gefüllter Kelch geduldet. Statt des hehrsten Geheimnisses wurde eine bloße bedeutungs- und gnadenlose Erinnerungsfeier begangen. Den majestätischen Choral und die sinnvollen Kirchengebete sollte eine Gebetsformel Zwingli's um Erleuchtung ersetzen. Ein Student las einen Text der h. Schrift in lateinischer Sprache, der Professor der hebräischen Sprache erklärte das Hebräische mit Latein, und der Reformator das Griechische. Die Kunst und alles Erhebende war also aus den h. Hallen vertrieben, der erhabene katholische Gottesdienst mit seinen sinnreichen Gebräuchen und Ceremonien mußte dem kalten und unwürdigen Machwerke Zwingli's, philologischen Studentenübungen, weichen. Die treugebliebenen Katholiken flehten vergeblich um eine Kirche zur Abhaltung ihres Gottesdienstes. In Basel war die Obrigkeit anfänglich gegen die Kirchenspaltung, aber sie wurde von dem Ungestüm der Neuerer überflügelt und mit fortgerissen. Diese nahmen das Zeughaus, besetzten die Hauptplätze mit Kanonen, drangen in die Kirchen, hausten nach Vandalenart, warfen die Trümmer auf 12 große Haufen, und verbrannten dieselben. Die Kantone Schaffhausen, Appenzell, Bern, Glarus, Solothurn und Freiburg machten mit.

Die ältesten Kantone, Uri, Luzern, Schwiz und Unterwalden, wollte aber der neue Glaube keineswegs ansprechen, und Freiburg und Solothurn traten bald wieder in ihre Reihen; sie hielten es mit der Religion ihrer Väter, der Helden bei Sempach und Morgarten, welche die Schweizerfreiheit gegründet hatten. Die Züricher aber glaubten, ihre Landsleute bekehren zu müssen, und da dieses in der Güte nicht durchzusetzen war, so rückten sie gegen dieselben ins Feld, Zwingli gepanzert als Feldprediger zu Pferde an ihrer Spitze, nachdem er von seinem Weibe einen zärtlichen Abschied genommen hatte. Ehe man auszog, suchte Zwingli durch eine Predigt die Seinigen zu begeistern. „Brechet uff — rief er auf der Kanzel — brechet uff, die fünf Ort sind „in üwerm Gwalt. Ich will vor üwer Ordnung hergon „und zuforderst an die Viend. Da werdet ihr gspüren die

„Kraft Gottes. Dann wann ich sy mit der Wahrheit des „Gotteswortes anreden und sagen wird: Wenn suchet ihr, „Gottlosen, werden sy vor Schrecken und Forcht nicht ant„worten können, sondern all zurückfallen und entfliehen, wie „die Juden am Oelberg ob dem Wort Christi. Ihr werdet „sehen, daß das Geschütz, das sy auf üch gerichtet, sich um„kehren, in sy gon und sy umbringen wird. Ihr Spieß, „Helparten und Gewehr werden nicht üch, wohl aber sy „verletzen . . . .“ Am Martinitage 1531 war die Schlacht bei Cappel. Die Katholiken gewannen, und Zwingli, der selbst mit einhieb, sank mit Wunden bedeckt. Da nahete sich ihm einer aus Uri, wie man erzählt, und sprach: Du syst der Hilterich, sollt' i meine? Zwingli bejahte es, und der Kriegsknecht fuhr fort: „Gläubst an Papsten, so möchst du lebe. Zwingli antwortete: Ich gläube an Gott. Da müßt du sterbe, erhielt er zum Bescheid, und wurde durchbohrt*). Die ältesten Kantone haben die katholische Religion bis auf den heutigen Tag bewahrt, manche neue Kantone ließen sich für die neue Lehre durch ihre Geistlichen gewinnen, oft ehe sie es merkten. Ein Geistlicher in Bern, Klob, schrieb an Zwingli, wie er es machen müsse, der neuen Lehre Eingang bei seinen Zuhörern zu verschaffen. Zwingli antwortete durch folgenden höchst merkwürdigen Brief:

Lieber Frantz!

„Ganz allgemach im Handel, nit zu streng; und wirf „den Bären zuerst nur eine sure unter etliche süeße Bir„ren für. Darnach zwo, dann drei — und wenn er an„fängt in sich zu fressen, so wirf ihm mehr und mehr

---

*) Luther äußerte sich so über den Gefallenen: „Zwingli ist gestorben und ist verdammt, denn er wollte gleich einem Dieb und Aufwiegler durch die Gewalt der Waffen auch andere zur Annahme seiner Lehre zwingen, und hat dadurch viele Tausende in Elend und Jammer gestürzt. (Flor. Raim. II, 36.) Zwingli hatte nicht so viel Geist, als Calvin, und nicht so viel Gemüth, als Luther. Er fing bereits an, die Geheimnißlehren begreifen zu wollen, war flach, ging nicht in die Tiefe, und kann als Vorläufer der heutigen Rationalisten (Vernunftgläubigen) gelten, welche Luther und Calvin gewiß nicht als ihre Jünger ansehen würden.

„für — sure und süeße durcheinander. — Zuletzt schüt „den Sack gantz us, mild, hart, süeß, sur und ruh, so „frißt er alle uff, und vermeint sich nit mehr darab jagen „und vertreiben zu lassen.

Gegeben Zürich Montag nach Georgii 1527.

Uer Diener in Christo:

Huldrich Zwingli."

Ein Züricher nahm Zwingli's Herz, und brachte es nach Basel zu Oekolampadius, einem Manne, der bei den Reformirten war, was Melanchthon bei den Lutheranern; dieser warf das Herz aber in den Rhein, mit den rohen Worten, daß man keiner Reliquien bedürfe.

Als Zwingli noch lebte, lud Philipp von Hessen die Zwinglianer (Luthers Sacramentirer) nach Marburg ein, sich mit den Lutheranern zu vereinigen. Von Seiten der Reformirten erschienen Zwingli, Oekolampadius und Bucer, von Seiten der Lutheraner Luther selbst und Melanchthon. Dies geschah 1529, da Karl V. nach Deutschland kommen wollte, seine ganze Macht zum Schutze der katholischen Kirche zu verwenden. Unter diesen Umständen war es also nöthig, daß alle Protestanten zusammen hielten. Aber Philipp von Hessen konnte sie dazu nicht bringen. Die Streiter verglichen sich endlich so weit, daß sie alle ihre Verschiedenheit im Glauben für Nebensachen erklärten, nur in der Lehre vom Abendmahle wollte keine Partei nachgeben. Zwingli schlug vor, man möge sich deßungeachtet als Brüder betrachten, da der neuen Lehre eine so große Gefahr drohe. Luther antwortete aber: „Wie kann ich euch als Brüder betrachten, da ihr sämmtlich Kinder des Satans seid? Ich kann euch nur eine Liebe erweisen, wie ich sie meinen Feinden schuldig bin." Beide stützten sich auf die Bibel, und beweisen hier, daß die Bibel allein nicht hinreicht, die Glaubenslehren zu entscheiden. Das Religionsgespräch zu Marburg entzweite die Gemüther mehr, als es dieselben vereinigte. Die Zwinglianer nannten Luther einen Unglücklichen, daß er sie für Abtrünnige hielte. Luther antwortete: „Ich, der ich also „der unglücklichste aller Menschen bin, schätze mich wegen „einer einzigen Sache glückselig, und ich will nur die Glück-

„seligkeit des Psalmisten Psalm 1, 1: Selig ist der Mann, „der nicht wandelt im Rathe der Sacramentirer, noch tritt „auf den Weg der Zwinglianer, noch sitzet auf dem Stuhle „der Züricher." Als Oekolampadius starb, setzten die Bürger Basels in ihrem Münster ihm diese Grabschrift: „Johannes Oekolampadius, Theolog, erster Stifter der evangelischen Lehre dieser Stadt und wahrer Bischof dieses Tempels." Als Luther solches erfuhr, verfaßte er ihm folgende Grabschrift: „Der Teufel, in dessen Dienst Oekolampadius stand, erwürgte ihn des Nachts in seinem Bette. Von diesem guten Lehrmeister lernte er, daß die h. Schrift voll Widersprüche sei."

§ 20.

Die augsburgische Confession.

(1530.)

Der vom Kaiser ausgeschriebene Reichstag zu Augsburg im Sommer 1530 ist einer der berühmtesten in der Geschichte. Sämmtliche Fürsten und Herren des heiligen römischen Reiches deutscher Nation waren persönlich gegenwärtig, und ihr zahlreicher Troß von Dienern und Pferden machte die gemeinsten Lebensbedürfnisse überaus theuer. Des Kaisers Ankunft verzögerte sich um einige Monate. Am 15. Juni hielt er seinen feierlichen Einzug in Augsburg. Die katholischen Fürsten waren ihm bis Inspruck entgegen geritten, nicht aber der Kurfürst von Sachsen, obschon ihn der Kaiser dazu eingeladen hatte. Seine Wohnung nahm Karl in Fuggers Hause. Am andern Tage war das Frohnleichnamsfest, und der Kaiser ließ alle Reichsstände zum Dom einladen, der feierlichen Prozession beizuwohnen. Die protestantischen Fürsten erklärten aber, lieber den Kopf zu verlieren, als einen solchen Götzendienst mitzufeiern. So weit war man also gekommen, daß die christlichen Mitbürger in Deutschland sich einander Götzendiener nannten. Nur darin bequemten die protestantischen Fürsten in Augsburg sich nach des Kaisers Willen, daß sie das öffentliche Predigen ihrer Geistlichen einstellten.

Am 20. Juni war der Reichstag eröffnet, und nach den nöthigsten Vorarbeiten befahl der Kaiser den Protestanten, ihre Glaubensartikel und ihre Beschwerden gegen die katholische Kirche in einer feierlichen Schrift vorzulegen. Das kam diesen nicht unerwartet, sie hatten durch Melanchthon ein Glaubensbekenntniß aufsetzen lassen, welches Luther, der in der Nähe war, gutgeheißen hatte, mit der Bemerkung, er könne so sanft und leise nicht treten, wie Philipp. Dies ist die berühmte augsburgische Confession, von welcher die Lutheraner sich hinfort augsburgische Confessionsverwandte nannten. Sie war in deutscher und lateinischer Sprache angefertigt, und das deutsche Exemplar wurde im Kapellenzimmer des bischöflichen Hofes den 25. Juni Nachmittags 3 Uhr vor dem Throne des Kaisers in Gegenwart aller Reichsstände durch den sächsischen Kanzler Bayer laut vorgelesen, so daß man draußen auf dem Hofplatze jedes Wort deutlich verstand. Die Vorlesung dauerte mehrere Stunden, und der Inhalt der Schrift war bei weitem so scharf nicht, wie Luther sonst zu lehren pflegte. Das Ansehen der ersten Concilien, die Nothwendigkeit der guten Werke, die wesentliche Gegenwart Christi unter den Gestalten des Brodes und Weines, die Beichte, die Verehrung der Heiligen und die Gewalt der Bischöfe in geistlichen Dingen wurden anerkannt, verworfen aber die Communion unter einer Gestalt, das Verbot der Priesterehe, die Anrufung der Heiligen, die man irrig als Anbetung ansah, was die katholische Kirche stets verworfen hat, das Fasten und die Abstinenz, wie auch die Klostergelübde. Gegen das Opfer in der h. Messe erklärte sich die Confession nicht; im übrigen bürdete sie der katholischen Kirche hinsichtlich der h. Messe Ansichten auf, die derselben fremd sind. Taufe, Abendmahl und Buße wurden als wahre Sakramente beibehalten, die Firmung und Oelung als fromme Gebräuche dargestellt. Von Papst, Ablaß und Fegfeuer war in der Confession gar nicht die Rede, eben so wenig von den Quellen der Glaubenslehren. Dies befremdete die Katholiken, und der Kaiser ließ die Protestanten fragen, ob die Confession alle ihre Glaubensartikel enthalte, oder ob sie noch mehr anzuführen hätten. Hierauf gaben sie eine um-

wundene Antwort, und der Kaiser fing an zu glauben, durch Disputiren sie von ihren Grundsätzen leicht abbringen zu können, zumal da sie unter sich selbst nicht einig waren, denn der Landgraf Philipp von Hessen, ein heimlicher Reformirter, hatte die augsburgische Confession nicht gern unterschrieben, die reformirten Städte Straßburg, Memmingen, Lindau und Constanz hatten eine besondere Confession unter dem Titel: Confession der vier Städte (Confessio tetrapolitana) eingereicht, und Zwingli, das Haupt der Reformirten, ließ für seine Person noch eine besondere Confession gedruckt erscheinen. Mit einer so getheilten Partei glaubte Karl V. leichtes Spiel zu haben. Er trug den fertigsten Theologen auf, eine Confutation (Widerlegung) der augsburgischen Confession zu entwerfen, und diese wurde am 3. August im Kapellenzimmer des bischöflichen Hofes den Protestanten vorgelesen. Sie enthielt so viel Treffendes, daß Melanchthon darauf die Apologie (Schutzschrift) der augsburgischen Confession erscheinen ließ. Dennoch war der Weg gütlicher Ausgleichung noch nicht gesperrt. Auf des Kaisers Wunsch trat ein Ausschuß von beiden Parteien zusammen, und über alles Erwarten näherten sich die Meinungen. Melanchthon war nicht abgeneigt, die völlige Gewalt der Bischöfe und des Papstes anzuerkennen. „Um zu sagen, was ich denke — schrieb er einem Freunde — so möchte ich wünschen, nicht sowohl die bischöfliche Gewalt zu befestigen, als die bischöfliche Verwaltung herzustellen: denn ich sehe, was für eine Kirche wir haben werden nach Auflösung der kirchlichen Verfassung: ich sehe, wie nachher eine weit unerträglichere Tyrannei einreißen wird, als vorher gewesen ist." Und an den päpstlichen Legaten in Augsburg schrieb er: „Wir haben keine von der römischen Kirche verschiedene Lehre, wir sind auch bereit, derselben zu gehorchen, wenn sie nur nach ihrer Gnade, welche sie stets gegen alle Menschen gebraucht hat, einiges wenige entweder übersieht oder fahren läßt, was wir jetzt nicht mehr ändern können, wenn wir es auch ändern wollten. Wir verehren den römischen Papst und die ganze Kirchenverfassung, wenn nur der Papst uns nicht verwirft."

Allein die Reichsstädte wollten von der Herstellung der

bischöflichen geistlichen Gewalt nichts wissen, und Melanchthon, der den Frieden suchte, hieß bei allen strengen Lutheranern ein Heuchler, ein Ketzer. Luther saß während des Reichstages in Coburg, und ließ die härtesten Büchlein gegen die Vereinigung mit den Katholiken ausgehen, in denen zu lesen war: „Laß nur die Könige toben, Papst wüthen, Fürsten reissen, Heiden werfen! Da sitzt der König (Jesus Christus), und ist Sohn zu Hause. Lieben zornigen Junkern, laßt ihn doch noch eine Weile sitzen. Wenn ihr uns nicht wollt in Frieden lassen, so bitte ich um Gottes willen, wollt doch diesen König sitzen lassen. Oder muß er ja herunter, so schicket ihm doch zuvor einen Fehdebrief, daß er euren grausamen Zorn und Dräuen erfahre; vielleicht wird er sich rüsten mit Schutt und Bollwerk, daß er für euch bleibe, auf's wenigste so lange, bis dieser Reichstag vorüber sei, oder euer Zorn und Ungnade sich lege . . . . Ich bin kein Prophet, aber ich bitte euch Herren alle, sehet euch wohl vor, und lasset euch ja nicht dünken, daß ihr mit Menschen handelt, wenn ihr mit dem Papst und den Seinen handelt, sondern mit eitel Teufeln, denn es sind auch Teufelstücke dahinter, dasweiß ich."

Der Ausschuß konnte sich am Ende doch nicht vereinigen, und die Protestanten baten den Kaiser abermals um ein allgemeines Concilium. Noch größer wurde die Spannung, als der Landgraf von Hessen plötzlich Augsburg verließ, ohne von jemand Abschied zu nehmen. Der Kaiser wußte nicht, was er thun sollte, und ließ die Stadtthore sperren. Die Fürsten fragten an, ob sie etwa gefangen genommen werden sollten. Die Sperre wurde nun aufgehoben, aber doch trauten die protestantischen Fürsten dem Frieden nicht, und der Kurfürst von Sachsen begehrte seine Entlassung nach Hause. Da gab es erst noch manchen harten Wortwechsel: der Kaiser verlangte, bis zum allgemeinen Concilium sollten die Protestanten alles ruhen lassen, nicht weiter um sich greifen, und alle eingezogenen Kirchengüter bis zur künftigen Bestimmung treu aufheben. Die protestirenden Fürsten wollten sich aber die Ausbreitung ihrer Lehre nicht beschränken lassen, und so war der Abschied nicht freundlich. Karl bot dem Kurfürsten von Sachsen die Hand,

und sagte: „Ohem, Ohem, das hätte ich mich von Euer Liebe nicht versehen!“ worauf der Kurfürst schweigend abtrat, und schnell Augsburg verließ. Am 22. November wurde der Reichsabschied bekannt gemacht, in welchem die neue Lehre bis zum allgemeinen Concilio weiter zu verbreiten unter allen Reichsstrafen untersagt wurde, und einige Tage darauf reisete Karl nach Cöln ab, seinen Bruder Ferdinand zum römischen Könige wählen zu lassen. Die Wahl geschah am 5. Januar 1531, und Karl hatte wohl Grund zu diesem Schritte, weil das Reichsregiment während seiner Abwesenheit wenig Ehre eingelegt hatte. Der Kurfürst von Sachsen protestirte gegen die Wahl, wurde aber nicht gehört, und der Kaiser unterdrückte seine Entrüstung bis auf gelegnere Zeiten. Am 11. Januar wurde Ferdinand zu Aachen gekrönt, und Karl ging nach den Niederlanden ab.

§ 21.

Der schmalkaldische Bund.

(22 December 1530.)

Der Kurfürst von Sachsen hielt, während die übrigen Kurfürsten zu Cöln waren, mit den lutherischen Fürsten eine Versammlung zu Schmalkalden in Thüringen, um zu überlegen, wie man dem drohenden Angriffe des Königs entgehen könne. Man hatte nicht unterlassen, Luther vorher um seine Meinung zu fragen, und dieser, der früher immer gesagt hatte, das Evangelium könne sich selbst wohl halten, und bedürfe nicht der armseligen Krücke der fürstlichen Waffen, rieth jetzt selbst zum Kriege, wenn der Kaiser zuerst angreife. Der Landgraf von Hessen meinte aber, man müsse seinem Angriffe zuvorkommen, doch davor erschraken mehrere Stände, welche die Ehrfurcht und den Gehorsam gegen das Reichsoberhaupt noch nicht gänzlich abgelegt hatten. Die reformirten Städte wollten dem Bunde beitreten, aber man wies sie mit Abscheu zurück. So ward nichts Festes beschlossen, doch kam man im März 1531 abermals zusammen, und da wurde das Bündniß auf 6 Jahre unterzeich-

net, auch den reformirten Städten der Beitritt erlaubt. Ja, man unterhandelte heimlich mit den Königen von Frankreich und England, Karl's politischen Feinden, um Beistand. Frankreich sagte Hülfe zu, aber der König von England, gegen welcher Luther früher eine bittere religiöse Streitschrift hatte ausgelassen, sprach von Leuten, welche das Volk gegen die Obrigkeit in Aufruhr brächten.

Dergleichen Schritte konnten dem Kaiser nicht verborgen bleiben, und er befürchtete von den Protestanten mehr, als von ihrer Scheu zu besorgen war. Dazu kam der leidige Umstand, daß eben jetzt die Türken durch Ungarn gegen Oesterreich vordrangen, ja sie streiften sogar schon bis an die Mauern Wiens. In dieser Noth, damit die Reichsstände sich nicht weigern möchten, mit dem Kaiser ins Feld zu ziehen, erhielten die Protestanten den Nürnberger Religionsfrieden im Juli 1532, welcher sehr billig war. Sie sollten ihre Religion frei ausüben dürfen, aber keine neue Mitglieder in ihren Bund aufnehmen. Diese Beschränkung hatte selbst Luther sich gefallen lassen, denn wenn Gott grüße, sagte er, so müsse man ihn wieder grüßen, und wenn der Kaiser nur Frieden gebe, so könne man etwas durch die Finger sehen. Der Landgraf von Hessen, der des Kaisers Verlegenheit gerne noch besser ausgebeutet hätte, lärmte aber gewaltig gegen den löcherigen Frieden, den ein dreifacher Doctor nicht wieder gut machen könne, und schrieb an den Kurfürsten Johann von Sachsen einen recht harten Brief.

Dieser starb bald darauf, nachdem er auf dem Sterbebette in den Schooß der katholischen Kirche zurückgekehrt war, und als Katholik alle Sterbesacramente empfangen hatte. Sein Sohn Johann Friedrich war dem Landgrafen sogar persönlich zuwider. Doch lösete der Bund sich nicht auf, und die protestantischen Fürsten folgten mit ihren Kriegern dem Kaiser nach Ungarn gegen die Türken. Als die Türken sahen, daß die Deutschen einig waren, wollten sie keine Schlacht wagen, sondern zogen still nach Hause zurück. Die Deutschen hatten keine Lust, dieselben weit zu verfolgen, sondern gingen auch still nach Hause, und Karl zog nach Italien. Hier hielt er sich den ganzen Winter 1532—1533

auf, und ging den Papst Clemens VII. ernstlich um eine allgemeine Kirchenversammlung an, weil die Protestanten sich noch immer auf eine solche beriefen. Der Papst war nun derselben auch nicht mehr abgeneigt, obschon er sich nicht so günstige Erfolge davon versprach, als Karl. Ein päpstlicher Gesandte kam wirklich nach Deutschland, mit der Erklärung, daß der lange gehegte Wunsch der Protestanten erfüllt werden würde; aber nun waren die protestantischen Theologen mit den Grundsätzen nicht zufrieden, nach welchen die Kirchenversammlung gehalten werden sollte, und erklärten im Namen der Fürsten ihre Unzufriedenheit. So konnte das Versprechen des Papstes nicht erfüllt werden. Verdrießlich begab sich Karl im April 1533 nach Spanien, und vernahm dort, daß auf Anstiften des Papstes der zweite Sohn des Königs Franz von Frankreich die Tochter eines Neffen des Papstes, die berühmte Katharina von Medicis, heirathe. Diese Verbindung des Papstes mit seinem Erbfeinde Franz konnte Karl durchaus nicht verschmerzen. Der Papst starb 1534. Sein Nachfolger war Paul III., ein geborener Römer.

§ 22.

Die Wiedertäufer in Münster.

(1533—1535.)

Die Grundsätze Luthers hatten früh auch in Münster Eingang gefunden. **Bernard Rothmann**, Kapellan an der Maurizkirche außerhalb der Mauern predigte sie zuerst. Das Kapitel dieser Kirche meinte, er habe seine Theologie nicht gut inne, und schickte ihn nach Cöln auf die Schule. Rothmann ging aber nicht nach Cöln, sondern nach Wittenberg, hörte Luthern selbst, und kam als ein gemachter Prediger wieder. Mehrere reiche Bürger hatten ihm Geld nachgeschickt. In der Stadt selbst galt der Fürstbischof nicht viel, denn eine Hansestadt hob mächtig ihr Haupt empor; das reiche und mächtige Domkapitel war dem Stadtmagistrate auch ein Dorn im Auge. Der Tuchhändler **Bernard Knipperdöllink**, ein kühner Demagog, machte den regierenden Fürstbischof bei dem Volke lächerlich, nannte ihn in

dem Volksdialekte den Spillendreier, weil derselbe sich zur Erholung wohl mit Drechseln beschäftigte, und trug in seinem Hute einen Spirnrocken mit einer Spindel bei sich, mit denen er in Gesellschaften allerlei lächerliche Bewegungen machte. Die Stimmung des Volkes wurde der neuen Lehre bald so günstig, daß der Magistrat es durchsetzte, in sechs Pfarrkirchen den lutherischen Gottesdienst einzuführen. Die Katholiken behielten nur den Dom und die Klosterkirchen nebst den Kapellen. Der Fürstbischof (Franz von Waldeck) gab zu, was er ohne Gewaltthätigkeit nicht hindern konnte, und man sagt ihm sogar nach, daß er selbst der Lehre Luthers nicht sehr gram gewesen sei. Die Katholiken und Lutheraner in Münster fingen an, sich an einander zu gewöhnen, und vielleicht wäre das ganze Bisthum nach und nach lutherisch geworden und lutherisch geblieben bis auf den heutigen Tag. Aber es sollte anders kommen.

Rothmann, aus der Maurizkirche vertrieben, war von den Bürgern in die Stadt aufgenommen, und zum Oberprediger an der Lambertuskirche bestellt. Dieser wich von Luthers Lehren bald bedeutend ab. Um das Abendmahl zu halten, brockte er Weißbrode entzwei, reichte jedem ein Stückchen, und den Abwesenden brachte er in seiner Tasche ein Stückchen in's Haus. Dies war den strengen Lutheranern doch so anstößig, daß sie ihn den Stutenbernd nannten. Nachher brockte er sogar Weißbrod in eine Schüssel, goß Wein darüber, und ließ seine Leute das Abendmahl mit Löffeln essen. Auch sagte er unumwunden, daß Christus im Abenmahl nicht wirklich gegenwärtig sei. Wenn ein Bürger ihm sein neugeborenes Kind zur Taufe in die Kirche schickte, so sandte er es zurück mit der Weisung, man dürfe nur Erwachsene taufen. Dabei legte er jetzt seine Leichtfertigkeit ab, nahm ein andächtiges Wesen an, schritt gravitätisch einher, den Blick zum Himmel erhoben, sprach wenig, entzog sich den Gastmählern, und führte nichts im Munde, als biblische Sprüche. Er fand, wie alle Neurer, seine Anhänger. Der Magistrat vertrieb die neuen Propheten, und verschrieb sich Prediger aus Hessen. Aber Rothmann hatte das Volk gewonnen, und predigte nun desto kecker in den Häusern, auf den Straßen und den Kirchhöfen.

Die Secte des Thomas Münzer war noch nicht ausgestorben. Seine Anhänger hatten sich nach Holland begeben, und lehrten da noch ganz andere Grundsätze. Sie sagten, Christus werde bald sichtbar auf die Erde kommen, alle Heiden (d. h. Lutheraner und Katholiken) vor seinem Angesichte vertilgen, und dann 1000 Jahre mit seinen Gläubigen in allen zeitlichen Freuden auf Erden zubringen, dann erst werde der jüngste Tag kommen; aber nur derjenige werde in dieses selige tausendjährige Reich kommen, welcher sich von neuem taufen lasse, denn die Kindertaufe sei nichts werth. Eben so abscheulich sei auch, daß man den Sonntag feire, der heidnischen Obrigkeit gehorche, und noch eigenes Vermögen besitze, denn die Gläubigen müßten alle Güter gemein haben. Die hitzigsten Schwärmer in Holland waren Johann Matthiesen, ein Bäcker in Harlem, und Johann Bockelsohn, ein Schneider in Leiden. Beide nannten sich Enoch und Elias, und kleideten sich in das Gewand der Propheten des alten Bundes. Johann Bockelsohn hatte eine Stadtlohnerinn (im Münsterischen) zur Mutter, sein Vater war ein holländischer Meier. Als Schneidergesell hatte er England, Portugal und Lübeck gesehen, dann zu Leiden in Holland eine Schneiderwittwe geheirathet, dort lange das ehrsame Schneiderhandwerk getrieben, nebenbei fleißig die Bibel gelesen, und war dadurch ein Prophet geworden. In Leiden zeigt man noch seinen Schneidertisch. Als er hörte, daß in Münster tapfere Prediger wären, verließ er seine Frau, und kam im Januar 1534 nach Münster. Rothmann und Knipperdöllink traten als entschiedene Wiedertäufer auf seine Seite, und es dauerte keine vier Wochen, so durfte die neue Secte schon wagen sich öffentlich zu zeigen. Johann von Leiden und Knipperdöllink liefen eines Morgens mit bloßen Köpfen und verdreheten Augen durch die Straßen, und schrieen Buße, denn das Reich Gottes nahe sich. Männer und Weiber wurden von dem Schwindel ergriffen, liefen hinter den Propheten her, und riefen, sie sähen den Himmel offen und Christum zur Rechten des himmlischen Vaters von vielen tausend Engeln umgeben. Bei der nächsten Rathswahl waren die Katholiken und Lutheraner die schwächste Partei; Knipperdöllink wurde

Bürgermeister, und der ganze Rath aus wiedertäuferischen Bürgern zusammengesetzt. Zwei Tage nachher wurden durch die Propheten alle Bürger, welche die neue Taufe noch nicht empfangen hatten, aufgefordert, sich unverzüglich taufen zu lassen, wozu sich aber die meisten nicht verstanden; diese wurden ohne Schonung aus der Stadt gewiesen. Gleich darauf belagerte der Fürstbischof die Stadt, wozu die benachbarten Fürsten, auch Philipp von Hessen, Hülfstruppen hergaben.

Die Wiedertäufer drinnen richteten nun ihre neue Ordnung oder Unordnung ein. Sie waren die Communisten und Socialisten des 16. Jahrhunderts; nur hatten sie noch mehr Glauben, als die meisten des 19. Jahrhunderts, und legten glänzende Proben ab, was man von solchen Völkerbeglückern erwarten darf. Zuerst wurde die Gütergemeinschaft eingeführt, alle Bürger mußten 7 Diakonen ihre Güter zu Füßen legen. Ein ehrlicher Schmied, der dies sonderbar fand, wurde von Matthiesen auf der Stelle getödtet. Eben dieser Matthiesen zog am Ostertage (5. April 1533) aus Münster, mit dem Versprechen, wie ein anderer Gedeon die Feinde zu schlagen. Seine Weissagung ward aber zur Lüge, denn die Belagerer hieben ihn gleich in Stücke, und seine Begleiter flohen schnell in die Stadt zurück. Das schadete jedoch dem Ansehen dieser Propheten nicht, denn Johann von Leiden erklärte dem bestürzten Volke, er habe es durch den Geist Gottes schon lange gewußt, daß der Prophet Matthiesen, wie Judas Machabäus, für das Volk Israel sterben würde.

Auch eine Judith fand sich in dem neuen Israel, Hilla Feyken. Sie wollte dem Fürsten ein vergiftetes Hemd überreichen, ihr Plan wurde aber verrathen, und sie litt zu Bevergern die Todesstrafe.

Knipperdöllink predigte, alles Hohe müsse erniedrigt werden, dem Herrn den Weg zu bereiten. Gleich warf man alle Thurmspitzen ab, und besetzte die Stapel mit Kanonen, die Feinde zu beschießen.

Johann von Leiden offenbarte, der Herr habe seinen Diener Knipperdöllink berufen zum Scharfrichter in Israel.

Der bisherige Bürgermeister empfing das Schwert mit freudiger Andacht.

Bald darauf ließ sich Johann von Leiden mitten in der Nacht auf den Straßen hören. Das Volk lief zusammen, und fragte ihn, was ihm wäre. Da deutete er mit der Hand, der himmlische Vater habe ihm den Mund geschlossen, werde ihm denselben aber nach drei Tagen wieder öffnen. Was hoffte man da nicht zu hören? Nach Ablauf der Frist that der Prophet seinen Mund auf, und erklärte, der Herr habe zwölf Aelteste erwählt, die zwölf Stämme Israels zu regieren, und neue Gesetze für das Volk Gottes zu entwerfen. Ihre Namen machte er gleich bekannt, und jedem Aeltesten übergab er ein Schwert. Nun war der Stadtmagistrat entsetzt. Die Aeltesten entwarfen Gesetze aus Bibelsprüchen, und führten die strengste Gütergemeinschaft ein. Nach Art der alten Spartaner wurden sogar gemeinschaftliche Speisehäuser für die einzelnen Stadtbezirke angeordnet, so daß keiner mehr in seinem Hause essen durfte, und die Mannschaft bestimmt, welche für Brod, Gemüse, Bier, Fleisch, Schuhe und Röcke im Volke Gottes sorgen sollte.

Das alles lief noch friedlich ab. Als aber die aus der Fremde eingewanderten Wiedertäufer den Vorschlag machten, nach dem Beispiele der Patriarchen und Könige des alten Bundes die Vielweiberei einzuführen, widersetzten sich die alten Bürger der Stadt, so wiedertäuferisch gesinnt sie auch waren, und warfen den Propheten von Leiden ins Gefängniß, ja sie wollten dem Bischofe die Thore öffnen. Aber sie verfuhren zu langsam: Johann von Leiden ward durch die wüthendste Partei aus seinem Kerker befreit, und am nächsten Tage wurden 25 gemäßigte Bürger auf dem Domplatze erschossen, am Tage darauf aber 60 enthauptet. Knipperdöllink, der hier in seiner Amtsverrichtung war, ging in seinem Eifer so weit, daß er mehrere Bürger mitten von einander hieb.

Jetzt strahlte die Prophetenwürde des Schneiders im höchsten Glanze. Johann Dusentschur, ein Prophet aus Warendorf, seines Handwerks ein Goldschmied, ver-

kündigte, der himmlische Vater habe den Johann von Leiden zum neuen Könige in Jerusalem verordnet, daß er sitze auf dem Stuhle Davids, seines Vaters, und herrsche über den ganzen Erdkreis. Darum forderte er den 12 Aeltesten das Schwert ab, übergab es dem Manne Gottes, und salbte ihn zum Könige in Sion. Der Schneiderkönig fiel auf sein Angesicht, und flehete, wie Salomon, zu Gott um Weisheit und Verstand. Eine Domherrneurie wurde als sein Schloß eingerichtet, für die 16 Weiber des Königs diente die Domprobstei als Wohnung. Der königliche Schmuck wurde aus Chorkappen und Meßgewändern gemacht, und auf dem Markte stand der Thron, auf welchem der König dreimal in der Woche persönlich zu Gerichte saß.

Der Fürstbischof erfuhr alle diese Tollheiten, und ließ die Stadt mehrmals scharf angreifen, aber immer vergebens. Die Belagerung wurde in eine Blokade verwandelt; die Wiedertäufer schufen alle eben zu entbehrenden Straßen und Plätze der Stadt zu Acker- und Gartenland um, und waren immer guter Dinge.

Endlich riß in der Stadt die Hungersnoth ein, und erreichte eine seltene Höhe. Man verschlang Baumbast, Pferdefleisch, Katzen und Mäuse, ja Mütter schlachteten ihre Kinder, und aßen sie. Eine solche Noth brachte auch den tollsten Bürger wieder zu Verstande, und mancher hätte dem Bischofe gern die Thore geöffnet. Aber Johann von Leiden wollte nicht, und erlog Offenbarungen über Offenbarungen. Doch damit ließ sich das Murren der hungrigen Menge jetzt nicht mehr stillen; die Machthaber nahmen zum Erregen des Schreckens ihre Zuflucht. Wer nur einen Zweifel gegen die Worte des Königs laut werden ließ, mußte sterben. Eine Frau des Königs äußerte einmal, es könne doch der Wille Gottes wohl nicht sein, daß so viele Menschen Hungers stürben. Da führte der König sie auf den Markt, richtete sie, tödtete sie mit eigener Hand, und tanzte mit seinen andern Weibern um die Leiche.

Nachdem die Belagerung 16 Monate gedauert hatte, wurde die Stadt mit List erobert. Hännschen von der langen Straße, ein bischöflicher Soldat, der zu den

Wiedertäufern übergegangen war, kehrte reuig zurück, und erhielt Gnade, weil er dem Fürsten die Stadt, deren schwächste Seite er ausgekundschaftet hatte, zu erobern versprach. Er bekam dazu 400 Wagehälse, mit diesen erkletterte er am Kreuzthore in einer Gewitternacht (24 Juni 1535) die Mauern, tödtete die vor Entkräftung eingeschlafenen Wächter, und drang bis auf den Domplatz vor. Die Wiedertäufer merkten diese Unternehmung nicht eher, bis die Sieger die aus dem Dom gezogenen Kanonen donnern ließen. Nun erhob sich ein mörderischer Kampf, und der Domplatz wurde mit Leichen bedeckt. Vielleicht wäre es den 400 tollkühnen Kriegern nicht besser ergangen, wie den Leuten des Cortez beim Rückzuge aus Mexiko, hätte nicht einer von ihnen, der Fähnrich v. Twickel, die Besonnenheit gehabt, in der Morgendämmerung seine Fahne auf die Mauer zu pflanzen, und das ganze Belagerungsheer zum Sturme zu erwecken. Die Thore wurden nun gesprengt, von allen Seiten rückten die Belagerer ein, 5 Uhr Morgens erhielt der Bischof auf dem Schlosse zu Wolbeck, eine halbe Meile von der Stadt, die Nachricht von dem Falle der Stadt. Eine ganze Woche ging hin, daß man alle noch lebenden Wiedertäufer aus Kellern, Thürmen und Misthaufen hervorzog. Rothmann wurde nicht gefunden, ist also wohl im Kampfe geblieben oder entflohen, man hat nie wieder von ihm gehört. Johann von Leiden, der König, sein Scharfrichter Knipperdöllink und sein Minister Krechting (ehemals Pastor in Gildehaus) wurden gefangen, ein halbes Jahr lang in Deutschland zur Schau umhergeführt, und dann am 22. Januar 1536 auf dem Principalmarkte zu Münster hingerichtet. Die Todesart war dem Geiste des Zeitalters gemäß. Vier Henkersknechte kniffen jeden eine Stunde lang mit glühenden Zangen, und stießen ihm dann einen glühenden Dolch ins Herz. Der König Johann von Leiden litt die Marter zuerst, und schrie so schneidend, daß sich alle Zuschauer entsetzten. Er rief, als litte er für eine gerechte Sache, unaufhörlich den himmlischen Vater an, und sagte sterbend: Vater, in deine Hände empfehle ich meinen Geist. Die beiden andern starben eben so unbußfertig, nur Knipperdöllink sagte am Ende: Gott, sei mir Sünder gnädig!

Von Krechting hörte man keinen Laut, als die leisen Worte, die er in der Marter immer wiederholte: O Gott, o Gott! Die Leichen wurden in drei eiserne Körbe gelegt, die man am Lambertusthurme angebracht hatte; die vier Zangen sind noch vor dem Rathhause zu sehen. Die Gräuel der Wiedertäufer hatten für Münster die Folge, daß in allen Kirchen der Stadt der katholische Gottesdienst hergestellt wurde.

In Holland sind noch jetzt Wiedertäufer, sie heißen Mennoniten, taufen nur Erwachsene, und betragen sich als ruhige Unterthanen, weshalb die Regierung ihnen auch Duldung angedeihen läßt.

§ 23.

Karl V. neue Händel mit Franz I. von Frankreich.

Während in Münster die Wiedertäufer raseten, war der Kaiser anderswo thätig. Im Jahre 1535 kreuzte er auf dem Mittelmeere, verjagte die Seeräuber, und setzte den vertriebenen König von Tunis wieder ein. Dieser mußte aber ein Vasall Spaniens werden, viel Geld bezahlen, und alle Christensclaven losgeben. Es waren ihrer 20,000 von allen Nationen. Karl nahm sie mit nach Italien hinüber, und entließ sie dann in ihre Heimath, wo sie des Kaisers Tapferkeit und Großmuth nach Verdienst erhoben. Eine der ruhmvollsten und edelsten Waffenthaten des großen Kaisers!

Zum ersten Male in seinem Leben besuchte Karl darauf sein Königreich Neapel, und wurde mit Jubel empfangen. Die Neapolitaner wußten nicht, welche Ehre sie ihm anthun sollten, und hielten ihn den ganzen Winter bei sich. Sehr erwünscht war Karln ein freiwilliges Geschenk an Gelde, welches seine kühnsten Erwartungen überstieg. Dies kam ihm sehr gelegen, denn Franz von Frankreich, welcher für einen seiner Söhne die Belehnung mit dem erledigten Mailand verlangt und nicht gleich erhalten hatte, war wieder auf den Kriegsschauplatz getreten, und hatte vorläufig Sa-

voyen in Besitz genommen, welches sonst Karls Schwager besaß. Konnte Karl sich dabei beruhigen? Am 5. April hielt er einen glänzenden Einzug in Rom, und am ersten Ostertage war feierliche Versammlung, welcher der Papst, alle Cardinäle und alle anwesenden Gesandten beiwohnten. Der französische Gesandte fragte den Kaiser öffentlich, ob er den Wunsch seines Königs in der Güte erfüllen wolle. Da stand Karl von seinem Throne auf, und hielt eine Rede, welche anderthalb Stunden dauerte. Er versicherte in derselben, daß er immer den Frieden geliebt habe, der Franzosenkönig aber immer ein Freund der Zwietracht gewesen sei, welches auch seine neueste Ungerechtigkeit, die Wegnahme Savoyens, wieder beweise. Auch sei es bekannt genug, sagte er, daß Franz, der allerchristlichste König genannt, die Ketzer in Deutschland unterstütze, und also den katholischen Glauben verrathe. Hierauf betheuerte er, daß das Unglück der Tausende, die der Krieg wegraffen würde, ihm tief zu Herzen gehe, und um so viel Elend abzuwenden, forderte er den König von Frankreich auf, mit ihm durch einen Zweikampf den Krieg abzumachen, auf einer Brücke oder Insel, auf Dolch oder Schwert, im bloßen Hemde. Wolle Franz solches nicht, so möge er alle Folgen des Krieges auf sein Gewissen nehmen, denn der römische Kaiser könne den Krieg nicht eher beendigen, als bis einer von ihnen der ärmste Edelmann geworden sei. Dies Schicksal könne aber ihn selbst nicht treffen, weil er das Recht, die größte Armee und die besten Generale auf seiner Seite habe. Wäre indeß Frankreich in diesem Vortheile, so würde er mit gefaltenen Händen und den Strick um den Hals die Gnade des Königs von Frankreich anflehen.

Diese derbe Rede setzte alle Zuhörer in Erstaunen. Der französische Gesandte verstand wenig davon, weil sie in spanischer Sprache gehalten wurde, und bat sich eine nähere Erläuterung aus. Da erklärte Karl, er habe es nicht so übel gemeint, ließ von seiner heftigen Rede Abdrücke vertheilen, die weit gemäßigter lauteten, und versuchte noch einmal den Weg der gütlichen Unterhandlung. Er ging nach Deutschland, und besuchte Anton Fugger in Augsburg, der ihm zum Zuge gegen Tunis große Summen vorge-

streckt hatte. Dieser, erfreut über die Ehre des Besuches, bewirthete den Kaiser bei einem Kaminfeuer von Zimmetholze, und verbrennte in demselben Karl's Schuldverschreibung. Kurz vorher war er in den Grafenstand erhoben, und noch jetzt blühet das wackere Haus der Fürsten Fugger, das durch Betriebsamkeit, durch Wohlthätigkeit und durch Anhänglichkeit an die Religion der Väter, selbst als die ersten Familien Augsburgs Luthers Lehre annahmen, sich ausgezeichnet hat. Die Grafen Fugger trieben noch immer ihren Handel, und ihre unendlichen milden Stiftungen schwächten ihren Wohlstand so wenig, daß alle Welt darüber erstaunte, und an ihnen das Wort des Stifters unserer h. Religion: „Gebet, so wird euch gegeben werden," offenbar in Erfüllung ging.

Karl, von den Italienern mit Geld beschenkt, von den Fuggern einer großen Forderung entbunden, fiel noch in demselben Jahre mit drei Heerhaufen in Frankreich ein. Sein Geschichtschreiber Jovius mußte ihn begleiten. Aber hier erging es Karl nicht besser, wie einst den Persern unter Xerxes gegen die Griechen. Karl drang durch Savoyen in die Provence ein. Hier standen alle Dörfer leer, oder sie waren in Asche gelegt; Mühlen und Backöfen fand man zerstört, alle Lebensmittel vernichtet. Der Kaiser drang dennoch bis Marseille vor, das er belagerte, aber das öde Land und die Seuchen in seinem Heere nöthigten ihn nach zwei Monaten zu einem Rückzuge nach Italien. Da brachen die Franzosen aus ihrem Hinterhalte hervor, und verfolgten die Kaiserlichen unaufhörlich. Karl eilte nach Spanien. Erst im Sommer 1538 trat er wieder in Genua auf, und da bemühete sich der Papst, zwischen beiden Monarchen Frieden zu stiften. In Genua erschien vor Karln ein französischer Gesandter, welcher ihn einlud, bei seiner Ueberfahrt nach Spanien auf einige Tage zu Aigues-Mortes am Ausflusse des Rhone bei Franz einzusprechen. Die kaiserlichen Räthe fanden diesen Besuch sehr gefährlich, aber eben deswegen nahm Karl die sonderbare Einladung an. Als seine Galeeren die Rhonemündungen erreicht hatten, harrte König Franz schon an der Küste, und kam mit einem kleinen Gefolge an Bord des kaiserlichen Schiffes. Er ver-

sicherte, daß er nichts so sehr wünsche, als Karl's Freund zu werden, und die bösen Mißverständnisse zu heben, die ihre Herzen so lange getrennt hätten. Karl betheuerte dasselbe, und folgte dem Könige ans Land. Hier fand er ein königliches Mahl bereitet, und nach der Tafel war ein glänzender Ball, dem beide Monarchen bis tief in die Nacht beiwohnten. Karl schlief darauf mit Franz, seinem ehemaligen Gefangenen, unter einem Dache. Am andern Morgen, als er sich ankleiden ließ, trat der Dauphin zu ihm ein, und reichte ihm das Waschwasser und Handtuch. Karl war beschämt, aber Franz sagte nachher, sein Sohn habe nur seine Schuldigkeit gethan, ja ein so großer Fürst sei würdig, von Frankreichs Könige selbst bedient zu werden. Diesen Tag blieben beide noch zusammen, und beim Abschiede erhielt Karl von Franz einen kostbaren Ring mit der Inschrift: Dilectionis testis et exemplum, zum Andenken der zwei glücklichen Tage.

Im folgenden Jahre (1539) gab Franz dem Kaiser einen noch glänzenderen Beweis der Freundschaft. Die Stadt Gent in Flandern, Karls Geburtsort, rebellirte wegen einer neuen Steuer, und machte Franz den Antrag, Frankreich einverleibt zu werden. Franz wies das Anerbieten von sich, schickte alle Briefe der Genter dem Kaiser nach Spanien, und bat ihn, wenn er etwa persönlich den Aufruhr stillen wolle, doch den kürzesten Weg zu Lande durch Frankreich zu nehmen. Karls Räthe meinten, Franz habe nichts Geringeres vor, als den Kaiser zu Paris gefangen zu setzen, wie er selbst zu Madrid im Kerker gesessen habe; aber der großherzige Karl glaubte das nicht, und nahm das Anerbieten freudig an, nur bat er sich aus, daß zu Paris von Mailand gar nicht die Rede sein sollte, damit, wenn er nachher freiwillig einem französischen Prinzen Mailand gäbe, die Welt nicht sagen könnte, es sei ihm solches in Frankreich durch lauter Höflichkeit abgenöthigt worden. Schon in Fuentarabia, dem letzten spanischen Orte, traf er einen französischen Prinzen und viele andere vornehme Herren, die ihn bewillkommten, und sich an sein Gefolge anschlossen. In dem ersten französischen Orte gesellte sich auch der Dauphin zu ihnen. Kam man vor eine Stadt, so

brachte der Magistrat Karln die Schlüssel derselben auf einem seidenen Küssen entgegen, als wäre er der Landesherr. Fünfzehn Tage lang wurde der Kaiser vom Hofe zu Fontainebleau bewirthet, und dann durch einen feierlichen Einzug in Paris eingeführt. Hier dauerten die Feste sechs Tage. Franz zeigte dem Kaiser alle Merkwürdigkeiten der Stadt; als man ihn auch in die königliche Schatzkammer führte, sagte Karl: „Ich habe einen Weber in Augsburg, der das alles, und noch weit mehr bezahlen kann.“ Nach dem herzlichsten Abschiede begleiteten ihn die königlichen Prinzen bis an die Gränzen der Niederlande.

Der Aufruhr in Gent war bald unterdrückt. Darauf ließ Karl wieder Reichstage und Religionsgespräche in Deutschland halten, um Protestanten und Katholiken zu vereinigen, die natürlich zu keinem Erfolge führten. Er unternahm einmal im Winter einen Zug gegen Algier, von welchem er jedoch mit großem Verluste zurückkehrte. Diesen letzten Umstand benutzte 1542 Franz von Frankreich, der noch immer Mailand nicht erhalten hatte. Er brach mit fünf Armeen zugleich in Italien ein, und erneuerte den Feldzug auch im folgenden Jahre. Dagegen rückte Karl wiederholt in Frankreich ein, und stand mit seinem Heere einmal nicht weit mehr von Paris. Dennoch konnte keiner etwas Entscheidendes gewinnen, Karl in Frankreich nicht, Franz in Italien nicht. Da wurde 1544 der Friede von Crespy geschlossen, in welchem beide ihre Eroberungen zurückgaben, und Karl dem zweiten französischen Prinzen Mailand oder die Niederlande versprach, je nachdem er seine oder seines Bruders Tochter heirathen würde. Aber auch dieses Versprechens ward derselbe entledigt, da im folgenden Jahre der bezeichnete französische Prinz mit Tod abging. Nun hatte Karl von Frankreichs Seite den Rücken frei.

§ 24.

Heinrich von Braunschweig-Wolfenbüttel.
(1538—1542.)

In Deutschland waren indessen die Religionsunruhen immer lauter geworden. Der schmalkaldische Bund hatte sich erneuert, und verschiedene neue Mitglieder aufgenommen. Ein besonderer Umstand machte, daß derselbe einmal plötzlich zu den Waffen griff, nicht gegen den Kaiser, sondern gegen einen deutschen Mitfürsten, der nicht des lutherischen Glaubens war, sonst aber einen ärgerlichen Lebenswandel führte. Dies war Herzog Heinrich von Braunschweig-Wolfenbüttel. Derselbe schrieb einmal an den Erzbischof von Mainz einen Brief, in welchem er seinem Herzen Luft machte. Unter andern sagte er, der Kurfürst von Sachsen wolle nicht viel bedeuten, denn Luther selbst nenne ihn seinen Hanswurst; der Landgraf von Hessen aber werde nächstens toll werden, über die Hälfte sei er's schon, und dann werde der Sache bald zu rathen sein. Gegen den Kurfürsten richtete er sogar eine Druckschrift. Dieser veröffentlichte darauf ein ähnliches Werkchen, in welchem er den Herzog von Braunschweig einen geilen Holofernes und bösthätigen Barabbas nannte. Der Herzog blieb die Antwort nicht schuldig: er schrieb, „eine erhebliche, gegründete, wahrhaftige, göttliche und christliche Quadruplica wider den gottlosen, verruchten, verstockten, abtrünnigen, Kirchenräuber und vermaledeiten, boshaftigen Antiochus, Novatianus . . . . (folgen noch viele Ketzernamen), der sich Hansen Friedrich Herzog von Sachsen nennt.“ Aber auch Luther blieb in diesem Federkriege nicht zurück, da der Herzog von Braunschweig ihm vorgeworfen hatte, er nenne den Kurfürsten nur seinen Hanswurst. Luther gab diesen süßen Titel nun dem Herzoge von Braunschweig selbst, indem er ein Buch schrieb unter dem Titel: Wider Hans Worst. Es kommen Stellen in demselben vor, welche anzuführen der Anstand schon verbietet.

Dem Herzog v. Braunschweig zum Trotz hatten zwei seiner Städte, Braunschweig und Goslar, sich in den schmalkaldischen Bund aufnehmen lassen, wurden dafür aber von

ihrem Landesherrn hart mitgenommen. Nichts durfte im katholischen Gottesdienste geändert werden. Nun trat 1542 ein schmalkaldisches Bundesheer auf, warf den Herzog von Braunschweig aus seinen Landen, und richtete den Gottesdienst nach protestantischer Weise ein. Die Dränger gaben auch deutlich genug zu verstehen, daß sie das Land dem Herzog Heinrich nie wieder herausgeben würden. Dieser war unterdessen nach Bayern geflohen, dessen Herzog als ein eifriger Katholik galt, und hatte den Schutz des Reichskammergerichts angerufen. Da erklärten aber die Protestanten, sie könnten kein Gericht über sich erkennen, das nicht ihres Glaubens sei. Nun wurden der Kaiser und sein Bruder Ferdinand sehr besorgt, aber ohne Grund. Die Protestanten wollten noch keinen Bürgerkrieg; ja als Karl im folgenden Jahre (1543) den Rhein hinunter zog, um den Herzog von Cleve, einen Bundesgenossen Frankreichs, zu überfallen, gaben die protestantischen Stände dem Kaiser Pulver und Geschütz, und selbst Philipp von Hessen schenkte ihm beim Durchzuge durch seine Lande eine herrliche Ladung von Hafer und Wein. Der Herzog von Cleve wurde bald unterdrückt, und mußte versprechen, nie vom katholischen Glauben abzufallen, und nie ein Bündniß gegen den Kaiser einzugehen. Er war schon im Begriffe gewesen, dem schmalkaldischen Bunde beizutreten.

Mit französischem Gelde hatte Heinrich von Braunschweig-Wolfenbüttel, Luthers Hans Wurst, endlich eine Armee aufgebracht, und fiel mit derselben in seine Erblande ein. Da stand auch Philipp von Hessen auf, zog gegen ihn, und nahm ihn nebst seinem Erbprinzen am 22. October 1545 gefangen: er ließ ihn auf seine Festung Ziegenhain bringen, und ihn strenge bewachen.

§ 25.

Concilium zu Trient.

So standen in Deutschland die Angelegenheiten, als endlich das von den Protestanten so oft angerufene allgemeine Concilium zu Stande kam. Papst Paulus III. berief es schon im Jahre 1542 nach Trient in Tyrol, einer

Stadt, die zwischen Deutschland, Italien und Frankreich ziemlich in der Mitte liegt. Aber erst, als Karl mit Franz den Frieden zu Crespy geschlossen hatte, konnte die Kirchenversammlung im December 1545 eröffnet werden. Nun hatten die Protestanten ein Concilium, aber sie sagten gleich, es sei kein freies, weil der Papst es berufen habe, und drei päpstliche Legaten den Vorsitz führten.

Ich kann mich bei den einzelnen Beschlüssen dieser Kirchenversammlung nicht aufhalten, meine Leser thun wohl, wenn sie die Beschlüsse derselben, die auch ins Deutsche übersetzt sind, einmal selbst lesen. Dann werden sie sehen, welche Salbung in ihnen wehet, wie schön, klar und scharf der Lehrbegriff der Kirche entwickelt ist, wie überall auf Verbesserung gedrungen wird, und welche Mißbräuche durch sie abgestellt sind. Die Sitzungen beginnen mit Erörterung der Glaubenslehren, und schließen immer mit Vorschriften zur Reformation der Kirche. Der Ablaßhandel wurde für alle Zeiten abgethan, aller Aberglauben in der Verehrung der Heiligen, der Bilder .... allen Ernstes verboten, die Aufforderung zum Studium der Bibel und Kirchenväter erneuert, die Errichtung bischöflicher Seminarien zur Bildung tüchtiger Priester allgemein befohlen. Was die Concilien zu Constanz und Basel nicht erreicht hatten, wurde jetzt zu Stande gebracht, die Reformation der Kirche, und seit der tridentinischen Kirchenversammlung sind die Aergernisse früherer Zeiten aus der Kirche verschwunden. Diesen Gewinn hat die Religionsspaltung uns gebracht, so traurig sie sonst auch ist.

Daß die Kirchenversammlung zu Trient 18 Jahre dauerte, kam von den häufigen Unterbrechungen her. Uebele Zeitumstände zwangen zuweilen zu einer gänzlichen Aufhebung der Versammlung. Wir wollen dies kurz erzählen.

§ 26.

Luther's und Ecks Tod. — Der schmalkaldische Krieg.

(1546.)

Als 7 Sitzungen zu Trient gehalten waren, entstand dort das Gerücht, die Pest sei in der Stadt, denn es star-

den ungewöhnlich viele Menschen. Die italienischen Bischöfe eilten darauf gleich nach Bologna, um hier das Concilium fortzusetzen. Der Papst lobte diesen Schritt, der Kaiser aber ward bei dieser Nachricht ganz ungehalten, auch befahl er den spanischen und deutschen Bischöfen, zu Trient zu bleiben, und sich nicht verwirren zu lassen. Was war nun zu erwarten, als ein neues Schisma, wie vor 100 Jahren auf dem Concilium zu Basel? Aber ein so trauriges Ereigniß wendete Gott ab. Der Papst untersagte den Bischöfen zu Bologna, Beschlüsse abzufassen, und die Bischöfe zu Trient machten nur Vorbereitungen zu den künftigen Sitzungen, und bald nachher hob der Papst kurz vor seinem Tode das Concilium ganz auf.

Unterdessen war auch Luther am 18. Februar 1546 zu Eisleben gestorben. Seine letzten Jahre waren nicht heiter gewesen; er hatte fortwährend in seinem Grolle geschrieben gegen Papisten und Juden; die katholische Kirche hatte er nicht zu vernichten vermocht, so viele Anhänger er auch gefunden; seine neue Kirche war im Innern zerrissen, die Spaltung zwischen den protestantischen Secten immer größer geworden; Fürsten, Adel, Städte und Bauern verfügten über die Kirchengüter und ließen die Prediger hungern. Die Sittlichkeit war tief gesunken. Das konnte Luthern nicht gleichgültig sein. Er war von den Grafen von Mansfeld, zur Beilegung einer Streitigkeit wegen des Besitzes von Bergwerken unter sich und mit den Bürgern von Eisleben und Helmstädt, eingeladen worden, nach seinem Geburtsorte zu kommen. Er begab sich am 23. Januar 1546 von Wittenberg auf den Weg, ward von dem Grafen mit einer Ritterschaar eingeholt, und nahm 20 Tage lang von Zeit zu Zeit an den Vergleichsunterhandlungen Theil, die indeß nicht zu dem erwünschten Erfolge führten. In dieser Zeit äußerte er sich wiederholt zu seinen Freunden: „D. Jonas und Herr Michael! (Cölius) betet für unsern Herrn Gott, daß es ihm mit seiner Kirchen Sach wohl gehe, das Concilium zu Trient zürnet sehr." Am 17. Februar wurde er bedenklich krank, und betete Nachts: „O mein himmlischer Vater, ich danke dir, daß du mir deinen lieben Sohn

offenbaret hast, an den ich glaube, den ich gepredigt und bekannt habe, welchen der leidige Papst und die Gottlosen schänden, verfolgen und lästern. Ich bitte dich, mein Herr Jesu Christe, lasse dir mein Seelchen empfohlen sein!" Kurz nachher wiederholte er dreimal eiligst: „Pater in manus tuas commendo spiritum meum, redemisti me Domine, Deus veritatis!" In den Tischreden an seinen letzten Lebenstagen sprach er unter anderm von der Kürze des Lebens, von dem Wiedererkennen in jener Welt, auch erzählte er von einem teuflischen Gespenst, welches Abends, da er am offenen Fenster gebetet, sich ihm gegenüber auf den Röhrkasten gesetzt, und das Maul gegen ihn aufgesperrt habe, wie Cölius in der Leichenrede dessen Meldung thut. Am letzten Abend flehte er um Erhaltung der sächsischen Kirche bis ans Ende in seiner Lehre, „ohne Abfall in Beständigkeit und rechtem Bekenntniß," und sagte unter anderm: „Nachdem du mir geoffenbaret hast den großen Abfall des Papstes vor deinem h. Tage, welcher nicht ferne, sondern vor der Thür ist, so auf das Licht des Evangeliums folgen soll, und itzo in aller Welt angeht." Chyträus bemerkt, daß Luther am Tage der Concordia et Constantia gestorben sei, und Eintracht und Beständigkeit unter den Lehrern seines Bekenntnisses mit sich hinweggeführt habe.

Einige Jahre vor ihm war sein berühmter Gegner gestorben, der noch eine nähere Erwähnung verdient. Johann Maier von Eck wurde den 13. November 1486 im Dörfchen Eck im Allgau geboren. Er war der Sohn unbemittelter Landleute. Er widmete sich zu Tübingen, Heidelberg und Cöln eifrig den Studien, und gab noch nicht völlig 16 Jahre alt, zu Freiburg im Breisgau bereits über philosophische Gegenstände Vorlesung, während er selbst Theologie und Jura studirte. Zwanzig Jahre alt, gab er seine erste Schrift: „dialektische Uebungen" heraus. Im J. 1510 zierte er schon den ersten Lehrstuhl der Theologie auf der Hochschule zu Ingolstadt. Im J. 1517 war er der Erste, welcher die verderbliche Richtung Luthers erkannte, und eine Schrift, „Obelisken" genannt, gegen ihn richtete, welche aber ohne Eck's Vorwissen in Druck erschien, und gegen welche Luther seine heftigen „Asterisken" richtete. Von

nun war Eck der glänzendste, eifrigste und gelehrteste Vertheidiger der katholischen Sache. Seiner unbestreitbaren Ueberlegenheit bei der Disputation zu Leipzig ist schon erwähnt. Eine Epistel Ecks an Kaiser Karl V. hat den Zweck, den Kaiser, welchen Luther gern gewinnen wollte, zu warnen, und die aufrührerischen Plane der Neurer zu enthüllen. Er schrieb auch „gegen die lutherischen Bilderstürmer," „für die Ohrenbeicht" und „über Buße und Genugthuung." Von Rom, wo er in Angelegenheiten der bayerischen Herzoge weilte, nach Ingolstadt zurückgekehrt, widmete er sich eifrigst dem Lehramte, wohl erkennend, wie wichtig zumal in damaliger Zeit die Bildung tüchtiger Geistlichen war, und er fand noch Muße, auch viele kleinere Schriften gegen die Neuerer zu verfassen. Im J. 1525 reiste er nach England, und überreichte dem damals noch katholischen Heinrich VIII. sein Buch über die Controverse. Das Jahr darauf hielt er zu Baden in der Schweiz eine öffentliche Disputation mit Oekolampadius, den er gleichfalls besiegte. Dieser Sieg hatte eine Verordnung zu Gunsten des alten Glaubens zur Folge, aber mehr nicht. Wo Leidenschaften toben, da wird das Wort der Wahrheit nicht gehört. Bedeutend war Eck's Stellung auf dem Reichstage zu Augsburg 1530. Hier handelte er nicht als Privatmann, sondern im Namen des Reiches. Er war auch der Vorzüglichste, der das von den Protestanten übergebene Bekenntniß widerlegte, und mit Melanchthon unterhandelte, nachgiebig in Nebensachen, aber unerschütterlich fest in den Glaubenslehren. Die folgenden 10 Jahre widmete er sich nur seinem Lehramte, der Seelsorge und schriftstellerischen Arbeiten. Im J. 1540 führte wiederum Eck bei dem Colloquium zu Worms das Wort gegen Melanchthon, der ihm weder an theologischer Gelehrsamkeit, noch an Gewandheit gleich war. Als das zu Worms unterbrochene Religionsgespräch zu Regensburg wieder angeknüpft ward, fiel Eck in eine schwere Krankheit, beantwortete aber noch von seinem Krankenlager aus Anfragen der kath. Theologen und der bayerischen Herzoge. Unter Anderm wies er nach, daß die Katholiken bei den Vergleichsverhandlungen so viel nachgegeben hätten, als ihnen gestattet wäre. Er veröffentlichte noch viele Werke, und

seine Streitschriften gegen die Neurer, wie auch seine Predigten, gab er in mehreren Foliobänden heraus, später eine deutsche Bibelübersetzung, woraus eine genaue Kenntniß des Hebräischen hervorgeht. Zu Anfang des J. 1543 befiel ihn abermals eine schwere Krankheit, die ihn am 10. Februar wegraffte, nachdem er andächtig die h. Sterbesacramente empfangen hatte. Seine Gegner haben ihn vielfach verläumdet, und weil sie seine Gelehrsamkeit nicht läugnen konnten, so schmähten sie seine Sitten. Uebereinstimmende Zeugnisse stellten ihn als einfach dar in seiner Lebensweise und Kleidung. Es dürfte ihm nicht schwer geworden sein, hohe und einträgliche geistliche Würden zu erlangen, aber er begnügte sich mit seiner Professur, einem Canonicate und andern geringen Einkünften. Außer seinem Universitätsamte versah er zu Ingolstadt die ihm übertragene Stadtpfarrei mit Eifer, und predigte jeden Sonntag und Festtag. Bei den vorgeschriebenen Fasten beschränkte er sich auf Wasser und Brod, und seine Mildthätigkeit wird gepriesen. Den Ruhm, als wackerer, unerschrockener, gewandter, scharfsinniger und gelehrter Vorkämpfer der katholischen Kirche gegen die Neurer des 16. Jahrhunderts aufgetreten zu sein, kann ihm der Neid nicht rauben *).

Weder Eck noch Luther erlebten den bevorstehenden Krieg, der durch die Neurungen hervorgerufen ward.

Die Protestanten erklärten dem Kaiser, das Concilium zu Trient führe zu nichts, durch Religionsgespräche müsse man die Glaubensvereinigung suchen. Der Kaiser ließ ein Religionsgespräch halten, aber rüstete auch ein tüchtiges Heer, endlich einmal Gewalt zu gebrauchen. Doch ist nicht Karl als Urheber des schmalkaldischen Krieges anzusehen: fanden ja schon zu Anfang des J. 1546 zwischen dem Landgrafen Philipp und dem Feldhauptmann der oberdeutschen Bundesglieder Sebastian Schärtlin von Burtenbach Verabredungen und darauf Rüstungen statt, und nahm doch die protestantische Versammlung zu Frankfurt, im Januar 1546 schon eine sehr drohende Stellung ein. Der Papst unterstützte den

* Vergl. histor. politische Blätter, 18. B. 6. H. 1846.

Kaiser mit Geld und Hülfstruppen. Die protestantischen Fürsten ließen Karln auf dem Reichstage zu Regensburg, der am 5. Juni eröffnet wurde, fragen, was er beabsichtige. Karl antwortete, alle seine treuen Stände würden, wie bisher, einen gnädigen und väterlichen Kaiser an ihm finden, die Rebellen aber seine Auctorität und seinen gebührenden Ernst bald erfahren. Die Fürsten fragten, wer diese Rebellen wären, sie wollten mit ihm gegen dieselben gern ausziehen. Die Reichsacht, welche Karl bald darauf gegen den Kurfürsten von Sachsen und den Landgrafen von Hessen erließ, war eine deutliche Antwort darauf. Der Kaiser erklärte in einem Erlasse, er kriege nicht gegen Religion, sondern gegen Vaterlandsverrätherei, da einige mit den Feinden des Reiches, namentlich mit den Franzosen, unerlaubte Verbindungen angeknüpft hätten.

Das beruhte auf Wahrheit, denn Karl hatte unter seinen deutschen Bundesgenossen einen deutschen Fürsten, der selbst ein Protestant war. Dieser war Moritz, Herzog von Sachsen albertinischer Linie, ein Vetter des Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen und Schwiegersohn des Landgrafen von Hessen. Der rasche, 25jährige Fürst hatte schon mit Ruhm gegen die Türken und Franzosen gefochten, und dadurch des Kaisers volles Vertrauen gewonnen. Nun hatte sein Ehrzeiz ein weites Feld vor sich; er wollte Kurfürst von Sachsen werden, anstatt seines trägen Vetters Johann Friedrich, und der Kaiser machte ihm Hoffnung dazu, wenn er nur, sobald Johann Friedrich gegen den Kaiser ins Feld rückte, gleich in dessen Kurlande einfiele. Niemand wußte von diesem Plane, denn Johann Friedrich übergab sogar seinem Vetter Moritz während des bevorstehenden Feldzuges noch die Aufsicht über das Kurfürstenthum, welche Moritz gerne annahm.

Unterdessen nahm der schmalkaldische Krieg in Bayern seinen Anfang. Sebastian Schärtlin von Burtenbach, der die Augsburger und Ulmer führte, erschien zuerst im Felde. Er wollte den italienischen Hülfstruppen die tyroler Päffe sperren, dann den Kaiser in Regensburg fangen, aber die Bundeshäupter, der Kurfürst von Sachsen und der Landgraf von Hessen, verboten ihm, etwas zu unternehmen,

bevor sie zu ihm gestoßen wären. Endlich waren die Verbündeten zusammen, und machten 70,000 Mann aus. Sie schickten dem Kaiser einen Fehdebrief zu, in welchem sie ihn den Karl hießen, der sich Kaiser nenne, und forderten ihn keck heraus. Karl bedeutete den Gesandten, wenn sie noch einmal in solcher Weise zu erscheinen sich vermäßen, so sollten sie einen Strick um den Hals bekommen. Warum hätte er vor den Verbündeten auch zittern sollen, abgesehen davon, daß dieses überhaupt sein Fehler nicht war? Es waren meist Spießbürger, und die drei Anführer, Schärtlin, der Kurfürst und der Landgraf, konnten sich über den Oberbefehl nicht vergleichen. Gegen ihrer 10 konnte Karl freilich kaum 1 Mann stellen, aber seine Truppen waren damals die besten in der Welt. Mit Gleichmuth ließ er sich 3 Tage in seinem Lager vor Regensburg beschießen: er verlor wenig Leute, und die Schmalkalder hatten sich endlich ganz verschossen. Da zog Karl dreist vor ihnen her, einzelne Städte zu züchtigen. Das schmalkaldische Heer begleitete ihn eine Weile, ohne ihm etwas beizubringen, Schärtlin warf sich in Augsburg. Da kam die Nachricht, Moritz habe Kursachsen für den Kaiser besetzt. Nun war für Johann Friedrich kein Bleiben mehr: er ließ den Kaiser um Gnade und Frieden bitten, auch Philipp that dies, und als der Bescheid hieß, sie müßten sich persönlich dem Kaiser auf Gnade und Ungnade ergeben, gingen sie beide voll Schreckens nach Hause.

Karl durchzog nun Schwaben, und strafte die protestantischen Reichsstädte Nördlingen, Rothenburg, Ulm, Heilbronn, Augsburg und andere mit schwerem Gelde. Für Augsburg machte Anton Fugger den Vermittler, Schärtlin wurde verbannt. Der Erzbischof von Cöln — ein Mann, der das Confiteor nicht verstand (wie Karl zu sagen pflegte), und doch reformiren wollte — mußte seine Stelle niederlegen, und ein katholischer Erzbischof nahm dieselbe ein.

So siegreich ging Karl aus diesem Kriege, obgleich er immer an der Fußgicht litt, und sich seinen Soldaten in einer Sänfte nachtragen lassen mußte. Aber er war das Haupt, welches Einheit in seine Schaaren brachte, und nur Einheit macht stark.

Johann Friedrich war unterdessen so glücklich gewesen,

das Kurland seinem Vetter Moritz wieder abzujagen, und sogar dessen eigene Hauptstadt Leipzig halb über Haufen zu schießen. Aber er sollte gar nicht zu Athem kommen, noch hatte er seine Hauptstadt Wittenberg nicht erreicht, als der Kaiser schon mit seiner ganzen Macht bei Meissen ihm gegenüber stand. Johann Friedrich ließ schnell die meißner Brücke abbrechen, und zog sich nach dem Flecken Mühlberg hinauf. Karl folgte ihm, nur die Elbe trennte noch beide Heere. Am Abend deckte ein dicker Nebel die ganze Landschaft, und in Mühlberg glaubten die Sachsen, den Kaiserlichen einen großen Vorsprung abgewommen zu haben. Aber Karl ruhte nicht: er untersuchte noch Abends spät die Elbe: sie war 300 Schritt breit, und fluthete stark, auch war das jenseitige Ufer höher und mit sächsischen Wachen stark besetzt. Aber da hatte der Herzog von Alba einen Bauer der Gegend aufgetrieben, dem die Landessoldaten 2 Pferde weggenommen; aus Rache und aus dem Grunde, weil ihm der Kaiser 2 andere Pferde und 100 Kronthaler verhieß, erbot er sich, den Kaiserlichen eine seichte Stelle zu zeigen, wo ein Pferd hindurchgehen könne. Karl konnte kaum den andern Morgen erwarten. Sobald es graute, (24. April 1547) sprang ein Haufe kühner Spanier ohne Harnisch ins Wasser, schwamm hindurch, den Säbel zwischen den Zähnen, eroberte am andern Ufer einige Kähne, und brachte sie glücklich herüber. Diese wurden nun mit guten Schützen bemannt, und hingeschickt, die sächsischen Uferwachen zu beschäftigen, während die kaiserliche Reiterei an der seichten Stelle durch den Fluß setzte. Jeder Reiter nahm auch noch einen Fußsoldaten hinter sich auf's Pferd. Als schon viele Spanier das jenseitige Ufer besetzt hatten, ritten auch die vier fürstlichen Häupter neben einander hindurch, Karl, Ferdinand, Moritz und Alba. Der Bauer führte des Kaisers Pferd am Zügel. Nun wurde auch eine Schiffbrücke geschlagen, das Fußvolk und Geschütz nachkommen zu lassen. Aber so lange zögerte Karl nicht: er stellte seine Reiterei in Schlachtordnung, durchritt auf seinem wilden andalusischen Rosse freudig die Reihen, glänzend im vergoldeten Panzer und Helme, und in der Rechten führte er eine schimmernde Lanze. Die Siegeslust hatte alle seine Kränklichkeit verscheucht.

Es war gerade Sonntag, und der Kurfürst hörte in Mühlberg die Predigt. Man meldete ihm, die Kaiserlichen seien da. Er glaubte es nicht, und sagte, erst müsse er die Predigt aushören. Als die Predigt zu Ende war, da sah es freilich anders aus. Schnell ließ er seinen schweren Körper in eine Kutsche heben, und jagte davon, auf Wittenberg zu. Doch in der lochauer Haide stellte er seine Truppen noch einmal auf, die Feinde zu empfangen, nicht, um sie zu schlagen, sondern sie nur aufzuhalten. Aber die Kaiserlichen waren so kampflustig, daß sie nicht einmal die Ankunft ihrer Kanonen abwarteten. Karls Reiterei hieb fürchterlich ein, und rief jauchzend: Hispania! Hispania! Diese Losung war den Evangelischen schrecklicher, als der Feind selbst. Der ganze Weg durch die Haide war mit Leichen bedeckt. Der Kurfürst selbst, der einen starken friesischen Hengst bestiegen hatte, um rasch zu entfliehen, wurde von einigen Ungarn eingeholt, erhielt einen Hieb durchs Gesicht, und als ein Deutscher, ein Herr v. Trodt, ihn deutsch anredete, ob er sich nicht ergeben wolle, zog er zwei Ringe vom Finger, und übergab sie dem Ritter mit den Worten, einem Deutschen ergebe er sich. Durch den Herzog von Alba wurde er zum Kaiser geführt, der mitten in der Haide hielt. Er ließ sich auf ein Knie nieder, und sagte: „Großmächtigster, allergnädigster Kaiser!" — „So?" fiel Karl ihm in die Rede, „bin ich nun Euer gnädigster Kaiser? So habt Ihr mich lange nicht geheißen." — Der Kurfürst erwiederte: „Ich bin Ew. Majestät *) Gefangener, und bitte um ein fürstliches Gefängniß." Er wurde in das kaiserliche Lager abgeführt, mit ihm Herzog Ernst von Braunschweig-Lüneburg, der auch gefangen war. Kaiser Karl verließ das Schlachtfeld mit den Worten Cäsars, jedoch mit einer kleinen, für Christen geziemenden Abänderung: Ich kam, sah und Gott siegte.

Zwei Tage gab er seinen Soldaten Rast; dann zog er nach Torgau, welches sich gleich ergab, und darauf belagerte er Wittenberg. Hier war die Universität auseinan-

*) Karl V. ist der erste Monarch, der den Titel Majestät annahm. Früher ließen Kaiser und Könige sich Ew. Gnaden nennen.

der gestoben, Melanchthon irrte in fremden Landen umher, nur die Kurfürstinn, welche dort war, verlor den Muth nicht. Der Kaiser ließ ihr sagen, wenn sie an einem bestimmten Tage die Stadt nicht übergebe, werde er ihr den Kopf des Kurfürsten über die Mauer zuwerfen. Die Kurfürstinn hielt dies nicht für Ernst und wagte es darauf. Da ließ Karl den Kurfürsten wirklich zum Tode verurtheilen, und ihm den Ausspruch verkünden, da er eben mit Ernst von Braunschweig am Schachbrette saß. Der Kurfürst antwortete: „Ich kann nicht glauben, daß die kaiserliche Majestät dermaßen mit mir handeln sollte: ist es aber gänzlich also bei kaiserlicher Majestät beschlossen, so begehre ich, man soll es mir fest zu wissen thun, damit ich, was meine Gemahlinn und Kinder angeht, bestellen möge.“ Zum Glücke kam es so weit nicht. Der Kurfürst Joachim von Brandenburg legte Fürbitte für den sächsischen Kurfürsten ein, und so wurde ihm das Leben geschenkt, doch mußte er seine Lande und die Kurwürde an Moritz und dessen Nachkommen abtreten, nur die Aemter Eisenach, Gotha, Weimar und Jena behielt er als ein Herzogthum; dann sollte er seine Festung Wittenberg dem Kaiser übergeben, und endlich dessen Gefangener bleiben, so lange es demselben belieben würde.

Johann Friedrich ging alles ein, und nun öffneten sich Wittenbergs Thore. Die Kurfürstinn kam mit ihren Kindern und Hofdamen in's kaiserliche Lager, und besuchte ihren Gemahl. Sie wurde auch dem Kaiser vorgestellt und wollte vor ihm das Knie beugen, aber Karl hob sie auf, und behandelte die Unglückliche mit solcher Ehre und Ritterlichkeit, als wäre sie eine Königinn in der glücklichsten Lage gewesen. Man wurde an die Aufnahme der Gemahlinn und Mutter des Darius von Seiten Alexanders erinnert. Die Kurfürstinn Sibylla sprach zum Kaiser, sie zweifle nicht, wenn ihr Gemahl seine Stellung besser bedacht hätte, so würde er nie solchen Fehler begangen, und sein Haus in diese traurige Lage gebracht haben; sie bitte ihn, ihr und ihrer Söhne Unglück gnädig zu Herzen zu nehmen, und durch Erhaltung derselben und ihres Hauses der Welt ein Denkmal seiner Milde und Frömmigkeit geben zu wollen. Sie flehte ihn auch an, daß Johann Friedrich

doch bei ihr bleiben dürfe, damit sie die kurze Lebenszeit, so ihnen noch übrig wäre, mitsammen leben möchten. Der Kaiser entgegnete, wie er ihrem Gemahl nur zu viel Rücksicht und Vertrauen geschenkt; dies wäre Ursache gewesen, daß jener solchen Fehler begangen. Er habe ihm das Leben gewährt, und demselben auch ein großes Einkommen gelassen, damit er gleich einem Herrn leben möge. Daß sie beisammen blieben, darin könne er ihr indeß nicht willfahren; er stellte es ihr jedoch frei, dem Gatten zu folgen, wenn es ihr also gefiele. Des folgenden Tages erwiderte der Kaiser ihren Besuch in Wittenberg, wurde mit großen Ehrenbezeugungen empfangen und glänzend bewirthet, und Karl tröstete sie wegen ihres Gemahls gnädiglich. Als er hörte, daß man seiner Gegenwart wegen allen lutherischen Gottesdienst eingestellt habe, rief er bestürzt aus: „Behüte! wer richtet uns das an? Ist in unserm Namen hier der Dienst Gottes unterlassen, so gereicht uns dies nicht zum Gefallen. Haben wir im Oberlande doch nichts gewandelt in der Religion (d. h. gegen des Volkes Wunsch), wie sollten wir es hier thun?" Hurtig öffneten die Prediger nun ihre Kirchen wieder, und predigten tapfer alle Tage über die Unterscheidungslehren, selbst in Gegenwart kaiserlicher Stabsoffiziere. Der Kaiser besuchte sogar die Schloßkirche, und ließ sich Luthers Grab zeigen. Alba und andere Herren riethen ihm, die Leiche des Ketzers ausgraben und verbrennen zu lassen, er antwortete aber großherzig: „Lasset ihn ruhen, er hat seinen Richter gefunden. Ich führe Krieg mit den Lebenden, nicht mit den Verstorbenen." Ueberhaupt behandelte er die Protestanten mit der ausgezeichnetsten Duldung, in der Hoffnung, durch das Concilium von Trient sie noch in der Güte zu gewinnen. Johann Friedrich wurde in Karls Lager fürstlich gehalten, was er wohl erkannte, indem er an seine Gemahlinn schrieb: „Meine Freunde haben mich verlassen, aber meine Feinde thun mir alles Gute."

Als der Kaiser Wittenberg verließ, nahm Moritz die Stadt als sein Eigenthum in Besitz, und sagte den ihm aufwartenden Staatsbehörden: „Ihr seid eurem Fürsten, meinem Vetter, so treu gewesen; dessen will ich euch ewig in Gnaden gedenken."

Von Wittenberg begab Karl sich nach Halle. Hier stellte sich auch der Landgraf Philipp von Hessen freiwillig, weil der Kaiser ihm versprochen hatte, ihn und seine Nachkommen nicht seines Landes zu berauben, auch ihn nicht ewig gefangen zu setzen, wenn er sich übrigens auf Gnade und Ungnade ergäbe. In der sogenannten Residenz zu Halle saß der Kaiser auf einem Throne, umgeben von deutschen, italienischen und spanischen Großen; unter ihnen stand auch Herzog Heinrich der Jüngere von Braunschweig, Luthers Hans Worst, Philipps Feind, der eine Freude daran hatte, die Demüthigung seines Gegners mit anzusehen. Die Thür öffnete sich, Philipp trat, von Moritz und Joachim geführt, herein, und kniete am Throne des Kaisers. Hinter ihm kniete sein Kanzler, und las in seinem Namen eine Abbitte ab, daß ihm sein Vergehen leid sei, daß er sich dem Kaiser auf Gnade und Ungnade ergebe, und denselben um Gottes willen begehre, er möge ihm das Vergangene gnädigst verzeihen. Während dies gelesen wurde, verzog Philipp — so heißt es — seinen Mund zu einem spöttischen Lächeln. Der Kaiser hob drohend den Finger auf, und sagte in seinem Holländisch: „Wol, ick soll di lachen lehren*)!" Philipp stand auf, und entfernte sich. Abends speisete er bei dem Herzog von Alba, als

---

*) Von einigen Geschichtschreibern wird dieses von dem Pommernschen Abgesandten Sastrowos erzählte Lachen Philipps in Zweifel gezogen. Ein falsches Lächeln sei freilich bei Philipp nicht unwahrscheinlich, aber zum Lachen habe er doch bei solcher Versammlung und in solcher Lage zu wenig Ursache gehabt. Auch sei davon in dem genauen Berichte des Kaisers an seinen Bruder gar nicht Rede; zudem habe Karl Selbstbeherrschung genug besessen, um seine Empfindlichkeit in solcher Versammlung nicht laut werden zu lassen. Es ist jedenfalls ein schlecht ersonnenes Mährchen, was von einigen Schrifftstellern jetzt noch wohl aufgefrischt wird, als sei durch einen groben Betrug in dem schriftlichen Vertrage mit dem Landgrafen wegen seiner Unterwerfung das Wörtchen „einige" in „ewige" Gefangenschaft umgewandelt worden. Solches hinterlistige Benehmen sieht dem schlauen Philipp ähnlicher, als dem ritterlichen Karl. Dieser fand ja auch wahrlich keinen Grund, den Landgrafen besser, als den Kurfürsten zu behandeln, und jener hatte auch, ohne dieses Lachen, genug verübt, wodurch des Kaisers Zorn erregt werden mußte, und für Rebellen — dies waren sie doch, wenn man die Sache beim rechten Namen nennen will — fanden beide ein Loos, worüber sie sich nicht beklagen konnten. Hätte Karl auf seinen eigenen und der katholischen Kirche

er sich aber bei diesem beurlauben wollte, erklärte ihm derselbe, er müsse bleiben, er sei sein Gefangener im Namen des Kaisers. Moritz und Joachim von Brandenburg legten umsonst Fürbitte ein: Johann Friedrich und Philipp mußten als Gefangene dem Kaiser folgen, Philipp wurde endlich in ein Gefängniß nach Gent geschickt.

§ 27.

Das Interim.

(1548.)

Karl begab sich von Halle nach Augsburg, und ließ dort wieder einen Reichstag halten. Weil das Concilium von Trient durch die Abreise vieler Bischöfe nach Bologna aufgehört hatte, ein allgemeines zu sein, so ging Karl den Papst an, den Kirchenrath zu Trient wieder zu vereinigen, aber dazu war dieser nicht zu bringen. Da hielt der Kaiser den Reichstag zu Augsburg. Alles zitterte vor ihm. Er hatte die beiden gefangenen Fürsten bei sich, und auf dem Markte zu Augsburg wurde Moritz mit Kursachsen belehnt, fast unter Johann Friedrichs Fenstern. An die Stände hielt der Kaiser eine lange Rede über die Schändlichkeit der Trennungen in der Religion, und bat die Stände, ihm Mittel vorzuschlagen, wie man alle Glaubensstreitigkeiten in der Güte abthun könne. Alle waren willig, sogar eine Zuschrift an den Papst zu senden, und dem Concilio von Trient beizutreten; nur die lutherischen und reformirten Reichsstädte legten eine Protestation ein, die Karl aber ungelesen in die Tasche steckte, als wenn es ihre Beistimmung wäre. Indessen, der Papst wollte ja (so behauptete man) kein Concilium, darum wurde beliebt festzusetzen, wie es einstweilen (ad interim), d. h. bis zum Ausgange der allgemeinen Kir-

Vortheil allein sehen wollen, und wäre er hart und ein Freund von gewaltsamen und willkürlichen Maßregeln gewesen — wie man ihn wohl, freilich ganz ungerecht, beschuldigt, so würde er sein Glück ganz anders benutzt haben. Schwerlich hätte Philipp in Karls Lage also gehandelt. Viel eher trifft den Kaiser der Vorwurf des Schwankens, Zögerns und der übertriebenen Nachsicht, als jene Anschuldigung.

chenversammlung in Religionssachen gehalten werden solle. Drei gemäßigte Männer wurden gewählt, ein Einigungsformular aufzusetzen: Michael Helwing, Titularbischof von Sidon, Johann Agricola, Hofprediger zu Berlin, und Julius Pflug, Bischof zu Naumburg, als Vermittler zwischen beiden. Diese brachten eine Schrift von 26 Artikeln zu Stande, die den Namen Interim erhielt, und von allen Ständen angenommen wurde. Merkwürdig ist, daß in derselben die bereits gehaltenen 7 Sitzungen der tridentinischen Kirchenversammlung angenommen, auch die Priesterehe und die Communion unter beiden Gestalten einstweilen gestattet wurde, über die noch nicht zu Trient verhandelten Glaubenspunkte aber nichts festgestellt ward, als wie es nachher auf der Kirchenversammlung entschieden ist. Dies authentische Actenstück beweiset also, worin Katholiken und Protestanten einander allenfalls nachgeben könnten, worin die Christen vor der tridentinischen Synode schon einig waren, und wie falsch es sei, daß man zu Trient neue Glaubenslehren gemacht habe. Der letzte Theil des Interims enthielt einen Plan zur Reformation der Kirche, wobei die Tradition und die Auctorität der Kirche nebst der h. Schrift zu Grunde gelegt wurde. Dennoch erregte das Interim von beiden Seiten Widersprüche, wie es überhaupt mit allen halben Maaßregeln zu gehen pflegt. Die Katholiken betrachteten es als einen Eingriff der weltlichen Macht in die Gewalt der Kirche. Die Protestanten waren eben so ungehalten. Sie machten darüber das Verslein:

„Habt Acht vor dem Interim,
Es hat den Schalk hinter ihm."

Melanchthon sagte, in gleichgültigen Dingen könne man das Interim annehmen, zu den gleichgültigen Dingen rechnete er aber auch die Lehre von der Rechtfertigung, den guten Werken, den sieben Sacramenten, dem Primate des Papstes und dem Ansehen der allgemeinen Kirchenversammlungen, und das wollten Luthers Schüler gar nicht als adiaphora, als gleichgültige Sachen gelten lassen, sondern fluchten den Adiaphoristen, und wünschten, Luther möchte aus seinem Grabe wieder erstehen, und den evangelischen Ketzern den Mund stopfen. Am meisten waren die freien

Städte strenge Lutheraner, und mußten dafür des Kaisers Arm schwer fühlen. Constanz verlor seine Reichsfreiheit, und gegen Magdeburg, welches Karl in die Reichsacht erklärte, ward Moritz geschickt, die Strafe zu vollziehen. Er belagerte es 13 Monate, und schoß es halb nieder, doch war es ihm selbst nicht recht mit dem Interim bedacht, das werden wir bald deutlich sehen.

Nach geendigtem Reichstage (1548), hielt Karl sich wieder zwei Jahre in den Niederlanden auf, ließ seinen Erbprinzen Philipp aus Spanien kommen, und hatte vor, ihm auch die Kaiserkrone zuzuwenden, da doch Ferdinand schon römischer König war. Im J. 1550 nahm er ihn mit nach Deutschland, und stellte ihn zu Augsburg den Ständen vor. Aber Philipp mit seinem spanischen Ernste machte einen übeln Eindruck auf die Deutschen, und da auch Ferdinand, des Kaisers Bruder, seine erlangten Ansprüche auf das Kaiserthum nicht aufgeben wollte, so mußte Philipp nach Spanien zurückkehren.

Von Augsburg zog Karl nach Inspruck in Tyrol. Der bisherige Papst war gestorben, Julius III. regierte jetzt, und dieser berief nach Karls Wunsche das Concilium abermals nach Trient, in der Nähe desselben wollte der Kaiser sich gern befinden, um auf die Reformation der Kirche einzuwirken. Auch protestantische Theologen waren in dieser Zeit zu Trient, und nahmen an den Berathschlagungen Theil. Selbst Melanchthon befand sich auf dem Wege dahin, mußte aber zu Nürnberg liegen bleiben auf Befehl des Kurfürsten Moritz, seines Landesherrn, denn dieser ging jetzt mit ganz andern Dingen um.

§ 28.

Kaiser Karl V. auf der Flucht.

(1552, Mai.)

Moritz, ein eifriger Lutheraner, hatte bisher nur mit dem Kaiser gehalten, um Kurfürst von Sachsen zu werden. Als er dies geworden war, und seinen Vetter Johann Friedrich ins Verderben gebracht hatte, schloß er sich wieder an die Protestanten an, und machte sogar ein Bündniß mit

Heinrich II., dem Könige von Frankreich, Franzens Sohne. Als Oberhaupt der Protestanten durfte er hoffen, noch höher zu steigen. Die noch anhaltende Gefangenschaft seines Schwiegervaters, des Landgrafen von Hessen, bot gerade einen gelegenen und schönen Vorwand dar, das undankbare und schnöde Betragen gegen seinen Wohlthäter zu entschuldigen. Der Kaiser wurde gewarnt, aber er äußerte in seinem Glauben an Treue und Dankbarkeit, er könne von Moritz keine Tücke fürchten, da er ihm immer Gutes und Liebes erwiesen habe. Aber im März 1552 rückte Moritz mit den Truppen, die er vor Magdeburg gebraucht hatte, und aus der kaiserlichen Reichskasse besoldete, nach Franken und Schwaben vor, und erließ eine Kundmachung gegendes Kaisers Tyrannei. Jetzt war kein Zweifel an seiner Treulosigkeit mehr möglich. Der Franzosenkönig fiel gleichzeitig in Lothringen ein, und nahm die trefflichen Festungen Metz, Toul und Verdun weg, die ihm Moritz, zu seiner Schande und zum größten Nachtheil des deutschen Vaterlandes, zum voraus abgetreten hatte, und die bis auf den heutigen Tag noch im Besitze der Franzosen sind. (Schon am 5. October 1551 hatte Moritz ganz heimlich mit einem Abgeordneten des Königs von Frankreich einen Vertrag geschlossen, und demselben in seinem und im Namen des Landgrafen Wilhelm von Hessen, des Markgrafen Georg Friedrich von Brandenburg-Ansprach und des Herzogs Albrecht von Mecklenburg, die Besitznahme der genannten Städte erlaubt, wogegen der Ausländer Unterstützung im Kriege den Fürsten zusagte.) Karl knüpfte mit Moritz Unterhandlungen an, Ferdinand trat als Vermittler auf, und als Moritz und Ferdinand sich schon in Linz unterredet hatten, ward eine neue Zusammenkunft auf den 26: Mai d. J. zu Passau verabredet. Ferdinand ging nach Inspruck zu seinem Bruder, dem Kaiser, und Moritz nach Schwaben zu seinem Heere. Karl glaubte, alles stehe bis dahin wohl, denn Moritz ließ sich in Inspruck sogar eine Wohnung miethen und einrichten, als wolle er nächstens mit dem Kaiser in derselben Stadt wohnen. Aber auf einmal brach er mit allen seinen Truppen nach Tyrol auf, und stand plötzlich zwei Tagreisen von Inspruck. Karl hörte eben noch so früh davon,

daß er entfliehen konnte. Aber er konnte wegen der Gicht nicht gehen und reiten, Maulesel mußten ihn in einer Sänfte tragen. Sein Hofstaat folgte ihm zu Pferde und zu Fuße, auch der gefangene Johann Friedrich, und Bediente leuchteten in der stockfinstern, regnerischen Nacht durch die Bergschluchten mit Fackeln vor. So erreichte Karl Trient, wo das Concilium sich augenblicklich auflösete. Auch Karl blieb nur wenige Stunden in Trient, und eilte auf ungebahnten Weg nach Villach in Kärnthen. Hier saß er im Krankenstuhl, und betrachtete sein Geschick, gab auch den gefangenen Johann Friedrich los.

Moritz rückte unterdessen in Inspruck ein, plünderte das kaiserliche Schloß, und ritt dann zurück nach Passau, wo ein Fürstenrath gehalten werden sollte. Er hatte den Kaiser gefangen nehmen wollen, aber dieser hatte ihm einen zu weiten Vorsprung abgewommen. Größere Unehre befleckte hier den siegreichen, verrätherischen Verfolger, als den arglosen, sichern, an Menschenwürde glaubenden, plötzlich überfallenen Verfolgten.

§ 29.

Der Passauer Vertrag.

(31. Juli 1552.)

Zu Passau erschien des Kaisers Bruder Ferdinand, um zu vernehmen, unter welchen Bedingungen Moritz seine Armee entlassen wolle. Moritz forderte die Freilassung seines Schwiegervaters Philipp von Hessen und einen beständigen Religionsfrieden für die Protestanten. Lächerlich, wenn nicht empörend, war's, daß Moritz und der französische Gesandte von den Eingriffen sprachen, die sich der Kaiser in die deutsche Freiheit erlaubt haben sollte, während die Franzosen schöne Theile von Deutschland an sich gerissen, und ihren verderblichen Einfluß auf unser Vaterland geltend gemacht hatten, wozu ihnen von eben diesen Moritz die Hand geboten war. — Nach einigen Unterhandlungen kam erst ein Vergleich zu Stande, nach welchem Philipp von Hessen seine Freiheit erhielt, doch mußte er die hallische

Kapitulation zu halten geloben; allen wegen des Aufstandes geächteten Personen sollte verziehen sein, und das Reichskammergericht zur Hälfte mit protestantischen Beisitzern besetzt werden, der Religionsfriede aber wurde auf den nächsten Reichstag verschoben.

Nun entließ Moritz seine fremden Truppen, und mit seinen eigenen zog er nach Ungarn Ferdinand zu Hülfe. Im folgenden Sommer (1553) erhielt er den Auftrag, den Markgrafen Albrecht von Brandenburg-Kulmbach zu bestrafen, der Deutschland wie ein Straßenräuber durchzog, und wohl selbst eine Fackel zur Hand nahm, um das nächste Dorf seiner Feinde anzuzünden. Bei dem Dorfe Sievershausen in der lüneburger Haide wurde der Räuber geschlagen, aber Moritz von einem seiner eigenen Leute erschossen, aus Unvorsichtigkeit oder aus Verrätherei. Sein Bruder erbte das Kurfürstenthum. Der räuberische Markgraf wurde im folgenden Jahre ganz aus dem Lande getrieben, floh nach Frankreich, kam aber bald wieder, und wäre noch wohl lange der Schrecken des deutschen Reiches gewesen, hätte ihn nicht 1557 ein früher Tod ereilt. Bei Sievershausen waren 2 Prinzen von Braunschweig, 1 Prinz von Lüneburg, 14 Grafen und 300 Ritter gefallen.

§ 30.

Karls letzte Züge gegen Frankreich.

(1552–1555.)

Karl konnte es den Franzosen nicht vergessen, daß sie mit Moritz sich verbündet, und Lothringen weggenommen hatten. Mit seinem scharfen Blicke sah er voraus, wie verderblich die Fremden, leider von Deutschen selbst herbeigerufen, auf das Schicksal von Deutschland, ja von ganz Europa einwirken würden, zumal wenn die Macht des spanisch-österreichischen Hauses wieder zersplittert wäre. Daher sann er auf eine Demüthigung der Franzosen, und belagerte sie in Metz, als eben der Passauer Vertrag abgeschlossen war. Metz war aber stark befestigt, von einem klugen Franzosen vertheidigt, und überdies trat der Winter

ein, ehe man recht zum Werke schreiten konnte. Karls tapfere Krieger harrten muthig auf dem Schnee aus, als aber Seuchen täglich Hunderte hinwegrafften, mußte man die Belagerung wohl aufheben.

Im nächsten Jahre (1553) rückte Karl wieder in Frankreich ein, zerstörte eine kleine Festung, und wurde abermals vom Winter übereilt.

Der seltsame Feldzug wurde im folgenden Jahre erneuert — seltsam wenigstens dadurch, daß Karl sich in einem Bette seinen Truppen nachfahren ließ. Aus seinem Wagenbette ermunterte er seine Streiter, verheerte die Picardie, und damit mußte er sich begnügen.

Im folgenden Jahre 1555 wurde das nämliche Kriegsschauspiel noch einmal wiederholt, aber eben so ohne Entscheidung. Beide Monarchen erschöpften sich nur gegenseitig, und Karl vererbte den französischen Krieg, den er nicht siegreich beendigen konnte, auf seinen Nachfolger.

§ 31.

Der Religionsfriede zu Augsburg.

(26. Sept. 1555.)

Nach dem Passauer Vertrage sollte auf dem nächsten Reichstage ein ewiger Religionsfriede geschlossen werden. Karl selbst grämte sich zu sehr, die Protestanten nicht zur Einheit der Kirche zurückführen zu können, daß er die Schließung des verhaßten Religionsfriedens ganz seinem Bruder Ferdinand überließ. Dieser arbeitete aus allen Kräften an demselben, und lud die Herren Reichsstände fünfmal zu einem Reichstage nach Augsburg. Da erst kamen — nicht die Stände selbst, sondern nur ihre Gesandten, und mit diesen wurden denn am 5. Februar des Jahres 1555 die Sitzungen eröffnet. Gleich fingen die Streitigkeiten wieder an. Besonders war die Frage, ob katholische Bischöfe und andere katholische Geistliche, wenn sie lutherisch würden, ihre Aemter behalten sollten, oder nicht. Die Katholiken sagten Nein. Ei — erwiderten die lutherischen

Stände — da wird ja keiner mehr zu unserer Lehre übertreten wollen. Desto besser, sagten die Katholiken, und nach vielen Streitigkeiten gaben die Protestanten nach, wie auch billig war, denn die Katholiken gaben ihnen gleiches Recht, alle bis jetzt an sie gebrachten Kirchen, Schulen und andere geistliche Stiftungen zu behalten und mit protestantischen Geistlichen zu besetzen, die gleich ihre Stellen verlieren sollten, wenn sie zur katholischen Religion zurückträten. Dann sollte aber auch die eine Partei der andern nichts mehr entreißen, weder Katholiken, noch Protestanten einander zum Uebertritt nöthigen, und jeder sollte das Recht haben, um der Religion willen in eine andere Landschaft zu ziehen, wo seine Religion die herrschende sei.

Die Protestanten hätten damit zufrieden sein können; aber so groß war ihre Protestirsucht, daß sie sich gleich vornahmen, bei Gelegenheit gegen den kirchlichen Vorbehalt kühn zu protestiren. Sie wollten, daß katholische Geistliche auch ihre Aemter behielten, wenn sie lutherisch würden, ohne daß sie ihren protestantischen Predigern, wenn sie katholisch würden, solches zu gestatten geneigt waren. Doch wurde der Friede anfangs nicht gestört.

Johann Friedrich, der abgesetzte Kurfürst von Sachsen, erlebte den Abschluß des Religionsfriedens nicht mehr, Philipp von Hessen aber erhielt seine Freiheit, doch freute er sich derselben nicht sehr, denn die Schelmen Bauern, sagte er, würden ihm seine schöne Wildbahn ganz ruinirt haben: alles andere lasse sich wieder gut machen, nur dieses nicht. —

§ 32.

Kaiser Karl V. dankt ab, und stirbt.

(1555 † 1558.)

Keiner grämte sich über den traurigen Ausgang der vielen Bemühungen, die Einheit der Kirche herzustellen, wohl mehr, als der Kaiser, dessen Lieblingsvorstellung es gewesen war, in der Güte den Sectengeist ganz zu verbannen.

Nun war diese Hoffnung für lange Zeit vereitelt. Dazu kam seine Schwäche gegen Frankreich, dem er Lothringen nicht wieder abgewinnen konnte, und endlich raubte eine vieljährige Kränklichkeit ihm alle Kräfte und alle heiteren Gedanken. So wurde er mit dem Plane vertrauter, seine sämmtlichen Reiche abzutreten, sich in die Einsamkeit zu begeben, und dort sich zu dem Tode ernsthaft vorzubereiten.

Die irdische Macht, die er in einem Grade, wie wenige Herrscher vor ihm und nach ihm, besessen, konnte seiner großen Seele nicht genügen, und über den Wechsel des Glücks und über die Nichtigkeit alles Zeitlichen hatte er Erfahrung genug gemacht. Sein lange gefaßter Entschluß soll durch zwei Umstände beschleunigt sein. Ein alter Kriegsbefehlshaber bat ihn um Entlassung, und gab, nach dem Grunde befragt, die Antwort, der Mensch müsse zwischen der Welt und dem Tode auch einige Zeit auf sich selbst verwenden. Hierzu kam das Beispiel des h. Franz von Borgia, der durch den Anblick der sehr entstellten Leiche der einst jugendlichen und schönen Kaiserinn Isabella so tief ergriffen ward, und zu einer so lebhaften Ueberzeugung von der Nichtigkeit aller irdischen Größe gelangte, daß er sich entschloß, die Welt ganz zu verlassen, und einem Herrn zu dienen, welchen der Tod ihm nicht entreißen konnte.

Die beiden Schwestern Karls V., die Königinnen von Ungarn und von Portugal, bestärkten den Kaiser in seinem Vorhaben, und wollten gern seine Einsamkeit theilen, doch verbat er sich dieses.

Als er mit seinem Entschlusse im Klaren war, berief er seinen einzigen Sohn Philipp nach Brüssel herüber, und übergab ihm am 25. October 1555 die Niederlande in feierlicher Versammlung der niederländischen Stände. Nachdem einer der Räthe die Abtretungsurkunde verlesen hatte, erhob sich der sieche Kaiser von seinem Sessel, und hielt, gestützt auf die Schulter des Prinzen Wilhelm von Oranien eine rührende Rede, in welcher er sagte, wie er seit seinem 17. Jahre nur für seine vielen Reiche gelebt, und nur wenige Tage Ruhe und Vergnügen genossen habe; alles habe er mit eigenen Augen zu sehen gesucht, und daher sei sein Leben eine beständige Pilgerschaft gewe-

sen — 10mal habe er die geliebten Niederlande, 9mal Deutschland, 7mal Italien, 6mal Spanien, 4mal Frankreich besucht, 2mal sei er in England und 2mal in Africa gewesen, und 11mal habe er eine Seereise gemacht — jetzt erinnere ihn sein Alter und seine Kränklichkeit, die Regentenpflichten jüngern kräftigern Schultern aufzulegen und sich dem Irdischen zu entziehen — habe er während seiner langen verwickelten Regierung etwas unrecht gemacht, so sei er es doch nicht mit Wissen und Willen geschehen, und er bitte alle, die dadurch gekränkt sein möchten, herzlich um Verzeihung — er werde die Liebe seiner treuen Niederländer nie vergessen, und für ihre Wohlfahrt zu Gott flehen bis an sein Ende. Dann wandte er sich an seinen Sohn Philipp, wie einst Karl der Große, und ermahnte ihn, ruhmvoll, gerecht und gottesfürchtig zu regieren. Als darauf Philipp niederkniete, und seinem Vater gerührt die Hand küßte, und der erschütterte Vater athemlos in seinen Sessel zurücksank, da blieb kein Auge trocken, und die erlauchte Versammlung schluchzte laut.

Im Januar des nächsten Jahres 1556 erfolgte zu Brüssel mit ähnlichen Feierlichkeiten die Abtretung Spaniens und Neapels, und durch ein am 7. September erlassenes Schreiben überwies Karl die Kurfürsten, Fürsten und Stände des deutschen Reiches an seinen Bruder Ferdinand; am 17. September schiffte sich der ehemalige Herrscher mit seinen beiden Schwestern zu Vlissingen nach Spanien ein. Ihn begleitete eine glänzende Flotte von niederländischen und englischen Schiffen. Als er zu Laredo in Biscaya den spanischen Boden bestieg, fiel er auf die Knie, küßte die Erde, und sprach die biblischen Worte: „Nackt bin ich aus meiner Mutter Schooße hervorgegangen, nackt werde ich zu dir zurückkehren." Dann bestieg er wieder sein Wagenbett, und fuhr langsam bis Burgos. Hier sollten die spanischen Großen ihm zum Abschiede die Aufwartung machen, aber sie erschienen sehr sparsam. Selbst sein Sohn Philipp war hart genug, ihn hier das erste Mal auf die Pension von 100,000 Ducaten, die er sich zum Jahrgehalte vorbehalten hatte, warten zu lassen, und doch wollte Karl seine Dienerschaft noch kaiserlich beschenken. Als endlich die Gelder

ankamen, entließ Karl alle seine Diener mit Thränen. In Valladolid beurlaubte er auch seine beiden Schwestern, denn allein wollte er seine Einöde beziehen, und verlassen sterben. In dem heftigsten Regenwetter mußte die Reise nach dem Hieronymitenkloster S. Juste an der Grenze zwischen Estremadura und Portugal beschleunigt werden. Hier bewohnte er 6 Zimmer, ging mit den Mönchen ins Chor, die Tagzeiten zu singen, baute ein Gärtchen, und übte zur Erholung sich in mechanischen Arbeiten, z. B. er drechselte, und machte Uhren. Einmal, sagte man, kam er auf den Einfall zwei Uhren zu machen, welche ganz gleichmäßig gingen, konnte aber damit nicht zu Stande kommen. Da soll er gesagt haben: „Zwei Maschinen kann ich nicht nach meinem Sinne einrichten, und wollte alle Menschenköpfe nach meinem Kopfe drehen?*)

Thucydides und Comines wurden mit Augustin und Bernard vertauscht. Er erklärte einen Tag in seiner Einsiedelei für beglückender, als alle seine erfochtenen Siege, und die Einsicht der Nichtigkeit irdischer Größe für eine höhere Wohlthat, als den Besitz derselben. Gegen den Erzbischof von Toledo äußerte er an seinem letzten Geburtstage: „Ich habe 57 Jahre für die Welt und ein Jahr für meine Freunde gelebt; die Zeit, die mir nun noch vergönnt ist, will ich Gott widmen, welchem ich so viele Jahre entzogen."

Die täglichen Todesbetrachtungen machten ihn mit seinem Ende so vertraut, daß er zuletzt verlangte, man möchte seinen Sarg machen, ihn hineinlegen, ihn lebendig als einen Todten in die Kirche tragen, wie es bei Leichen

---

*) Dieses Geschichtchen hat wenig Wahrscheinlichkeit, denn Karl V. hat in seinen letzten Jahren eher bereuet, zu geringe als zu große Strenge geübt zu haben, um die Neurer in die Schranken der Ordnung zurückzubringen, und der Kirche wie dem Staate den Frieden zu bewahren; daß aber Einigkeit im Glauben auch unter vielen Völkern allerdings möglich sei, hatte ja die Zeit vor der Kirchentrennung bewiesen. Darum erzählt man dieses Anekdötchen noch anders, der Kaiser habe nämlich ausgerufen: „Nicht einmal 2 Uhren, die ich selbst gemacht, kann ich zur völligen Einstimmung nach Einem Gesetze bringen, und ich wähnte, so viele Völker, die unter einem andern Himmel wohnen und eine andere Sprache reden, wie ein Uhrwerk beherrschen zu können!"

üblich war, und über ihn die Exsequien halten. Dieses geschah, wie man erzählt, und nach vollbrachter Feier wurde die Kirche geschlossen, nur der Kaiser in seinem Sarge blieb zurück. Er machte sich aus demselben nach seinen Zimmern auf, aber die Todtenfeier hatte ihn so erschüttert, (und er befand sich zudem schon vorher unwohl), daß er bald darauf — den 21. September 1558 — wirklich verschied, nachdem er zwei Jahre in seiner Einöde verlebt hatte. Seine letzten Worte waren, nachdem er den Leib des Herrn empfangen hatte: „Du bleibst in mir, auf daß ich in dir bleibe!"

So endete freiwillig in der Einsamkeit eines Klosters der Beherrscher von Spanien, Sicilien, Neapel, Florenz, Burgund, Lothringen, Elsaß, den Niederlanden, Oesterreich, Ungarn, Böhmen, Dalmatien, Croatien, Mexiko, Peru, er, den einst die lombardische und die römisch-deutsche Kaiserkrone zierte. Karl V. schließt sich würdig an die größten Herrscher an, die je dem deutschen Throne Ehre machten. Seine Weisheit, seine ausgezeichneten Eigenschaften als Herrscher und Feldherr, seine mit Mäßigung gepaarte Kraft, seine Bescheidenheit, seine Erhabenheit über Eifersucht und seinen ritterlichen Sinn wird kein unparteiischer Geschichtschreiber verkennen. Man wirft ihm vor, daß seine Plane hauptsächlich auf die Vergrößerung seiner Hausmacht gerichtet gewesen, und daß er andern Ländern vor Deutschland den Vorzug gegeben; aber es hält schwer, viele Völker zu beherrschen und allen gerecht zu werden, uud noch schwerer, daß diese verschiedenen Nationen sich gleich behandelt glauben; dann ist die kräftige Hausmacht der Habsburger Deutschland auch wahrlich nicht zum Schaden gewesen. Wenn der kräftige Karl die damaligen Parteien nicht zu besiegen vermochte, was würde ein schwacher Kaiser ausgerichtet haben: und was konnte der Kaiser in so stürmischen Zeiten für das zerrissene und empörte Deutschland thun, auch bei dem besten Willen*)? Ist es ihm auch nicht gelun-

*) Karls V. leitender Gedanke, wie (der Protestant) Fr. v. Raumer glaubt, war, die Idee des Kaiserthums neu zu beleben und in der Wirklichkeit eben so zu gestalten, wie zur Zeit Friedrichs I. Daher konnte er freilich die neue Lehre nur als ein neues Element der Zwietracht, und die Fürsten, welche durch einseitige Verbündungen

gen, die Stürme der Neuerungen zu beschwören, und die Wiedervereinigung zu Einem Glauben zu Stande zu bringen, (wie es, von allem andern hier abgesehen, gewiß für das Wohl unseres Vaterlandes höchst wünschenswerth gewesen wäre), so hat es ihm doch an dem redlichen Willen zur Erreichung dieses Zweckes nie gefehlt, und mit Kraft hat er sich nicht selten dem Widerstand entgegengesetzt, welcher ihm von der Neuerungssucht, von der Habgier, vom Verrath und von der Untreue geleistet ward. In den Mittel griff er freilich öfter fehl.

Wahr bleibt es, was von ihm ein Dichter rühmt:

Einst das Zepter hielt sein Arm erhoben,
Rüttelte gleich d'ran die halbe Welt,
Er hielt fest und höber es nach oben,
Wie ein Fels, der eine Tanne hält.

Auch seine Frömmigkeit verdient noch besonderer Erwähnung. Er begann jeden Tag knieend mit einem dreiviertelstündigen Gebete, und er versäumte an keinem, mit Ausnahme eines einzigen im afrikanischen Feldzuge, das h. Meßopfer. Schon zur Zeit des ersten Augsburger Reichstages sagte man, der Kaiser rede mehr mit dem lieben Gott, als mit Menschen.

II. Die Portugiesen und Spanier.

§ 33.

Johann III.

(1521—1557.)

Wir müssen Deutschland auf einige Zeit verlassen, und unsern Blick auf die andern Völker werfen. Die Portugiesen mögen den Anfang machen.

---

und durch Lösungen vom Reichsverband den Protestantismus vertheidigten, nur als treulose Vasallen und ihr Benehmen als unheilvoll für das Ganze betrachten. Der Verlust deutscher Gränzländer (Metz, Verdun, Toul) in Folge einer Allianz protestantischer Fürsten mit dem französischen Nachbar rechtfertigte auch des Kaisers Ansicht nur zu sehr, wenn er sich gleich darin irrte, daß er über die Grundsätze, welche das Zeitalter entzweiten, durch diplomatische Unterhandlungen ein Abfinden auf dem Wege der „gemäßigten Mitte" für möglich hielt. Also der Protestant W. Menzel im Literaturblatt.

Wir sahen am Ende des Mittelalters Portugal sich in Ostindien ausbreiten, und unter dem Könige Emanuel dem Großen das erste Handelsvolk der Erde werden. Auch Emanuels Sohn, Johann III., ließ die Entdeckungen in Ostindien fortsetzen, wenn auch die portugiesischen Besitzungen dort nicht bedeutend vermehrt wurden. Bald wäre er aber in üble Händel mit seinem mächtigen Nachbar, dem Könige von Spanien, Kaiser Karl V., gerathen, denn dieser behauptete, die reichen Molukken gehörten gemäß der päpstlichen Theilung nicht den Portugiesen, sondern den Spaniern. Johann hatte mehr Geld, als Soldaten, darum kaufte er dem Könige von Spanien seine Ansprüche ein für allemal mit 350,000 Ducaten ab. Dem portugiesischen Gelde schien Karl überhaupt nicht abhold, er heirathete auch eine Schwester Johanns, welche ihm 900,000 Kronen als Brautschatz mitbrachte. Mit einer solchen Summe ließ sich schon etwas anfangen.

König Johann III. that sehr viel Gutes für Portugal, indem er ordentliche Regierungscollegien und Reichsgerichte einführte. Nachtheilig aber war es für das Land, daß er die Mauren und Juden austrieb, und zur Ausspähung derjenigen, welche heimlich im Lande blieben, die Inquisition einführte, wie sie in Spanien war, nicht als ein bloßes Glaubensgericht, sondern als ein gefürchtetes Tribunal gegen die Macht der Stände. Johann ging damit um, die königliche Macht ganz unumschränkt zu machen; darum vereinigte er auch das Großmeisterthum aller Ritterorden mit der Krone, um den Adel völlig abhängig zu machen. Dazu kam noch, daß alle Jahre Tausende nach Ostindien auswanderten, um dort reich zu werden. So wurde das Land entvölkert; es waren nicht Hände genug vorhanden, die köstlichen Handelserzeugnisse zu verarbeiten und den Ausländern zuzuführen. Portugal wurde arm durch seine reichen Colonien, eben so wie Spanien.

§ 34.

Sebastian, König von Portugal.

(1557–1578.)

Als Johann III. starb, war seine Familie erloschen bis auf einen Enkel, Sebastian, der aber erst 4 Jahre alt war. Er wurde zum Könige ausgerufen, und sehr sorgfältig erzogen. Doch hegte er immer nicht allein ritterliche, sondern auch schwärmerische Ideen, und als er den Thron bestieg, war sein erster Gedanke ein Feldzug gegen die Mauren, und zwar gegen Muler Moloch, Kaiser von Marokko in Africa, der eine sechsmal so große Macht besaß, wie Portugal aufbringen konnte. Vergebens riethen die portugiesischen Minister von dem Wagestück ab, selbst König Philipp II. von Spanien, der doch ein eifriger Katholik war; der feurige Jüngling zeigte sich taub gegen alle Warnungen und Bitten.

Die Portugiesen setzten nach Marokko über, König Sebastian an der Spitze. In der Ebene von Alkassar fiel das Haupttreffen vor, an einem glühenden Sommertage, am 4. August 1578. Die Africaner, der Hitze gewohnt, wollten ihren Feind nicht schlagen, sondern vernichten: sie erlegten über 12,000 Portugiesen auf der Wahlstatt, und 17,000 machten sie zu Gefangenen, d. h. zu Sclaven. König Sebastian stürzte sich am Ende, da alles schon verloren war, mitten unter die Feinde, und seine Begleiter verloren ihn aus den Augen. Einige, die dem Tode entrannen, sagten, sie hätten ihn unter dem Säbel eines Mauren sterben gesehen, und bei dieser Sage blieb man, weil nach langem Harren keine andere Kunde von ihm erscholl.

§ 35.

Portugal wird spanisch.

(1580–1640.)

Das portugiesische Königshaus war nun erloschen bis auf einen alten Bruder Johanns III., den Cardinal Heinrich, der auch wirklich den Thron bestieg, aber der Tod rief ihn bald ab.

Nun meldeten sich als Thronerben die Herzoginn von

Braganza, eine Bruderstochter Johanns III., und Philipp II. von Spanien, ein Schwestersohn desselben. Aber ein Weib mußte wohl vor einem König, der über 24,000 Mann versuchter Truppen zu gebieten hatte, zurücktreten. Ein dritter Thronbewerber war Antonius, Prior von Crato, ein Sohn Ludwigs, Herzogs von Beja. Dieser wurde zwar vom Volke zum Könige ausgerufen; allein die Regentschaft erklärte sich für Philipp II. Der König von Spanien ließ seine Truppen unter dem Herzoge von Alba, den wir in Sachsen schon unter Karl V. kennen gelernt haben, in Portugal einrücken; dieselben besiegten den Prior zu wiederholten Malen, und besetzten die Hauptstadt und das ganze Reich; darauf folgte ihnen Philipp II. selbst. Die portugiesischen Stände huldigten ihm, er bestätigte die Rechte und Freiheiten des Volkes, und über ein Jahr verweilte er unter seinen neuen Unterthanen, um ihre Herzen zu gewinnen. Aber das gelang ihm nicht, denn er wurde von so vielen Bittenden bestürmt, daß er nicht alle zufrieden stellen konnte. Der Erwerb Portugals war aber doch ein erwünschter Glücksfall: Portugal hatte damals die größte Seemacht der Erde, und besaß die reichen Colonien in Ostindien, wie auch Brasilien in Südamerica. Dennoch wurde Portugal von Spanien verächtlich behandelt, als ein erobertes feindliches Land, und dadurch seinem neuen Herrscher immer mehr entfremdet. Die Feinde Spaniens wurden auch Feinde Portugals, und so ist Portugal durch die spanische Regierung eigentlich zu Grunde gerichtet. Wir werden es bald hören. Welche Macht hätten Portugal und Spanien bilden können, wenn sie in einen Staat freundlich verschmelzt wären, da sie so natürlich zusammen gehören!

§ 36.

Die falschen Sebastiane.

(1585–1598.)

Die Unzufriedenheit der Portugiesen mit der spanischen Regierung erzeugte das Gerücht, der fromme König Sebastian sei bei Alkassar nicht erschlagen, er lebe noch, und werde sich nächstens seinen Unterthanen wieder zeigen. Bald

darauf trat ein Mann auf, der sich für den König Sebastian ausgab, auch große Aehnlichkeit mit ihm hatte. Er gab vor, aus der Schlacht bei Alkassar entflohen zu sein, erzählte viele sonderbare Schicksale, die er in der Sclaverei der Mauren erfahren habe, und täuschte viele, selbst vornehme Personen. Am Ende ergab es sich aber, daß er ein Betrüger war, und die spanische Justiz ließ ihn henken, und dann viertheilen. Dennoch fanden sich noch zwei, welche in seine Fußtapfen eintraten; der letzte gewann sogar eine spanische Prinzessinn, daß sie ihn mit ihren eigenen Juwelen unterstützte, und sie schämte sich nicht wenig, als es sich zeigte, daß er nur ein Pastetenbäcker war. Er wurde gehenkt und geviertheilt, wie seine Vorgänger.

Aber sonderbar genug -- der wahre Sebastian war doch vielleicht noch am Leben, nur daß er weniger Anforderungen machte, als seine falschen Vorgänger. Im J. 1598 ließ sich ein Mann in Venedig sehen, den alle dort anwesenden Portugiesen beim ersten Anblick für den König Sebastian anerkannten, und der nicht bloß Gestalt, Gang und Stimme, sondern auch eine Narbe an seiner rechten Augenbraune und eine große Warze am Fuße mit dem wahren Sebastian gemein gehabt haben soll. Dies machte in Venedig so großes Aufsehen, daß der dasige spanische Gesandte die Regierung der Republik aufforderte, die Sache zu untersuchen. Der Doge und Rath von Venedig zogen den Mann ein, und verhörten ihn scharf. Der Gefangene sagte aus, er sei wirklich der König Sebastian von Portugal: schwer verwundet sei er als ein Todter auf der Wahlstatt bei Alkassar liegen geblieben, und der Gefangenschaft nur durch ein halbes Wunder entgangen, doch habe er sich als Bettler seinen Unterthanen nicht zeigen mögen, und so habe er nach einer kümmerlichen Wallfahrt mehrere Jahre als Klausner in Georgien gelebt — endlich habe er der Begierde nicht widerstehen können, Freunde und Landsleute wieder zu sehen, und darum sei er nach Venedig gekommen. Dies sprach er mit solcher Zuversicht, und erinnerte den Senat Venedigs an so viele Gegenstände, die er demselben ehemals als König von Portugal geschrieben hatte, daß eben dieser Senat ihn 3 Jahre lang gefangen hielt, ohne es zu wagen, ihn

einen Betrüger zu nennen. Der König von Frankreich verwendete sich für seine Freiheit; diese erhielt er auch endlich, doch wurde er angewiesen, in 8 Tagen das Gebiet der venetianischen Republik zu räumen. Dem Gesandten Spaniens war dessen Freilassung nicht recht. Der Entlassene wandte sich nach Florenz, und hier ergriffen ihn spanische Spione, die ihn der spanischen Regierung in Neapel auslieferten. Die Untersuchungen begannen in Neapel von Neuem, doch konnte man ihn so wenig eines Betruges überführen, daß man beschloß, auf einer Galeere ihn nach Spanien zu senden. Als er sich der Küste von Algarve näherte, gerieth ganz Portugal in Bewegung. Philipp II. hatte aber seine Ursachen, diese Gährungen in ihrem Keime zu ersticken, und sandte den merkwürdigen Gefangenen auf das feste Schloß S. Lukar, wo derselbe bald starb, man weiß nicht, wie. Eben dies geheimnißvolle Ende scheint zu bestätigen, daß er kein falscher Sebastian war. — So viel gewann Spanien, daß Portugal ihm 60 Jahre bis 1640 — unterworfen blieb. Wenden wir nun unsern Blick von dem kleineren Lande auf des größern und auf den Beherrscher beider, auf Philipp II., der in der Geschichte vielfach genannt wird, und auf seine nächsten Nachfolger.

§ 37.

Philipp II. von Spanien.

(1556—1598.)

Philipp II., Kaiser Karls V. berühmter oder — wenn man will — berüchtigter Sohn, war klein von Gestalt, aber wohl gebaut, und hatte alle Mienen in seiner Gewalt. Ein schreckender Ernst lag immer auf seinem Gesichte, nur einmal in seinem Leben will man ihn lachen gesehen haben. Was er hierdurch verdarb, wollte er durch eine verschwenderische Freigebigkeit ersetzen, aber darum wurde er doch von seinen fremden Unterthanen nicht geliebt, sondern nur gefürchtet; jedoch hielten seine Spanier viel auf ihn. Er durchschaute alles, was in seinen vielen Staaten — Spanien, Neapel, Mailand, den Niederlanden, Mexiko und Peru — vorfiel, aber ihm schien der helle Blick in die

Zukunft abzugehen, weshalb er meist wenig umsichtige Plane machte; freilich wird auch oft die Tüchtigkeit oder Untüchtigkeit eines Mannes allein nach dem Erfolge oder Glücke beurtheilt, das in keines Menschen Händen ruht. Er liebte die strengste Rechtlichkeit, aber sein Wille war das höchste Gesetz. Er arbeitete mit eisernem Fleiße, und seine Minister waren nie sicher vor seinen Revisionen, doch arbeitete er nur in seinem Kabinet, das Kriegsgetümmel überließ er meist seinen Generalen, und in den 42 Jahren seiner Regierung hat er seine auswärtigen Reiche kein einziges mal besucht, er saß immer in Spanien, und zwar zu Madrid, welches unter ihm die Residenz wurde. Besonders zeichnete sich oft seine Kälte aus, bei Vorfällen, die manchen andern zum Zorn reizen würden. Einmal hatte er die ganze Nacht mit seinem Secretair gearbeitet, um eilige Depeschen nach Frankreich auszufertigen. Als der wichtigste Bogen fertig war, ergreift der Secretair statt der Sandbüchse — das Dintenfaß, und stürzt dies über die Schrift. Der Schreck nimmt ihm alle Sprache, aber Philipp hält ihm beide Gefäße nach einander unter die Augen, und sagt nur: „Hier ist das Sandfaß und hier ist das Dintenfaß."

So war Philipp II., den die Spanier den Klugen nennen. Seine erste Gemahlinn war Maria von Portugal, seine zweite Maria von England, die wir in der englischen Geschichte noch näher kennen lernen werden. Als er durch die Abtretung seines Vaters, König von Spanien und Herr der Niederlande wurde, erbte er einen Krieg mit Frankreich, doch schloß er gleich einen Waffenstillstand mit diesem Staate. Diesen brach aber Frankreich selbst, noch in demselben Jahre, und auch der Papst, als oberster Lehnsherr von Neapel, erklärte Philipp der Krone Neapels verlustig. Philipp war der strengste Katholik, aber hier ließ er doch gegen den Papst seinen Herzog von Alba ausziehen, und gegen die Franzosen zog er selbst, unterstützt von einem englischen Heere, welches seine Gemahlinn Maria von England hergeben mußte. Bei St. Quentin wurden die Franzosen am 10. August 1557, am Laurentiusfeste völlig geschlagen. Philipp betete während der Schlacht, und gelobte dem h. Laurentius, wenn seine Truppen siegen würden, ein

prächtiges Kloster, doch den Sieg benutzte er nicht genug. Er ging nicht rasch auf Paris los, sondern eroberte nur St. Quentin, und die Franzosen nahmen den Engländern — Calais weg, welches diese so lange besessen hatten. Maria starb darüber vor Gram, und Philipp, der nun abermals Wittwer war, machte Frieden mit Frankreich 1559, und bedingte sich die französische Prinzessinn Elisabeth zur Gemahlinn. Dann eilte er nach Spanien zurück, um dem h. Laurentius durch den Bau des herrlichen Escorials sein Gelübde zn bezahlen. Dies Gebäude darf besonders wegen seiner kolossalen Formen den sieben Wundern der alten Welt zur Seite stehen.

§ 38.

Die Geusen.

(1566.)

Philipp II. hatte seine Halbschwester Margaretha von Parma als Statthalterinn der Niederlande eingesetzt. Die Niederlanden bestanden damals aus 17 Provinzen, welche dem Könige vielleicht mehr werth waren, als seine Goldgruben in Peru, denn hier waren auf einem engen Raume 350 fleißige Städte, deren Fabrikate über die ganze Erde gingen. Abends, wenn die Handwerksgesellen feierten, war das Straßengedränge in diesen niederländischen Städten so groß, daß die Mütter ihre Kinder einsperren mußten, damit sie auf der Straße nicht erdrückt würden. Früh hatte Zwingli's Lehre in diesen Handels- und Fabrikstädten Eingang gefunden, obschon Kaiser Karl entgegengewirkt hatte. Doch Karl war nie hart, nie grausam gewesen; und wo Ueberredung nicht fruchtete, da hatte er nachgegeben. Sein Sohn Philipp dachte aber anders — er wollte lieber, pflegte er zu sagen, gar keine Unterthanen haben, wenn er nicht über Katholiken herrschen könne. Als die neue Lehre in den Niederlanden um sich griff, führte er dort die Ketzerverfolgungen ein, und viele Nichtkatholiken wurden hingerichtet. In der Güte hätte Philipp vielleicht mehr gewonnen, denn noch waren die Niederländer dem Könige ergeben und schoben alle Schuld auf den

Cardinal Granvella, den Rathgeber der Statthalterinn. Dieser dankte endlich ab, und doch wurde es nicht besser. Da sendeten sie den Grafen Egmont nach Madrid, um die Abstellung der Ketzerverfolgungen anzuhalten, und sich freie Ausübung ihrer Religion auszubitten. Egmont wurde von Philipp sehr freundlich empfangen. Dieser berief aber seine Räthe, ob den Niederländern ihr Gesuch zu bewilligen sei, und als er eine verneinende Antwort erhielt, erhob er sich von seinem Sitze, und versetzte, er wolle lieber tausend Male sterben, als Veränderung in der Religion gestatten.

Nun wurden die Strafen der Reformirten in den Niederlanden noch geschärft. Aber desto eifriger predigten die reformirten Geistlichen — auf den Landstraßen sah man sie von Wagen herab Reden an das Volk halten. Die Zuhörer stellten bewaffnete Wachen aus, und verrammelten die Zugänge durch einen Kreis von Karren und Wagen. Wer des Weges zog, mußte herbei, und die Predigt anhören, er mochte wollen oder nicht. Bei solchen Feldpredigten waren oft 15,000 Menschen gegenwärtig, und je ärger auf den Papst und die sämmtlichen Katholiken geschimpft wurde, desto lauter wurde der Prediger beklatscht.

Einen noch kühneren Schritt wagten einige Hunderte vom Adel: sie verbanden sich durch einen Eid, sich gegenseitig zu vertheidigen, sollte es auch durch Waffengewalt geschehen müssen, und so vereint an der Abschaffung der Religionsverfolgungen zu arbeiten. Man nannte diesen Bund den Compromiß. Die vornehmsten Männer gehörten anfänglich nicht zu ihm, die meisten Mitglieder waren arme Landleute, mitunter schlechte Wirthe. Es war nicht Religionseifer allein, was Manche zum Widerstande veranlaßte: Viele waren auch wegen Zurücksetzungen und Bedrückungen entrüstet, und nicht wenige Verarmte hofften, durch eine Staatsveränderung zu gewinnen. Als sie mit einander einverstanden waren, beschlossen sie, nach Brüssel zu ziehen, und der Statthalterinn eine Bittschrift zu übergeben. Margaretha von Parma wußte erst nicht, ob sie vor ihnen die Stadtthore schließen lassen sollte; doch wollte sie keine Furcht verrathen, und ließ die Herren einziehen. Gleich am folgenden Tage — den 5. April 1566

— hielten sie ihren feierlichen Aufgang zur Statthalterinn, immer 4 und 4, 3—400 an der Zahl. Halb Brüssel lief zusammen. Als Margaretha den langen seltsamen Zug — auch Domestiken hatten sich den Edelleuten angeschlossen — in ihren großen Saal treten sah, entfärbte sie sich ein wenig, aber einer ihrer Räthe flüsterte ihr zu, sich vor diesen Gueux — Bettlern — nicht zu fürchten. Der Graf von Brederode führte das Wort, und bat die Statthalterinn um Abstellung der Ketzergesetze und um Religionsfreiheit; würde solches nicht bewilligt, so hätten sie das Ihrige gethan, und könnten nicht vor Unglück stehen. Margaretha antwortete, die Abschaffung der Ketzergesetze stehe nicht bei ihr, doch wolle sie an den König schreiben, und bis dahin den Richtern Mäßigung empfehlen. Mehr konnten die Bittsteller nicht erwarten. Am Abend hielten sie ein Gelag, und als der Wein ihnen zu Kopfe stieg, trank Brederode die Gesundheit aller Geusen — das Wort war also gehört worden — aus einem hölzernen Becher, und hängte sich eine Betteltasche um. Der Becher ging rund um die Tafel. Wilhelm von Oranien, Horn und Egmont, die eben vorüber gingen, hörten den wüthenden Jubel, traten aus Neugierde ein, mußten auch auf das Wohl der Gueux den hölzernen Becher leeren. Von jetzt an nannten sich alle, welche nicht Katholiken waren, Geusen, kleideten sich grau, und gaben ihrer Dienerschaft graue Livree. Sie trugen auf der Brust auch eine Medaille, die auf der einen Seite des Königs Bildniß hatte, mit der Umschrift: Treu dem Könige, und auf der andern Seite hielten zwei Hände einen Bettelbeutel empor, unter welchem die Worte standen: Bis zum Bettelsacke.

Oranien, Egmont und Horn billigten dies Parteiwesen nicht, im Gegentheil zog der übrigens verdächtige Oranien mit Erlaubniß der Statthalterinn nach Antwerpen, dort die Gährungen zu stillen, und es gelang ihm, da er das Vertrauen des Volkes besaß. Alles rief in Antwerpen: Es lebe der König und die Geusen! Aber die Ruhe war nicht von Dauer. Neben den Geusen bildete sich eine neue Partei, zunächst durch die aufrührerischen Predigten hervorgerufen, Bilderstürmer genannt, welche katholische Kirchen erbrach, die Altäre

umriß, die h. Hostien mit Füßen trat, und alle Bilder hinauswarf. In wenig Tagen war ganz Flandern mit Bilderstürmern erfüllt und fast jede Kirche verwüstet. Allein in Flandern und Brabant wurden 400 Kirchen geplündert, verwüstet und entweihet. Selbst Grabmäler wurden erbrochen und die Leichen herausgeschleppt.

Hören wir, wie der berühmte Görres*) das Treiben dieser Vandalen schildert:

„Als im J. 1566 die Geusen in Belgien mit den Colignys in Frankreich gemeinsame Sache gemacht, da war unter einem solchen Paniere in Niederflandern das Unwetter losgebrochen. Ein Haufe Fanatiker mit Prügeln, Aexten, Hämmern und Stricken, nur wenige mit Schwertern bewaffnet, hatte in der Gegend von St. Omer sich erhoben; durch die Kirchen war das Unwetter gebraust, alle Gegenstände die bisher dem Volke ehrwürdig gewesen, niederwerfend. In Ypern öffneten die Gleichgesinnten den Ziehenden die Thore; auch hier ließ die Zerstörung nur Ruinen übrig; einer anschwellenden Lavine gleich war das Verderben dann über Menio, Comines, Verwich gegen Lille gewandert. Ueberall hatten, wo das Unwetter hergezogen, die Magistrate sich versteckt und verborgen; nur die von Seclin bewaffneten sich, schlugen die Räuber von ihren Grenzen und versprengten sie in die Sümpfe. Aber die Massen des Aufstandes durchrasten indessen Belgien, und immer wachsend in Verwegenheit, je weniger Widerstand sie auf ihren Wegen gefunden, waren sie endlich vor den Thoren Antwerpens angelangt. Hier wurde nun in der Cathedrale die große Jubelmette des Festes aufgeführt; am 21. August hat, nachdem an den vorhergehenden Tagen der Pöbel seine Vigilien sich gefeiert, unter dem Rufe: es leben die Geusen! die Feier damit angefangen, daß das Bild der Jungfrau höhnisch aufgefordert wurde, in diesen Ruf einzustimmen. Da dies natürlich unterblieb, wurde ein Psalm Davids bei verschlossenen Thüren angestimmt; und nun, während die liederlichen Weiber, die dem Zuge sich angeschlossen, mit den Kerzen der Altäre dazu leuchteten, das Bild der Jungfrau

---

*) Die Wallfahrt nach Trier.

zuerst, dann die andern Bilder mit Aexten zerschlagen; das alte große Crucifix in Mitte des Chores niedergerissen, und nur die Bilder der beiden Mörder verschont; die h. Hostien wurden unter die Füße getreten, mit dem geweihten Oele die Schuhe geschmiert; 70 Altäre mit ihren gemalten Bildern zerstört, die Grabmäler erbrochen und ausgeraubt. Das alles wurde binnen 4 Stunden, vom Einbruche der Dunkelheit bis Mitternacht, von verhältnißmäßig wenig Menschen ausgeführt; die, nachdem sie damit glücklich zu Stande gekommen, in die Ueberreste der Stadt sich vertheilten, und mit den andern Kirchen und Klöstern in gleicher Weise verfuhren. Als die Buben das alles vollbracht, und drei Tage lang jeden Gräuel in der volkreichen Stadt am hellen Tage geübt, hatte sich keiner von den Bürgern blicken lassen; alle Katholische, wie die, welche zur neuen Lehre hielten, hatten in ihre Häuser sich verschlossen; durch den Schrecken gelähmt, ihre Kirchen und Heiligthümer, wie von einem unabwendbaren Schicksal getroffen, dem Untergange verfallen geglaubt, und nur das Ihrige zu schützen gesucht. Als aber nach drei Tagen die Wuth auch am Privateigenthum sich auszulassen Lust bezeigte, und aus ihren Versteck hervor die sich Bergenden die geringe Zahl der Wüther wahrgenommen, da waren sie endlich bewaffnet aus ihren Winkeln hervorgegangen, und hatten die Thore der Stadt geschlossen, eines nur zum Entrinnen offen lassend, durch welches dann der wüthende Haufe entwich, um draußen sein Zerstörungswerk fortzusetzen, denen innerhalb den Schaden und die Scham, sich feig einer Hand voll tolles Gesindels preisgegeben zu haben, zurücklassend." *)

Schon näherte der wüthende Haufe sich der Hauptstadt Brüssel, und Margaretha wollte fliehen. Sie blieb aber doch, und da sie den Geusen gute Worte gab, unterdrückten diese die Bilderstürmerei. Auf Philipps Geheiß hatte aber Margaretha geworbene Truppen ins Land gezogen. Da stellten die Geusen auch Truppen auf, und die Truppen der Geusen wurden geschlagen. So war der Bürgerkrieg angefangen.

Endlich (im Frühlinge des J. 1567) verlangte die Statt-

*) Selbst der Protestant Schiller beschreibt diese vandalischen Verwüstungen noch greller.

halterinn, die Häupter des Adels sollten einen Eid schwören, daß sie den katholischen Glauben nach Kräften beschützen, und dem Könige gegen alle Majestätsverbrecher, ohne Ausnahme, treu dienen wollten. Viele schwuren dies, sogar Egmont; Horn und Brederode legten aber ihre Aemter nieder; und Oranien verließ sogar das Land, wozu er auch Egmont bereden wollte, dieser traute jedoch der Gerechtigkeit des Königs, und blieb auf seinen Landgütern in den Niederlanden. Oranien ging nach Deutschland ins Nassauische, und gleich nach seiner Abreise schärfte Margaretha die Religionsedicte; die reformirten Prediger mußten binnen 24 Stunden das Land räumen, und aus den Balken der durch die Bilderstürmer zerstörten Kirchen wurden Galgen gebauet, an welche die Bilderstürmer selbst gehängt wurden. Einige 100,000 wanderten aus, und brachten die Kunst des Wollwebens nach England und Deutschland. Auch Brederode, der Redner der Geusen, entwich nach Emden, und starb daselbst im folgenden Jahre.

§ 39.

Alba in Brüssel.

(1567—1573.)

Nun war die Ruhe in den Niederlanden wenigstens äußerlich hergestellt, und Margaretha schrieb an den König Philipp, er möge doch den Herzog von Alba, der schon auf dem Wege nach Brüssel war, wieder zurückrufen, indem derselbe durch seine Härte gewiß wieder alles verderben werde. Aber Philipp war anderer Meinung. Am 22. August rückte Alba mit 10,000 Spaniern in Brüssel ein, der Schrecken ging vor ihm her. Jedoch stellte er sich anfangs sehr freundlich, und dies bewog auch Egmont und Horn, wieder herbei zu kommen, und dem Staatsrathe beizuwohnen, welchen Alba berief. Nachher machte Egmont mit Alba's Sohne sogar eine Spielpartie. Als er sich aber entfernen wollte, trat ihm ein Hauptmann in den Weg, und forderte seinen Säbel im Namen des Herzogs. Er stutzte, gab ihn indeß ohne Weigern, und wurde ins Gefängniß gebracht. Horn ward auf öffentlicher Straße verhaftet.

Nun setzte Alba ein Gericht nieder, welches über die religiösen Unruhen erkennen sollte, und er selbst führte den Vorsitz. Das Volk nannte es die Blutkammer. Wer nur in einiger Verbindung mit den Geusen gestanden, eine calvinische Predigt gehört, ein calvinisches geistliches Lied gesungen hatte, ward nur zu häufig des Verbrechens der beleidigten Majestät schuldig erachtet, verlor sein Leben, und sein Vermögen wurde eingezogen. Besonders aber waren die Verfolgungen gegen jene gerichtet, welche den Compromiß unterschrieben hatten, zumal gegen die Urheber und gegen Advocaten; gegen Personen aus niedern Ständen wurde vorzugsweise dann eingescheitten, wenn sie an Empörungen und bewaffneten Versammlungen Theil genommen hatten. Egmont und Horn wurden öffentlich enthauptet, weil sie den Geusen Vorschub gethan, und in der Unterdrückung der Gährungen sich lau bewiesen, ihre Köpfe steckte man aber erst zwei Stunden lang auf Pfähle, ehe man sie mit den Leichen einscharrte. Nach diesen Schreckensauftritten erfolgten neue Auswanderungen, aber Alba ließ alle Häfen und Landgränzen besetzen, daß keiner mehr aus dem Lande entweichen konnte. Diejenigen, welchen Gelegenheit oder Mittel zum Auswandern fehlten, lebten als Räuber, meist auf Kosten der katholischen Geistlichen und Klöster, welche sie unter Grausamkeiten ausplünderten. Sie wurden Buschgeusen genannt. Die Hinrichtungen dauerten ohne Unterbrechen fort. Kaufleute, die Hunderttausende besaßen, wurden an einem Pferdeschwanze zur Gerichtsstätte geschleift, und dort gehängt, geviertheilt, enthauptet oder verbrennt.

Margaretha von Parma, die Statthalterinn, welche solche Gräuel nicht billigte, sah sich zum Schatten herabgewürdigt; Alba ließ ihr nur den Titel, und herrschte in allen Stücken eigenmächtig. Da nahm sie ihre Entlassung, und mit ihr verloren die Niederländer alle Hoffnung.

Alba hielt es 6 Jahre in den Niederlanden aus. Seine unersättliche Mordgier bewog doch endlich König Philipp, ihn abzurufen, und die Niederlande sanfteren Händen anzuvertrauen. Diese stellten wenigstens in den 7 südlichen Provinzen die Ruhe wieder her, und letztere wurden fernerhin die spanischen Niederlande genannt.

§ 40.

Die Utrechter Union.

(23. Januar 1579.)

Mit den 7 nördlichen Provinzen aber, die anfangs an dem Aufstande wenig Antheil genommen hatten, ging es ganz anders. Die vielen Flüchtlinge aus den Niederlanden hatten in England Schiffe bekommen. Mit diesen kaperten sie nicht nur spanische Schiffe, sondern nahmen auch den Hafen Briel an der Mündung der Maas in Besitz. Zu gleicher Zeit warb Wilhelm von Oranien in Deutschland Truppen, und fiel in die nördlichen Provinzen ein, den Meergeusen beizustehen: so nannte man nämlich die Niederländer, welche zur See gegen Spanien kämpften. So entstand ein langwieriger Krieg, den ich nicht ausführlich erzählen werde. Nur das bemerke ich, daß die sieben nördlichen Provinzen Holland, Zeeland, Utrecht, Geldern, Overyssel, Gröningen und Friesland im J. 1579 zu Utrecht eine Verbindung schlossen, sich gegen Spanien zu vertheidigen, und einen auswärtigen Fürsten an ihre Spitze zu stellen. Dieser Fürst war Wilhelm von Oranien. Seitdem nannten sie sich die sieben vereinigten Provinzen der Niederlande, und jede Provinz war eine Republik für sich. Im täglichen Leben nannte man den neuen Staat Holland von der größten Provinz. Das allgemeine Interesse der verbündeten Republiken besorgten die Generalstaaten im Haag, eine Bundesversammlung, deren Mitglieder, hochmögende Herren genannt, von den einzelnen Provinzen gewählt wurden. Der neue Staat blühete recht wacker auf, er gründete sogar gleich eine Universität in Leiden, welche für lateinische und griechische Literatur mehr geleistet hat, als irgend eine ihrer Schwestern. Die holländischen Kaper, welche anfangs nur aus Noth gegen Spanien kreuzten, bildeten bald die verwegensten Seefahrer, denen keine Gefahr zu groß, kein Gewinn zu fern war. Es dauerte nicht lange, so bedeckten holländische Kriegsschiffe alle Meere, und entrissen den Spaniern und Portugiesen treffliche Colonien in fremden Erdtheilen. Surinam in Südamerica, viele Inseln Westindiens, das Cap der guten

Hoffnung und die Insel Ceylon in Africa, die reichen Molukken und andere Inseln Ostindiens wurden holländisches Eigenthum. In Ostindien wurde Batavia gebaut, und daheim erhob sich Amsterdam aus einem elenden Fischerdorfe zur ersten Handelsstadt der Erde. Nach Peru und Mexico wurde Schleichhandel mit europäischen Manufakturwaaren getrieben, weil die spanische Regierung dort alle Fabriken untersagte, und von den Holländern wohlfeiler zu kaufen war, als von den Spaniern. Selbst den Handel von Cadix zog Holland an sich. Mit den ostindischen Gewürzen versorgte Holland ganz Europa, selbst Spanien, und damit die Gewürze durch ihre Menge nicht im Preise fallen möchten, wurde zu Amsterdam einmal ein Haufen Gewürz von 1 Mill. Werth durchs Feuer vernichtet. So kann es nicht befremden, daß fast alles baare Geld der ganzen Erde nach Holland floß. Durch das ganze 17. und durch die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts dauerte diese Handelsblüthe Hollands; die Franzosen und Engländer sahen ruhig zu, und begnügten sich mit der Schadenfreude, das gewaltige Spanien durch das kleine Holland fast an den Bettelstab gebracht zu sehen. Ueberhaupt würde die Neuerung in den Niederlanden schwerlich den Sieg davon getragen haben, wenn nicht die Spanier außer der Religion auch die bürgerlichen Gerechtsame und das Geld- und Handels-Interesse der Niederländer so sehr verletzt hätten.

Dennoch fehlte es nicht an inneren Gährungen in dem neuen Staate, und solche sind in Republiken immer am heftigsten. Wilhelm von Oranien und nach dessen Ermordung (1584) sein Sohn Moritz waren zu Statthaltern der Niederlande ernannt. Aber selbst diese Würde mißfiel den Patrioten, d. h. den strengen Republikanern, und ihnen standen die Oranischen und Prinzlichen entgegen, zumal da es sich in der Folge darum handelte, ob die Statthalterwürde erblich sein solle oder nicht. Dazu kamen die Religionszwiste. Die Ausübung der katholischen Religion war im J. 1581 vom Fürsten von Oranien, trotz der entgegengesetzten Bedingungen der verschiedenen Unionen, verboten worden, und auch später erschienen mehrere Erlasse zu deren Unterdrükkung; die Staatsreligion war die reformirte, und in ihrem

Schooße entstanden die feindseligsten Parteien. Es wurden Synoden über Synoden gehalten, für die gemäßigtere Partei erklärte sich Hugo Grotius, einer der ersten Gelehrten seiner Zeit, der schon in seinem 15. Jahre über die schwersten Gegenstände Erörterungen hielt, und im 17. seinen ersten Prozeß führte. Als Gegner des Prinzen ward er 1619 zu lebenslänglicher Haft im Schlosse Löwenstein verurtheilt; doch durfte seine Gemahlinn ihn besuchen, und ihm Bücher bringen lassen. Beides that sie oft; einmal schloß sie ihn selbst in den leeren Bücherkasten ein, und ließ denselben durch die Träger, welche ihn gefüllt gebracht hatten, nach Hause bringen, ohne daß die Thorwächter Argwohn schöpften. Grotius kam glücklich über die Gränze, und verwaltete in Frankreich und Schweden die ersten Staatsämter bis an seinen Tod; in seinem Glanze reisete er noch einmal durch sein Vaterland, zum Aerger seiner Feinde. Er starb zu Rostock 1645.

§ 41.

Don Carlos.

(† 1548.)

Bei der Revolution der Niederlande haben wir den König Philipp II. fast ganz aus den Augen verloren, und kehren nun zu ihm zurück. In dem nämlichen Jahre, als Egmont und Horn zu Brüssel hingerichtet wurden, ereignete sich zu Madrid das tragische Ende des Kronprinzen Don Carlos, über welches so manche — Unwahrheiten in Umlauf gebracht sind. Zu Philipps Ehrenrettung ist erst in neuern Zeiten der wahre Hergang der Sachen bekannt geworden; darum müssen wir Don Carlos nicht aus Tragödien beurtheilen, denn Tragödienschreiber sind keine Geschichtschreiber.

Don Carlos wurde 1545 geboren. Seine Mutter, Maria von Portugal, Philipps erste Gemahlinn, starb 4 Tage nach seiner Geburt, und Philipps Schwester Johanna wurde seine Erzieherinn, eine schwache Dame, die dem Knaben, dem Thronerben, allen Willen ließ, daß er sich ja nicht ärgere, und etwa stürbe; er war ja doch so schwächlich, und hinkte mit dem einen Fuße. So wurde der Knabe recht halsstarrig,

und wußte es früh, daß er der einzige Prinz war. Als er 15 Jahre zählte, erklärte Philipp ihn dennoch zu seinem Thronfolger, und schickte ihn bald darnach auf die Universität Alcala, damit die Wissenschaften seinen harten Sinn mildern möchten. Aber das geschah nicht, er wurde immer verwegener. Einmal stürzte er von der Treppe, und wurde halbtodt aufgehoben; sein hitziges Fieber machte alle Aerzte verzweifeln. Da erinnerte man sich, daß er den ehrwürdigen Franciscaner Didacus immer besonders verehrt habe, obschon derselbe damals noch nicht heilig gesprochen war. Gleich befahl sein Vater Philipp, die Ueberreste des Heiligen in Procession herbeizubringen; man legte sie auf das Bett des Kranken, und bedeckte dessen heißes Gesicht mit dem Leichengewande. Carlos schlief ein, erwachte, und verlangte zu essen, die Krankheit war gehoben. Philipp suchte zu Rom um die Canonisation des h. Didacus an, und sie erfolgte. Aber der genesene Don Carlos wurde kein Heiliger. Er liebte das Sonderbare, konnte nicht den mindesten Widerspruch ertragen, und wüthete gleich bei jeder Beleidigung. Als er einst des Nachts spät zu Madrid über die Straße ging, wurde ihm aus einem Hause etwas Wasser auf den Kopf geschüttet. Gleich befahl er seinem Gefolge, das Haus anzuzünden, und dessen Bewohner alle zu erstechen. Seine Begleiter gingen hin, als wollten sie seinen Willen erfüllen, kamen aber bald zurück, und sagten, sie hätten nicht gewagt, das Haus anzugreifen, weil eben das h. Sacrament zu einem Kranken hineingetragen sei, und dies besänftigte den Prinzen. — Ein anderes Mal klingelte er einem seiner Kammerherren; als dieser etwas spät erschien, faßte er ihn wüthend um den Leib, und hätte ihn zum Fenster hinausgestürzt, wenn auf das Geschrei nicht die sämmtliche Dienerschaft herbeigeeilt wäre.

Mit seinem Vater lebte er in Zwietracht; der rechte Grund war, daß Philipp ihm gar keinen Antheil an den Reichsgeschäften gab, zu welchen Carlos untauglich war, und dem Herzoge von Alba und andern Männern sein Vertrauen schenkte. Als die Empörung in den Niederlanden ausbrach, eröffnete Carlos Unterhandlungen mit den Niederländern, sich an ihre Spitze zu stellen gegen seinen Vater, nahm zu Sevilla 600,000 Thlr. auf, und hielt bei dem Könige um

die Statthalterschaft in den Niederlanden an. Wir wissen, daß Alba diesen Posten erhielt; ehe dieser zu seiner Bestimmung abging, wollte er auch von dem Kronprinzen Abschied nehmen, dieser aber versuchte, ihn mit einem Dolche zu durchbohren, und nur durch Gewandtheit rettete Alba sein Leben.

Philipp erfuhr alle diese Schritte seines Sohnes mit Entsetzen, und beide waren völlig entzweit. Don Carlos verschloß jede Nacht die Thüren seiner Gemächer, unter seinem Kopfkissen hatte er zwei Schwerter und zwei geladene Pistolen, vor seinem Bette stand ein Kasten voll Pulver. Am Weihnachtsabend 1567 sagte er im Vertrauen einem Prior, er habe vor, seinen Vater zu ermorden, doch war es nicht in der Beichte. Der Prior glaubte, dies dem Könige entdecken zu müssen. Philipp wartete indessen noch mehrere Wochen — bis zum 18. Januar 1568 in der Nacht. Da erhielt der Graf Lerma erst den Befehl, dem Prinzen alle Waffen wegzunehmen. Dies geschah. Dann trat Philipp selbst, begleitet von mehreren Großen, in Carlos Schlafstube. Der Prinz schlief fest, und als er aus dem Schlafe gerüttelt, den König, seinen Vater, vor dem Bette erblickte, rief er verzweifelnd: „Ich bin des Todes, gebet mir den Tod!" Philipp versicherte, er wolle nicht seinen Tod, sondern seine Besserung, befahl ihm, sich anzukleiden, und nahm seine Papiere in Beschlag. Dem Herzoge von Feria und 6 Edelleuten wurde die Bewachung des Prinzen anvertraut. In dieser Lage versuchte Don Carlos mehrmals den Selbstmord. Unter dem Vorgeben, es sei so kalt, ließ er ein großes Kaminfeuer anmachen, und — stürzte sich hinein. Nur mit Mühe entzogen seine Wächter ihn dem Feuertode. Als dies nicht gelungen war, wollte er sich zu Tode hungern, und aß in einigen Tagen nichts. Als aber die Natur ihre Rechte behauptete, wollte er sich durch übermäßiges Essen und Trinken tödten; einmal verschluckte er einen Diamant, um zu ersticken. Diese unnatürliche Lebensart zog ihm ein hitziges Fieber zu, welches mit der Sommerwärme immer zunahm.

Indessen hatte der Staatsrath seinen Proceß eingeleitet, und nachdem seine Papiere untersucht und viele Zeugen verhört waren, erfolgte das Urtheil, daß Don Carlos als Maje-

ſtätsverbrecher, der Aufruhr in den Niederlanden und Vatermord vorbereitet, den Tod verdient habe, daß es aber dem Monarchen vorbehalten ſei, dies Urtheil zu mildern. Man findet nicht, daß der König das Urtheil unterzeichnet habe. Das aber iſt gewiß, daß des Prinzen Krankheit während des Proceſſes ſchon unheilbar wurde, und obſchon man ihm das nicht verſchwieg, ſo wollte er doch von ſeinem unmäßigen Eſſen und Trinken nicht ablaſſen, auch nicht beichten und communiciren. Endlich wurde es jedoch ſo ſchlimm, daß er den 21. Juli ſich zur Beichte bequemte, und auch ſeinen Vater um Verzeihung bitten ließ. Als Philipp ihm dieſe hatte zuſichern laſſen, empfing der Unglückliche die h. Wegzehrung. Zwei Tage dauerte noch ſein Todeskampf; in der letzten Nacht beſuchte ihn ſein Vater, gab ihm ſeinen Segen, und ging weinend fort. Wenige Stunden darauf, 4 Uhr Morgens den 24. Juli, verſchied der Unglückliche, und wurde in einem Nonnenkloſter zu Madrid ſeinem Range gemäß, jedoch ohne Standrede, begraben. Die Proceßacten ließ Philipp in einem königlichen Archive niederlegen, und dieſe melden am Schluß, weil der Infant an einer Krankheit geſtorben, ſo ſei es nicht zum Urtheilsſpruch (oder vielmehr nicht zur Urtheilsvollſtreckung) gekommen. Damit ſtimmen die ſchriftlichen Nachrichten anderer Perſonen, die im königlichen Palaſte angeſtellt waren, genau überein. Selbſt der dem Philipp ſehr feindliche Llorente erzählt die Geſchichte des Carlos in dieſer Weiſe. Der unglückliche Prinz war nur 23 Jahr alt.

§ 42.

Philipps II. letzte Thaten und Tod.

(† 1598.)

Nach Don Carlos Tode nahm Philipp noch große Unternehmungen vor. Als 3 Monate ſpäter ſeine Gemahlinn Eliſabeth in den Wochen ſtarb, vermählte er ſich zum vierten Male mit der Erzherzoginn Anna von Oeſterreich, die ihm einen Sohn Philipp gebar. Dann empörten ſich die Mauren in Granada, welche nur zum Schein Chriſten waren, und noch Sprüche aus dem Koran in ihre Kleider gewebt zur Schau trugen. Ihre Treue war ſehr zweifelhaft, auch ſtan-

den sie in Verbindung mit den Africanern und Türken. Solches wollte Philipp nicht länger dulden, und so entstand ein zweijähriger Kampf, in welchem die Mauren endlich unterlagen; was von ihnen am Leben blieb, wurde in das Innere des Reiches versetzt.

Ein ähnliches Loos hatte Philipp den Türken zugedacht, welche damals das ganze Mittelmeer unsicher machten, und die italienischen und spanischen Küsten unerhört heimsuchten. Sultan Selim II. brach den Frieden mit den Venetianern, den sein Vater Solimann II. beschworen, und den er selbst bestätigt hatte. Er sann darauf, ihnen die Insel Cypern zu nehmen. Auf derselben waren zwei feste Plätze, Nikosia mitten im Lande und der sehr befestigte Hafen Famaposta. Nikosia ward von den Türken nach 6 Wochen genommen, 20,000 Menschen ohne Unterschied des Geschlechts wurden umgebracht, 15,000 als Sclaven fortgeschleppt. Im zweiten Feldzuge ergab sich Famaposta durch Vergleich. Dazu drangen die erschrockenen Bewohner den wackern Gouverneur Bragadin, hoffend auf ein mildes Loos. Aber der furchtbare Türkenführer Mustapha hielt die Bedingungen nicht, die er mit einem Eide beschworen hatte. Er ließ die ganze Besatzung und die vornehmsten Bewohner, die ihn zu besuchen kamen, ermorden, und der Unmensch mißhandelte den edlen Bragadin. Er ließ ihm Nase und Ohren abschneiden, verspottete ihn, ließ ihn auf eine Segelstange binden, und endlich unter Trompetenschall und Trommelwirbeln auf öffentlichem Platze lebendig schinden. Bragadin zeigte sich als christlicher Held und Martyrer. Er hörte nicht eher auf, den Heiland anzurufen, als bis ihm die Haut zur Hälfte abgezogen, das Blut bald ganz hingeflossen und seine Seele entflohen war. Selbst die Leiche beschimpfte der Barbar bubenhaft. Das brachte die Abendländer in Wuth, und der h. Vater erhob sich zu Gunsten der erniedrigten Christenheit. Aber von Deutschland war nicht viele Hülfe zu hoffen. Hatte ja Luther behauptet: „Der Türk ist zehnmal klüger und frömmer, denn unsere Fürsten.“ (Tom. II. Jen. germ. Fol. 432. a. edit. 1555.) Luthers Wort galt viel bei seiner Partei. Dann hatten auch die Fürsten des Abendlandes vollauf im eigenen Lande zu kämpfen. Nur der Papst, der König Philipp von

Spanien und die Republik Venedig vereinigten sich gegen den Erbfeind der Christenheit, und beschlossen, ihn im Herzen seines Landes anzugreifen. Sie brachten an 200 Galeeren, 20 Frachtschiffe und 6 Galeeren schwere Artillerie in die See. Don Juan von Oesterreich, Philipps II. Halbbruder, obschon erst 24 Jahre alt, hatte den Oberbefehl. Als Rathgeber ward ihm zur Seite gestellt Andreas Doria, einer der berühmtesten Seehelden seiner Zeit. Die päpstliche Flotte hatte den Marcus Antonius Colonna zum Befehlshaber, die venetianische Flotte den edlen Barbarigo. Die Blüthe des italischen und eines Theils des spanischen Adels war hier vereinigt. Die von Ali Pascha befehligte ottomanische Flotte war stärker, als die christliche; sie zählte 200 Galeeren und 70 Fregatten. Im korinthischen Meerbusen, unweit Actium, wo einst die berühmte Schlacht zwischen Antonius und Augustus über die Weltherrschaft entschieden ward, bei Lepanto, trafen die christliche und die türkische Flotte auf einander. Als beide Heere in Schlachtordnung gestellt waren, hieß Don Juan die vom Papste erhaltene Fahne auszustecken, fuhr in einer Brigantine durch die Reihe der Schiffe, und ermunterte die Krieger, tapfer zu fechten, und unter des Erlösers Fahne keine Gefahr zu scheuen. Als diese die Fahne wehen sahen, worauf das Bild des Gekreuzigten von Gold und Edelsteinen schimmerte, da knieten alle, dem Beispiele ihrer Führer folgend, nieder, und schwuren, zur Ehre des Erlösers den letzten Blutstropfen zu vergießen. Don Juan läßt durch einen Kanonenschuß das Zeichen zum Angriff geben, und beide Heere stürzen auf einander wie zwei furchtbare Gewitter. Anfangs ist den Ungläubigen der Wind günstig, aber er legt sich bei dem Beginnen des Treffens, und erhebt sich nach kurzer Meeresstille wieder zum Vortheile der Christen, Rauchwolken gegen die ottomanische Flotte treibend. Fünf lange Stunden schwankt der Sieg auf beiden Seiten. Es war gegen das Ende der dritten Stunde, da scheint der linke Flügel der Christen Uebermacht zu gewinnen, denn Barbarigo bohrt die Galeere des Siroch in den Grund. Dieser jedoch kämpft mit Löwenmuth, und begeistert so die Seinen, die aber den Muth sinken lassen, als ihr Führer fällt, und mit ihren Galeeren so eilig der Küste

zurudern, daß die meisten stranden. Aber auch der wackere Barbarigo, von einem Pfeil ins Auge getroffen, stirbt den folgenden Tag, und es sinken gleichfalls sein Neffe Contariri, der an seine Stelle trat, und Guerini. Die Nachricht von der Niederlage Sirochs gelangt zum Mittelpunkt des christlichen Heeres, wo Don Juan dem türkischen Admiral gegenüber steht, und bereits einige Vortheile errungen hat: da entbrennt in den Spaniern die Eifersucht, sie wollen nicht zugeben, daß die Venetianer allein die Lorbeeren dieser Schlacht pflücken sollen. Sie strengen alle ihre Kräfte an, sie feuern unausgesetzt auf den Feind. Ali fällt; sie ziehen die feindlichen Schiffe mit Haken an sich, und als der Oberführer einen der herrlichsten Siege ausruft, der je erfochten ward, da stürzen sie noch wie Löwen auf ihre Feinde, und üben keine Nachsicht. Der Tag der glorreichen Schlacht bei Lepanto war der 1. October des Jahrs 1571. Die ganze türkische Flotte wurde völlig vernichtet. 160 bis 200 türkische Schiffe wurden genommen. (Die Christen verloren ungefähr 8000 Mann, meist Venetianer, worunter viele Krieger von höherm Range.) Zum Andenken dieses Sieges, der 32,000 Türken das Leben kostete, 15,000 christlichen Gefangenen die Freiheit schenkte, 3500 Türken zu Gefangenen machte, und den am Tage der Schlacht der h. Papst Pius V. schon den Cardinälen verkündigte, wurde in die loretanische Litanei gesetzt: Du Hülfe der Christen, bitte für uns! und 2 Jahre später das Fest des h. Rosenkranzes oder Mariä vom Siege durch Papst Gregor XIII. auf den ersten Sonntag im October verlegt. Es war ein Sieg, der die Macht der Türken zur See für immer lähmte, und es hätte bei Philipp gestanden, nun das türkische Reich mit einem Streiche zu zermalmen, die Nachwelt hätte es ihm sicher Dank gewußt. Aber er scheint gegen seinen Halbbruder etwas neidisch gewesen zu sein, daß dieser so viel Ruhm allein erntete; er hielt ihn zurück von schnellen Fortschritten, der glückliche Augenblick ging vorüber, und kam nicht wieder.

Die Unruhen in den Niederlanden dauerten indessen fort, wie schon erzählt ist, und Philipp rettete nur die südlichen Provinzen für sein Haus. Portugal gewann er durch den

Herzog von Alba, wie wir schon wissen, und merkwürdig ist es, daß er denselben hinsendete, Portugal zu erobern, ohne ihm vorher eine Audienz zu gestatten, denn Alba war eben bei ihm in Ungnade; doch blieb dessen ungeachtet dieser Feldherr ihm treu.

Zwei Unternehmungen Philipps übergehe ich hier, nämlich wie er dem Könige von Frankreich zur Unterdrückung der Reformirten in dessen Reiche half, und wie er 1588 mit seiner unüberwindlichen Armada England erobern wollte. Beides soll in der französischen und englischen Geschichte erzählt werden. Philipp gewann bei diesen Unternehmungen nichts; er mußte den Franzosen alle eroberten Städte am Ende zurückgeben, die unüberwindliche Armada wurde von Stürmen und englischen Brandern fast ganz vernichtet, ja die Engländer nahmen manche Colonie in America und sogar Cadix in Spanien selbst dem Könige Philipp weg.

So hatte Philipp nach einer 42jährigen Regierung fast seines Vaters Schicksal: seine Plane wurden vereitelt. Zwei Jahre marterten ihn auch Gicht und Wassersucht ab, doch entsagte er seiner Thätigkeit bis zum letzten Augenblicke nicht. Endlich ließ er sich nach dem Escorial bringen. Hier bekam er Geschwüre an der Brust und den Knien, und in dem Eiter entstanden Schaaren von Ungeziefer, das durch nichts zu verbannen war. Philipp duldete mit unerschütterlichem Muthe: über 50 Tage lag er auf dem Rücken, und betete fast immer. Er ließ sich die h. Sacramente der Sterbenden reichen, rief noch seine Kinder Philipp und Isabelle vor sein Bett, und ermahnte sie, fest zu beharren im katholischen Glauben. So starb er den 13. September 1598, und wurde im Escorial begraben. Man kann Philipp II. nicht lieben, aber ihm nicht alle Bewunderung versagen. Er glaubte, der Staat könne sich nur dann der Ruhe erfreuen, wenn Einheit des Glaubens in demselben herrsche; hieraus und aus seiner wirklichen Anhänglichkeit an die kath. Kirche sind seine Maßregeln zu erklären. Er wandte dieselben Mittel an, diesen Glauben zu erhalten, deren andere Fürsten sich bedienten, ihn zu verdrängen. Daraus soll das Verfahren beider Parteien nur erklärt, dadurch sollen aber deren Gewaltthaten und Grausamkeiten nicht gerechtfertigt werden.

§ 43.

Philipp III. von Spanien.

(1598—1621.)

So heißt Philipps II. Sohn und Nachfolger. Er war 20 Jahre alt, als er den Thron bestieg, regierte aber so, daß man sich bald seines Vaters Herrschaft zurückwünschte. Darum haben wir wenig von ihm zu erzählen. Er ließ seine Minister schalten, und sah ihnen niemals nach, ob sie auch alles recht machten. Im J. 1609 wurden alle Moriscos, d. h. Nachkommen der alten Mauren, die wegen ihrer Religion oder wegen ihres Scheinchristenthums noch immer verdächtig waren, ohne Gnade aus dem Lande getrieben. Sie betrugen 500,000 Seelen, wie behauptet wird. Die Juden traf ein ähnliches Schicksal. Spanien war bald so entvölkert, daß Städte und Dörfer einfielen, und die Aecker sich mit Unkraut überzogen. Unter Ferdinand und Isabelle zählte Spanien 30 Millionen Inwohner, unter Philipp III. und seinen Nachfolgern etwa 6 Millionen. Als Philipp III. 18 Jahre regiert hatte, erklärte ihm der hohe Rath von Castilien, Spanien sei nie so entvölkert gewesen, wie jetzt — überall sehe man Ruinen von Städten und Dörfern, und niemand baue mehr — Ackerbau und Handwerke liegen darnieder — wenn Gott nicht helfe, so sei Spanien verloren.

Dennoch hat Spanien sich gehalten, aber seit Philipp III. stellte es durch Zusammenwirken mehrerer Ursachen nur einen Staat des zweiten Ranges vor, obgleich ihm bis in die spätern Zeiten Peru's und Mexiko's Schätze zuflossen.

„Doch indem wir den beginnenden Verfall der spanischen Macht am Ende dieser Periode betrachten," sagt ein protestantischer Schriftsteller, „dürfen wir nicht vergessen, daß eben diese Zeit in manchem Betracht eine schöne Blüthe der Nation in sich schließt. Die Vereinigung der christlichen Reiche und die endliche Unterwerfung des letzten maurischen auf der Halbinsel, der Ruhm der spanischen Waffen durch ganz Europa und der noch weit höhere Glanz der außerordentlichen Heldenthaten des Volks in einer neuen Welt, in denen selbst die kühnen Erfindungen der Rittergedichte überflügelt schienen, alles dieses, in welchem das rege Ehr-

gefühl der stolzen Nation sich berauschte, begeisterte sie zu einem Schwunge, der auch auf dem Felde der Literatur die schönsten Früchte trug. Denn obschon die Inquisition ihr Ziel, die große religiöse Aufregung des übrigen Europa in jenen Tagen von Spanien fern zu halten, erreichte, so wirkte sie doch nicht hemmend, und schädlich auf die spanische Poesie ein, weil diese mehr als bei irgend einer andern Nation von den Elementen des Katholicismus durchdrungen ist. Ja es schmolzen die verschiedenen Bestandtheile des nationalen Lebens so zusammen, daß die berühmtesten spanischen Dichter durch ihre Thaten eben so sehr an der politischen Wirksamkeit ihres Volkes Theil nahmen, als sie den Ruhm desselben durch ihre Werke verewigten. Garcilasso de la Vega verlor sein Leben in dem Sturme vor einer Festung (1536), und fand seinen Ruhm in der poetischen Darstellung eines romantischen Schäferlebens; Alonzo de Ercilla († 1596) focht gegen die Araucaner in Südamerica, und besang diesen Krieg in seiner Araucana; Cervantes († 1616), in dessen Werken die spanische Prosa die höchste Vollendung erreichte, verlor seinen Arm in der Schlacht von Lepanto; Lope de Vega († 1635), ein Dichter von unerschöpflicher Fülle, diente auf Philipp's unüberwindlicher Flotte." Die Blüthezeit der dramatischen Literatur der Spanier fällt ins 17. Jahrhundert, und übertrifft an Reichthum jede andere der übrigen Völker. Aus spanischer Quelle sind manche deutsche, italienische, englische und französische Bühnenstücke entlehnt. Die Spanier haben folgende Schauspielgattungen: I. Comedias und II. Autos. Zu den ersten gehören: De Cepa y espada oder Mantel- und Schwertstücke, worin Edelleute aus der Gegenwart auftreten; ferner de ruido (auch de teatro oder de cuerpa), phantastische und geschichtliche Stücke aus anderer Zeit; de Figuron, deren Hauptperson eine karikirte Figur ist; divinas, geistliche Schauspiele, zum Unterschiede von den weltlichen. Die Autos sind kürzer, als die Komödien, bloße Acte, und zwar I. Autos sacramentales, deren Inhalt sich auf das h. Altersſacrament bezog, und II. Al Nacimiento, Weihnachtsstücke und dann noch viele andere geistliche Stücke bei andern festlichen Gelegenheiten. Die Spanier besitzen ferner III. Loas, Empfehlungs- oder Lobstücke, als Prologe, und IV. Entreme-

ses, oder kleine Zwischenspiele, kurze Possen und Schwänke. — Von Einzelnen der genannten unsterblichen Dichter wird später besonders Rede sein.

Hier breche ich die Geschichte Spaniens ab, doch muß ich noch die Gründung eines verdienten Ordens nachholen, der von einem Spanier ausging, die Gründung des Jesuitenordens

§ 44.

Der heilige Ignatius von Loyola.

(Geb. 1492, † 1556.)

Dieser merkwürdige Mann — merkwürdig in der Religions- und Staatengeschichte — wurde in demselben Jahre geboren, als Kolumbus America entdeckte. Sein Vater war ein Edelmann in der spanischen Provinz Guipuzcoa, und Loyola hieß das Stammschloß. Der h. Ignatius ging mit 16 Jahren an den Hof Ferdinands und Isabellens, und galt bald für den artigsten Ritter im königlichen Palaste. Um auch seinen Muth zu beweisen, nahm er Kriegsdienste, und warf sich mit andern in die Festung Pampelona, als Karl V. eben nach Deutschland gezogen war, und die Franzosen dessen Abwesenheit benutzten, in Navarra einzufallen. Ignatius feuerte die Bürger Pampelona's umsonst zur tapfern Gegenwehr an; sie waren feige genug, sich gleich den Franzosen zu ergeben; Ignatius warf sich nun in die Burg, und die Franzosen schickten sich an, dieselbe zu belagern. Seine wiederholte Erklärung, sich nicht ergeben zu wollen, reizte die Franzosen zum Sturmlaufen. Ihre Kanonen warfen einen Theil der Mauer nieder, aber selbst da stellte sich Ignatius noch vor die Bresche, wie Horatius Cocles, die Stürmenden ganz allein aufzuhalten. Aber ein losbrechendes Stück der Mauer zerschmetterte ihm hier das linke Bein, die Franzosen eroberten die Burg, und Ignatius war kriegsgefangen. Als er seine Freiheit erlangte, ließ er sich auf das Landgut seiner Geschwister bringen — er war der eilfte unter ihnen — und wartete die Heilung seines Beines ab. Der ungeschickte Wundarzt hatte dasselbe aber ganz falsch eingesetzt, und ein besserer, den man jetzt zu Rathe zog, erklärte, wenn der Schaden von Grund aus gehoben wer-

den solle, so müsse das Bein wieder zerbrochen und anders eingesetzt werden. Ignatius unterwarf sich dieser schmerzlichen Operation, ohne einen Klageton auszustoßen, und duldete Monate lang mit gleichem Heroismus Compressen und dehnende Gewichte, um dem geheilten Beine die gehörige Länge zu geben. Dennoch blieb es ein wenig zu kurz, und er mußte hinken bis zu seinem Tode.

Während der langwierigen ärztlichen Behandlung ging eine große Veränderung in seinem Innern vor. Um sich die Langeweile zu vertreiben, verlangte er Romane und ähnliche Lectüre. Diese Waare kannte man auf dem ländlichen Rittersitze nicht, man brachte ihm das Leben Jesu und Legenden der Heiligen. Anfangs las er solches halb mit Widerwillen; aber er las es doch, und da sein Schmerz ihn zur Religion hinleitete, verglich er sehr bald sein Leben mit dem Leben des Erlösers und der Heiligen. Er fand, daß er bisher noch nichts für Gott gethan habe, und beschloß, wenn er nur geheilt würde, alle seine noch übrigen Lebenstage dem Dienste der Religion zu widmen. Seine Verwandten wollten ihm dies ausreden, aber er ließ sich nicht irre machen. Als er wieder gehen konnte, nahm er von den Seinigen Abschied, um nach Jerusalem zu reisen, und im Morgenlande die Muhammedaner zu bekehren. Das Reisegeld, welches ihm sein ältester Bruder gab, verschenkte er unter seine Dienerschaft, als er sie entließ, und unter die Armen, die er unterweges fand. Zu Montserrat gelobte er Gott vor dem dortigen Bilde der h. Jungfrau ewige Keuschheit, und legte einem frommen Benedictiner aus einer aufgesetzten Schrift eine Generalbeichte ab. Dann gab er seine reichen Kleider einem nackten Bettler, hüllte sich in ein Pilgergewand, und stand eine ganze Nacht mit gezogenem Schwerte als Ehrenwache betend vor dem Bilde der Mutter Gottes. Am folgenden Tage legte er sein Ritterschwert in dem Kloster für immer nieder, und pilgerte barfuß nach Manresa. Hier kehrte er, seinen Stand verbergend, in ein Armenhaus ein, betete täglich 7 Stunden, fastete immer, die Sonntage ausgenommen, und sammelte als Pilger Almosen, um in's heilige Land reisen zu können. Solche Strenge zehrte ihn ganz ab, und er machte in Manresa so großes Aufsehen,

daß Alles ihm zulief. Diese Gelegenheit benutzte er, Vornehme und Geringe zur Besserung des Lebens zu ermahnen, und die Wirkung war unbeschreiblich.

Im Anfange des Jahres 1523 schiffte er sich zu Barcellona nach Italien ein, und landete bei Neapel. Von hier durchzog er das ganze Land der Länge nach, bis Venedig, oft Hunger leidend, denn alle Häuser waren verschlossen, weil eben die Pest im Lande wüthete. In Rom bezeugte er dem Papste Hadrian VI. seine Ehrfurcht, und dann setzte er sich zu Venedig in ein Schiff, welches nach dem Morgenlande abging. Unterweges strafte er die Matrosen täglich über ihre gottlosen Reden, und ließ sich durch ihr Gelächter nicht im mindesten irre machen.

So kam er nach Palästina. Wie schlug sein Herz, als er den heiligen Boden betrat! Der Anblick Jerusalems in weiter Ferne lockte ihm Freudenthränen aus den Augen, und als er die Stätte betrat, wo der Heiland sein Blut vergossen hatte, und wo derselbe begraben war, da vergaß der gottselige Mann, daß er noch auf Erden weilte. In einigen Tagen verließ er die theuern Plätze nicht, und küßte unaufhörlich den heiligen Boden.

Seinen Plan, den Muhammedanern hier zu predigen, konnte er jedoch nicht ausführen, denn die Franciscaner in Jerusalem betrachteten dies als Eingriff in ihre Rechte. So kam er nach Spanien zurück, ohne erschüttert zu sein in dem Plane, sich dem Heile der Menschheit zu weihen. Was er allein nicht ausführen konnte, sollte durch einen Orden geschehen. Aber um einen Orden zu stiften, und dessen Mitgliedern einen hohen Geist einzuhauchen, d. h. die Gemüther anderer zu beherrschen, und in ihnen Begeisterung für einen erhabenen Gegenstand zu erwecken, mußte er jenen an Wissenschaft überlegen sein. Wissenschaft mußte also erst erworben werden. Aber wie, mit 33 Jahren noch Latein lernen? Der h. Ignatius schämte sich nicht, in diesem Alter noch ein Trivialist zu werden. Ein Cisterzienser unterrichtete ihn in der lateinischen Sprache, und der alte Schüler bat denselben oft mit Thränen, doch des Unterrichts nicht müde zu werden, wenn er nicht so geschwind fasse, wie ein Knabe von 15 Jahren. Als er im Latein die gehörige Fertigkeit

gewonnen hatte, bezog er die Universität Alcala. Hier hörte er die Vorlesungen über Philosophie und Theologie, und freie Stunden benutzte er, verkommene Menschen der niederen Stände in Hütten und Hospitälern zu unterrichten. Sein Seeleneifer machte ihn bald bekannt, aber da befürchtete die Inquisition, er möchte ein gefährlicher Neuerer werden, ließ ihn vor sich bescheiden, und untersuchte seine Grundsätze. Seine Antworten verriethen Scharfsinn und Wärme für Religion. So wurde er in Freiheit gesetzt, aber der leidige Vorfall hatte ihn gegen Spanien so verstimmt, daß er bald darauf nach Paris ging.

Im Februar 1529 kam er in Frankreichs Hauptstadt an. Hier lebte er 4 Jahre als dürftiger Student, verschlang mit Heißhunger die theologischen Vorlesungen der berühmtesten Lehrer, und warb eifrig Mitglieder für den Orden, welchen er zu stiften gedachte. Pierre Le Fevre, ein Savoyarde, Jakob Lainez und Nikolaus Bobadilla nebst Alonzo Salmeron, drei kräftige Spanier, und Simon Rodriguez, ein Portugiese, waren die ersten, welche er für seinen Plan gewann. Mehr Mühe machte ihm Franz Xavier aus Navarra, ein großer Gelehrter, der zu Paris schon länger mit besonderm Ruhme öffentliche Vorlesungen hielt, und also durch Ehre und Einkünfte an die Welt geknüpft war. Aber dem Eifer des h. Ignatius gelang es, diese Fesseln zu zerreißen. Am Feste der Himmelfahrt Mariä 1534 begaben sich die sieben Freunde in die unterirdische Kapelle der Kirche auf dem Montmartre bei Paris, empfingen die h. Communion aus der Hand ihres Mitbruders Pierre Le Fevre (des ersten unter ihnen, welcher Priester war), und legten nach derselben das Gelübde ab, allen weltlichen Dingen zu entsagen, und einzig der Religion zu dienen. Noch ein ganzes Jahr blieben sie darauf in Paris, ihre theologischen Studien zu vollenden: dann ging Ignatius noch einmal nach Spanien, seine Verwandten zu besuchen; seine Genossen begaben sich voraus nach Italien, und in Venedig fanden sie sich alle wieder zusammen. Hier beschäftigten sie sich Jahre lang mit Bekehrung verstockter Sünder, mit Zuspruch an Sterbebetten, mit Krankenpflege in den Hospitälern, wobei sie eine

beispiellose Selbstverläugnung bewiesen. Durch alle Städte Oberitaliens vertheilten sich die Mitglieder der kleinen Gesellschaft, setzten ihre menschenfreundlichen Arbeiten fort, und wurden überall geachtet.

Unterdessen war der h. Ignatius über die Bestimmung seines Ordens mit sich immer mehr in's Klare gekommen. Zu den gewöhnlichen Mönchsgelübden der Keuschheit, der Armuth und des Gehorsams unter den Ordensobern setzte er noch das vierte Gelübde der Mission, in alle Länder der Ungläubigen und Irrgläubigen zu gehen, wohin der Papst sie senden werde, und dort unentgeltlich nach allen Kräften für die Förderung der katholischen Religion zu arbeiten. Ignatius nannte seinen Orden die Gesellschaft Jesu (Societas Jesu), und sein Wahlspruch war: Omnia ad majorem Dei gloriam (alles zur größeren Ehre Gottes)! Mit diesem Plane begab er sich, von Lainez und Le Fevre begleitet, nach Rom, und Papst Paul III. bestätigte 1540 den neuen Orden, der unter dem Namen Jesuitenorden am bekanntesten ist. Noch nie hatten die Päpste einer geistlichen Gesellschaft solche Vorrechte ertheilt, wie die Jesuiten bekamen. Sie sollten nur unter dem Papste und ihren Ordensobern stehen, sonst aber keiner bischöflichen Aufsicht unterworfen sein, alle geistlichen Verrichtungen auf der ganzen Erde selbst während des Interdikts ausüben, von allen vorbehaltenen Sünden und von allen Kirchenstrafen lossprechen können, wie der Papst, eben so alle Gelübde abändern, und sich selbst (natürlich nicht nach Willkür, sondern mit Gewissenhaftigkeit) vom Brevier, vom Fasten und von der Abstinenz dispensiren dürfen. Der General des Ordens erhielt völlige Gewalt über alle Mitglieder, und konnte dieselben mit akademischen Würden bekleiden, die den Würden einer Universität gleich standen.

Kaum war der neue Orden bestätigt, als ihm Mitglieder von allen Seiten, selbst aus fürstlichen Häusern, zuströmten. Als 1556 der h. Ignatius starb, zählte die Gesellschaft schon 1000 Mitglieder, im J. 1618 bereits über 13,000 in 32 Provinzen, und im J. 1750 zur Zeit ihres höchsten Glanzes, über 22,000 Mitglieder, die durch Europa, Asien, Africa und America vertheilt waren. Der Stifter selbst

scheint für seinen Orden mehr einen gewöhnlichen klösterlichen Zweck im Auge gehabt zu haben, denn als General verrichtete er noch die niedrigsten Dienste in der Klosterkirche, unterrichtete kleine Kinder, und sammelte in den Straßen Roms Almosen für bekehrte Juden; auch hinterließ er dem Orden ein ascetisches Buch, voll Geist und wahrer christlicher Weisheit, die geistlichen Uebungen (Exercitia spiritualia), welches förmlich eingeführt wurde, und die ersten Wochen der Novizen ausfüllen mußte. Aber Lainez, der nach ihm bis 1564 General des Ordens war, gab diesem eine viel höhere Richtung, und ihm vorzüglich schreibt man die Regel der Societät Jesu zu, ein Werk, wie Johannes von Müller sagt, welches den großen Gesetzgebern des Alterthums keine Schande machen würde. Die Glieder des Ordens waren in Klassen getheilt, und hießen Novizen, Scholastiker und Professen. Die Novizen waren die jungen Männer, welche in den Orden zu treten wünschten; nur fähige Köpfe und sittlich reine Seelen wurden als Novizen aufgenommen, und zwei Jahre durch alle Uebungen der Selbstverläugnung geprüft, ohne Rücksicht ihrer hohen oder niedern Geburt. Der Novizenmeister hatte das Geschäft, ihre Talente und Neigungen genau zu prüfen, und ihre geringsten Aeußerungen an die Obern zu berichten. Die vollendeten Novizen wurden Scholastiker, d. h. Lehrer, entweder als Prediger in Städten und auf dem Lande, oder als Katecheten in den Elementarschulen, oder als Professoren, als Hofmeister, als Beichtväter, als Gehülfen der Missionen in heidnischen Ländern. In jedem Collegium (so nannte man die Jesuitenklöster) war ein Gymnasium, und jeder Jesuit arbeitete nur in dem Fache, welches seiner Neigung und Fähigkeit entsprach, von allen andern Arbeiten war er frei. Der Prediger brauchte nicht in der Schule zu lehren, und der Kinderlehrer nicht die Kanzel zu besteigen. So lebte jeder nur für sein Fach, und jeder leistete etwas Großes. Damit aber das Studiren der Gesundheit nicht nachtheilig werden möchte, so schrieb die Regel vor, daß man nicht über zwei Stunden ohne Unterbrechung studiren solle; auch wurden Ruhetage festgesetzt, und jedes Collegium sorgte für ein

Landhaus, wo man einmal in der Woche frische Luft schöpfte. Und damit unter der Wissenschaft die Andacht nicht leiden möchte, so mußte man alle Sonn- und Feiertage die h. Sacramente empfangen, täglich zweimal das Gewissen erforschen und eine Stunde der Betrachtung widmen, wie auch jährlich einmal die geistlichen Uebungen halten und zweimal die Gelübde erneuern. Den Adel des Ordens bildeten die Professen in den Professhäusern; sie waren vom Jugendunterrichte frei, und lebten der Andacht, wie denn das vierzigstündige Gebet zuerst von Jesuiten in Italien für die Zeit der Carnevalstollheiten eingeführt ist; außerdem wurden die Professen als Beichtväter und Räthe der Fürsten und als Apostel unter den Heiden gebraucht. Der General des Ordens wohnte zu Rom, und ihm zur Seite stand der Monitor, der, unabhängig von jenem, das Oberhaupt immer als ein lebendes Gewissen ermahnen durfte; seine Räthe waren die fünf Assistenten, welche die fünf Nationen des Ordens, die italienische, spanische, portugiesische, deutsche und französische, beim General vertraten. Jede Provinz hatte einen Provinzial, jedes Professhaus einen Superior, jedes Collegium einen Rector; die Provinzialen, Superioren und Rectoren wurden vom General ernannt, und die Provinzialen mußten monatlich, die Superiore und Rectoren aber vierteljährlich amtliche Berichte über ihre Untergebenen und über sonstige wichtige Begebenheiten an den General einsenden. So erhielt der Orden eine Einheit, welche ihm den großen Einfluß, den er über 200 Jahre in der Welt ausgeübt hat, möglich machte.

Diese Verfassung soll der Orden, wie bereits bemerkt ist, besonders durch Lainez den zweiten General erhalten haben. Als dieser 1564 starb, wurde der h. Franziscus Borgia General. Diesem merkwürdigen Manne muß ich auch einige Zeilen widmen. Er war ein Sohn des Herzogs von Gardia in Spanien, wurde von seinem Oheim, Bischofe zu Saragossa, sorgfältig erzogen, und entschied sich schon mit 10 Jahren, da er eine Predigt über das jüngste Gericht hörte, und bald darauf ein halbes Jahr an einer Krankheit litt, ganz für den Dienst Gottes. Mit 18 Jahren (1528) kam

er an den Hof Karls V. und verband die Gottseligkeit mit dem Hofleben. Des Spiels enthielt er sich ganz, indem er sagte, man verliere bei demselben das Geld, die Andacht und die Gewissenhaftigkeit. Der Andacht widmete er täglich bestimmte Zeiten, und seine Erholungen waren die Musik und Spaziergänge in Gottes schöner Natur. Sein frommer Wandel gewann ihm bald die Gunst der Kaiserinn, diese stiftete eine Ehe zwischen ihm und einer ihrer edelsten Hofdamen, Eleonora de Castro, und der Kaiser ernannte ihn zum Marquis von Bombaja und zum Staatsrathe in Spanien. Seine Ehe war mit acht Kindern gesegnet, die er alle fromm erzog und väterlich versorgte. Den stärksten Eindruck machte auf ihn der Tod der Kaiserinn Isabella, die in ihrer schönsten Jugendblüthe vom Tode dahingerafft wurde. Ihr ganz verunstalteter Leichnam stand ihm immer vor Augen, daß er die nächste Nacht nicht schlafen konnte, sondern sie mit Weinen und Beten zubrachte. „Wie eitel ist alles in der Welt!" seufzte er — „wie lange werde ich einem eiteln Schatten nacheilen! Was ist nun die Fürstinn, die uns so schön und so groß vorkam? Wird der Tod, der mit einer Kaiserinn so verfuhr, meiner schonen? Ist es nicht vernünftig, seinem Streiche durch augenblickliche Absterbung der Welt zuvorzukommen, damit ich sterbend in Gott leben möge?" Er entschloß sich, wenn er seine Gemahlinn überleben sollte, in einen Orden zu treten. Da indessen Karl V. ihn zum Vicekönige von Catalonien ernannte, führte er in seinem Palaste schon halb das Leben eines Ordensmannes. Er empfing oft die h. Sacramente, betete täglich 6 Stunden, und fastete häufig; die übrige Zeit widmete er den Amtsgeschäften, und zwar so, daß seine Untergebenen sich glücklich fühlten. Als er seinen Vater und 1546 (da er 36 Jahre alt war) auch seine Gemahlinn durch den Tod verlor, legte er alle Ehrenstellen nieder, trat in den neuen Jesuitenorden, und empfing 1551 die Priesterweihe, da der h. Stifter Ignatius noch lebte. Im Orden zeichnete er sich durch Demuth, Abtödtung und Seeleneifer gleich so aus, daß der h. Ignatius ihn zum Provinzial in Spanien und Indien ernannte. Die Zeit, welche er da von seinen Amtsgeschäften erübrigte, widmete er dem Unterrichte

der Kinder und der Armen. Als der h. Ignatius und auch Lainez gestorben waren, wurde er 1565 (im Alter von 55 Jahren, da er 19 Jahre im Orden war) zum General des Ordens gewählt gegen seinen Willen, denn er wünschte in der Welt nichts zu gelten. Als General des schon glänzenden Ordens erfüllte er nicht nur seine Amtspflichten treu, sondern viel that er noch freiwillig: er reinigte die Gänge des Klosters, diente den Kranken in den Siechenhäusern, u. s. w. Er starb zu Rom den 10. October 1572, alt 62 Jahre, des Ordens im 26., des Generalamts im 7. Jahre, und 99 Jahre nach seinem Tode wurde er vom Papste den Heiligen beigezählt. Man kann denken, welche Begeisterung es dem ganzen Orden einflößte, wenn Männer von solchem Range, und von solcher Stellung in der Welt, wie Franciscus Borgia, in der Blüthe ihres Alters ihm beitraten, und wie dies auch den untersten Bruder der Gesellschaft zum Außerordentlichen entflammen mußte.

Es ist wirklich zum Erstaunen, was die Jesuiten gewirkt haben. Ihre Prediger rissen das Volk so hin, daß die Pfarrer fast keine Zuhörer behielten, ja diese überließen ihnen bald ausschließlich die christliche Lehre für die Schuljugend an allen Sonntagen in der Pfarrkirche. Eben so ging es den Jesuiten im Beichtstuhle; sie erlagen fast unter dem Geschäfte als Seelenärzte, und die Beichtstühle der Weltpriester und anderer Mönche standen leer. Ihren Gymnasien vertraute der Adel vorzugsweise seine Söhne, und so fleißig bearbeiteten sie die Wissenschaften, so gewissenhaft wachten sie über die Unschuld, daß ihre Schulen damals die einzigen Muster waren, und die Schulen der Protestanten sich kaum mit ihnen vergleichen durften. Selbst Protestanten schickten ihre Söhne zu den Jesuiten in die Schule, und um solchem zu steuern, fühlten sich protest. Fürsten veranlaßt, höhere Schulen, Lyceen und Ritterakademien zu errichten nach dem Muster der — Jesuitenschulen. Bei dieser Verbesserung des Unterrichts hörte man nicht leicht mehr, daß ein Katholik zum protestantischen Glauben überging; aber eben dadurch wurden die Jesuiten den Protestanten bald verhaßt, obschon sie nicht darauf aus-

gingen, ihre protestantischen Schüler zu ihrer Religion herüberzuziehen. Indessen erfolgte solches oft, schon aus dem Grunde, daß die Jesuiten nicht gewaltsam, sondern gefällig verfuhren*). Schon ihre Kleidung, welche jener der Weltpriester sehr ähnlich war, unterschied sie von den strengen Mönchen des Alterthums; zudem waren sie fein in ihren Manieren, und kannten ganz den Ton des Zeitalters; mancher Weltmensch, der die Franciscaner und Dominicaner mied, ging mit einem freundlichen Jesuiten gern um, und wurde durch ihn unvermerkt zur Religion zurückgeführt. Daß die Jesuiten bald große Mathematiker, Astronomen, Philologen, Theologen, Dichter und Gelehrte in jedem Fache aufzuweisen hatten, empfahl sie auch der gelehrten Welt, und sicherte ihnen die Aufmerksamkeit der Schriftsteller, welche den Ton angaben. Was die Jesuiten für die Ausbreitung des Christenthums unter den Heiden gethan haben, gränzt an's Unglaubliche, so erwiesen es auch ist, und verdient wohl einen eigenen Paragraph.

§ 45.

Das Christenthum in Japan.

(Seit 1542.)

Kaum war der Jesuitenorden bestätigt, als der h. Franciscus Xaverius um eine Mission nach Ostindien anhielt, und auf einem portugiesischen Schiffe sich nach Goa bringen ließ. Hier wendete er viele Mühe an, die europäischen Christen selbst zu bessern, damit sie durch ihren Wandel die h. Religion den Landesbewohnern nicht verhaßt machen möchten. Gern gab er sich mit den Kindern ab, um aus ihnen eine bessere Nachwelt zu erziehen, und mit einem Glöcklein rief er sie auf den Straßen zum Religionsunterrichte zusammen. Die Kleinen liefen dann freudig herbei, vergaßen ihre Spiel, und hingen an dem Munde des

*) Da die Jesuiten sich zur Aufgabe gesetzt hatten, den katholischen Glauben gegen den Protestantismus zu vertheidigen, und durch ihre geistige Ueberlegenheit großen Einflusses sich erfreuten, wodurch Neid und Haß geweckt wurden, so ist es leicht zu erklären, woher es rührt, daß sie mehr, als irgend ein Orden, ja als irgend eine Menschenklasse, von ihren Gegnern angegriffen und verläumdet sind.

freundlichen Lehrers, der ihnen so rührend von dem lieben Heilande erzählte.

Hier in Goa hörte der Heilige von dem Volke der Japaner, welches viele anerkennenswerthe Eigenschaften des Geistes und Herzens besaß, und doch so tief in Unwissenheit und Lastern steckte. Es trieb die schändlichsten Werke der Unzucht, und war dabei so eifrig im Götzendienste, daß manche sich zu Ehren der Götter lebendig begraben ließen; andere legten sich quer über die Landstraßen, und ließen durch die Wagen, auf denen bei feierlichen Processionen die Götzenbilder einhergefahren wurden, alle ihre Glieder zermalmen; wieder andere ertheilten erst den Zuschauern den Segen, und stürzten sich dann in's Meer, um zu dem Gott Coma zu kommen, der in der Tiefe des Oceans nach ihrer Meinung ein schönes Paradies für seine Märtyrer bereit hielt. Der h. Franciscus bedauerte die verirrten Seelen, und beschloß, nach vielen herzlichen Gebeten, durch welche er den Willen Gottes zu erfahren suchte, diesem armen Volke das Evangelium zu bringen. Die Portugiesen sandten von Goa jährlich nur zweimal Schiffe nach Japan; dies dauerte dem h. Franciscus zu lange, und er miethete sich nebst zwei andern Jesuiten auf das Schiff eines heidnischen Seeräubers ein. Sieben Wochen dauerte die Fahrt, und mehr als einmal sollte Franciscus über Bord geworfen werden, weil man alle vorkommenden Unfälle ihm zuschrieb. Endlich setzte der Corsar ihn am Feste der Himmelfahrt Mariä 1542 an der Küste der Insel Ximo im Gebiete von Saruma aus, und segelte dann gleich weiter.

Hier stand nun der apostolische Mann mit zwei Freunden allein in einem fremden Lande, ohne Waffen, ohne Geld, ohne Kunde der Landessprache, ohne Aussicht der Rückkehr ins Vaterland, welches viele tausend Meilen weit hinter den Meeren lag. Aber er zagte nicht, er ging gleich auf die Hauptstadt los, und sandte einen mitgebrachten Japaner, Namens Auger, den er in Goa getauft hatte, an den Landesfürsten voraus. Der König von Saruma ließ die Fremdlinge gleich in seinen Palast kommen, und unterrichtete sie selbst in der Landessprache. In kurzer Zeit machten sie so wunderbare Fortschritte, daß sie sich in der

Landessprache so zierlich ausdrücken konnten, wie die gebornen Japaner von der feinsten Bildung. Nun erschien Franciscus nebst seinen Gefährten Torrez und Fernandez mit dem Kreuze in der Hand auf allen öffentlichen Plätzen; der König hatte durch einen Erlaß die Annahme der neuen Religion allen seinen Unthertkanen frei gestellt. Ungeheuer war der Zulauf zu den Missionaren: sogar die Bonzen, die Priester der Japaner, und die Mönche bekannten, daß die Fremdlinge mehr Wissenschaft besäßen, als sie selbst, und mehrere von ihnen wurden Christen. Freilich fehlte es auch nicht an Feinden des Evangeliums unter den Bonzen, und diese stellten dem Könige vor, die Götter würden sein Reich verderben, wenn er die gottlose Lehre ferner dulde, aber der König hörte nicht auf diese Drohung. Entrüstet wurde er indeß durch die Nachricht, daß die portugiesischen Kaufmannsschiffe seit einem Jahre nicht mehr seine Häfen, sondern die Häfen von Firando besuchten, da er gehofft hatte, den portugiesischen Handel mit Japan an sein eigenes Reich zu knüpfen. Er verwies nun die Missionare aus seinem Gebiete, und verbot seinen Unterthanen die Annahme des Christenthums, unter Lebensstrafe. Franciscus schied von der kleinen Christengemeinde mit schwerem Herzen, bestellte den Auger zu ihrem Vorsteher, und ging nach Firando.

Hier nahm man ihn mit offenen Armen auf. Die Japaner in Firando staunten, wie zierlich der Fremde ihre Sprache redete; Hofherren, Bonzen und Gelehrte nahmen die Taufe, und in 20 Tagen geschah hier mehr, als zu Saruma in einem ganzen Jahre bewirkt war. Aber eben diese Leichtigkeit veranlaßte den Apostel Indiens, hier die Ernte einem seiner Gefährten zu übergeben, und selbst größere Arbeiten zu suchen. Er begab sich also nach Miako, der Residenz des Cubo, welcher der Oberkönig aller japanischen Fürsten war. Nur 15 Tagreisen lag sie von Firando entfernt, aber der Heilige brauchte 28 Tage, denn es war mitten im Winter, bei tiefem Schnee, seine dünne Kleidung schützte ihn kaum vor dem Erfrieren, und mehrere Bären stellten sich dem Apostel entgegen, ihn zu verzehren. Nach einer so beschwerlichen Reise kam er in Miako an, und fand alles in Aufruhr. Der Cubo war eben ermordet, der

Bürgerkrieg tobte, keiner hatte Ruhe genug, das Wort des Heiles zu vernehmen, der Friedensbote entging kaum der Steinigung.

Trauernd begab er sich nun nach Amaguchi, einer Stadt, die eben so volkreich war, wie Miako, und wurde hocherfreut, hier in wenig Wochen eine Christengemeinde von 4000 Seelen gründen zu können.

Von hier reisete Franciscus 40 Meilen weiter nach dem Königreiche Bungo, dessen Hauptstadt Funai hieß. Der König war ein junger unentnervter Sohn der Natur, der bei sich dachte, daß ein Mann, welcher von edler Herkunft, dennoch sein Vaterland, seine Verwandten, seine Ehrenämter verläßt, und in Armuth ungeheure Meere durchschifft, ohne etwas für seine Person zu suchen, sondern nur Fremden eine neue Glückseligkeit verkündigt, doch von einer höhern Macht geleitet sein müsse, und daß dessen neue Lehre kein Menschenwerk sein könne. Gleich die erste Unterredung mit dem jungen Fürsten riß den Heiligen so hin, daß er den Monarchen mit der Liebe eines Vaters umarmte und küßte. Himmlische Ahnungen schwellten sein Herz, er sah im Geiste schon die vollen Halme der reichen Ernte der japanischen Kirche. Die dasigen Bonzen bemerkten die Veränderung ihres Königs nicht ohne Neid. Sie erboten sich zu einer feierlichen Disputation mit den Fremdlingen in Gegenwart des Hofes, und versprachen, die Neuerer vor der ganzen Nation öffentlich zn beschämen. Franciscus trug gar kein Bedenken, diese Herausforderung anzunehmen. Mehrere Tage dauerte die öffentliche Disputation, am Ende schwiegen alle Bonzen, und ließen den h. Franciscus die Würde der christlichen Lehren in ihrem vollen Zusammenhange ruhig entwickeln. Am Ende stand der Oberbonze von seinem Sitze auf, fiel dem Apostel zu Füßen, und bekannte laut, er könne der Wahrheit gar nicht widerstehen, die Lehre der Bonzen sei ein Gewebe von Mährchen, dgs Leben derselben ein Abgrund der Laster, dem sie einen Anstrich von Heiligkeit zu geben wüßten, um das Volk zu gängeln, und sein Gewissen leide es nicht, das japanische Volk länger zu betrügen. Dies machte einen unbeschreiblichen Eindruck: 1500 Personen verlangten auf der Stelle die Taufe, unter

ihnen ein Bruder des Königs, mehrere Glieder der königlichen Familie, die ersten Staatsbeamten und alle jüngeren Bonzen, die in der Sünde noch nicht ergrauet waren. Der König selbst ehrte das Christenthum, nahm es aber noch nicht an, weil er der Vielweiberei fröhnte. Aber als der h. Franciscus schon abgereiset war, entsagte er der Wollust ganz, wurde ein Christ, zerstörte viele Götzentempel, und machte das Christenthum zur herrschenden Religion seines Reiches. Seine lange Regierung war die herrlichste Blüthe der japanischen Kirche.

Von Bungo aus besuchte Franciscus Xaverius wieder die andern Städte Japans, in denen er bereits gepredigt hatte, und viele, in denen er noch nicht gewesen war. Seine Uneigennützigkeit, Demuth und immer sich gleich bleibende Heiterkeit der Seele gewannen dem Evangelium täglich Tausende, und oft brachte er mit seinen beiden Genossen ganze Tage hin, diejenigen zu taufen, welche schon gut unterrichtet waren, so daß er am Abend seinen Arm kaum mehr erheben konnte. Bei dieser Gelegenheit erneuerte sich auch die Wundergabe, welche Jesus den Boten seiner Lehre unter den Heiden verheißen hat: Franciscus Xaverius heilte Kranke, erweckte Todte, besänftigte Stürme, erflehte durch Gebet fruchtbaren Regen für die lechzenden Aecker und Gärten der Japaner, und weissagte künftige Dinge. Ganz Ostindien sprach von seinen Wundern. Die Heiden wollten ihn zuweilen als einen Gott anbeten — ganz so, wie es dem Apostel Paulus einmal zu Lystra begegnete — die Muhammedaner waren geneigt, ihn für einen Propheten zu halten, größer, als Muhammed. Auch Protestanten, besonders Engländer, welche Ostindien bereiseten, erkennen die Wunder des h. Franciscus an, und einer von ihnen schließet seinen merkwürdigen Bericht mit den Worten: „Wollte Gott, daß unsere Religion uns erlaubte, dich einen der Unsrigen zu nennen, oder daß deine Religion dir gestattete, uns für die Deinigen zu erkennen!"

Ueber zwei Jahre verweilte der h. Franciscus in Japan. Schon oft bemerkte ihm der König von Bungo, daß die Japaner eine ungemeine Achtung gegen die Chinesen hätten, und das Christenthum annehmen würden sammt allen ihren

Ober- und Unterkönigen, wenn die Chinesen nur erst Christen geworden wären. Von dieser Stunde an war es der Lieblingsgedanke des großen Apostels der Japaner, nach China zu segeln, und in diesem großen Reiche dem Erlöser der Welt Bekenner zu gewinnen. Zuvor aber kehrte er nach Goa zurück, und beschied die Vorsteher der verschiedenen Missionen zu sich. Hier vernahm er nichts, als Worte des Trostes: von den Molukken bis zum persischen Meerbusen schattete der Baum, den er gepflanzt hatte, und bei allen jungen Christen herrschten evangelische Sitten. Xaverius schrieb nach Europa, und forderte die Doctoren der Theologie auf, nach Indien zu kommen, hier in des Herrn Ernte zu arbeiten, und sich an den reichen Früchten zu laben, welche das Evangelium hier trüge. Dann schiffte er sich nach China ein, kam aber nur bis auf die Insel Sancian. Hier starb er den 2. Decemb. 1552, fünf und vierzig Jahr alt, im Angesichte der chinesischen Küste. Sein Körper ruhet zu Goa, sein Name glänzet unsterblich in der Geschichte der Religion, und der Titel eines Apostels von Indien, den ihm der Papst beilegte, ist keine Uebertreibung seiner Verdienste.

Nach seinem Tode kamen viele Jesuiten nach dem Morgenlande, so viele die neue Kirche nur erheischte. Im Jahre 1562 befanden sich in Japan schon 132 europäische Jesuiten, die Japaner selbst nicht gerechnet, welche, durch Tugend und Wissenschaft ausgezeichnet, in die Gesellschaft Jesu aufgenommen waren. Die Reinheit ihres Wandels, ihre Sanftmuth und Freundlichkeit breitete das Evangelium in allen Staaten Japans täglich mehr aus. Fernandez, einer der ersten Mitarbeiter des h. Franciscus predigte einst nahe bei Miako, auf einem öffentlichen Platze, als ein roher Mensch zu ihm herantrat, als wollte er ihm etwas in's Ohr sagen, und ihm den ekelhaften Unflat in das Gesicht spie. Der Prediger wischte ruhig mit seinem Sacktuche das Gesicht ab, ohne eine verdrießliche Miene zu zeigen, und fuhr ohne Unterbrechung in seinem Vortrage fort. Diese Sanftmuth riß alle Gegenwärtigen hin, ein vornehmer Mann trat vor, und begehrte auf der Stelle die Taufe; seinem Beispiele folgten die meisten Bonzen des Ortes.

Nur auf diesem Wege bekehrten die Jesuiten Japan. Selbst der Cubo, der Oberkönig oder Kaiser aller japanischen Staaten, wurde nebst seiner Gemahlinn ein Christ, und mehrere japanische Könige schickten ihre Prinzen als Gesandte nach Rom, dem allgemeinen Vater der Gläubigen ihre Ehrfurcht zu bezeugen, und ihm ihre Seligkeit in der Religion Jesu zu melden. Papst Gregor XIII. vergoß Freudenthränen bei ihrem Berichte, und brach in die Worte des frommen Simeon aus: „Herr, nun laß deinen Diener nach deinem Worte im Frieden fahren!" Am Himmel des östlichen Asiens war ein hehres Gestirn aufgegangen, dessen Glanz die Kirche über den traurigen Glaubenszwiespalt in Europa tröstete, und ihre Thränen trocknete.

§ 46.

Die Märtyrer in Japan.

(1615—1638.)

Die japanische Kirche war eben in ihrer herrlichsten Blüthe, als der Dairi (der oberste Priester) öffentlich die Rache der Götter über Japan herabrief, wenn nicht die neue Religion, diese gottlose Lehre, ausgerottet würde. Dies wirkte indessen wenig, weil der Dairi damals wenig Macht besaß. Ein kräftiger Mann schwang sich auf den Thron des Cubo, und schützte die Christen. Sein Nachfolger Fariba war den Christen nicht abgeneigt, als derselbe aber eine christliche Frau nicht stimmen konnte, ihrem Manne die Ehe zu brechen, und seine Gemahlin zu werden, da wurde er ein Feind aller Christen, und verfolgte sie 10 Jahre lang. In dem einen Jahre 1590 wurden 20,000 japanische Christen theils gekreuzigt, theils verbrennt. Alle gingen dem Tode freudig entgegen, und ihr Heldenmuth gewann der christlichen Religion nur neue Verehrer. Wenn man in einem Jahre 10,000 Christen abschlachtete, so meldeten sich in demselben Jahre wieder 15,000 Heiden zur Taufe.

Die Zeit der Verfolgung ging vorüber, es folgten Jahre der Ruhe, aber nur 15 Jahre. Da stürzten europäische

Christen selbst das Christenthum in Japan. Die Holländer waren es, welche den Portugiesen und Spaniern den einträglichen Handel mit Japan nicht gönnten, und dem ersten Minister des Cubo vorspiegelten, Spanien habe die Jesuiten geschickt, das japanische Volk unter dem Vorwande, die wahre Religion auszubreiten, an sich zu ziehen, und bald werde eine spanische Armee landen, ganz Japan zu erobern, und darum haben spanische Seefahrer neulich immer die Tiefe der Meere um Japan gemessen. Diese Lügen glaubte der damalige Regent, welcher das Reich für den minderjährigen Cubo nur als Vormund regierte. Er hatte Lust, selbst Cubo zu werden, und fand Anhänger genug, aber nicht unter den Christen, denn diese waren für die gerechte Sache des Prinzen. Ja, als der mündig gewordene Prinz sich endlich vom Hofe heimlich entfernte, stellten sich 40,000 bewaffnete Christen ihm zur Seite. Der Thronräuber trat aber mit 160,000 Soldaten auf, es kam zur Schlacht, und die christliche Armee wurde geschlagen, aber so ruhmvoll erlag sie, daß alle Christen bis auf den letzten Mann sich niederhauen ließen. Nun war der Sieg des Heidenthums in Japan entschieden, der christliche Erbprinz war todt, und alle Unterkönige suchten durch Ausrottung des Christenthums dem neuen siegreichen Cubo zu gefallen. Die heidnischen Cäsaren Roms waren nicht so erfinderisch gewesen, die Christen zu martern, als die Könige Japans. Wer eine neue qualvolle Todesart erfand, bekam eine Belohnung. Nur zweier Erfindungen wollen wir hier erwähnen, der Martergrube und der Wasserfolter.

Man füllte eine 15 Fuß tiefe Grube mit Koth und andern pesthauchenden Materien, schnürte den Verurtheilten an einen Pfahl, und nachdem man ihm erst zur Ader gelassen, alle seine Hauptadern stark unterbunden, und seine Kopfhaut kreuzweise eingeschnitten hatte, hängte man ihn über der stinkenden Grube auf, den Kopf nach unten, die Füße nach oben. Tropfenweise gab er nun aus der Kopfwunde, aus Nase und Mund Blut von sich, die giftigen Dünste der Grube brachten seinen Körper zu den schmerzlichsten Krämpfen, und die inneren Theile ergriff eine verzehrende Glut. War zu befürchten, daß der Gepeinigte

erstickte, so zog man ihn aus der Grube, gab ihm Arznei, und wenn er sich erholt hatte, so senkte man ihn wieder hinein. Mancher Märtyrer hielt die grausenvolle Qual vierzehn Tage und Nächte aus, ehe er ans Sterben kommen konnte.

Die Wasserfolter war noch unmenschlicher. Man legte den Verurtheilten auf die Erde, befestigte seine Arme und Beine an den Boden, setzte ihm einen Trichter in den Mund, und goß durch diesen nach und nach Wasser ein, bis der Bauch furchtbar angeschwollen war. Dann legte man ein starkes Brett über den Leib, einige rüstige Henker traten auf dasselbe, und sprangen so lange auf ihm umher, bis der Gequälte das Wasser mit einem Strome Blutes wieder von sich gegeben hatte. Dann füllte man seinen Bauch durch einen Trichter wieder mit Wasser, und das ganze teuflische Spiel wurde wiederholt. Aber nur viermal konnte man die Heiligen so martern, dann verschieden die meisten.

Die Christen in Japan litten alles geduldig, zur Verläugnung des Christenthums war keiner zu bewegen. Schwache Greise, zarte Kinder von 10 Jahren, Mädchen und Knaben, empfindliche Frauen, eines angenehmen Lebens gewohnt, sah man freudig in die Marter gehen, ja sich zum Sterben für Jesum anbieten. Als der König von Arima, welcher unter allen Fürsten zuerst die Verfolgung eröffnete, einige seiner christlichen Hofherren zum Feuer verurtheilte, trafen am Tage der Hinrichtung 15 bis 20 tausend Christen aus der Nachbarschaft ein, um Augenzeugen von dem Siege der Märtyrer zu werden. Ihre Menge schreckte anfangs den Tyrannen, aber sie trugen keine Waffen, in Procession zogen sie einher, und sangen geistliche Hymnen. Unter den Verurtheilten war eine Mutter mit zwei Kindern, der Knabe zählte 11 Jahre, das Mädchen 16. Alle drei standen getrennt an einem Pfahle, um jeden loderte in einer Entfernung von drei Fuß ein Feuer, und die Henker hatten Werkzeuge, augenblicklich das Feuer zu theilen, sobald einer erlöset sein und die Götter anbeten wollte. Aber keiner verlangte dies, gestärkt durch das Gebet und den Zuspruch der umstehenden Christen. Nur der Knabe riß am Ende sich von seinem Pfahle los; Entsetzen ergriff die zuschauenden Christen, weil sie meinten,

er wolle abfallen. Aber er ging durch die Flammen, welche ihn selbst umgaben, nur in den Feuerkreis seiner Mutter, und schmiegte sich an diese an. Wie eine Verklärte blickte die Mutter auf ihr Kind hinab, und beide verschieden nach einigen Minuten. Die Tochter litt am längsten; zuletzt riß sie sich vom Pfahle los, neigte sich zur Erde, legte sich einige glühende Kohlen wie eine Krone aufs Haupt, und so stand sie wieder auf, den Blick heiter zum Himmel erhebend, als Jesu Braut. Bald sank sie todt auf die Gluth, und noch lächelte ihr Gesicht, ihr Geist ließ den Ausdruck des höheren Lebens in der körperlichen Hülle zurück. Die Körper der Heiligen wurden von den Christen in Besitz genommen, und die Wachen erkühnten sich nicht, solches zu hindern.

In Nangasaki verurtheilte man eine junge schöne Frau aus einer der ersten Familien. Man hängte sie bei den Armen auf, band ihren Säugling ihr an den einen Fuß, und zerriß ihr die Haut mit Geißeln. Als sie dennoch Jesum nicht verläugnen wollte, nahm man ihr das Kind, und band sie selbst, mitten im Winter in einem Pferdestalle an. Hier stand sie drei Monate, den Mißhandlungen der rohen Stallknechte überlassen. Aber auch dieses machte sie nicht wanken. Da führte man sie wieder hinaus, zerschmetterte den Säugling vor ihren Augen an einem Steine, und ließ sie mit ihrem älteren Kinde lebendig verbrennen.

Man rechnet, daß in dieser Verfolgung über 2 Millionen Christen in Japan Märtyrer geworden sind. Unter diesen waren auch die 150 Jesuiten, welche sich damals im Lande befanden. Als Väter des Glaubens gingen sie ihren Zöglingen auf der Dornenbahn muthig vor, nur einer von ihnen, Christoph Ferreira, wurde schwach in der Marter, und versprach, den Göttern zu opfern. Kaum war die schreckliche Kunde nach Europa gekommen, als viele Jesuiten in allen Provinzen des Ordens die Mission nach Japan begehrten, um den Bruder Ferreira in den Schooß der Religion zurückzuführen, und selbst als Märtyrer zu sterben, damit die Schmach getilgt würde, welche Ferreira dem Orden zugezogen zu haben schien. Wirklich wurden mehrere Jesuiten hingesandt, unter andern Pater Mastrilli, ein

zweiter Xaverius. Alle wurden hingerichtet, so wie sie den japanischen Boden betraten, und hatten keine Gelegenheit, vorher mit Ferreira zu sprechen. Aber Gottes Gnade wirkte, was sie nicht vermochten. Unaussprechliche Reue zermalmte Ferreira's Gewissen, er trat vor die Obrigkeit, betheuerte, noch eben so gut Christ zu sein, wie vorher, und erklärte sich zu allen Martern bereit. Da wurde er erst 8 Tage lang mit allen nur ersinnlichen Qualen gepeinigt, darauf litt er viermal die Wasserfolter, und 7 Tage lang stand er die Martergrube aus, welche endlich seine Buße und sein Leben beschloß.

Als die Väter des Glaubens geopfert waren, da wurde es den Verfolgern leichter, Christen zum Abfalle zu bringen. Wohl eine Million japanischer Christen soll zum Götzendienste zurückgekehrt sein, Männer am meisten, Frauen am wenigsten. Den christlichen Müttern und Jungfrauen gereicht es zum ewigen Ruhme, daß sie in der Standhaftigkeit die Männer übertrafen, und die meisten Märtyrer lieferten. Das schwache Geschlecht ist ja immer im Leiden das stärkste.

Torugun-Sama, der Sohn und Nachfolger jenes Cubo, welcher den Thron für sich geraubt hatte, verordnete zu gewissen Zeiten des Jahrs allgemeine Hausdurchsuchungen, und bei diesen sollte jeder Japaner ohne Unterschied des Alters, Geschlechts und Standes, das Kreuz mit Füßen treten. Alle landenden Schiffer sollten unter Todesstrafe zu derselben Ceremonie angehalten werden. Auf diese Weise wurden noch 37,000 Christen in Japan entdeckt und hingerichtet. Nach dem Jahre 1638 gab es keinen Christen in Japan mehr, und seitdem hat es Glaubenspredigern nicht wieder recht gelingen wollen, Eintritt in das eigentliche Japan zu finden.

Doch sind gewiß die Erinnerungen an die Zeit des Christenthums dort noch nicht geschwunden; ein anderer Xaverius wird hoffentlich das heilbringende Wort vom Kreuze dem unglücklichen Volke verkünden, denn Männer mit dem Geiste der Apostel und mit dem Heldenmuthe der Märtyrer hat die katholische Kirche auch in unsern Tagen aufzuweisen.

§ 47.

Der heilige Aloysius.

(Geb. 1568, † 1591.)

Ehe ich die Geschichte der Jesuiten verlasse, kann ich nicht umhin, eines Musters der Jugend zu erwähnen, welches diesen Orden geziert hat. Wer hat nicht den Namen Aloysius gehört? Er wurde am 9. März 1568 zu Castiglione bei Mantua geboren, sein Vater war der Fürst Gonzaga. Die Mutter, eine gottesfürchtige Dame, machte ihr erstes Kind — denn das war Aloysius — früh mit dem Heilande bekannt, und Aloysius verstand seine Mutter so gut, daß er sich schon mit 4 Jahren oft von seinen Wärterinnen wegstahl, um in einem verborgenen Winkel vor dem Erlöser seine Händchen zu falten. Der Vater aber, ein Kriegsmann, wollte aus seinem Sohn einen Helden ziehen, und nahm ihn früh in ein Lager mit. Hier lernte Aloysius von den rohen Soldaten einige unanständige Redensarten, die er nicht einmal verstand, und stahl etwas Pulver, um damit seine kleine Spielkanone abzufeuern, welches ihn auf ein Haar ums Leben gebracht hätte. Beide Fehltritte bereuete er bis zu seinem Tode.

Vom 9. bis zum 11. Jahre lebte er am Hofe des Herzogs. Hier legte er seine erste Beichte ab, und dies brachte ihn auf der Tugendbahn noch weiter. Er gewöhnte sich alle tadelnden und kränkenden Reden ab, sprach mit der Dienerschaft nur bittend, und gehorchte so pünktlich, daß seine Lehrer ihm nie einen Verweis geben brauchten.

Mit 11 Jahren kam er nach Mantua, und stand eine schwere Krankheit aus, welche ihm eine bleibende Schwäche zuzog. Die Aerzte riethen ihm eine strenge Mäßigkeit an, welche er immer gern beobachtete. Sein Fleiß im Lernen war so groß, daß er schon mit 12 Jahren das Leben der Heiligen in lateinischer Sprache las. Er unterrichtete in diesem Alter gern kleinere Kinder in der Geschichte des Heilandes, versöhnte die Dienstboten, wenn sie sich zankten, und machte sich darum als Kind schon Vielen nützlich.

Völlig 12 Jahre alt, empfing er das erstemal die h. Communion, aus der Hand des h. Carolus Borromäus, Erzbischofs von Mailand, von welchem wir bald auch einiges Schöne und Erhebende erzählen wollen.

Bald darauf kam der h. Aloysius mit seinen Eltern und Brüdern an den glänzenden Hof Philipps II. von Spanien. Hier schwächten die Zerstreuungen seine Gottseligkeit, aber er sammelte sich bald, fand einen gottesfürchtigen Beichtvater, und faßte mitten im Geräusche des Hoflebens den festen Entschluß, in dem Jesuitenorden sich ganz der Religion zu weihen.

Sein Vater wurde darüber ganz entrüstet. Nie vergaß aber der Sohn die Achtung, die er jenem schuldig war, und mehrere Jahre dauerte der Kampf. Da gab der Vater seine Einwilligung, 1585 trat der h. Aloysius in das Prüfungshaus der Gesellschaft Jesu zu Rom, als er 17 Jahre und 8 Monate alt war, am Feste der h. Katharina.

Nur 6 Jahre hat er im Orden verlebt, aber in dieser kurzen Zeit reich an Tugend seine Bestimmung erfüllt. Er wählte sich das schlechteste Zimmer, wich jeder Ehre aus, und war gegen seine Ordensbrüder die Freundlichkeit selbst, ja er konnte von den Jüngsten Erinnerungen vertragen, doch fielen diese selten vor. Er empfand es äußerst schmerzhaft, wenn er zu bemerken glaubte, daß die Ordensobern ihm — ob seines hohen Standes oder seiner vortrefflichen Eigenschaften wegen — den Vorrang vor den andern Novizen zu geben schienen. Er hegte den innigsten Wunsch, die Knaben der untersten Klasse unterrichten zu dürfen, und oft flehte er: „O ihr h. Engel, helft mir doch und führt mich bei der Hand auf dem königlichen Wege der Demuth, den ihr zuerst gegangen seid, damit ich einst den Platz eines jener Engel einnehmen darf, welche durch Stolz gefallen sind!“ Obgleich von einem anhaltenden Kopfweh geplagt, diente er doch den Kranken, lehrte die Unwissenden auf dem Lande, und sammelte Almosen für die Armen in den Straßen der Stadt. Dies that er besonders, als in Rom eine ansteckende Krankheit ausbrach: er ruhte nicht eher, bis seine Obern ihm erlaubten, den Kranken in den Hospitälern zu

dienen. Hier machte er den Angesteckten die Betten zurecht, wusch ihnen die Füße, reichte denselben Arznei, und half den Unglücklichen in der Vorbereitung zum Empfange der h. Sacramente, bis er selbst von der Krankheit angesteckt wurde. Dies war die Krankheit, an welcher er starb. Wie kann man schöner endigen, als wenn man bei der Verrichtung eines guten Werkes stirbt? Wir wissen, daß dies schon der weise Solon dem Krösus bemerkte.

Der h. Aloysius mußte erst noch 3 Monate lang darnieder liegen, ehe er sein Ende erreichen konnte. Als ihm die Aerzte ankündigten, daß er kaum noch 8 Tage sein Leben fristen werde, war er darüber hoch erfreuet. „Kennen Sie schon — sprach er heiter zu einem hereintretenden Freunde — die Freudenbotschaft, die man mir diesen Augenblick brachte? Ich habe nur noch acht Tage zu leben. Stimmen Sie mit mir das Te Deum an.“ — Gegen seine Mutter aber äußerte er: „Wer's gut meint, der freuet sich mit den Fröhlichen. So werden auch Sie sich mit mir freuen, daß ich meinem Ziele so nah bin, dem Ziele, wo ich zu Gott komme. Ich sehe meinen Tod als eine große Wohlthat Gottes an, und ich bitte Sie, daß Sie ja nicht darüber trauern. Dort im Lande des wahren Lebens warte ich auf Sie, bis auch Sie nachkommen, wo wir dann, mit Gott vereint, seine Erbarmungen ewig preisen wollen.“ Da er die Sacramente der Sterbenden empfing, zerflossen alle seine Ordensbrüder in Thränen; er aber blieb heiter, und reichte jedem einzeln zum Abschiede die Hand, bat ihn um sein Gebet, und versprach, im Himmel für denselben wieder zu beten. Er verschied den 20. Juni 1591 Abends spät, und sein letztes Wort war Jesus.

Viele tausend Kinder, Jünglinge und Jungfrauen haben sich seitdem an seinem Wandel erbauet; darum konnte ich seinem Namen in diesem Buche eine kleine Stelle nicht versagen, wenn er auch nicht wesentlich in eine Weltgeschichte gehört.

Ein Seitenstück des h. Aloysius ist der h. Stanislaus, aus der edelen Familie Kostka in Polen 1550 geboren. Von Kindheit an war er ein Muster der Unschuld,

der Andacht und des Fleißes im Studiren. Mit 14 Jahren kam er nach Wien, seine Studien fortzusetzen, und hatte dort viele Versuchungen von seinem ältern Bruder Paul, der ein leichtfertiger Bube war. Von einer schweren Krankheit genesen, entfloh deswegen der h. Stanislaus, kam nach Rom, und wurde vom h. Franciscus Borgias, dem damaligen General der Jesuiten, seinem Wunsche gemäß als Noviz des aufblühenden Ordens aufgenommen. Hier erbauete er 10 Monate lang seine alten Vorsteher, sagte als kräftiger Jüngling sein baldiges Sterben vorher, und verschied seinem Wunsche gemäß am Feste der Himmelfahrt Mariä, 3 Uhr Morgens, im 18. Jahre seines Alters. Als sein Bruder von diesem seligen Tode hörte, ging er in sich, stiftete ein Hospital, ein Franziscanerkloster und ein Haus für die Jesuiten, ja er trat unter Aquaviva, der mit dem h. Stanislaus Kostka im Noviziate gewesen war, zuletzt in den Jesuitenorden, und starb in demselben im Rufe der Heiligkeit.

§ 48.

Die Brüder der Barmherzigkeit.

Der Jesuitenorden hat uns wieder gezeigt, welche Helden der heiligen Liebe das wahre Christenthum zu erziehen vermag. Ich kann nicht umhin, davon noch einen Beweis aus dieser für die Religion sonst so traurigen Zeit aufzustellen.

Johannes de Deo (von Gott) wurde 1495 in Portugal von frommen Eltern geboren. Er hatte das traurige Loos, schon frühzeitig seinen Eltern entführt und Hirt zu werden. Dieser Stand genügte ihm nicht. Er wurde Soldat, und ergab sich einem ausschweifenden Leben. Darauf trat er in die Dienste einer reichen Frau in Andalusien als Schäfer. Gleich dem verlornen Sohne dachte er nun in der Einsamkeit über seinen Gewissenszustand nach, und das Wort Gottes, welches er trotz aller Verirrungen stets gerne gehört hatte, rief ihn zur Buße. Er widmete sich dem Ge-

bete und der Abtödtung, und entschloß sich mit der Entschiedenheit und Festigkeit eines von Oben gekräftigten Willens, den wir an so vielen Verirrten oder Zurückgekehrten der Vorzeit bewundern, sich ganz dem Dienste Gottes in Werken der Nächstenliebe zu weihen. Tief war sein Herz ergriffen von den Leiden so vieler Christen, die in den Ketten afrikanischer Räuber schmachteten. Darum reisete er zu jenen Unglücklichen, um sie zu trösten, ihre Noth zu lindern, und sie zur Treue im Glauben aufzumuntern. Doch mußte er es tief betrauern, daß sein Vermögen seinem guten Willen nicht entsprach. Er kehrte daher nach Gibraltar zurück, und lebte vom Bilderhandel. Das Uebermaaß seiner Menschenliebe wurde aber so wenig verstanden, daß man ihn als einen Blödsinnigen behandelte. Sein kleiner Handel hatte ihm indeß so viel abgeworfen, daß er nach Granada gehen, und dort am Hauptthore der Stadt seine Bude aufschlagen konnte. Hier trieb er nun auch den Holzhandel, und zwar mit solchem Segen, daß er bald ein Haus miethen konnte, in welches er Kranke aufnahm, ohne Unterschied der Religion, besonders auswärtige Dienstboten und reisende Handwerksgesellen, die in der Fremde so sehr der Unterstützung bedürfen. So legte er in seinem 45. Jahre den Grund zum Orden der barmherzigen Brüder, und jetzt hatte er seinen wahren Beruf gefunden, den seine Seele ganz ausfüllte, dem er rastlos, bei Tage und Nacht oblag. Die Bewohner von Granada unterstützten ihn mit milden Spenden, der Erzbischof sicherte den Bestand der Anstalt durch reichliche Schenkungen, und sein Beispiel feuerte auch Andere zu ähnlichen Opfern der Liebe an. Es hatte nicht in des Heiligen Absicht gelegen, einen eigentlichen Orden zu stiften; hierzu ermunterte ihn der Bischof von Tuy in Gallizien, der Geschäfte halber in Granada weilte, und dem Heiligen das Ordenskleid reichte. Johannes gab den Brüdern keine bestimmte Regel, sie erhielten diese erst 6 Jahre nach seinem Hinscheiden, im J. 1556, und legten vor 1570 kein Ordensgelübde ab. Papst Pius V. bestätigte diesen Orden der barmherzigen Brüder, und schrieb ihm die Regel des h. Augustinus vor. Die meisten Mitglieder des Ordens sind Laienbrüder, zur Krankenpflege bestimmt, in der Arz-

neikunde unterrichtet; einige Priester des Ordens sorgen für das Seelenheil der Kranken. Der h. Stifter Johannes de Deo trug zu Granada die Kranken auf seinen eigenen Schultern ins Kloster. Mit besonderer Zartheit behandelte er jene, welche durch ein anerkennenswerthes Ehrfühl gehindert, nicht gerne öffentliche Wohlthaten empfangen. Er führte sie Nachts in sein Pfleghaus, und brachte Erquickungen in die Häuser derjenigen, die nicht im Kloster wohnen mochten oder konnten; besonders nahm er sich auch der Wittwen und Waisen an. Seine Liebe wurde selbst nicht von den Mauern der Stadt eingeschränkt, auch den Hülfsbedürftigen auf dem Lande, die er sorgsam auskundschaftete, flossen seine Gaben zu; diese unterstützte er mit Geld oder anderem Nöthigen, jenen verschaffte er Beschäftigung. Da im königlichen Hospitale zu Granada einmal eine Feuersbrunst ausbrach, ging er durch die brennenden Säle, trug unversehrt alle unversehrten Kranken auf die Straße, warf ihre Betten aus den Fenstern, und Niemand wagte, seine Arbeit zu theilen. Seine Anstrengungen im Dienste der Nächstenliebe rieben ihn auf. Bereits 10 Jahre Vorstand seiner schönen Anstalt, begann er an den Folgen einer Erkältung zu kränkeln. Bei einer Ueberschwemmung hatte er die geringe Habe der Armen aus dem Wasser gezogen, und einen dem Ertrinken nahen Menschen gerettet. Er mochte seinen Zustand lange nicht entdecken; würde man ihn doch in diesem Falle genöthigt haben, den Eifer seiner Nächstenliebe, seine Arbeiten und Abtödtungen zu mäßigen; aber er wollte doch als guter Verwalter bei seinem Scheiden von der ihm anvertrauten Anstalt Rechenschaft ablegen, und fertigte daher ein Verzeichniß von der ganzen Habe des Krankenhauses an. Dann aber zwang ihn die Krankheit, sich zu legen. Nun verbreitete sich bald das Gerücht, es sei Gefahr, den Vater der Armen zu verlieren, und Alle vernahmen es mit Theilnahme. Anna Ossorio, eine fromme Dame, eilte besorgt zu seinem Krankenlager, und traf ihn in seiner kleinen Zelle, angethan mit seinen Kleidern. Ein schlechtes Kleidungsstück war seine Bettdecke; sonst war ein Stein sein Kopfkissen, jetzt ruhte sein müdes Haupt auf dem Korbe, den er zum Einsammeln der Almosen gebraucht hatte. Ein hartes,

aber für den Edeln doch gewiß weiches Kopfkissen! Die fromme Frau wurde durch den Anblick tief gerührt, begab sich zum Erzbischofe, und erzählte, was sie gesehen. Dieser schickte alsbald zu dem Heiligen, mit dem Befehle, sich in alle Anordnungen der Frau Anna Ossorio zu fügen. Die fromme Frau fuhr schnell in einer Kutsche zum Krankenhause, und hieß ihn, sich in ihre Wohnung zu begeben. Erst ernannte Johannes noch einen der Brüder zum Obern, ermahnte alle zur Folgsamkeit und Liebe, begab sich dann in die Kapelle, und vor dem h. Sacramente niederkniend, verweilte er so lange in seiner Anbetung, daß die besorgte Anna ihn unterbrechen, und mit der sanften Gewalt der Christenliebe zu ihrem Wagen führen mußte. In der neuen Wohnung fand er die Achtung, die dem Heiligen, und die liebevolle Pflege, die dem Vater der Kranken gebürte. Rings von Theilnahme und Güte umgeben, ließ er zu seiner Demüthigung sich oft die Passion vorlesen, und verglich mit tiefer Rührung seine Lage mit jener des Erlösers, der von den Seinigen verlassen, von einer wuthschnaubenden, blutdürstigen Rotte umgeben, zwischen Verbrechern am Kreuze hing, schwebend zwischen Himmel und Erde, wie von beiden verlassen. — Alle Vornehmen der Stadt kamen, um seinen Segen zu begehren. Er legte ihnen seine Anstalt und seine Kinder, die Armen, ans Herz. In dem Krankenzimmer brachte der Erzbischof das h. Opfer dar, und reichte ihm die h. Sterbesacramente. Johannes starb kniend, das Kreuz mit seinen Händen umfassend, den 8. März 1550, und fast 6 Stunden behielt er todt noch die kniende Stellung vor den Augen der ganzen Stadt, bis man seine Leiche mit dem Kreuze in der Hand niederlegte. Papst Alexander VIII. hat ihn den Heiligen beigezählt, und seine Jünger haben nun fast schon 300 Jahre seinen Geist bewahrt, und verpflegen die Kranken mit unermüdetem Eifer. Besonders blühen die Klöster der Barmherzigen in dem Kaiserstaate Oesterreich.

Wir können uns nicht enthalten, noch eines Mannes näher zu erwähnen, dessen Leben in diesen Zeitraum fällt, der sich so hoch verdient um die katholische Kirche machte, und mit allen Tugenden geschmückt war. Sein Name ist Karl Borromäus.

§ 49.

Karl Borromäus*).

Auf dem Schlosse Arona, 14 Meilen von Mailand, ward Karl von Borromä am 2. October 1538 geboren. Sein Vater hieß Gilbert von Borromä, aus einer angesehenen mailändischen Adelsfamilie, und seine Mutter Margaretha, aus dem Hause Medicis, eine Schwester des Papstes Pius IV. Beide erhöhten den Glanz der Geburt durch den Adel ihrer Herzen, durch wahre Frömmigkeit und thätige Liebe gegen die leidenden Mitbrüder, und flößten auch dem Sohne ähnliche Gesinnungen ein, welchen sie schon als Kind dem Dienste des Herrn weiheten, weil sie unverkennbare Spuren künftiger Heiligkeit an ihm zu bemerken glaubten. Still, ernst, bedächtig war des jungen Karl Wesen, Andacht und Wahrheitsliebe zierten ihn, Leichtsinn und Ungezogenheit nahm man an ihm nicht wahr, den Umgang wilder Buben mied er, selbst im Scherze erlaubte er sich keine Lüge. Noch nicht Jüngling trug er schon das einfache Priesterkleid; die Einkünfte einer reichen Pfründe, die ihm sein Oheim Julius Cäsar von Borromä überlassen, vertheilte er nach Abzug der für seine wissenschaftliche Ausbildung nöthigen Summe gewissenhaft zu milden Zwecken.

Die Anfangsgründe der lateinischen Sprache und der Wissenschaften erlernte Karl zu Mailand, und 16 Jahre alt, bezog er die hohe Schule zu Pavia, um seine Studien fortzusetzen. Obschon umgeben von lockenden Versuchungen, von bösen Beispielen angereizt, im Besitze der Mittel, den Lüsten zu fröhnen, bewahrte der Jüngling Tugend und Unschuld. Rauschende Gesellschaften floh Karl, er zog den wilden Freuden die stille Zurückgezogenheit vor, worin er sich mit den Wissenschaften und seinen ewigen Angelegenheiten beschäftigte. Viele Stunden des Tages und der Nacht wußte er dem Gebete und der Betrachtung zu erübrigen, denn wer mit der edeln Zeit geizt, und sie ordnungsmäßig vertheilt,

---

*) Vergleiche „Leben und Thaten der Heiligen Gottes.“ Düsseldorf, 1831.

vermag Vieles in ihr auszuführen, wie kurz sie auch ist, und der Weise versteht es sehr wohl, die nöthige Sorge für das Zeitliche mit dem Streben nach dem Ewigen zu verbinden. Dem Beispiele seiner gottesfürchtigen Eltern folgend, empfing er jede Woche die hehrste Seelenspeise; so gewaffnet durch Wachsamkeit und Gebet, so unterstützt durch des Höchsten Beistand, bot Karl dem Himmel und der Erde die erquickliche Erscheinung eines musterhaften Jünglings dar mit gesundem Körper und gesunder Seele. Im Jahre 1558 hatte er den Tod seines edlen Vaters zu betrauern, Familienangelegenheiten machten seine Gegenwart zu Mailand nöthig, und nachdem er diese geordnet, kehrte er nach Pavia zurück, um mit frischem Eifer den Studien obzuliegen, nach deren Beendigung er in Anerkennung seiner rühmlichen Fortschritte mit der Doctorwürde beehrt wurde. Als er auf dem väterlichen Schlosse Arona weilte, um ferne von dem Geräusche und den Störungen der Stadt in ländlicher Einsamkeit sich der stillen Einkehr in sein Inneres zu weihen, und sich würdig zum geistlichen Stande vorzubereiten, starb im J. 1550 Papst Paul IV., und der Cardinal von Medicis, sein Oheim, bestig als Pius IV. den erledigten h. Stuhl. Mochte die ganze borromäische Familie jubeln über dieses Glück und über so hohe Ehre, mochten schon Neider aufstehen, welche dem jungen Manne, des Oberhirten nahen Verwandten, die glänzende sich ihm öffnende Laufbahn nicht gönnten, Karl verlor seinen Gleichmuth nicht, keine eigennützige Freude gewahrte man an ihm, er begab sich auf diese Nachricht in die Kirche, um zu beten, ohne Zweifel für den hohen Verwandten, auf dessen Schultern viele Pflichten und Verantwortungen ruhten, und für sich, der nun wohl nicht hoffen durfte, von Würden und Bürden verschont zu bleiben. Er vermied Alles, was als Hervordrängung und Streben nach Ehrenstellen hätte gedeutet werden können, er ließ sich nicht mal bereden, seinen ältesten Bruder nach Rom zu begleiten, um dem hohen Verwandten ihre Huldigungen darzubringen.

Was tiefer stehenden Männern als das höchste Glück erschienen wäre, dünkte ihm nur eine Last, hätte er gerne wegen großer Verantwortlichkeit zurückgewiesen; was er

vermied, suchte ihn auf, und sein Verdienst wurde um so mehr anerkannt, als er es zu verbergen strebte. Nach Rom berufen, ward er gleich zum Cardinal und bald darauf zum Erzbischofe von Mailand erhoben, erst 23 Jahre alt; seine Tugend und sein gereifter Charakter hatten das Alter ersetzt, welches in gewöhnlichen Fällen bei so hohen Würden mit Recht berücksichtigt wird. Bitten und Thränen des jugendlichen Karl hatten den Papst in seinem festen Entschlusse nicht wanken machen können. Pius IV. schenkte ihm sein volles Zutrauen, übergab ihm die wichtigsten Aemter, die Borromäus mit Ruhm und Gewissenhaftigkeit verwaltete, so daß selbst der Neid der Aeltern ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen mußte. Trotz der Gunst seines Oberhauptes, trotz des hohen Ranges, den er einnahm, blieb Karl einfach, bescheiden und demüthig, und seine Lebensart wurde um so strenger und mäßiger, je mehr Mittel er bekam, zu glänzen und zu genießen. Hohe Weisheit bekundete seine ganze Verwaltung, der er unermüdet seine Kräfte widmete, wobei er dem Gebete und der Betrachtung die nöthige Zeit nicht entzog, denn wenn der Tag seine Beschäftigung mit der Verwaltung ganz in Anspruch nahm, so blieben doch die Nächte übrig, um dem stillen Verkehr mit Gott zu leben.

Der Aufenthalt zu Rom wollte ihm indeß nicht zusagen, denn die Ueberladung mit Geschäften hinderte die Geistessammlung, deren tiefe Gemüther nicht wohl entbehren können, und viele nicht unmittelbar geistige Verrichtungen vermochten sein Herz nicht auszufüllen, dann erregte es ihm auch Gewissensbedenken, von der ihm anvertrauten Heerde fern zu sein, und Fremden das Hirtenamt überlassen zu müssen. Der schon im Alter vorgerückte Papst glaubte aber, Karl's Beistand zum Wohle der ganzen Kirche nicht entbehren zu können, und in der That hat dieser auf die so sehr wünschenswerthe und glückliche Beendigung der oft unterbrochenen Kirchenversammlung zu Trient (1573), auf die Verbesserung der Kirchenzucht, auf die Errichtung der Priesterseminarien, und auf die Herausgabe des Katechismus von Trient, dieses musterhaften Lehrbuches, wohlthätigen

Einfluß geübt, und so dem wahren Glauben gedient, und die reinen Sitten auf das thätigste gefördert.

Wie freute sich der Heilige, als es ihm auf seine Bitten, nach einem Aufenthalte von 6 Jahren in dem Mittelpunkte der christlichen Welt, gelang, bei dem Papste sich die Erlaubniß zu erwirken, daß er sich zu seiner Heerde begeben durfte! Jubelnd empfing Mailand seinen Oberhirten, der sich bei seiner Ankunft zuerst nach der Cathedrale begab, um dem Beginne seines Wirkens durch Gebet die Weihe zu ertheilen, und segnend seine Hände über die ihm übergebene Gemeinde auszubreiten, dann erst trat er in seinen Palast. Am folgenden Tage des Herrn sprach er die Gesinnungen und Wünsche gegen die Seinigen in einer rührenden Rede aus. Bald darauf veranstaltete er eine Provinzial-Kirchenversammlung, in welcher er angelegentlich darauf drang, daß in seinem Erzbisthume die Trienter Beschlüsse vollzogen, der Wandel der Priester überwacht und gebessert, und für die Würde und Feierlichkeit des Gottesdienstes, so wie der Ausspendung der h. Sacramente Sorge getragen werden sollte. Im Begriffe, seine ganze Diöcese zu besuchen, um sich persönlich von deren Zuständen zu überzeugen, und zu vollführen, was Noth that, erhielt er die Nachricht von der bedenklichen Krankheit seines Oheims, Pius IV., und begab sich ungesäumt nach dessen Krankenlager. Zu ihm sprach er die eines christlichen Priesters würdigen Worte: „Alle Eure Gedanken müssen nun bei Gott sein. Blicket hin auf Jesum den Gekreuzigten, der unsere alleinige Hoffnung im Leben und im Sterben ist; er, unser Mittler und Fürsprecher, ist das für unsere Sünden dargebrachte Opfer; ganz Güte und Langmuth ist er. Seine Barmherzigkeit wird gerührt durch die Reue und Thränen der Sünder, und Jedem verzeiht er, der zu ihm fleht mit demüthigem Herzen." Der h. Erzbischof ertheilte dem Oberhirten die h. Sterbesacramente, und sprach ihm Worte des Trostes und der Stärke bei dem Scheiden in die Ewigkeit zu, und dieser starb am 1. December 1566 in Karls Armen. Bei der Wahl eines neuen Papstes verwendete Borromäus seinen ganzen Einfluß zu Gunsten des würdigen Michael Ghisleri, obschon derselbe bei seinem

Oheim in Ungnade gefallen war, und dieser bestieg wirklich den Stuhl Petri unter dem Namen Pius V. Vergebens suchte das neue Oberhaupt unsern Heiligen an Rom zu fesseln, um sich dessen Weisheit in der Verwaltung der Kirche zu bedienen; im April 1567 kam der Erzbischof wieder bei seiner Heerde in Mailand an, um gegen dieselbe nun ganz und ungetheilt seine Hirtenpflichten zu erfüllen. Er selbst ging mit dem rühmlichsten Beispiele voran, und sein ganzes Haus mußte in seine Fußtapfen treten, auf daß Allen ein unbefleckter Spiegel lauterer Frömmigkeit zu Gebote stände. Nur fromme und bewährte Diener, welche Fleiß mit Frömmigkeit vereinten, nahm er in seine Wohnung. Wer sich nicht erprobte, wurde entlassen. Nächtlicher Weile durfte Niemand die Wohnung verlassen und Gesellschaften besuchen. Der Tag wurde mit dem Morgengebete und Absingen geistlicher Psalmen begonnen, woran der Erzbischof Theil nahm. Seine Diener wurden reichlich belohnt und christlich gehalten. Sie erhielten Speise und Trank zur Genüge, aber Fleischspeisen nur 3 Monate im Jahre. Der Erzbischof nahm mehrere Jahre lang an der Tafel seiner Hausgenossen Platz, und zog sich nur zurück, um eine strengere Lebensart zu wählen. Später fastete er jeden Tag bei Wasser und Brod, und machte nur an Sonn- und Festtagen eine Ausnahme, an welchen er Gemüse oder Früchte genoß. Von Fleischspeisen, Fischen, Eiern und Wein enthielt er sich ganz. Unter den prächtigen bischöflichen Kleidern trug er ein rauhes Bußgewand, welches er nie ablegte, gewöhnte seinen Körper an Kälte und Hitze, vermied fremde Bedienung, und diente selbst mit Freuden Armen und Kranken. So ward er Herr aller niedern Triebe, und gab sich ernstlich Mühe um das Himmelreich, welches Gewalt leidet. Bei ihm herrschte der Geist, und die Sinnlichkeit lag in Ketten, und dennoch genügte er sich selbst und den hohen Anforderungen nicht, welche er an sich stellte, und bestimmte eigens zwei fromme Priester, die er stets um sich hatte, dazu, ihn auf alles Tadelnswerthe an seiner Person aufmerksam zu machen. Wie er die Lust beherrschte und die Hoffart bezwang, so vermochte ihn auch der Mammon nicht in seine Dienstbarkeit zu bringen. Die Einkünfte seines

Bisthums vertheilte er gewissenhaft, einen Theil an Arme, den zweiten zur Unterhaltung der Kirchen und den dritten zu eigenen nöthigen Ausgaben. Sein sonstiges Vermögen verwendete er entweder zu frommen Stiftungen, besonders zu Gründung von Seminarien (diesen herrlichen Bildungs- und Erziehungsanstalten wohl unterrichteter, gläubiger und frommer Priester), deren er fünf in seinem Erzbisthume errichtete, oder er linderte mit demselben die Noth der leidenden Menschheit. Den Erlös mehrerer Güter und Kostbarkeiten, die er von seinem ältern Bruder erbte, zum Betrage von hunderttausend Gulden, vertheilte er unter die Armen; so schenkte er auch sein Silbergeschirr den Nothdürftigen, und überließ die Einkünfte aller seiner Nebenpfründen der Cathedrale. Wahrlich das Ideal eines Christen, der die Welt bezwang! — Nie fand man den Erzbischof müßig. Alle seine Zeit war ernsten Geschäften gewidmet, und sogar auf seinen mühevollen Reisen betete oder studirte er. Jeden Morgen, vor Darbringung des heiligsten Opfers beichtete er, und täglich, selbst wenn er krank war, betete er kniend und mit entblößtem Haupte sein Brevier.

So arbeitete er an der eigenen Vervollkommnung, und suchte auch jene der ihm anvertrauten Seelen nach Kräften zu fördern. Und wer hätte mit besserem Erfolge in diesem schönen Berufe auftreten können, als er, der keine Anforderung an Andere stellte, der er nicht in viel höherem Grade an sich selbst genügt hatte? „Er hat immer — wie Dieringer bemerkt — zuerst bei sich selbst den Anfang gemacht, so daß zu keiner Zeit gesagt werden konnte, er bürde Andern unerträgliche Lasten auf, die er selber mit keinem Finger berühre. Niemals verlangte er Außergewöhnliches und Ueberschwengliches.“

Sein Erzbisthum zählte 600,000 Seelen, 800 Pfarren und 150 Klöster; da seit 80 Jahren die Diöcese nur von Bisthumsverwesern verwaltet war, welche nicht mit der Kraft und dem Eifer des eigenen Bischofs auftreten konnten oder wollten, so mußte überall Unordnung, Verwirrung, Verwilderung und Sittenverderbniß entstehen. Jetzt trat Karl von Borromä als Reformator im eigentlichen Sinne

des Wortes auf. Er erließ die weisesten Verordnungen, denen er durch sein Beispiel und durch seine Beharrlichkeit Beachtung zu erwirken wußte. Er faßte den festen Entschluß, seine Heerde nie zu verlassen, um sie Miethlingen nicht anvertrauen zu brauchen, und Wölfe ferne zu halten. Der gute Hirt hätte sein Leben für die Schafe geopfert. Er trug in seiner Cathedrale an Sonn- und Feiertagen das Wort Gottes selbst vor, und auf seinen Wanderungen predigte er oft täglich dreimal. Dann warf er vorzüglich sein Augenmerk auf die Jugend, und drang auf ununterbrochenen katechetischen Unterricht, damit das Samenkorn der Religion, gesenkt in das empfängliche Kinderherz, schöne Früchte bringe, und ein neues Menschengeschlecht emporblühe. Er berieth sich öfter mit seinen Geistlichen über die zum schönen Zwecke geeigneten Mittel, so wie über die Hindernisse, die der Besserung in den Weg traten. Das Böse hat dem Guten ewige Feindschaft geschworen, wie die alte Schlange dem Menschengeschlechte; daher kann es uns nicht befremden, daß die Feinde des Lichtes und der Tugend dem edlen Wirken des Heiligen zur Abschaffung eingeschlichener Mißbräuche und abergläubischer Dinge so wie zur Wiederherstellung der Religion und guten Sitten, mit aller Kraft sich entgegen stellten; allein der würdige Nachfolger des h. Ambrosius waffnete sich gegen die Ränke seiner Gegner mit Charakterstärke, Beharrlichkeit und mit dem Gebete zum höchsten Helfer.

Ihm entging die hohe Wichtigkeit guter Priester nicht, dieser Lichter der Welt, dieses Salzes der Erde; deren Geist mit Weisheit und Gelehrsamkeit zu schmücken, deren Herzen Wärme und Eifer einzuflößen, deren Willen mit Kraft und Entschiedenheit zu stählen, war sein schönes Streben. Zu dem Ende stiftete er im Jahre 1566 zu Mailand das große Seminar nebst 3 kleinern aus eigenen Mitteln, denen er gelehrte und fromme Männer vorsetzte, welche die Zöglinge zum fleckenlosen Wandel, zur Selbstbeherrschung und zur Mäßigkeit in allen Dingen streng anhielten, und wirklich gingen aus dieser Pflanzstätte der Tugend sehr treffliche Bischöfe und Seelenhirten hervor. Karl, der Freund der Frömmigkeit, der Heilige, war auch ein großer Freund

der Wissenschaft; zu deren Pflege stiftete er mehrere Anstalten, suchte einen edlen wissenschaftlichen Wetteifer anzuregen und durch sein eigenes Beispiel das Streben anderer anzufeuern. Bemühte sich ja der h. Mann, seine lateinische Schreibart durch das Studium der Schriften Cicero's zu vervollkommnen, und hatte er doch wohl begriffen, daß Frömmigkeit und Wissenschaft sehr gut zu vereinigen sind.

Weithin verbreitete sich des Erzbischofs Wirkungskreis: er wollte mit eigenen Augen sehen und alle Zustände selbst kennen lernen.

In seinem ganzen Sprengel war kein Ort und keine Kirche, die er nicht besuchte. Wie ungebahnt auch die Wege, wie empfindlich Hitze oder Kälte sein mochten, er setzte seine Reise nach entfernten Oertern, wozu er jährlich 3 Monate bestimmte, nicht aus. Er bestieg mit seinem Stabe und einem Bündel auf dem Rücken Gebirge, auf welchen kein Lastthier sicher einherschreiten konnte, und zuweilen stieß er auf Stellen, wo er kriechen oder des Steigeisens sich bedienen mußte. Wohlgemuth aß er dann mit den dürftigen Bergbewohnern Castanien und Milch, und überließ bessere Speisen seinen Gefährten. An seine Schritte war der Segen des Herrn gebunden. Durch Herzlichkeit gewann er Herzen, der Macht seiner Liebe vermochten selbst die Härtesten und Verstocktesten nicht zu widerstehen, und so hat er Unzählige in die Arme des Glaubens und der Tugend zurückgeführt. Wer mußte einen Mann nicht liebgewinnen, zu dem jedem Nothleidenden der Zutritt offen stand, der Keinen ohne Trost und Hülfe entließ, der, wie sein göttlicher Meister, umherging wohlzuthun, der Frieden zwischen entzweiten Gemüthern stiftete, und ganz das Amt eines Schutzengels verwaltete! Und ob er auch die ungetheilte Hingebung aller Wohlmeinenden besaß, so hatte dennoch dieser große Mann, dessen Pflicht oft ein strenges Durchgreifen forderte, auch erbitterte Feinde, die ihm gar nach dem Leben stellten. Ein Meuchelmörder wurde gedungen, der eines Tages in die Kapelle schlich, in welcher der Heilige mit seinen Hausgenossen, wie ein Vater mit seinen Kindern, das Abendgebet verrichtete. Alle waren

hingekniet, Psalmen zum Lobe Gottes singend, da fiel ein Schuß, der Mörder floh, der Erzbischof war getroffen. Entsetzt umgaben ihn seine Diener; aber Karl stand nicht auf vom Knien, ließ sich in seiner Andacht nicht stören, obschon er glaubte, gefährlich verwundet zu sein, und hieß auch den Gesang fortsetzen, bis der Mörder sich in Sicherheit befinden konnte. Dieser wurde dennoch entdeckt und hingerichtet, obwohl der Heilige sich angelegentlichst für dessen Errettung verwendet hatte. Die Kugel war durch das Kleid gedrungen, hatte aber nur Karls Haut gestreift, denn eine höhere Hand hatte ihn geschützt.

Die schönsten Triumphe feierte seine Liebe, als im J. 1576 eine wüthende Pest zu Mailand ausbrach. Er war gerade in einem der entferntesten Theile seines Erzbisthums, als ihm diese traurige Kunde überbracht ward. Gleich eilte er, wie auf Schwingen der Liebe, zu der unglücklichen Stadt. Schon kamen ihm Einige weinend und händeringend entgegen, und flehten um Rettung. Der Statthalter und die Vornehmen hatten sich bereits auf das Land geflüchtet, und die zurückgebliebenen Minister flehten den Erzbischof, sich zu entfernen, um sein Leben zu schonen; aber der Heilige gedachte der Worte seines Meisters: „Ein guter Hirt gibt sein Leben für seine Schafe.“ Jetzt war seinem himmlischen Sinne der schönste Wirkungskreis geöffnet; jetzt zeigte er, was die durch Glauben entflammte christliche Liebe, und nur sie, vermag. Mit Gott begann er sein heldenmüthiges Wirken, in seinen Reisekleidern ging er in die Kirche, um des Höchsten Beistand über sich und seine Heerde herabzurufen, dann besuchte er alle Häuser, in welchen bereits Pestkranke lagen. Wie mußte diese Theilnahme die Unglücklichen rühren! — Gewohnt, die Schicksale der Sterblichen vom christlichen Standpunkte aus zu betrachten, das Diesseits und Jenseits mit einander in Verbindung zu setzen, und überall die Hand aus den Wolken zu gewahren, sah er die schreckliche Seuche für eine Geißel Gottes zur Strafe der Sünden an, brachte die folgende Nacht mit Thränen und Gebet zu, geißelte seinen Körper, und mahnte am Morgen die Gläubigen, durch Fasten, Gebet und Buße des Gerechten Strafgerichte abzu-

wenden. Er stellte drei Tage lang öffentliche Bittgänge an, und wohnte denselben mit bloßen Füßen, mit Asche bestreut, ein Kreuz in der Hand, selbst bei. Weichlichkeit war ihm fremd, und ein solcher Auftritt konnte in einem religiöseren Zeitalter, als das unserige ist, nicht auffallend sein. Was er hier öffentlich that, geschah des Beispiels wegen, er verrichtete viel öfter Uebungen der Abtödtung im Geheimen. Seine Willenskraft, seine Selbstbeherrschung, seine Abtödtung, seinen Bußgeist muß Jeder bewundern, wie er auch die Aeußerung derselben beurtheilen mag. Der Erzbischof ließ bei dieser Gelegenheit seine Baptista's Stimme erschallen, hob aber auch die geknickten Rohre wieder auf, flößte christlichen Muth ein, und forderte vorzüglich seine Geistlichkeit zur kühnen Todesverachtung auf, worin er Allen selbst voranging. Tag und Nacht nahete er sich den Sterbenden, reichte ihnen heldenmüthig die h. Sacramente, und nahm oft noch lebende Kinder von der Brust der bereits entseelten Mütter, und trug sie in seine Wohnung. Kranke, die ohne Pflege waren, ließ er in ein großes Gebäude außerhalb der Stadt bringen, wo er sie mit Allem, wessen sie bedurften, versah. Er scheute die größten Kosten nicht, Krankenwärter und Todtengräber zu bestellen, und er beraubte seine eigene Wohnung selbst von dem Nöthigsten, um das Krankenhaus zu bereichern. Gerne entbehrte er, wenn er nur die Lage Anderer erleichtern konnte. So schlief er die ganze Zeit auf Brettern, und oft, wenn er ganz erschöpft vom Krankendienste nach Hause heimkehrte, fehlte ihm Brod, seinen Hunger zu stillen. Um die Weihnachtszeit verkündete der Heilige, daß sich der Herr erbarmt habe, und wirklich ließ die Seuche nach. Er verordnete Dankgebete, und das erkenntliche Volk begrüßte seinen Oberhirten als den Vater des Vaterlandes, als den Retter der Stadt.

Das sind Thaten christlicher Liebe, welche mit unauslöschbaren Buchstaben im Buche des Weltrichters verzeichnet stehen, wenn auch die Jahrbücher der Geschichte mit keinem Worte ihrer gedächten. Wer möchte nicht in jener Stunde, wo der Schimmer eitler Ehre erbleicht, lieber wie Borromäus eine Stadt gerettet, als einem hochgefeierten

Feldherrn gleich, eine Stadt erobert haben! Und wo ist mehr Geistesadel und Heldenmuth, bei diesem oder bei jenem?

Obschon nun der Erzbischof, wie es uns scheinen möchte, den höchsten Grad der uns Menschen unter dem göttlichen Beistande möglichen Vollkommenheit erreicht hatte, so war er doch selbst ganz anderer Meinung, hielt sich in seiner hohen Demuth für einen großen Sünder, strebte nach einer immer höhern Stufe, suchte immer mehr alles Irdische von sich abzulösen, und die Sinnlichkeit ganz zu ertödten. In seinem leeren Palaste saß der Erzbischof, dem alle Mittel zu Gebote standen, ein Wohlleben zu führen, genoß seine Speise und sein Wasser aus einem irdenen Geschirre, und wählte sich den harten Boden zu seinem Ruhelager. Ganze Nächte brachte er in der Kirche zu, um den durch die Geschäfte des Tages zerstreuten Geist zu sammeln, und den Beistand dessen herabzuflehen, ohne welchen die Bauleute vergebens bauen und die Wächter vergebens die Stadt bewachen. Im Jahre 1584 glaubte man aus seinen Reden wahrnehmen zu können, daß ihm eine Offenbarung von seiner nahen Auflösung müsse zu Theile geworden sein, denn er sprach wie mit überirdischer Begeisterung von der Vereinigung der Seele mit ihrem Schöpfer in der himmlischen Heimath, und zog sich, um zum Hinscheiden sich ungestört bereiten zu können, mit seinem Gewissensrathe Adorno (aus der Gesellschaft Jesu) auf den Berg Bevallo zurück. Hier brachte er täglich 6 Stunden mit der Betrachtung des Leidens und Sterbens unsers Erlösers und mit Lesen der h. Schriften zu. In der Nacht vor dem Tage, an welchem er seine jährliche allgemeine Beichte verrichtete, lag er 7 Stunden bewegungslos auf den Knieen. Am 24. October befiel ihn ein sehr heftiges Fieber, weswegen ihn sein Gewissensrath bat, seine Bußstrenge zu mäßigen, und Nahrung zu sich zu nehmen. Er folgte, und ließ sich nun nach Mailand führen, wo er am Allerseelentage anlangte. Hier erreichte die Krankheit einen so bedenklichen Grad, daß die Aerzte das nahe Ende ankündigten. Mit Sehnsucht und Freude verlangte der Heilige die Sterbesacramente, und schmückte sich mit seinen bischöflichen Kleidern, um seine innere Hochachtung gegen die h. Geheimnisse auch äußerlich

an den Tag zu legen, vielleicht auch um anzudeuten, daß der, welcher am Hochzeitsmahle des Lammes Antheil zu nehmen gedenkt, mit reichen Feierkleidern geschmückt sein müsse. Er empfing die h. Sacramente mit der innigsten Andacht, zur allgemeinen Erbauung. Nun verfügte er über seinen Nachlaß: was er noch an Silber besaß, erhielt die Domkirche, seine Büchersammlung das Kapitel, seine Handschriften der Bischof von Vercelli, und sein übriges Vermögen bestimmte er für die Armen und für das Krankenhaus. Dann ließ er sich aus der Leidensgeschichte vorlesen, und hörte mit Thränen in den Augen zu, segnete die Anwesenden, heftete seine Augen auf das Crucifix, das er in den Händen hielt, lächelte, und verschied in der Nacht von 3. auf den 4. November, mit den Worten: „Sieh, ich komme!"

Allgemeine Trauer herrschte in Mailand, als hätte jede Familie den Vater verloren, am lautesten äußerten ihre Theilnahme die Armen, die Wittwen und Waisen. Der Statthalter und der ganze Adel begaben sich in die erzbischöfliche Wohnung, um ehrfurchtsvoll die Leiche des Heiligen zu küssen, und die Bestattung glich einem Triumphzuge. Auf seiner Gruft in dem durch ihn verschönerten herrlichen Dom zu Mailand geschahen Wunder, so daß Paul V. im J. 1610 den großen Kirchenhirten unter die Heiligen versetzte, und ihn in der Heiligsprechungsurkunde „einen Märtyrer der Liebe, ein leuchtendes Muster für Hirten und Heerde und einen Engel in Menschengestalt" mit vollem Rechte nannte.

Des Heiligen Schriften, welche seinen Geist, seinen Seeleneifer und seine tiefe Lebensweisheit bekunden, sind im J. 1747 zu Mailand in einer Sammlung herausgekommen.

Vernehmen wir zum Schlusse, wie treffend der katholische Gelehrte, Professor Dieringer, unsern Heiligen schildert: „Auf der Höhe der Bildung seiner Zeit stehend, hat er seine Kenntnisse, wie kaum ein Anderer, im Dienste der Kirche fruchtbar zu machen gewußt, ist er einer der größten, wenn nicht der größte Kirchenverbesserer geworden. Zu den höchsten Würden und Aemtern der Kirche erhoben, hat er nie den eigenen Vortheil gesucht, oder mit den Mißbräuchen geliebäugelt, sondern unbeirrt von menschlichem

Vorurtheil die Wohlfahrt des Ganzen nach bestem Wissen und Gewissen wahrgenommen. Klar und bestimmt in seiner Einsicht, entschieden und rückhaltlos in seiner Entschließung, unüberwindlich in seiner Thatkraft, hat er nur im Wesentlichen sich unbeugsam gezeigt, in Allem die Milde und Nachgiebigkeit, wo es nur die verschiedenen Mittel und Wege galt, zum rechten Ziele zu gelangen. Die Schonung und Barmherzigkeit selbst gegen Andere, hat er seine eigene Seele durch Werke der Abtödtung, Entsagung und Menschenfreundlichkeit zu retten gewußt. Es war ein begabter Kopf, ein tüchtiger Geschäftsmann, ein erleuchteter Bischof, ein eifriger Kirchenverbesserer, ein unbestechlicher Charakter, ein mildreicher Völkerhirt, ein strenger Büßer, ein vollendeter Christ."

III. Die Franzosen.

§ 49.

König Ludwig XII.

(1498–1515.)

Der letzte König von Frankreich, von welchem ich im vorigen Bande erzählt habe, ist Carl VIII. gewesen. Er starb ohne Erben, und so wurde Ludwig von Orleans König.

Dieser Ludwig XII. hatte seine Fehler, aber auch seine Tugenden. Als er den Thron bestieg, entfernten sich viele Große, weil sie wußten, daß er früher ihre Namen auf einem Zettel, den er immer bei sich trug, mit einem rothen Kreuze bezeichnet habe. Er rief sie aber alle zurück, und sagte: „Das Kreuz bedeutet nicht Rache, sondern Gnade, wie das Kreuz des Welterlösers. Daß der Herzog von Orleans beleidigt ist, weiß der König von Frankreich nicht mehr." Um sein Volk nicht zu drücken, vermied er allen Aufwand, und als er einmal zu einem Kriege neue Steuern ausschreiben mußte, sagte er zu seinen Finanzräthen: „Richtet es so ein, daß meine Unterthanen nicht belästigt werden; will's Gott, so werde ich meinen armen Unterthanen alles wieder ersetzen."

Für solche Güte hieß Ludwig der **Vater des Volkes.**

Frankreich verdankte ihm viele nützliche Einrichtungen zur Abkürzung und gerechtern Entscheidung der Processe. Von seinen auswärtigen Händeln führe ich nur an, daß er 1499 Mailand eroberte, und seinen Blick auf Neapel warf. Neapel nahm ihm aber Ferdinand der Katholische weg. Mit Mailand ließ er sich vom Kaiser Maximilian für 50,000 Thlr. belehnen, versprach demselben auch seine Tochter Claudia für dessen ältesten Enkel, den nachherigen Kaiser Carl V., zur Gemahlinn, die ihm als Aussteuer Burgund und Betragne mitbringen sollte. Als die Belehnung mit Mailand erfolgt war, vermählte er seine Tochter Claudia dem jungen Herzoge von Angouleme, Franz, und gab ihr die genannten Herzogthümer zur Mitgift. Kaiser Maximilian war hintergegangen, aber Ludwig entschuldigte sich, er habe ohne Bewilligung der Stände so große Landschaften von Frankreich nicht trennen dürfen.

§ 51.

König Franz I.

(1515—1547.)

Dieser König war ein Enkel des Oheims von Ludwig XII., und Gemahl von dessen Tochter Claudia. Wir müssen ihn aus der Geschichte Carl's V. noch kennen, denn mit diesem mächtigen Kaiser führte er unaufhörliche Kriege. Er wollte gern selbst römischer Kaiser werden. Mailand hatte sein Vorgänger Ludwig XII. am Ende seines Lebens verloren, Franz wollte es wieder erobern. Wir wissen, daß er 1525 bei Pavia gefangen, und nach Spanien abgeführt wurde. In der Schlacht war er verwundet worden, und als er sich verbinden ließ, machte er durch seine Starkmüthigkeit die spanischen Wachen so weich, daß diese ihn gern hätten entschlüpfen lassen, wenn nicht die Hauptleute scharf Acht gegeben hätten. Er glich Carl dem Kühnen von Burgund. Bei der Abendtafel reichte Bourbon, der zum Kaiser übergegangen war, ihm knieend die Serviette, aber Franz wendete sich mit einem zornigen Blicke von ihm ab. Franzens Befreiung, die spätern Vorfälle zu Aigues-Mortes und Paris sind schon erzählt. Unter ihm ist in Kriegen

das Blut vieler Franzosen geflossen, und im Grunde wenig oder nichts gewonnen, denn die kaiserlichen Truppen waren damals noch die besten in Europa. Im J. 1544 hätte Franz bald ein kaiserliches Heer in Paris gesehen, nur der Friede von Crespy gab ihm 1545 noch erträgliche Bedingungen, und bald darauf — 31. März 1547 — starb er, geschwächt durch seine Ausschweifungen.

§ 52.

Johann Calvin.

(Geb. 1509. † 1564.)

Eigentlich hieß der merkwürdige Mann Iean Chauvin, diesen Namen gab er in seinen lateinischen Werken durch Iohannes Calvinus. Er wurde geboren zu Noyon unweit Paris, von seinem Vater, einem Böttcher, ganz strenge erzogen, wie Luther, und von seiner sehr religiösen Mutter früh zum Gebete angehalten. Der Abt eines Klosters zu Noyon gewann den Knaben lieb, übernahm seinen Unterricht, und hatte viele Freude an seinen Fortschritten und seinem gesetzten Wesen. Mit dem zwölften Jahre erhielt Calvin schon eine Pfründe am Dome seiner Vaterstadt, 6 Jahre darauf bereits eine Pfarre, die er durch einen andern verwalten ließ, und war auf diese Weise mit geistlichen Stellen versehen, da er noch studirte. Sein Gönner, der Abt, brachte ihn in ein Collegium zu Paris. Hier zeichnete sich Calvin bald so aus, daß er von allen Mitschülern beneidet ward; er wurde von diesen auch gehaßt, weil er täglich etwas an ihnen zu tadeln fand. So konnte es nicht fehlen, daß sich bei ihm nicht ein großer Dünkel und ein unbeugsamer Eigensinn festgesetzt hatte, zumal da er fast immer kränkelte, und Schwermuth seine Seele verdüsterte.

Als er nach Vollendung seiner theologischen Studien sich wieder in Noyon aufhielt, kam er wegen unnatürlicher Sünden in Untersuchung, wurde überführt und zur Strafe gebrandmarkt, jedoch aus besonderer Schonung des Bischofes und Magistrates nur auf dem Rücken. Sein Zeitgenosse, der Engländer Stapleton, schreibt dies, mit der Bemerkung, es stehe in den amtlichen Denkbüchern der

Stadt Noyon, und vergebens hätten Calvins Verwandten um die Ausmerzung dieser Notiz aus jenen Büchern angehalten*). Des Priesterthums war Calvin nun unfähig, seiner geistlichen Stellen wurde er entsetzt, er hatte zudem nur erst die Tonsur empfangen, und er ging nach Orleans und Bourgos, die Rechte zu studiren. In Bourgos brachte ihm ein Professor der griechischen Sprache aus Schwaben, Namens Volmer, eine entschiedene Vorliebe für den neuen Glauben bei. Calvin durchzog nun die Dörfer um Bourgos, und predigte dem Volke nicht ohne Erfolg; selbst die Königinn Johanna von Navarra ließ ihn oft zu sich kommen, und sprach mit ihm über die Religion. Auch in Paris ließ Calvin sich wieder sehen, und galt, erst 24 Jahre alt, schon für einen Hauptpfeiler der reformirten Kirche. Aber in Paris kam die Polizei ihm auf die Spur, an zusammengeknüpften Tüchern ließ er sich noch früh genug aus einem Fenster hinab, und entkam durch eine schnelle Flucht. Ein neuer Versuch, sich in Paris festzusetzen, hatte keinen bessern Erfolg, darum wendete er sich nach Basel. Hier schrieb er seinen Unterricht in der christlichen Religion (Institutio christianae religionis), ein Buch, welches bald das Orakel der Reformirten wurde, wie unter den Lutheranern die augsburgische Confession. Darauf verweilte Calvin eine kurze Frist in Italien, versuchte sich noch einmal in Paris, aber überall mußte er fliehen. So kam er nach Genf, wo der Magistrat den Fürstbischof eben verjagt, und eine republikanische Verfassung eingeführt hatte. Zwei reformirte Prediger dieses Ortes, Farel und Viret, nahmen den Flüchtling freudig auf, wurden aber bald von ihm beherrscht. Genf wurde der Sammelplatz aller Neugläubigen, welche aus Frankreich, Italien und Deutschland vertrieben waren; selbst die Waldenser in den Thälern Piemonts nahm man als Bundesgenossen in den Glaubensverein auf, um sich zu verstärken, weswegen in Frankreich alle Reformirten Eidgenossen oder Hugenots (Hugenotten) genannt wurden. (Andere leiten jedoch das Wort Hugenotten anders ab.)

*) Gleiches berichten Bolseck und Schlüsselberg. Andere Schriftsteller erwähnen es jedoch nicht.

— Calvin herrschte zu Genf bald unumschränkt. Dem Farel überließ er die Kanzel, er selbst hielt nur theologische Vorlesungen, aber er schrieb vor, und litt keinen Widerspruch. Weil er glaubte, die Kinder getaufter Eltern wären nicht mit der Erbsünde befleckt, bedürften also der Taufe nicht, so ließ er die Taufsteine aus den Kirchen werfen, und verbot das Taufen, weil in Genf ja keine Juden und Heiden zu taufen wären. Auch ließ er das Abendmahl in gesäuertem Brode geben. Diese Neuerungen empörten auch den Genfer Senat, und Calvin wurde aus der Stadt gejagt. Er ging nach Straßburg, und fand eine freudige Aufnahme bei den dortigen Reformirten, die ihn gleich zum Professor ihrer Theologie bestellten. Drei Jahre, von 1538 bis 1541, lehrte er hier seine Grundsätze, und wurde auch in Deutschland bekannt, da er den Religionsgesprächen in Worms und Regensburg beiwohnte. Er verheirathete sich in Straßburg mit einer Wittwe, Idelette von Bure, die aber nach 9 Jahren starb, ohne Kinder zu hinterlassen.

Indessen hatte in Genf seine Partei wieder gesiegt, und der Stadtrath bat ihn dringend, doch zurückzukehren. Calvin kam im September 1541, sein Einzug war ein Triumph, und desto kühner trat er in Genf wieder auf. Er verbot alle Zinsen von Kapitalien als Wucher, untersagte alle Bälle und Modenkleider, Schauspiele und alle öffentlichen Lustbarkeiten, und gestattete den Kaufleuten nicht, Waaren über den Einkaufspreis zu verkaufen, wenn sie dieselben nicht verbessert hätten. Wer öffentlich sündigte, mußte Kirchenbuße thun, und zwar bei groben Verbrechen im Bußkleide an der Kirchenthür die eintretenden Gläubigen um ihre Fürbitte anflehen. Dies verdroß die junge Welt, aber Calvin setzte seine Kirchenordnung durch, denn die alten Leute freuten sich über seine Strenge, und die andern fürchteten ihn. Seine Härte bewirkte bei allen seinen Anhängern einen gewissen finstern Sinn, der sich besonders bei den Hugenotten Frankreichs noch lange erhielt. Sein geistliches Consistorium war eine Art Inquisition und er dessen Großinquisitor.

Einige besondere Proben von Calvins Strenge kann ich nicht verschweigen. Perrin, ein Genfer Senator, erschein einmal als Pathe eines Kindes, welches Calvin taufen

sollte*). Dieser sagte aber laut, Perrin könne nicht Pathe werden, ein Pathe müsse ein gottesfürchtiger Mensch sein. Der Senator tobte darüber in der Kirche; da that Calvin ihn in den Bann, und der Senat mußte ihn seiner Stelle im Rathe entsetzen.

Der Rathsherr Ameaux hatte bei einem Gastmahle eine spöttische Aeußerung über Calvin fallen lassen, dafür wurde der hohe Herr eingekerkert, und er hatte nur zwischen Landesverweisung und Kirchenbuße zu wählen; er entschied sich für letztere.

Bertelier, ein Gerichtssekretair, war excommunizirt, und wendete sich an den Senat; dieser erlaubte ihm nach einem halben Jahre wieder die Theilnahme am Abendmahle, und Bertelier erschien in der Kirche. Wie donnerte Calvin von der Kanzel, als er ihn sah! „Eher sterbe ich — rief er — als daß diese meine Hand dem Unwürdigen das Abendmahl reicht." Bertelier mußte die Kirche räumen, Calvin zog an der Spitze des Volkshaufens gegen das Rathhaus, und der Senat mußte versprechen, sich nie wieder in geistliche Sachen mischen zu wollen.

Der Bibelübersetzer Castellio und der Arzt Bolsec wurden abgesetzt und verbannt. Valentin Gentilis, welcher die Kühnheit hatte, den Calvin des Irrthums zu zeihen, konnte nur durch Widerruf und Abbitte sein Leben retten, das er nach dem Tode Calvins durch Hinrichtung doch noch verlor.

Gruet hatte in seinen Briefen gegen Calvins Lehren Zweifel geäußert, und unsittliche Verse geschrieben, und als er dafür in den Bann kam, suchte er eine Partie zu machen, Calvins Kirchenordnung zu stürzen. Nun blieb Calvin nicht bei geistlichen Strafen stehen, sondern forderte, daß der gefährliche Mensch enthauptet würde, welches auch nach wiederholter Folterung geschah.

Michael Servet, ein Spanier, Arzt, Rechtsgelehrter und Theolog zugleich, ließ um diese Zeit in Frankreich ein Buch an's Licht treten, Wiederherstellung des Christenthums betitelt, setzte aber seinen Namen nicht

*) Als Einweihung in die christliche Kirche ließ er die Taufe noch gelten.

vor, denn es enthielt die ganz neue Lehre, daß in der Gottheit nicht drei Personen seien, also der Vater, der Sohn, der h. Geist nicht wahrer Gott sei, sondern man nur an einen Gott glauben müsse und nichts weiter. Das Buch machte Aufsehen, auch Calvin bekam es zu Gesichte, und erfuhr zufällig, daß Servet, der schon lange mit ihm im Briefwechsel stand, der Verfasser sei. Was thut Calvin? Er sendet Servets Briefe nach Frankreich, und gibt ihn als den Verfasser des berüchtigten Buches an. Servet wird eingekerkert, entkommt aber dem Gefängnisse, und entflieht nach Italien. Sein Weg führt ihn durch Genf. Kaum vernimmt Calvin, daß der Erzketzer angekommen ist, so wirkt er beim Senate dessen Verhaftung aus. Wie staunte Servet über eine solche Behandlung in einer reformirten Stadt! Wie entsetzte er sich, als Calvin, sein Freund, als Kläger gegen ihn auftrat! Widerrufen wollte er nicht, obgleich Calvin selbst zu ihm in's Gefängniß stieg, und stundenlang mit ihm disputirte. So wurde er endlich als ein hartnäckiger gefährlicher Ketzer zum Feuer verdammt von Calvins reformirtem Gerichte. Darüber verlor er fast den Verstand, und da alles Flehen um Gnade vergeblich war, bat er noch, man möchte ihn doch lieber mit dem Schwerte hinrichten. Auch das wurde ihm abgeschlagen. Am 17. October 1553 wurde er zum Scheiterhaufen geführt, der leider aus grünem Holze bestand, welches gar nicht recht brennen wollte. Ueber eine halbe Stunde quälte sich der Unglückliche, und schrie unaufhörlich. Sein Buch wurde mit ihm verbrennt. Der Reformator Theodor Beza, Calvin's Freund, rechtfertigte später das Verfahren gegen Servet, indem er behauptete, wer das Gebäude der geoffenbarten Religion erschüttere, ohne Besseres an deren Stelle bieten zu können, sei ein größerer Verbrecher, als derjenige, welcher sich Eingriffe in das zeitliche Eigenthum des Nächsten erlaube.

Man sieht, daß die Protestanten so wohl, wie die Katholiken, ihre Religionsgegner durch Feuer und Schwert verfolgt haben, und die Unduldsamkeit nicht in der Religion selbst, sondern in dem Charakter der einzelnen Personen liegt. Daß bei einem solchen Auftreten von der vielgerühmten Gewissensfreiheit keine Rede sein kann, bedarf kaum der Erwähnung.

Calvin herrschte am Ende in dem republikanischen Genf unumschränkt wie ein Kalif, keiner widersprach ihm mehr. Loben muß man aber seine Uneigennützigkeit und seinen eisernen Fleiß. Sein Gehalt betrug nur 50 Thaler, 12 Maß Korn, 2 Tonnen Wein und freie Wohnung. Als man ihm einmal mehr bot, drohete er, niederzulegen. Seine ganze Nachlassenschaft in Büchern, Hausgeräthen u. s. w. überstieg nicht 125 Thaler. Er predigte fast täglich — die Genfer Bibliothek besitzt von ihm noch über 2000 geschriebene Predigten — dreimal in der Woche hielt er theologische Vorlesungen, dabei schrieb er Briefe durch halb Europa, und besuchte die Eingesessenen seiner Gemeinde in ihren Häusern, um sich in alle ihre Angelegenheiten zu mischen. Das nämliche Verfahren schrieb er allen seinen untergeordneten Predigern vor. Er starb den 27. Mai 1564 noch nicht 55 Jahre alt, wie erzählt wird, unter Flüchen und Gotteslästerungen in Verzweiflung, und weil seine Geschwüre von Würmern wimmelten, so konnte des übeln Geruches wegen es keiner an seinem Krankenbette aushalten *).

Calvin wird eigentlich mehr als der ältere Zwingli für das Haupt der Reformirten gehalten, und mit Recht, obschon er von dem flachen Zwingli bedeutend abwich. Seine Hauptlehren, in denen er von den Lutheranern und Sacramentirern abging, sind folgende:

Der Mensch wird gerecht, da der Erlöser ihm seine Verdienste andenkt. — Wer einmal gerechtfertigt ist, kann die Rechtfertigung nicht verlieren, denn Gott bereut sein Werk nicht. — Kinder sind gerechtfertigt, wenn ihre Eltern gerechtfertigt sind. — Kinder getaufter Eltern haben die Erbsünde nicht, bedürfen daher der Taufe nicht; die Taufe mag nur bleiben, um als Aufnahme in die Kirche zu erbauen. — Die Auserwählten werden gewiß selig, weil Gott sie selig haben will; die andern hat Gott zur Hölle erschaffen. Für die, welche nicht selig werden sollen, ist Christus auch nicht gestorben, sondern nur für die Auserwählten **).

---

*) Conr. Schlüsselberg. Theolog. Calvin L. 2. Fol. 72. Francofurt. 1592.

**) Selbst der Protestant Spittler bemerkt Folgendes über Calvin: „C. ist ein warnendes Beispiel eines Temperamentstheologen.

— In dem Abendmahl ist Christus wirklich gegenwärtig, aber nur geistlicher Weise. (Was Calvin hierdurch sagen wollte, sieht man nicht. Es war halb katholisch, halb zwinglianisch. — Nicht der Staat soll die Kirche regieren, sondern die Kirche wählt ihre Presbyter (Aeltesten, Prediger) selbst, und die Presbyter halten in wichtigen Angelegenheiten Synoden, diese bilden den höchsten Vorstand zur Vereinigung der einzelnen Kirchen. (Calvin lebte in einem republicanischen Staate, darum wählte er für seine neue Kirche auch republikanische Einrichtungen; wo andere bürgerliche Verfassungen sich vorfanden, da nahmen die Protestanten auch eine ähnliche Kirchenordnung an. Man sieht, wie menschlich alles bei ihnen zuging. Die katholische Kirche hält ihre eigenthümliche Kirchenverfassung bei jeder Staatsform bei.)

Hier haben wir Calvins besondere Grundsätze; in den übrigen Punkten stimmte er mit Luther überein. Sein Freund Theodor Beza, dem Melanchthon ähnlich, setzte nach seinem Tode das Werk fort, und zog binnen 50 Jahren die halbe lutherische Welt zum reformirten Glauben über. Man würde aber zu weit gehen, wenn man meinte, die jetzigen Reformirten hätten noch sämmtliche schroffe und empörende Grundsätze des kalten und finstern Calvin. Sie sind von denselben eben so weit entfernt, wie viele Lutheraner von Luthers Lehre, denn bei allen Protestanten gilt ja die Regel, man müsse in der Religion immer mehr aufklären. Wir Katholiken glauben, was einmal wahr sei, bleibe immer wahr, und eine göttliche Religion könne durch Menschen nicht verbessert werden. Doch davon nachher. Lassen wir jetzt die Hugenotten in Frankreich weiter beobachten.

Daß ein so aufgeklärter (?) Mann trotz seiner sonst so vortrefflichen(?) Exegese, trotz allem was Verstand und Herz jedem Menschen von Gottes vollkommener Weisheit und Willensgüte sagt, überhaupt in das Begreifenwollen dessen, was man doch immer das Unbegreifliche nennt, in das Ergrübeln, wie Gott wirken müsse, wie der Mensch, ehe er will, willensverkehrt sein müsse, und besonders auf die Meinung einer willkürlichen Prädestination gewisser Menschen zum ewigen Verderben gerathen konnte, ist ein trauriger Beweis, wie sehr oft überfließende Lehransichten durch individuelle Anlagen und Umstände bestimmt worden.

§ 53.

Die Hugenotten.

So nannte man in Frankreich alle, welche der reformirten Lehre zugethan waren, wie schon oben erzählt ist. Schon unter dem kräftigen Könige Franz I., der mit Kaiser Karl V. die vielen Händel hatte, erhoben sie muthig ihr Haupt, und man entdeckte zu Paris ein Complott Sacramentirer im Jahre 1535, als eben in Münster die Wiedertäufer ihr Unwesen trieben. König Franz liebte die Religionsneuerungen nicht, schon aus dem Grunde, weil die Reformirten sehr freie politische Grundsätze hatten, denn sie waren mehr für eine Republik, als für die Monarchie. Die katholische Religion selbst lag übrigens dem Franz nicht sehr am Herzen, denn in Deutschland unterstützte er die Protestanten, um seinem Nebenbuhler Karl V. Ungelegenheiten zu bereiten, und nebenbei im Trüben zu fischen. Gelang es ihm ja auch wirklich in Folge seiner Verbindung mit den deutschen Protestanten die deutschen Bisthümer Metz, Toul und Verdun zu erlangen. Aber im eigenen Lande wollte er die Religionswirren und Unordnungen nicht dulden. Als nun im Jahre 1534 die Hugenotten zu Paris an den Kirchen, öffentlichen Plätzen, am königlichen Schlosse und sogar an des Königs Zimmern heftige und drohende Schmähschriften anhefteten, da forderte Franz I. die Gerichtshöfe zur rücksichtslosen Strenge gegen die Neuerer auf, und ließ sechs der Schuldigsten verbrennen.

Franz I. starb 1547. Nach ihm regierte sein Sohn **Heinrich** II. zwölf Jahre lang, berühmter aber, oder vielmehr berüchtigter, als er, ist seine Gemahlinn, **Katharina v. Medicis**, Leo's X. Nichte, geworden. Heinrich war der erste Turnierheld seines Reiches, aber das Regieren verstand er nicht, hatte auch keine Lust dazu, und freute sich, daß andere es für ihn übernehmen wollten. Dazu zeigten sich überaus geneigt die **Guisen**, fünf Brüder, unter denen Herzog **Franz von Guise** und **Carl Cardinal von Lothringen** die fähigsten Köpfe waren. Der Cardinal arbeitete im Kabinette, der Herzog

im Felde, beide mit gleichem Glück. Wo Guise die Soldaten anführte, da siegten sie, wo er aber nicht an ihrer Spitze stand, da wurden die Franzosen auch regelmäßig geschlagen. Dies erwarb den Guisen die Achtung der ganzen Nation. Guise war es, der den Engländern Calais, welches sie über 200 Jahre besessen hatten, wieder abnahm.

Heinrich II. unterstützte gleichfalls die Protestanten in Deutschland gegen Karl V., aber in seinem eigenen Reiche verfolgte er sie, woraus man abnehmen kann, daß er (auch seine Nachfolger) nicht der katholischen Religion wegen, sondern aus politischen Gründen gegen die Reformirten feindselig auftrat. Indessen verminderte sich trotz der Scheiterhaufen, welche die Gerichtshöfe anzündeten, die Anzahl der Reformirten nicht, sondern die Gewißheit, daß mehrere ihres Glaubens selbst in den Parlamenten saßen, machte sie so dreist, daß sie 1559 in einer Vorstadt von Paris schon eine Synode hielten, worin sie ihre Uebereinstimmung mit Calvins Lehre und auch die Rechtmäßigkeit und Pflicht der Ketzerverfolgungen aussprachen, und so selbst die Gegner gegen sich waffneten. Der König dachte ihnen eine exemplarische Strafe zu, aber der Tod ereilte ihn noch in demselben Jahre. Als seine Tochter Isabelle mit Philipp II. von Spanien vermählt wurde, wie wir aus der spanischen Geschichte wissen, gab er ein großes Turnier. Schon hatte er mehrere Lanzen rühmlich gebrochen, als er noch den jungen Grafen Montgommery zu einem Gange aufforderte. Des Grafen Lanze zerbrach an des Königs Harnische, aber das Splitterende fuhr demselben in's rechte Auge, und drang bis in's Gehirn. Zehn Tage mußte er schauderhaft leiden, da erst verschied er.

Seine drei Söhne Franz II., Karl IX. und Heinrich III. haben nach ihm den Thron bestiegen — ihre Regierung (1559—1588) füllt dreißig schreckliche Jahre französischer Bürgerkriege.

Franz II. war 17 Jahre alt, da er seinen Vater verlor. Für ihn regierte seine Mutter, Katharina von Medicis, die nun erst recht ihre Herrschaft entwickelte. Sie zog die beiden Guisen noch mehr hervor, als dieses unter ihres Mannes

Regierung geschehen war, um so mehr, da der regierende junge König Franz II. mit einer Nichte der Guisen vermählt war. Dies war Maria Stuart, Prinzessinn von Schottland, von welcher wir unten noch viel erzählen werden. Der Einfluß der Guisen verdroß aber keinen mehr, als die Bourbons. Das waren drei Brüder, Anton, König von Navarra (weil er mit Johanna von Navarra vermählt war), Ludwig, Prinz von Condé und Karl von Bourbon, Cardinal-Erzbischof von Rouen. Dies Kleeblatt hatte allerdings nähere Ansprüche auf die ersten Stellen im Staate, denn sie waren die ersten Prinzen von Geblüt nach der regierenden Familie. Aber wie sollten sie die Guisen stürzen? Sie beschließen, sich mit den Reformirten zu vereinigen. Der Connetable Montmorency, ein Schwager des Prinzen Condé, und der Admiral Coligny, beide vom Hofe vernachlässigt, und zurückgesetzt, treten ihnen bei, und bieten den Hugenotten ihre Dienste an, ihnen freie Religionsübung zu verschaffen. Die Hugenotten, deren Synode erklärt hatte, „daß man sich den Gesetzen der Obrigkeit unterwerfen müsse, selbst wenn diese ungläubig sei," zeigten sich jetzt etwas scrupulant oder heuchlerisch, wie Andere wollen, und holten erst das Gutachten reformirter Theologen aus Deutschland und der Schweiz ein, ehe sie den Aufstand begannen. Als dieses vieldeutig dahin ausfiel, daß sie mit den Waffen ihre Religion schützen dürften, wenn die meisten Großen des Reichs auf ihrer Seite wären, und ein Mitglied der königlichen Familie an ihre Spitze träte, wählten sie den raschen Condé als das Haupt ihrer Partei; dieser war aber so vorsichtig, daß er nicht selbst den Oberbefehl übernahm, sondern einen gemeinen Edelmann an die Spitze stellte. Die Verabredung war, ein Haufe Protestanten sollte unbewaffnet nach Blois, wo der Hof sich aufhielt, zum Könige gehen, und um freie Religionsübung anhalten; wenn diese, wie vorauszusehen, verweigert würde, sollten die bewaffneten Hugenottenhaufen aus ihren Hinterhalten von allen Seiten über Blois herfallen, den Hof gefangen nehmen, und den König zwingen, den Prinzen Condé zum Oberstatthalter des Reichs zu bestellen. Die Königinn-Mutter sollte von allen Geschäften entfernt werden, und den Guisen, als den Herrschern

des Reichs, war der Tod zugedacht. Aber die Guisen und Katharina waren zu wachsam, sie erfuhren den ganzen Plan, und der Hof begab sich nach Amboise, wo eine starke Kriegsmacht schnell zusammengezogen wurde. Hier erschienen die Bittsteller der Hugenotten, nach ihnen deren bewaffnete Schaaren, aber zu ihrem Verderben. Sie wurden geschlagen, und die man lebendig ergriff, wurden hingerichtet. Dieses war das Ende der Verschwörung von Amboise. (1560.)

Man sieht, die Herrschsucht der Bourbons war die Haupttriebfeder dieses Aufruhrs, mit der Religion wurde er beschönigt. Die Guisen wollten jetzt die Inquisition in Frankreich einführen, aber König Franz II. widersetzte sich mit seinem Kanzler l'Hopital, und verordnete, die Parlamente sollten die Ketzer nicht ferner richten, dies sollte den Bischöfen überlassen bleiben, die natürlich keine andere als geistliche Strafe, also höchstens den Kirchenbann erkennen konnten. Bisher war bei jedem Parlamente eine chambre ardente zur Aufsuchung der Hugenotten, welche alle Nichtkatholiken schonungslos behandelte, und deren Güter einzog. Dies schreckliche Institut war nun aufgehoben, obgleich der Hof und die Katholiken als Sieger da standen. Indessen, König Franz II., der es wohl gut meinen mochte, starb kurze Zeit nachher, da er etwa ein Jahr lang regiert hatte, 18 Jahre alt. (5. December 1560.) Seine Gemahlinn Maria Stuart schickte man nach Schottland zurück, und sein ältester Bruder Karl IX., ein Knabe von 10 Jahren, bestieg den Thron, für ihn regierte aber wieder seine Mutter, Katharina von Medicis.

Der erste Schritt ihrer Regentschaft war, daß sie den Prinzen Condé aus dem Kerker entließ, in welchen er, als verwickelt in die Verschwörung von Amboise, und in eine neue, wodurch er die Stadt Lyon durch einen Handstrich nehmen wollte, gerathen war. Den König Anton von Navarra, Bruder des Prinzen Condé, ernannte sie zum Generalstatthalter des Reiches. Auch ließ sie, um sich dem Admiral Coligny gefällig zu zeigen, (den 9. Sept. 1561) ein berühmtes Religionsgespräch zu Poissy halten, und obschon dasselbe nur dazu diente, die Reformirten von den Lutheranern desto

strenger zu scheiden, so gab sie doch in dem Januaredicte (1562) den Hugenotten freie Religionsübung vor den Thoren der Städte, machte aber die Bedingung, daß die den Katholiken entrissenen Kirchen von den Hugenotten zurückgegeben werden sollten. Dadurch wollte die Königinn-Mutter die Bourbons auf ihre Seite ziehen, um gegen die Guisen, deren Macht sie zu fürchten anfing, ein Gegengewicht zu haben. Natürlich waren die herrschtüchtigen Guisen mit diesem Erlasse keineswegs zufrieden, und alle Katholiken mit ihnen; die da glaubten, es handle sich nur um die Religion, wußten gar nicht, was sie von der katholischen Königinn-Mutter denken sollten. Die Hugenotten, zwar auch keineswegs befriedigt, jedoch muthig wegen der erworbenen Freiheiten, erlaubten sich die größten Gräuel: sie rissen das Kreuz Christi nieder, zerstörten die verehrtesten Heiligenbilder, verwüsteten die Gräber der ehrwürdigsten Könige und Bischöfe Frankreichs, und streuten deren Asche in die Luft; die h. Hostien warfen sie in den Koth, oder traten sie mit Füßen; die katholischen Geistlichen wurden ertränkt, oder von den Thürmen gestürzt. Alles Gesindel, welches man aus andern Ländern weggejagt hatte, versteckte sich in dem gährenden Frankreich, und half die Gräuel vermehren. Man dachte nicht an die Zurückgabe katholischer Kirchen; man zerstörte Klöster und Kirchen, namentlich in Orleans, Montpellier, Nimes, Montauban, Pamiers, Lisieux, Amiens, Meaux und selbst in Paris (1561—1562). Im den Fürstenthume Bearn ließ die protestantische Johanna von Albret (1563) die katholische Geistlichkeit ihrer Güter berauben, mehrere Pfarrer verbannen, und Processionen bei Todesstrafen verbieten (später [1569] mehrten sich dort noch die Ermordungen und Gräuelthaten). Kein Wunder, daß die Katholiken für den Bestand ihrer Religion zitterten, und ein ähnliches Loos für ganz Frankreich besorgten! Diese, immer noch die mächtigste Partei, rächten sich fürchterlich: sie hieben die reformirten Prediger mit Beilen in Stücke, und verbrennten die Leichen dann sammt den calvinischen Gebetbüchern und französischen Bibeln; an mehrern Orten zündeten sie die Scheunen vor den Stadtthoren an, welche den Reformirten zu Kirchen dienten. Kein Reformirter konnte

über die Straße gehen, ohne sich Hugenott schelten zu hören. Diese Stimmung der beiden Parteien machte das Januaredikt völlig unnütz. Aber die Großen hatten etwas ganz anderes im Auge, als die Religion. Guise hegte den frevelhaften Wunsch, Herrscher zu werden, und lockte den König Anton von Navarra auf seine Seite, indem er ihm vorgaukelte, derselbe würde bald König werden, wenn er nur den Katholiken beiträte. Dies war auch nicht unwahrscheinlich, denn Karl IX. und sein Bruder versprachen kein langes Leben, und mit ihnen erlosch das Haus Valois, das Haus Bourbon war der nächste Erbe der Krone. Anton von Navarra ließ sich gewinnen, auch Montmorenci schloß sich an Guise an, zwei Häupter der Hugenotten waren mit dem Haupte der Katholiken verbündet. Man nannte es das Triumvirat. Katharina von Medicis erschrak, wer sollte ihr helfen? Sie stellte sich, als wäre sie selbst von der Wahrheit des reformirten Glaubens überzeugt, und verbündete sich mit Condé und Coligny. Also auch hier fanden sich Katholiken und Hugenotten zusammen. Ein neuer Beweis, daß um andere Angelegenheiten, als um die Religion, das Schwert gezogen wurde!

Nun brach der Bürgerkrieg los. Die Hugenotten waren zwar jetzt den Katholiken noch nicht gewachsen, aber sie verstärkten sich verrätherischer Weise durch ein Bündniß mit den Engländern, denen sie die bedeutenden Küstenstädte Havre de Grace, Dieppe und Rouen in die Hände spielten; sie selbst besetzten unter andern Orten Orleans, Tours, Poitou, Bourges. Die Triumvirn waren aber rascher, als ihre Gegner. Guise eilte nach Fontainebleau, und nahm Karl IX. (damals 13 Jahre alt) und seine Mutter gefangen, Condé hatte sie nicht retten können. Katharina machte gute Miene zum bösen Spiel, that, als habe sie volle Freiheit, und gab sich ganz den Guisen hin. Auf Coligny's Kopf setzte sie einen Preis, erklärte alle Hugenotten für Rebellen, und durchzog mit Guisens Heer das Reich, die reformirten Städte zu erobern. Blois, Tours, Poitiers, Rouen wurden von den Guisen erobert, aber Anton von Navarra wurde vor Rouen erschossen. Dagegen fiel Condé den Guisen lebendig in die Hände, Montmorenci den Hu-

genotten, und vor Orleans wurde der Herzog von Guise durch einen fanatischen reformirten Edelmann, der sich in das Lager der Königlichen geschlichen hatte, mit drei vergifteten Kugeln tödtlich verwundet, und starb 6 Tage nachher. Poltrat, so hieß der Mörder, gestand, wahrscheinlich, um seine Strafen zu mildern, daß er von Coligny zu dem Verbrechen, welches auch Beza gebilligt, veranlaßt sei, widerrief aber vor seiner Hinrichtung. Coligny stellte gleichfalls die Wahrheit der Beschuldigung in Abrede, nur gab er zu, daß der Tod des Guisen ihm angenehm sei, weil derselbe den Reformirten von einem großen Feinde befreiet habe. Der Ermordete hinterließ einen tüchtigen Sohn Heinrich von Guise, der aber erst 13 Jahre alt war, und seinen Vater im Felde nicht ersetzen konnte. Katharina begriff dieses sehr wohl, und machte mit den Bourbons oder Hugenotten Frieden, wodurch ihnen Freiheit des Gottesdienstes in ihren Städten zugesichert ward (Verordnung von Amboise 19. März 1563), und gab auch dem Prinzen Condé seine Freiheit wieder. Die Hugenotten nahmen den Frieden gern an, nur nicht Coligny, der dadurch einen bleibenden Haß des Hofes auf sich lud.

Katharina bereisete jetzt das Reich, und nahm den jungen König Karl IX. mit sich. In Bayonne hatte sie eine Zusammenkunft mit ihrer Tochter Isabelle, Königinn von Spanien, und dem Herzoge von Alba, der dieselbe begleitete. Alba rieth ihr, — so heißt es — alle Hugenotten zu vertilgen, Katharina wollte wenigstens deren Häupter ausnehmen. Aber Alba antwortete: „Behüte, gerade die am wenigsten! Zehntausend Frösche sind nicht so viel werth, wie ein einziger Lachskopf.“ Katharina merkte sich dies. So erzählen die Hugenotten. Uebrigens ist das Geschichtchen keinesweges wahrscheinlich. Woher wollten jene wissen, was in einer geheimen Unterredung gegen sie geäußert sei? Dieselbe Bemerkung können wir über manche nähere Umstände und Erzählungen aus dieser Zeit machen. Der Parteigeist und die Gehässigkeit hat sie ersonnen.

Nach dem ersten Bürgerkriege folgten in kurzer Zeit noch zwei andere, Engländer und Deutsche wurden von den Hugenotten nach Frankreich gerufen. Am 29. September

1567 versuchten die Protestanten, den König auf dem Schlosse Monceaux gefangen zu nehmen, was ihnen mißlang, und an demselben Tage wurden zu Nismes 80 vornehme Katholiken in einen Brunnen gestürzt. Die Hugenotten verloloren zwar die Schlacht bei St. Denis, aber unterstützt von dem Churfürsten von der Pfalz, errangen sie den Frieden von Lonjumeau (12. März 1568) nach welchem ihnen das Januaredict von 1562 ohne die spätern Beschränkungen zugestanden wurde. Den Hugenotten genügten aber diese Zugeständnisse nicht, und sie hatten den Frieden nur angenommen, um Zeit zu gewinnen, und Verstärkungen vom befreundeten Auslande zu erhalten. England und die Niederlande gewährten diese. Nun ward der dritte Bürgerkrieg (1568) eröffnet, die eben unterdrückte Flamme loderte höher und verderblicher, denn je, und beide Parteien überboten sich an Wuth und Grausamkeit. Die Hugenotten verloren die Schlacht bei Jarnac (13. März 1569), Prinz Condé ward gefangen und erschossen; aber Coligny ersetzte ihn. Auch dieser unterlag in dem Treffen bei Montcontour, und wurde von dem Parlamente (13. September 1569) als Hochverräther erklärt, aber er erlangte dennoch den günstigen Frieden von Saint Germain en Laye (8. August 1570). Diesem gemäß sollten die Protestanten in allen Städten, Paris und das jedesmalige Hoflager allein ausgenommen, frei ihren Gottesdienst ausüben, zu allen Staatsämtern und Würden zugelassen werden, und zum Unterpfande sogar die Festungen la Rochelle, Charité, Montauban und Cognac erhalten. Dieser günstige Friede bei so ungünstiger Lage der Hugenotten erregte bei den Katholiken, denen die von den Protestanten verübten Gräuel noch im lebendigen Andenken waren, und so viele Opfer hatten bringen müssen, einen dumpfen Groll.

Lassen wir hier eine Pause machen, und die Hauptpersonen des folgenden Trauerspiels näher betrachten, Katharina von Medicis und ihren Sohn, den König Karl IX. Katharina von Medicis, eine feurige Italienerinn, liebte die Veränderung und Herrschaft. Sie war, andächtig, aber nicht sittsam, religiös, doch abergläubisch. Manche Nacht brachte sie unter ihren Astrologen zu, mit denen sie zauberische Kreise zeichnete. Sie knüpfte einen

Ring an ein Haar, hängte ihn in einem Glase auf, und zählte die Schwingungen, die er machte, um zu erfahren, wie viele Tage einer, welcher ihr gerade im Wege stand, noch zu leben habe. Sie sammelte Maler und Bildhauer um sich, und ihr Hofstaat war der üppigste der damaligen Zeit. Alles, was in öffentlichen Gesellschaften und in Familienkreisen vorging, erfuhr sie, und benutzte es zu ihrem Zwecke, welcher Herrschaft war. Daß sie ihren Sohn Karl IX. so lange unter mütterlicher Gewalt hielt, wurde ihr verarget, besonders seitdem derselbe schon mit einer Tochter des Kaisers Maximilian II. vermählt war. Von Karl IX. versprachen alle Franzosen, Hugenotten und Katholiken, sich viel Gutes, wenn er nur einmal dem Einflusse seiner Mutter entzogen wäre.

Karl IX. war ein treues Bild seiner Mutter. Wenn er etwas Böses gethan hatte (so erzählt man, wahrscheinlich haben ihn indeß seine Gegner noch schwärzer gemacht, als er wirklich war), dann eilte er in eine Kirche, nicht, um diese Sünde zu bereuen, sondern er opferte eine brennende Kerze vor dem Bilde der heiligen Jungfau, um aus deren Dauer oder Funkeln zu erfahren, wie viele Monate, Tage und Stunden er noch warten müsse, ein neues beabsichtigtes Bubenstück zu vollführen. Aus der Kirche begab er sich zu einem Wahrsager, um zu entnehmen, ob die Sterne mit den Zeichen der Kerze übereinstimmten, oder zu den prophetischen Heuschrecken, die seine Mutter ernährte. Geschäfte hatte er wenig, denn seine Mutter ließ ihm nichts übrig, und er war gewohnt, wenigstens zu schweigen, wenn er ihre Anschläge nicht billigte. Im Zorne zitterten ihm alle Nerven, und zogen seine Glieder krampfhaft zusammen. Sein Fluchen war schrecklich, in der Verstellung soll er Meister gewesen sein, was indeß bei heftigen Charakteren selten ist.

Seine Mutter nahm nach dem letzten Religionsfrieden ein ganz anderes Verhalten an. Sie entfernte ihre Astrologen, Tänzer und Schauspieler vom Hofe, putzte und salbte sich nicht mehr, erschien selten mehr öffentlich, empfing nur einmal in der Woche Gesellschaft, und zu dieser ließ sie fast nur Hugenotten zu. Man verwunderte sich. Sie stieg zu Pferde, besuchte die Arsenale, prüfte die Waffen, und es hieß,

sie wollte Philipp II. bekriegen, Flandern erobern, und Coligny — der zweimal geächtete und im Bilde gehängte Coligny, solle Feldherr werden. Man erstaunte, die Hugenotten sangen lauter, als je, in ihren Kirchen, die Katholiken aber, die Politik des Hofes nicht begreifend, fuhren fort, ihre reformirten Mitbürger zu mißhandeln. Die Hugenotten gingen nach Paris, klagten darüber bei Katharina, und 300 Katholiken wurden zu Rouen hingerichtet. Die Reformirten jubelten laut, bei Katharina endlich Gerechtigkeit zu finden, ja höher bei ihr zu stehen, als die Katholiken. Alle Hugenotten, die am Hofe gewesen waren, verbreiteten die Nachricht von der erwünschten Veränderung durch die Provinzen; auch sagten sie noch, Karl IX. sei völlig Herr in seinem Hause, seine Mutter empfange zwar noch die Gesandten, aber sie mische sich gar nicht mehr in Staatssachen, und spreche nicht einmal von denselben.

Nun erschien der Marschall von Biron bei der Königinn Johanna von Navarra, im Namen Karls IX. von Frankreich, und warb um die Hand ihres Erbprinzen Heinrich für Margaretha von Valois, Madame von Frankreich. Die Begeisterung der Hugenotten stieg aufs höchste. Das katholische Königshaus wünschte Familienbande mit dem Haupte der Reformirten zu knüpfen — was konnte man mehr verlangen? Johanna aber hatte Bedenklichkeiten: die Königinn-Mutter sei eine Heuchlerinn, und denke gewiß nur auf einen neuen Betrug — Margaretha von Valois, noch nicht zwanzig Jahr alt, sei zwar ein Muster der Schönheit, eine unübertreffliche Tänzerinn, feurig und andächtig, von Dichtern und Monarchen gefeiert, aber in Hinsicht der Sitten von zweideutigem Rufe. (Man weiß ja, daß die dumpfen und finstern Calviner selbst erlaubte und unschuldige Freuden verwarfen.) — Ihr Heinrich könne durch diese Heirath leicht von seinem Glauben abgebracht werden, oder er werde Zwietracht in das französische Königshaus bringen. Johanna fragte die reformirten Theologen um Rath, auch den Admiral Coligny. Die meisten waren für die Heirath, weil dieselbe nur dienen könnte, der reformirten Religion in Frankreich Eingang zu verschaffen. Und Coligny — dieser war ganz bezaubert von der Aussicht, General der Fran-

zosen gegen Flandern zu werden, und Biron entdeckte ihm im Vertrauen, daß die Medicäerinn, diese alte Frau, im Palaste wenig mehr gelte, daß Karl IX. selbst reformirt glaube, und bald zum protestantischen Lager seine Zuflucht nehmen werde, um gegen seine Mutter und gegen seinen Bruder Heinrich von Anjou, der ein strenger Katholik sei, als selbstregierender König aufzutreten, und dann wolle er für die Reformirten schon sorgen. Alle diese Reden waren dem Biron von Katharina eingegeben, wie man gewöhnlich annimmt, und Coligny glaubte sie. Nun trug Johanna kein Bedenken mehr, in die Ehe zu willigen. Sie betrachtete es als eine Fügung des Himmels, daß die Königinn-Mutter von Frankreich, die geschworen hatte, sie so tief zu bringen, daß sie Almosen an den Thüren suchen sollte, ihrem Sohne jetzt die Tochter anbot, und daß ihr Sohn, geboren in einem Hause, dessen Fugen der Regen durchdrang, vielleicht einst König von Frankreich und Navarra hieße, wenn Karl IX. und sein Bruder, Heinrich von Anjou, kinderlos stürben. Der Hauptgrund, weßwegen die abergläubische Königinn-Mutter die Heirath wünschte, war dieser, weil sie, gestützt auf die Aussage einer Wahrsagerinn, einen Eidam, nicht Sohn, auf den französischen Thron setzen wollte, ob Lothringer oder Bourbon, ob Katholik oder Protestant, galt ihr ziemlich gleich. Ihre ältere Tochter war an Claudius Guise bereits verheirathet, und die Hand der Margaretha hätte sie gerne dem Heinrich Guise gegeben; dagegen war aber Karl IX., der den zu großen Einfluß dieser Familie fürchtete. Daher wählte sie Heinrich von Navarra, den auch ihr Sohn begünstigte.

Ehe Johanna von Navarra sich noch entschied, folgte Coligny der Einladung Karls und seiner Mutter, an den Hof zu Blois zu kommen. Seine Reise dahin gleich einem Triumphe, denn der Hof gab ihm eine Ehrenwache von 50 reformirten Edelleuten, die königlichen Statthalter begleiteten ihn von Stadt zu Stadt, und das Volk hielt die Landstraßen besetzt, den merkwürdigen Mann zu sehen, Katholiken und Hugenotten, ohne daß es zu Reibungen kam. Als er in Blois einzog, entstand im Palaste ein freudiges Getümmel. In Reisekleidern, so wie er war, wurde er zum Könige geführt. Er wollte sich auf ein Knie niederlassen,

aber Karl hob ihn auf, und küßte ihn. „Dies ist der froheste Tag meines Lebens — sagte Karl — jetzt seid Ihr bei uns, und Ihr sollet nicht so bald wieder wegkommen, wenn Ihr auch wollet." Betroffen über diese Aeußerung setzte er gleich hinzu: „Nicht wahr, mein Vater, Ihr werdet mich nie wieder verlassen?" Der Admiral weinte vor Rührung, Karl trocknete ihm die Thränen von den Wangen, und vergoß selbst Thränen.

Als Coligny aus dem Schlosse kam, ließ der König ihn mit Pomp in seine Wohnung bringen, alle Straßen wimmelten von Menschen, Väter hoben ihre Kinder auf, und riefen: „Das ist der Admiral — das ist Coligny! Platz für den Admiral!" Nicht ehrenvoller zog einst Alcibiades nach langer Verbannung in das jubelnde Athen ein.

In seiner Wohnung fand Coligny 100,000 Thaler vor, die der König ihm schenkte, und Documente, welche ihm viele neue Rechte verliehen. Seine niedergerissenen Bildsäulen wurden wieder aufgerichtet, Ehrenwachen begleiteten ihn bei allen Gängen, und zu allen Hoffesten wurde er gezogen. Blieb er aus, so hatte Karl IX. Langweile, und sprach kein Wort; kam aber Coligny, so lachte er, hörte nicht auf zu schwatzen, und fluchte tapfer, welches die Höflinge schon als Zeichen seiner guten Laune kannten. — Jemand hatte kühne Reden geführt, und sollte hingerichtet werden. Die Königinn-Mutter bat vergebens um sein Leben; Coligny sprach nur ein Wort zum Könige, und der Missethäter wurde begnadigt. Nun glaubte jeder, der Admiral gelte beim Könige mehr, als die Mutter, und Coligny war umlagert von Bittstellern, die beim Könige etwas suchten.

Aber auch der junge Guise kam nach Blois an den Hof. Coligny, der es vermuthet haben mochte, hatte kurz vorher Blois verlassen, zur Bestürzung des Hofes. Jedoch — Guise wurde bei Hofe nicht öffentlich angenommen, Coligny aber zurückgerufen, und dieser fand sich nach etwa 6 Wochen wieder ein, um den Hof nicht lebendig wieder zu verlassen. Er traute jetzt der guten Gesinnung Karls so sehr, daß er wiederholend an Johanna von Navarra schrieb, doch ja in die vorgeschlagene Heirath zu willigen. (Daß Karl den Coligny so auszeichnete, um ihn zu täuschen und

zu verderben, ist keineswegs wahrscheinlich; er wollte an ihm eine Stütze gewinnen gegen den überwiegenden Einfluß seiner Mutter und der Guisen; dies erklärt alles.) Nun gab Johanna ihr Jawort, und versprach in den ersten schönen Tagen 1572 an den französischen Hof zu kommen, und die Anstalten zur Hochzeit treffen zu helfen.

Als der Papst davon hörte, gab er seinem Nuntius Salviati den Auftrag, dem Könige Karl IX. vorzustellen, er möge seine Schwester doch dem Könige Sebastian von Portugal und nicht dem Hugenotten geben. Karl — so heißt es — unterbrach den Nuntius, drückte ihm die Hand, und sagte: „Im Namen Gottes, Herr Cardinal! ich weiß, was ich thue, und meine Mutter auch. Mein Wort ist gegeben, und ich kann es nicht zurücknehmen. Aber warten Sie nur, der Papst und Sie, Ihr werdet meine Frömmigkeit und meinen Eifer loben." Salviati verstand das nicht, und fuhr fort, in den König zu dringen. Der König erwiderte mit steigendem Affect: „Herr Cardinal, im Namen Gottes! ich weiß, was ich thue, und meine Mutter auch; in Kurzem werdet Ihr Schönes sehen." Der Cardinal wollte wissen, was der König damit meine, aber Karl widerholte zornig: „Im Namen Gottes, Herr Cardinal! ich weiß, was ich thue, und meine Mutter auch. Beim Teufel! in Kurzem werde ich mir Genugthuung verschaffen." So wird von denen erzählt, welche mit großer Unwahrscheinlichkeit voraussetzen, die Bartholomäusnacht sei schon lange vorher überlegt, und der König gleich ins Geheimniß gezogen, welcher seit dem letzten Frieden nur den Heuchler und Betrüger gespielt habe. Am Ende wird nur geschichtlich sein, daß Karl IX. den Cardinal über die üblen Folgen, die dieser von einer Verbindung mit einer Protestantinn befürchtete, mit seiner und seiner Mutter katholischen Gesinnung zu beruhigen suchte, ohne einen Wink über zu verübende Gewaltthaten geben zu wollen Der Legat erhielt einen kostbaren Ring zum Geschenke, und zog nach Rom zurück. Der Papst verweigerte standhaft die Dispensation.

Dies brachte aber in den Schritten des Hofes keine Aenderung hervor. Im April 1572 kam Johanna von Navarra zu Blois an, und nun berathschlagte man, in wel-

cher Stadt die Vermählung gefeiert werden solle. Johanna wünschte, zu Blois, Katharina schien unentschieden, aber Karl sagte fest, es müsse zu Paris geschehen, weil das kleine Blois nicht alle Fremden würde fassen können, und die Trauung in einer Provinzialstadt zu wenig Glanz hätte. Johanna gab nach. Aber wie sollte das hohe Paar getrauet werden, katholisch oder reformirt? Darüber entstand zwischen den beiden Müttern ein lebhafter Streit: Katharina wollte, der Erzbischof von Paris solle die Trauung in Notre Dame verrichten, davon ging sie nicht ab, und Johanna mochte davon nicht hören, sondern verlangte die Einsegnung von einem reformirten Prediger, dergleichen sie in ihrem Gefolge hatte. Als sie ihren Willen nicht durchsetzen konnte, berieth sie sich mit ihren Geistlichen. Die meisten, vom Hofe Katharina's erkauft, bewiesen ihr aus der Bibel, sie könne die katholische Trauung zulassen; andere schwiegen, die wenigsten erklärten sich gegen die Sache. So wurde denn die Vermählung in Notre Dame beschlossen, und die auswärtigen Höfe erhielten die amtliche Anzeige von der bevorstehenden Vermählung. An den Papst schickte man Boten über Boten, aber hier war nichts auszurichten. Karl äußerte darüber große Ungeduld, und sagte einmal zu Johanna: „Meine Tante, ich ehre Sie mehr, als den Papst, und liebe meine Schwester mehr, als ich sie fürchte. Ich bin kein Hugenott, aber ich bin auch kein Narr, und wenn der Papst zu dumme Streiche macht, so nehm' ich Margaretha an die Hand, und führe sie zur Trauung in die protestantische Kirche." Der Papst starb aber, und sein Nachfolger versprach, die Dispensation nächstens auszufertigen.

Nun brach der Hof nach Paris auf. Johanna von Navarra zog voraus mit einem glänzenden Gefolge, welches Katharina ihr beigegeben hatte, sie reisete aber langsam, und Sonntags ruhete sie, um sich von einem ihrer Geistlichen predigen zu lassen, die Predigten waren aber von der Art, daß selbst Johanna während des Gottesdienstes zu stricken pflegte, um den Schlaf abzuwehren. Sie nahm ihre Wohnung bei einem ehemaligen Bischofe, der vor 9 Jahren reformirt geworden war. Der französische Hof bezog das Louvre, den damaligen Residenzpalast.

Nun begannen die Damen, ihren Putz zu der Hochzeit zu ordnen. Von Florenz kamen Schleier und Strohhüte an, von Venedig wohlriechende Essenzen, von Lyon seidene Stoffe. René zu Paris lieferte künstliche Blumen, und war beschäftigt, die Kleider der Gäste mit feinen Wohlgerüchen zu begaben. Alle Kaufmannsläden in Paris wurden besucht; die eine Dame kaufte noch mehr, als die andere.

Johanna von Navarra kaufte 4 Tage nach ihrer Ankunft bei René einen Halskragen, einen Flor, ein Paar Handschuhe und ein Sacktuch. Als sie aus dem Laden trat, ward ihr übel; ihre Frauen führten sie in ihre Wohnung, und legten sie aufs Bett. Hier fiel sie in Phantasien, schwarzblaue Flecken — so erzählt man — erschienen im Gesichte und an andern Theilen des Körpers, ihr Athem ward brennend, das Auge flammend, die Zähne klapperten, und der Kopf erhob sich springend auf dem Kissen. In lichten Zwischenräumen ließ sie sich vorbeten, und dictirte ihr Testament. Nach einigen Tagen war sie todt.

Einige haben ihren plötzlichen Tod Katharina von Medicis zur Last legen wollen; die von René gekauften Sachen sollen nämlich giftige Wohlgerüche enthalten haben, welche schon durch den Geruch eingesogen den Tod brachten. Aber warum starb René selbst nicht, der die Sachen doch anrühren und riechen mußte? Warum hat man die giftigen Zeuge nicht aufgefunden? Warum äußerte die Sterbende nichts von Vergiftung? Am Rande des Grabes brauchte sie von der Welt doch nichts mehr zu fürchten. Warum liefen die Hugenotten nicht aus Paris, wenn sie sich von Giftmischern umgeben wußten? Und was konnte Katharina von dieser Mordthat für Nutzen haben? Sollte sie selbst die so eifrig betriebene Heirath haben rückgängig machen wollen? Das wäre doch gewiß die Folge gewesen, wenn Heinrich von Navarra gemerkt hätte, daß ihm seine Mutter von der Mutter seiner Braut gemordet wäre. Und wenn auch Johanna sterben sollte, so konnte sie, eine wehrlose Frau, doch dem nächstens beabsichtigten Blutbade weniger entrinnen, als ein anderer: warum sie also vor der Zeit morden? Ich habe von Katharina schon Böses genug erzählt, und werde noch mehr Böses von ihr erzählen, aber daß sie

an Johanna's Tod unschuldig war, ist nicht zu bezweifeln. Sie ließ auch Johanna's Leiche öffnen, und die Aerzte fanden die Ursache ihres Todes allein in der linken Seite, aber keine Spur von Vergiftung.

Der Hof legte Trauer an, die Vorbereitungen zur Hochzeit wurden auf eine Weile eingestellt, die kostbaren Essenzen, welche Johanna zur Hochzeit ihres Sohnes gekauft hatte, wurden zum Einbalsamiren ihrer Leiche gebraucht, und die Leiche dann in einem bleiernen Sarg nach Navarra gebracht. Der Sohn der Verstorbenen, Heinrich, jetzt König von Navarra, war schon auf dem Wege nach Paris, seine Braut zu heirathen. Als er den Tod seiner Mutter vernahm, machte er einige Rasttage, und legte Trauerkleider an. Dann setzte er seine Reise fort, und hielt seinen Einzug in Paris, bevor noch die Leiche seiner Mutter am Begräbnißorte angelangt war.

Seine Ankunft in Paris veranlaßte gleich neue Feste, von der Verstorbenen redete kein Mensch mehr. Katharina wünschte keine längere Verschiebung der Hochzeit, und weil der Cardinalerzbischof von Bourbon nicht eher trauen wollte, als er die päpstliche Erlaubniß in Händen hätte, so unterschob Katharina ein Schreiben des französischen Gesandten beim päpstlichen Stuhle, Se. Heiligkeit habe so dispensirt, wie Se. christliche Majestät wünsche, und die Vermählung könne immerhin schon vollzogen werden, ein Eilbote werde die Dispensation nächstens überbringen. Da hatte der Erzbischof kein Bedenken mehr, und die Vermählung wurde auf Montag den 18. August festgesetzt.

Bevor wir die Geschichte der gräßlichen Bartholomäusnacht erzählen, wollen wir einige von den Gewaltthaten der Hugenotten näher mittheilen, welche man in protestantischen Geschichtswerken nicht zu finden pflegt, denn wir müssen die Frevel beider Parteien mit gleicher Wahrheitsliebe und gleicher Entrüstung anführen.

Schon*) im Jahre 1559 begannen die Hugenotten, besonders in den Provinzen Languedoc, Guyenne, Poitou

*) Nach dem Aufsatze; „die Hugenotten" in N. 53, 54 u. 55 des Religionsfreundes von 1844.

und Saintange, Kirchen und Klöster zu plündern, niederzureißen und einzuäschern. Dieses Schicksal hatte z. B. die Abtei St. Ligaire. Gegen Weihnachten desselben Jahres ermordeten sie zu Paris den Präsidenten Minard. Im folgenden Jahre verheerten sie die Abtei St. Cyprian. Bald darauf ward unter Colignys Anführung die Abtei Bellevaur geplündert, die Ordensgeistlichen wurden zusammengehauen, die Gebäude gänzlich zerstört. Im Jahre 1561 mußten die katholischen Geistlichen und vornehmen Katholiken vor ihrer Wuth die Stadt Montauban verlassen, Verwüstung und Plünderung traf alle kirchlichen Gebäude, und die strengste Strafe jede Aeußerung des katholischen Glaubens. Im Mai desselben Jahres wurden die Abteien von Bernay, Preaur, Beaumont und der Dom von Lesiaux ein Opfer ihrer Raserei. Die Cathedrale zu Pomiers sammt den Stadtkirchen, der bischöfliche Palast, die Häuser der Domherren so wie vieler vornehmen Katholiken wurden in Aschenhaufen verwandelt. Die Kirche zu Meaux ward geplündert. Bilder und Crucifixe wurden unter Lästerungen zertrümmert.

Zu Orleans wurde das Carmeliterkloster ausgeleert, nachdem die Mönche daraus verjagt waren. Die Fanatiker zerschlugen die Crucifixbilder auf den öffentlichen Plätzen, zersprengten die Frohnleichnamsprocession, und feuerten dann auf die Katholiken. Zu Amiens erstürmten sie unter Blutvergießen den Dom, und die calvinischen Prediger feuerten die Rotte an, welche in den Kirchen die Altäre stürzte, Orgeln, Taufbecken, Reliquien und Bilder vernichtete, geweihte Gefäße frevelnd verunreinigte und dann einschmolz. Zu Castres ertheilte das calvinische Consistorium den Befehl, alle Katholiken auf den Straßen ergreifen und in die Predigt treiben zu lassen, und der Auftrag wurde pünktlich befolgt. Selbst Priester wurden vom Altare weggerissen und hingeschleppt.

Als im December 1561 ein hugenottischer Prediger durch das Geläute der nahen Medarduskirche zu Paris gestört ward, brachen die Wüthenden während des Gottesdienstes in diese Kirche, tödteten oder verwundeten viele der anwesenden Katholiken, richteten einen Gräuel der Verwü-

stung an, und traten sogar die h. Hostien mit Füßen. Coligny ließ während des zweiten Bürgerkrieges in Montagne fast alle Priester ermorden. Die Abteien St. Johann und Etoile wurden vertilgt und die Mönche vertrieben. Im Mai 1562 plünderten die Calviner den Dom zu Beziers, schändeten die Gräber und verwandelten das Heiligthum in einen Stall.

In Montpellier verschwanden mehr als 46 Kirchen. Aehnliche Frevel verübten die Hugenotten zu Orleans, wo sie auch gegen ihr Wort die kathol. Religionsübung aufhoben. Von da durchzog Coligny mit seinen Horden das ganze Bisthum und richtete eine vandalische Verwüstung an: wurden ja allein im Districte Beauce 300 Kirchen und fast alle Klöster vertilgt. In der Stadt Sulli, wohin die Geistlichen der Umgegend sich geflüchtet hatten, wurden am 14. Januar 1563 36 Priester erwürgt, und die übrigen in die Loire gestürzt. Zu Pethiviers knüpften die Unmenschen sämmtliche Priester auf, anderswo begrub man sie lebendig.

Zur Grausamkeit fügte man noch Spott hinzu. Einer unter ihnen hatte den rasenden Geschmack, sich aus den Ohren der Mönche, die er niedergemacht hatte, ein Halsband zu verfertigen, und es öffentlich als ein Ehrenzeichen zu tragen.

Noch reichlicher floß das Blut der Katholiken im dritten Religionskriege. So hat der Marschall Montgomery zu Orthez (1569) allein 3000 Katholiken niedermetzeln lassen, worunter Weiber, Kinder und Greise. Bei St. Sever wurden 200 Priester in einen Abgrund gestürzt. In der Provinz Dauphiné wurden während dieser Vertilgungskriege 256 Priester und 112 Mönche umgebracht, und 900 Städte und Dörfer in Asche gelegt. Ueberhaupt zählt man 50 Kathedralen und an 500 kleinere katholische Kirchen, welche von den Fanatikern beraubt, verwüstet und völlig zerstört wurden. Der von ihnen mehr oder minder entweihten Gotteshäuser sind zahllose. Man gibt die Anzahl der unschuldig ermordeten Katholiken zu 20,000 an, und man hat berechnet, daß seit dem Jahre 1560 allein an 4000 Priester und Ordensgeistliche von den Reformirten in Frankreich umge-

bracht sind. Ohne Zweifel ist auch von den Katholiken, (wie von den Protestanten bei der Bartholomäusnacht) die Anzahl der Opfer übertrieben; aber wenn man auch einige Tausende abzieht, so bleibt sie dennoch wahrlich entsetzlich hoch genug. Die Wuth der Fanatiker ließ selbst die Todten nicht ruhen.

Sie legten gar ihre unreinen Hände an die kostbaren Ueberreste der Märtyrer und Bekenner, rissen die Leiber der Heiligen aus den Gräbern, verbrannten sie und streuten die Asche in den Wind.

Genug der Gräuel von dieser Partei! Leider muß ich solche jetzt von der entgegengesetzten erzählen.

§ 54.

Die Pariser Bluthochzeit.

(24. August 1572.)

Als der Hochzeittag im Reiche bekannt wurde, langten täglich eingeladene reformirte Edelleute in Frankreichs Hauptstadt an. Sie kamen bewaffnet, und weil sie zum reichsten Adel eben nicht gehörten, so hatten sie, um desto mehr Aufsehen zu erregen, sich zu kleinen Schaaren vereinigt, und so zogen sie durch die Thore. In Paris war die Mehrzahl katholisch geblieben, und deswegen riefen die Leute bei der Ankunft solcher Haufen: Hugenotten! Hugenotten! Die Gassenbuben wiederholten den Ruf, und begleiteten den Haufen. Dann füllten die Fenster sich mit Zuschauern. Ging ein Priester vorüber, und der Hugenott nahm seinen Hut nicht ab, so wurde ihm derselbe abgeschlagen. Die Hugenotten duldeten dies schweigend, und hielten es nicht einmal für eine böse Vorbedeutung, denn sie waren solcher Dinge einmal überall gewohnt, und machten es gegen Katholiken selbst nicht besser. Auch hatten sie Ruhe, sobald sie in den volkreichen Straßen angelangt waren, und glaubten, daß sie in dem Gewühle der Hauptstadt gar nicht bemerkt würden. Aber sie irrten sich: Katharina erfuhr, so erzählt man, durch ihre Spione alle Häuser, in welche die Hugenotten eingekehrt waren.

Die Reformirten wähnten, — so wird gewöhnlich erzählt — man sei gegen sie allgemein duldsam geworden, und achteten nicht auf die drohenden Reden, welche ihnen genug zu Ohren kamen. Ein Mitglied der venetianischen Gesandtschaft soll geäußert haben, das Beilager werde nicht ohne Blutvergießen vorübergehen. Ein Heringsweib (in Paris eine Dame der Halle) soll laut bemerkt haben, bei dieser Hochzeit werde mehr Blut fließen, als Wein. Ein Zunftmeister — so heißt es weiter — polirte seine Waffen, die Hugenotten tanzen zu lehren, und ein Todtengräber betrachtete traurig seine Hände, die sich nun bald abmüden würden, Ketzerleichen einzuscharren. (Lauter Anekdötchen, deren Wahrheit wir auf sich beruhen lassen.) Aber nicht bloß solche geringe Leute, sondern auch Männer, die besser unterrichtet sein konnten, ließen sich wohl über das Bevorstehende vernehmen, wie protestantische Geschichtschreiber berichten. Der Präsident eines Pariser Gerichtshofes schrieb seinem Freunde, einem reformirten Advocaten: „Halten Sie sich ja fest eingeschlossen, sonst kommen Sie ums Leben.“ Der Bischof von Valence, Montluc, der am Morgen des Vermählungstages als Gesandter nach Polen abging, angeblich, um die auswärtigen Höfe von dem Staatsstreiche in Kenntniß zu setzen, soll beim Abschiede zu La Rochefoucauld gewarnt haben: „Daß nur die Hofluft euch nicht berausche! Zu viel Vertrauen wird euch in große Gefahren stürzen. Ihr und alle Herren eures Glaubens thun am besten, daß sie sich so weit, wie möglich von Paris entfernen.“ Das schien alles deutlich genug, aber die Hugenotten waren einmal — meint man — mit einer ägyptischen Blindheit geschlagen, und bewunderten die Verzierungen und Ehrengerüste, welche man in den Straßen einrichtete.

Sonntags den 17. August 1572 gegen Abend fand im Louvre die feierliche Verlobung Heinrichs von Bourbon, Königs von Navarra, mit Margaretha von Valois, Madame von Frankreich, statt. Dann war Abendtafel und Ball, darauf wurde die Braut von Karl und Katharina, von der Herzoginn von Lothringen und andern Herren und Damen in den Palast des Erzbischofes gebracht, um dort die Nacht zuzubringen.

Am andern Morgen ordneten junge Mädchen den Anzug der Braut. Gegen Mittag erschien der Bräutigam in Begleitung der Herzoge von Anjou und Alençon, der Prinzen von Condé und Conti, der Herzoge von Montpensier, Guise, d'Aumale, Nevers, des Admirals Coligny, der Marschälle von Frankreich und vieler andern Großen beider Religionen, um die Braut nach der Kirche abzuholen. Um zwei Uhr Nachmittags öffneten sich die Pforten von Notre Dame, und der Zug begann. König Karl IX. führte die Braut: sie trug eine violette Robe mit Lilien besäet und den königlichen Mantel sammt der Schleppe ebenfalls mit zahllosen Lilien; ihre Krone war ein Stirnband aus Perlen und Edelsteinen zusammengesetzt. Hinter ihr traten die Königinn=Mutter, Katharina von Medicis, und die regierende Königinn mit den Palastdamen einher. Es folgte der Bräutigam mit den Herzogen von Anjou und Alençon und dem Prinzen Condé, gekleidet in blaßgelbe Seide mit erhabener Silberstickerei, die mit Edelsteinen bedeckt war; in derselben Kleidung erschien auch der König von Frankreich. An sie schlossen sich die katholischen Großen in Feierkleidern von verschiedenem Stoffe und Schnitte; die reformirten Großen liebten auch bei dieser Gelegenheit, ihre schlichte Kleidung zur Schau zu tragen. Hundert Edelleute mit Streitärten eröffneten den Zug; die Waffenherolde, Garden und Offiziere des königlichen Hauses, wie auch die Tonkünstler folgten ihnen, dann erst kamen die hohen Herrschaften mit ihrem Gefolge. Fast zwei Stunden gingen vorüber, ehe der Zug in Notre Dame anlangte. Vor der Kirche blieben alle Reformirten zurück, so laut das Volk auch seinen Spott hören ließ. Sie zogen sich in den Hof des erzbischöflichen Palastes zurück, und unterhielten sich mit dem Admiral Coligny. Nicht einmal der Bräutigam trat mit in die Kirche, sondern ging vor derselben auf und ab, während zwischen 4 und 5 Uhr die Brautmesse gesungen wurde. Nach Beendigung derselben trat er in die Kirche. Seine Braut soll während der Trauung so zerstreut gewesen sein, daß ihr Bruder Karl IX. das Ja aussprechen mußte, als der Cardinalerzbischof sie fragte, ob sie Heinrich von Navarra zum Gemahl haben wollte. Die Sonne schien in

diesem Augenblicke blutig, und Gewitterwolken thürmten sich über Notre Dame auf, wie die Hugenotten bemerkt haben wollen.

Nach vollzogener Trauung, als der Zug aus der Kirche kam, glänzte Katharina's Angesicht vor Freude, die Gesichter der andern waren ernsthaft, die Reformirten wurden von dem Pöbel mit Staub beworfen. Guise war der letzte, der mit seinem Gefolge aus Notre Dame kam; sein Glanz übertraf fast den Glanz des regierenden Königs. Als das Volk ihn erblickte, rief es: „Hier ist Guise — entblößet das Haupt vor Franz von Guise!" Mehrere riefen sogar: „Es lebe Guise!" Er aber winkte mit der Hand, solches einzustellen.

Im erzbischöflichen Palaste war ein glänzendes Mittagsessen bereitet, welches aber nicht lange währte. Nach demselben bewirthete König Karl IX. alle Großen zu Abend im großen Saale des Louvre, und gab nur auf kurze Frist einen Ball. Nach dem Ball, als die Dämmerung eintrat, wurde ein Maskenzug durch die Straßen der Stadt gehalten, und zwar auf Wagen, welche zum Theil die Gestalt großer Felsen hatten. Die Hofherren erschienen als Meergötter, Karl IX. als Neptun mit dem Dreizack auf einem großen Seepferde reitend. Zuweilen stieg man ab, und tanzte, denn die Stadt war erleuchtet; aber Punkt neun Uhr, als man zum englischen Gruße läutete, fielen alle Masken, und die hohen Gäste eilten zu Fuße, ein jeder in seine Wohnung. Diebe durchstrichen die Straßen. Es war ein stürmischer Abend; der Wind löschte alle Lichter am Louvre und an Notre Dame aus, stürzte die Lampen sogar herab, und zerstörte sämmtliche Guirlanden, Kronen und Inschriften. Die Hugenotten, welche die Beleuchtung besehen wollten, wurden vom Pöbel durch spöttische Zurufungen noch mehr beschimpft, als am hellen Tage, aber sie achteten nicht darauf.

Die Lustbarkeiten nahmen nun die ganze Woche ein, man tanzte bei Tage und bei Nacht, aber die Reformirten, welche solches für sündhaft hielten, schauten höchstens zu. Nur einem Balle wohnten sie bei, welchen am Mittwoch den 20. August die Stadt Paris den Neuvermählten gab.

An der rechten Seite des Tanzsaales war das Paradies zu sehen, an der linken die Hölle mit zahllosen Teufeln und Teufelchen, welche allerlei Possen trieben, besonders aber ein Rad drehten, welches mit seinen Schellen viel Getöse machte. Zwischen dem Paradiese und der Hölle lenkte Charon auf dem Styr sein morsches Boot. Am Ende des Saales, hinter dem Paradiese, befand sich ein schöner Garten, die elisäischen Felder, mit zwölf schönen Nymphen. Ganz im Hintergrunde war ein Feuerrad, den Thierkreis mit den Planeten vorstellend, in beständiger Bewegung, und verbreitete einen Glanz, als wäre es heller Tag gewesen. Im Saale erschienen die Großen des Reiches als bewaffnete Ritter, welche den Himmel stürmen wollten: aber drei Wächter — König Karl IX. und seine beiden Brüder — vertheidigten den Eingang des Himmels, und trieben alle Stürmer nach der Hölle zu, in welche dieselben von den Teufeln vollends hineingezogen wurden. Als sämmtliche Ritter hineingezogen waren, kam Merkur — der berühmte Sänger Stephan la Roy — auf einem Hahn reitend aus dem Himmel, hielt den drei Vertheidigern des Himmels eine Lobrede, und kehrte dann auf seinem Hahn singend in den Himmel zurück. Die drei Helden holten nun die Nymphen aus den elisäischen Feldern, und tanzten mit ihnen wohl eine Stunde lang. Dann erlöseten sie auch die armen Seelen aus der Hölle; diese traten hervor, kämpften alsbald mit einander, und brachen so viele Lanzen, daß der Boden des Ballsaales mit Splittern bedeckt war. Am Ende zündete man Pulverminen an: in der Mitte des Saales stieg eine Feuersäule auf, einer Fontaine gleich, welche allen Tod und Verderben drohete, die sich nicht schnell zurückzogen.

Als die Reformirten diesem glänzenden Feste beiwohnten, sahen sie unter den Fenstern des Saales her 1200 Mann der königlichen Arkebussirgarde einrücken, welche das Blutbad anrichten sollten. Karl hatte aber, wie man behauptet, dem Admiral vorher schon mitgetheilt, er werde Arkebussirer in die Stadt rufen gegen die Guisen, die sich mit einem starken bewaffneten Gefolge eingefunden hätten; wenn der König nicht auch Truppen einrücken ließe, so könnten die Guisen gegen die Reformirten leicht Händel anfangen.

Das mochte in der That Karls Absicht sein. Coligny dankte dem Könige für solche Vorsicht, aber Montmorency traute dieser Garde nicht, sondern verließ schnell Paris, unter dem Vorwande, auf die Jagd gehen zu wollen. Dadurch rettete er sein Leben.

Während der öffentlichen Lustbarkeiten steckten sich Katharina, ihr Sohn Heinrich von Anjou und die Guisen heimlich zusammen, und hielten Mordrath. Alle waren einig, daß Coligny zuerst sterben müsse. Er war das kräftigste Haupt seiner Partei. Er hatte einen überaus großen Einfluß auf Karl IX. gewonnen, der ihn seinen Vater nannte. Mutter und Bruder schlossen aus dem Benehmen des Königs, daß der Admiral dem letztern gegen sie einen bittern Haß eingeflößt habe; und das mit Elisabeth von England abgeschlossene Schutzbündniß und die beabsichtigte Unterstützung der niederländischen Empörer gegen Spanien konnte nur Colignys Werk sein. Dann war die Mediceerinn aus ihrer bisherigen einflußreichen Stellung verdrängt, ein Anderer maßte sich an, ihren Sohn zu gängeln, sie zurückgesetzt und persönlich beleidigt: mehr, als das ehrsüchtige Weib ertragen konnte. Darum sollte Coligny fallen. Katharina wollte die Ermordung desselben gern den Guisen überlassen, damit die Guisen und Hugenotten noch mehr entzweit würden, und sich gegenseitig aufreiben möchten. Aber die Guisen waren zu klug, eine That zu übernehmen, die ihnen von der Justiz hätte Strafe zuziehen können. Also mußte ein Meuchelmörder gemiethet werden. Der Ritter Maurevel ließ sich erkaufen, den Admiral aus der Welt zu schaffen. Mit dem Haushofmeister des Königs ging er in das Haus des Canonicus Villemur, welcher Guises Lehrer gewesen war, und nahm eine Stube nach der Straße im Namen des Königs in Besitz. Der Cononicus war nicht in der Stadt, seine alte blödsinnige, halb blinde Haushälterinn hatte nichts gegen die Herren einzuwenden. Maurevel erhielt die Stube, deren Fenster vergittert war. Es war in der Straße St. Germain l'Auxerrois; Coligny ging hier täglich vorüber, wenn er zum Könige mußte, oder vom Könige zurückkehrte.

Nun sind die Gräuel der Bluthochzeit eingeleitet. Am

Tage nach jenem glänzenden Balle hatte Coligny eine Audienz bei Katharina von Medicis, und klagte über die Besorgnisse der Reformirten. „Mein Gott, Herr Admiral — soll Katharina geantwortet haben — jetzt wollen wir uns noch belustigen, und ich gebe Euch mein Wort, in vier Tagen werde ich Euch alle Eure Glaubensgenossen zufrieden gestellt haben.“

Am folgenden Tage, Freitag den 22. August, hatte Coligny etwas bei dem Herzoge von Anjou abzumachen, als dies geschehen war, begegnete ihm beim Louvre der König Karl, aus einer Kapelle kommend, nahm denselben an den Arm, und nöthigte ihn, mitzugehen in ein Ballhaus, wo er mit Guise eine Spielpartie machen wolle. Coligny ließ sich dies gefallen, trat in das Haus, sah eine Weile zu, und beurlaubte sich dann. Wäre es Karl'n bekannt gewesen, daß eben jetzt der Mörder dem Admiral auflaure, und hätte er dessen Tod gewünscht, so würde er ihn unterwegs wohl nicht aufgehalten haben. Karl IX. ist also an dem Unglücke des Admirals nicht Schuld.

Coligny ging nach Hause über die Straße St. Germain l'Auxerrois, und las im Gehen einen Brief, der ihm unterwegs eingehändigt war. So kam er vor die Wohnung des Canonicus, es fiel ein Schuß, der Admiral sank zu Boden. Das Gefolge schrie um Hülfe: Coligny zeigte auf das Haus, aus welchem der Schuß gekommen, wurde schnell verbunden und in seine Wohnung getragen. Einige seiner Diener erbrachen die Thür des Mörderhauses, nur die alte Haushälterinn weilte dort, das Schießgewehr hing noch in dem eisernen Fenstergitter, der Bösewicht aber war durch ein Hinterpförtchen entflohen, und zwar zu Pferde, denn man sah noch frischen Pferdegeifer auf dem Boden am Hinterpförtchen. Ein Vorübergehender hatte auch einen Reiter schnell wegsprengen gesehen, mehr wußte er nicht zu sagen.

Coligny's Bett war bald von Reformirten umgeben, einige fingen sogar sein Blut als eine Reliquie in Tücher auf, andere rangen die Hände, und wiesen mit Fingern auf das Louvre, aber Coligny selbst, nachdem er sich von seinen Geistlichen hatte vorbeten lassen, äußerte das Verlangen, den König zu sprechen, er habe ihm wichtige Dinge

mitzutheilen. Karl IX. hatte des Admirals Schicksal schon am Spieltische erfahren, und war ins Louvre zurückgeeilt. Hier saß er seiner Mutter gegenüber und seinem Bruder Heinrich von Anjou, sie anstierend, schweigend. Da pochte es stürmend am Palastthore, Heinrich von Navarra und Condé drangen gewaltsam ein; fielen vor Karl IX. auf die Knie, und riefen um Gerechtigkeit für den Admiral. Condé war mit Blut besprützt; Karl fragte, wessen Blut es sei, und erhielt zur Antwort: „Des Admirals Coligny!" Das gab dem Könige die Sprache wieder, er rief wüthend aus: „Beim Tode des Erlösers, das soll gerächt werden, ich schwöre es bei meiner Treue!" Und er fluchte so schrecklich, wie man es noch nie von ihm gehört hatte. Katharina stimmte zum Schein mit ein. Die Stadtthore wurden geschlossen, keiner ward ohne Paß hinausgelassen, Eilboten wurden nach allen Gegenden des Reiches ausgesandt, reformirte Edelleute als Wachen am Louvre und an der Wohnung des Admirals aufgestellt. Was konnten die Reformirten mehr fordern? Sie sahen unter den Fenstern des Louvre sogar, wie Karl IX. zornig im Zimmer bei seiner Mutter auf und ab ging, heftig seine Lippen bewegte, und wie seine Augen vor Entrüstung glühten. Aus allen diesen Umständen darf man wohl schließen, daß König Karl IX. von dem beabsichtigten Morde des Admirals nichts gewußt habe.

Zwei Uhr Nachmittags öffneten sich die Thore des Louvre, denn der Hof wollte den Admiral besuchen, nämlich der König, seine Mutter und seine Brüder, von den Großen des Reiches begleitet. Das Volk auf den Straßen rief sein gewöhnliches Vivat dem Könige und der Königinn-Mutter. Die Straßen aber, deren Steine von des Admirals Blut gefärbt waren, vermied der Hof. Als der Kranke den König vor seinem Bette erblickte, ließ er sich durch Heinrich von Navarra und Condé aufrichten, drückte dem Könige die dargebotene Hand, und hielt an ihn eine Rede, in welcher er betheuerte, es vor Gott verantworten zu können, daß er immer ein treuer Franzose gewesen sei — der König möge doch nicht alle Beschlüsse mit dem Herzoge von Alba berathen, und auf den Religionsfrieden in Frankreich halten. Carl versicherte, daß es immer sein Wille

gewesen sei, die Friedensbeschlüsse treu zu beobachten, und rief seine Mutter zum Zeugniß auf. „Es ist so" — antwortete diese, die bisher noch kein Wort gesprochen hatte, und keine Worte weiter finden konnte, welche für sie passend gewesen wären. Sie beobachtete nur ihren Sohn, ob derselbe sich von dem Mitleiden auch zu weit führen ließe. Dieser schwur aber dem Admiral zu, er werde dessen Wunden schrecklich rächen. Man zeigte die Kugel, die man aus des Admirals Wunde gezogen hatte. Katharina von Medicis ließ sie, wie man erzählt, durch ihre Finger gleiten, und freute sich angeblich, daß man sie aus der Wunde herausgebracht hätte. Am Ende brach sie die Unterhaltung noch am ersten ab, sagte dem Kranken einige Trostworte, und ging. Der König, ihr Sohn folgte. Andere erzählen mit größerer Wahrscheinlichkeit, Coligny habe den König in Gegenwart seiner Mutter um eine geheime Unterredung gebeten, die ihm auch bewilligt sei, die Mutter und der Bruder Karls hätten sich unterdeß entfernen müssen, und der König habe dem Admiral große Aufmerksamkeit und Theilnahme bewiesen. Hieraus schloß Katharina mit Recht, daß Coligny nicht den Herzog Guise für den eigentlichen Urheber dieses Frevels hielt, (wie man ziemlich allgemein annahm, weil derselbe den Meuchelmord seines Vaters habe rächen wollen,) sondern die Königinn-Mutter selbst in Verdacht hatte. — Auf dem Rückwege eilte die königliche Familie durch die Straßen, ohne sich umzusehen, ohne vom Zurufe des Volkes etwas zu hören. Um nun den befürchteten Folgen des mißlungenen Mordes zu entgehen, sann Katharina auf schnelle Abwehr, und hielt am Morgen, 23. August, Rath mit ihren Vertrauten, mit ihrem Sohne Heinrich von Anjou, den Herzogen Nevers und Retz, dem Marschall Tavannes, dem Grafen von Angouleme und dem Kanzler Biraque. Am Nachmittage desselben Tages eröffneten sie dem Könige, wer die Urheber und was die Gründe des beabsichtigten Mordes seien, und suchten ihm nachdrücklich zu beweisen, daß jetzt sofort vollführt werden müsse, was erst mißlungen sei. Sie ließen nichts unversucht, um ihn für ihre ruchlosen Plane zu gewinnen. Sie stellten ihm vor, wie viele Aufstände früher

von den Hugenotten angezettelt, von welchen feindseligen Gesinnungen der gereizte und mächtige Admiral, der ihm noch eben 10,000 Krieger gegen den König von Spanien angeboten habe, die er bei der ersten Gelegenheit gegen Frankreich selbst gebrauchen könne, mit seiner ganzen Partei beseelt, daß das Leben seiner Freunde und Verwandten, ja sein eigenes gefährdet sei, und daß nichts übrig bleibe, als durch Vernichtung des Feindes sich selbst zu retten. Schon in diesem Augenblicke beriethen sich die Häupter der Hugenotten über die Vernichtung ihrer Gegner; morgen sei die Abwehr schon zu spät. Da willigte der König nach einigen Stunden in die blutige, schändliche That ein.

An eben diesem Tage wurden Panzer, Waffenröcke, Pistolen und Spieße ins Louvre getragen. Kein Hugenott ahnte etwas Uebels bei dieser Zurüstung. Man führte Kanonen auf, man band die Schiffe der Seine vom Ufer los, und führte sie nach den Inseln, die im Strome lagen; Viele schärften Lanzen und Schwerter auf öffentlicher Straße, und keinem Hugenotten fiel der Zweck dieser Vorbereitungen ein. Zahllose Eilboten wurden in alle Provinzen gesendet, und jeder glaubte, es geschehe, den Mörder des Admirals ausfindig zu machen. Der Admiral besserte sich indessen zusehends, seine Wunde war nur an einem Arm, und auch hier nicht tödlich befunden. Vielleicht hätte es die Königinn-Mutter gerne gesehen, daß er an seiner Wunde gestorben wäre, so aber wurde er als das erste Schlachtopfer ausgewählt.

In der Mitternachtsstunde zwischen Sonnabend und Sonntag versammelte Guise die Hauptleute und Zehner der Nachtwache auf dem Stadthause. Kein Licht brannte im Saale, keiner brachte auch eine Laterne mit. Mit den Nachtwächtern trat eine große Schaar Männer aus dem niedrigsten Pöbel ein. Hier in der Finsterniß hielt nun Charron, der Vorsteher der Kaufleute, eine Anrede an den Mörderhaufen, sie sollten auf des Königs Befehl in der folgenden Nacht alle Hugenotten in Paris niedermachen, Waffen lägen hier im Stadthause bereit — das königliche Militär und Guisens Bewaffnete würden ihnen helfen — ein weißes Tuch um den Arm und ein weißes Kreuz am

Hute werde ihr Kennzeichen sein, dies Zeichen müßten sie und alle ihre Gehülfen tragen. Dann bezeichnete er ihnen die Plätze, die sie einnehmen sollten, und empfahl ihnen, zu warten, bis die Glocke auf dem Louvre geläutet würde: dann würden alle Straßen plötzlich erleuchtet werden, über den Hausthüren der Hugenotten würden sie ein weißes Kreuz erblicken, und also nicht fehlen können.

Der Sonntag, das Bartholomäusfest, verging in Ruhe, der Gedächtnißtag Ludwigs des Heiligen war zum Bluttag gewählt, um die Feierlichkeiten der Hochzeit zu beschließen. Am Sonntag des Abends 8 Uhr ging Katharina von Medicis noch in ihrem Garten mit dem Hofe spaziren, und gab einigen dringenden Fürbitten nach, daß Heinrich von Navarra und Condé verschont werden sollten, unter dem Bedinge, daß sie den katholischen Glauben annähmen.

Abends 10 Uhr wurde alles still in der Stadt, auch Heinrich von Navarra und Condé im Louvre legten sich schlafen, nicht aber Carl und seine Mutter. Carl saß in seinem Lehnstuhl, und ließ viele Lichter anzünden, denn ihm graute vor der Dunkelheit in dieser Nacht; wiederholend befahl er dem Diener, die Lichter besser zu putzen. Katharina lief scheu in ihrem Zimmer umher, endlich begab sie sich zu ihrem Sohne, dem regierenden Könige, bei dem auch Anjou, Guise und andere eintrafen.

Es schlug 11 Uhr. Guise eilte mit Garden nach des Admirals Wohnung, pochte unterweges an Häuser seiner Anhänger, und rief: „Auf, es ist Zeit!" Die Stadtthore waren geschlossen, die Brücken und öffentlichen Plätze besetzt, das Militär und die aus dem Pöbel gemiethete Schaar hatten ihre angewiesenen Orte eingenommen, vor jedes Hugenottenhaus war ein Wächter gestellt, alle hatten ihre Schwerter gezogen, und harrten auf das Zeichen, ob nicht bald die Glocke töne. Man zündete schon Lichter und Pechfackeln an, und einige Hugenotten wachten auf, fragten, was es gäbe, und erhielten zur Antwort: Ein nächtliches Fest zur Ehre der Vermählten! Das konnten sie nicht glauben; einige kleideten sich an, und gingen nach dem Louvre. Da wurden sie von den Wachen durchbohrt, und das erste Mal

erscholl der Ruf; Tod den Hugenotten! Carl IX. hörte es, fuhr zusammen, zitterte an allen Gliedern, der Schweiß brach ihm aus, kein Wort konnte er sprechen. Seine Mutter bat ihn, doch zu reden, er aber wandte den Kopf weg, bekam Krämpfe, ein Blutstropfen soll ihm sogar aus dem Auge gedrungen sein. Katharina erinnerte ihn, es sei nun die höchste Zeit, schon nach Mitternacht, er müsse läuten lassen. Der König blieb stumm. Da gab sie einem Diener einen Wink -- dieser ging nach der Thür. Nun sprang Carl auf, faßte den Diener, blickte ihn wild an, ließ ihn los, und sagte halblaut: „Zieh die Glocke!"

Es geschah, und plötzlich verwandelte sich Nacht in Tag: das Louvre, die Tuilerien, die Ufer der Seine, die Kirchen, die öffentlichen Gebäude — alle waren in wenig Minuten erleuchtet; die Bürger stellten vor jedes Fenster ein Licht, manche ließen sogar auf ihren Dächern Pechfackeln anzünden. Ganz Paris war ein Feuermeer geworden, als wenn es in Brand stände, und röthete den Horizont.

Nun begann das Blutbad. Cosseins, der dem Admiral Coligny zum Beschützer gegeben war, ließ des Admirals Thür einschlagen, und dessen Diener auf der Treppe durchbohren. Im Namen des Königs drang er vor bis in den zweiten Stock, wo des Admirals Zimmer waren. Coligny erwachte bei dem Rufe: Tod den Hugenotten! ließ sich von seinen Dienern aus dem Bette heben und auf einen Sessel setzen, und die Hände zum Gebete faltend erwartete er die Mörder. Diese konnten erst kein Licht bekommen, und so hatten des Admirals Diener Zeit genug, zu entfliehen, wie er ihnen rieth; nur ein Deutscher, Nicolaus Muß, wollte seinen Herrn nicht verlassen. Endlich erhielten die Mörder eine Fackel. Ein gewisser Beme stieß zuerst des Admirals Thür ein, sah den Greis auf dem Lehnstuhle sitzen, und fragte: „Bist du der Admiral?" — Ja, junger Mensch — entgegnete der Admiral — habe Achtung gegen meine grauen Haare; du verkürzest mein Leben doch nicht." — Beme stieß ihm gleich den Degen in die Brust, und zog denselben wieder heraus. Coligny betrachtete den Degen, und sprach: Wenn ich doch nicht von der Hand eines Troß-

buben stürbe!" Da stieß Beme noch einmal zu, die andern stachen und hieben nun auch, Coligny stöhnte nicht einmal, und starb nach einigen Minuten.

„Beme, bist du noch nicht fertig?" rief Guise draußen. Beme riß das Fenster auf, und rief: Ja. „Der Herr von Angouleme will es nicht glauben — erwiederte Guise — wenn er es nicht mit Augen sieht. Wirf den Körper herab." Die Mörder warfen Coligny's Leiche durchs Fenster auf die Straße; Guise wischte mit seinem Sacktuche dessen Gesicht ab, ob auch der rechte Mann getroffen sei, zog Angouleme herbei, und rief freudig: Er ist's!

Nun gings weiter. Alle Thüren der Hugenotten wurden gesprengt im Namen des Königs. Wer öffnete, wurde gleich erschossen oder erstochen. Wer nicht öffnete, der ward im Bette ermordet. Viele Hugenotten erkletterten die Dächer, aber in der starken Beleuchtung der Stadt wurden sie durch ihren eigenen Schatten verrathen, und von den Kugeln ihrer Verfolger getroffen, fielen sie todt auf die Straßen, wie Vögel, die man aus der Luft schießt.

Während dies in der Stadt geschah, die Glocken läuteten, und die Trommeln wirbelten, hatte man auch im Louvre das Schlachten anfangen. Die Hofherren Navarra's und Condé's wurden aus dem Schlafe gerüttelt, und auf dem Schloßplatze einer nach dem andern erstochen. Magaretha, die Neuvermählte, sprang fast nackt aus dem Bette, zwei hugenottische Ritter baten sie um ihr Leben. Sie nahm beide an den Arm, ohne des Anstandes zu gedenken, führte sie vor ihre Mutter, und flehte knieend um deren Leben. Ihre Bitte wurde erhört, und hier erscheint sie wirklich als ein schützender Engel — eine herrliche Perle in dem Kranze ihres Lebens! Carl und seine Mutter Katharina sahen, wie man erzählt, aus einem Fenster zu, wie man auf dem Platze des Louvre die scheußliche Niedermetzelung vornahm *).

---

*) Schloß und Schule zu Fontainebleau. Ein Beitrag zur Geschichte der Renaissance in Frankreich von E. Kolloff. Raumer's histor. Taschenbuch. Leipz. 1846.

Es ist eine allgemeine bekannte Erzählung, daß Karl IX. während der Greuel der Bartholomäusnacht von einem Pavillon des

Viele Hugenotten wollten in den katholischen Kirchen eine Freistätte gewinnen, die Thüren derselben waren aber mit Bewaffneten besetzt, welche alle Herankommenden durchbohrten. Andere wollten sich in die Kerker schleichen, weil sie sogar hier ein besseres Schicksal hofften, aber sie wurden mit dem Mordstahl zurückgewiesen. Wieder andere wollten durch die Seine schwimmen, wurden aber entweder schon am Ufer gespießt, oder lebendig ins Wasser gestürzt. Welche kühn durch den Fluß schwammen, wurden von den Schiffern, die auf demselben überall kreuzten, mit Stangen in die Tiefe gedrückt; wo nur einer aus dem Wasser auftauchte, da schlugen die Ruderer ihn auf den Kopf. In den nächsten Dörfern soll die Seine 1000 Leichen ausgeworfen haben.

Aber selbst in dieser Schreckensnacht offenbarte sich mancher edle Charakter. Nur ein Beispiel davon muß ich erzählen. Vezines, ein Katholik, hatte einen gränzenlosen Haß gegen Regnier, einen Hugenotten. Der König hatte ihm befohlen, als Statthalter schnell in seine Provinz abzugehen. Nachts 1 Uhr ist er reisefertig, und reitet ab, von einem Bedienten begleitet. Auf dem Platze St. Germain hört er den Ruf: Tod den Hugenotten! vernimmt die Sturmglocke und das Aechzen der sterbenden Hugenotten. Gleich wendet er sich um nach Regniers Haus, stößt die Thür ein, reißt seinen Feind aus dem Bette, und gebietet

---

Louvre aus auf die verfolgten Hugenotten geschossen habe. Dagegen sagt nun unser Verfasser, nachdem er zuvor im Allgemeinen die Unzuverlässigkeit der allgemeinen verbreiteten Sagen ausgesprochen hat, Folgendes:

„Soviel ist wenigstens gewiß, daß weder damals der Pavillen, noch das Fenster vorhanden war, aus welchem jener König auf die unglücklichen Bürger geschossen haben soll, die um dem Bluttode zu entrinnen über die Seine schwammen. Dieser Theil des Louvre, ein späterer Anbau an die Gallerie Karls IX., wurde erst unter Heinrich III. und IV. ausgeführt, um eine Verbindung mit der Gallerie des Quai herzustellen. Die Namenszüge dieses Königs und der schönen Gabriele in dem Friese am äußersten Ende des Gebäudes nach dem sogenannten Garten der Infantinn zu lassen in dieser Beziehung durchaus keinen Zweifel übrig."

Diese Bemerkung steht Seite 351.

ihm, gleich zu folgen. Dieser bittet um einen Augenblick, seine Seele Gott zu empfehlen, aber Vezines schreit: „Folge mir! beten kannst du nachher.“ Regnier folgte in Todesangst zu Fuße durch entlegene Gassen, hinter ihm Vezines bewaffneter Diener, beide schwangen das Schwert über ihn, wenn er nicht voran wollte. Ihnen begegneten Mörderhaufen, und riefen: Wer da? Vezines nannte seinen Namen und Rang, und wurde mit seinem Gefangenen durchgelassen, weil es das Ansehen hatte, als führte er ihn zum Tode. So kamen sie aus dem Thore. Da ließ Vezines seinen Feind Regnier sich hinten auf sein Pferd setzen, ritt schnell mit ihm weiter, und brachte ihn auf dessen eigenes Landgut. Regnier wollte danken, aber Vezines stieß ihn zurück. Regnier schickte seinem Retter zum Danke sein bestes Pferd, und bat um die Freundschaft seines bisherigen Feindes, aber Vezines sendete das Geschenk zurück. So wurden noch mehrere Hugenotten gerettet; die in den Vorstädten wohnten, fanden Zeit zu flüchten, und auch viele von denen, die in Paris selbst sich aufhielten, wurden von ihren katholischen Freunden und zumal von katholischen Priestern den Würgern glücklich entzogen. Unter diesen Geretteten waren der junge Sully, der später so berühmte Minister Heinrichs IV. und der ebenfalls jugendliche Laforce, der nachmalige Marschall von Frankreich.

Als am heil. Ludwigstage die Sonne aufging, begaben sich die Mörder nach Hause, um ein wenig zu schlafen, und in der Stadt entstand plötzlich eine gräßliche Stille. Keine Thür wollte sich öffnen, alle Steine des Straßenpflasters waren mit Blut geröthet, viele Gassen durch Leichenhaufen gesperrt.

Gegen 8 Uhr Morgens gingen die Würger wieder an ihre Arbeit, und noch zwei Tage und Nächte dauerte das Morden. Jetzt fielen nicht blos Hugenotten, sondern auch Katholiken, selbst katholische Geistliche. Schuldner mordeten ihre Gläubiger, Diener ihre Herren, Gelehrte ihre Gegner; keiner war seines Lebens sicher, weil er nicht wußte, ob er einen Feind habe, und so hielt auch der katholische Bürger sein Haus ängstlich verschlossen. „Es versteht sich,“ sagt ein protestantischer Schriftsteller, „daß es nicht Religions-

haß allein war, der an den unzähligen Mordthaten dieser Nacht Theil hatte. Rachsucht aller Art, desgleichen Wollust und Habsucht waren nicht minder dabei beschäftigt, — — und mancher eifrige Katholik mußte bei der Gelegenheit für einen Ketzer gelten, weil er Reichthümer oder persönliche Feinde hatte. So wurde auch Petrus Ramus, ein berühmter Philosoph, für seine Angriffe auf des Aristoteles Ansehen, von seinem Todfeinde Charpentier, einem Anhändes Aristoteles, ermordet." „Hugenott zu sein," bemerkt Mezeray, „hieß soviel als Geld, beneidete Aemter oder hungerige Erben besitzen," und das Martyrologium der Hugegenotten sagt aus: „Die Höflinge lachten aus vollem Halse, daß nun der Krieg wahrhaft beendigt sei, und daß sie künftig würden ruhig leben können; auf solche Weise müsse man Friedensbeschlüsse machen, aber nicht mit Papier und Abgeordneten." Ein Zeichen, daß es den Höflingen nicht um die Religion zu thun war.

Die Mörderbande bestand nur aus einigen hundert Mann, vor diesen erbebte ganz Paris, über eine halbe Million Menschen, so viele Tage hindurch! War es ja in ähnlicher Weise zur Revolutionszeit; nur lieh damals die Freiheit, gegenwärtig die Religion den Deckmantel.

Gleich am ersten Morgen wurde Colignys Leiche vom Pöbel aufgefunden, und drei Tage lang zur Schau in den Straßen umhergeschleppt.

Nach allen Städten des Reiches war der geheime Befehl ergangen, die Rebellen niederzumachen, und einige Beamte antworteten dem Könige schriftlich, sie hätten keine Henkerarme zur Vollziehung des Mordbefehls finden können.

Als zu Lisieux die Hugenotten getödtet werden sollten, leistete der edle Bischof Johann Hennuyer Widerstand, indem er dem Statthalter Folgendes vorstellte: „Ich bin ein Hirt und lasse meine Schafe nicht erwürgen, es ist freilich wahr, daß sie sich verirrt haben, aber ich verzweifle nicht daran, sie noch einst durch Belehrung und Milde in den wahren Schafstall Christi zurückzuführen. Ich lese nicht im Evangelium, der Hirt dürfe zugeben, daß man das Blut seiner Schafe vergieße, sondern ich finde im Gegentheil, daß

er verpflichtet ist, sein eigenes Blut für sie zu vergießen." So gelang es ihm, durch diese feste Erklärung so wie durch die Aufnahme vieler Unglücklichen in seinen Palast und durch die an seine Geistlichkeit gerichteten Befehle, das Leben der Bedauernswerthen zu retten, und durch Liebe die Meisten jener Verirrten mit der Kirche auszusöhnen. Der protestantische Schriftsteller La Popeliniere räumt ein, daß gerade Katholiken nach Unterdrückung der Häupter der Calviner alles aufgeboten haben, um die Hugenotten vor fernern Freveln in Schutz zu nehmen. Er nennt neben dem englischen Gesandten Walsingham die Herzöge von Guise, Aumale, Biron, Bellievre. Viele von den Beamten der Provinzen umgingen den geheimen Befehl, und hielten sich an die öffentliche Erklärung des Königs, nach welcher die Friedensschlüsse beobachtet werden sollten. So wurden die Hugenotten gerade in den Gegenden, wo sie in größter Anzahl wohnten, gerettet, in der Provence, der Dauphiné, in Guienne, Languedoc, in Auvergne und Bourgogne. Blutige und unchristliche Rache nahmen dagegen die katholischen Bewohner von Orleans an den Calvinern, welche früher alle Kirchen der ersteren zerstört hatten; hier wie zu Lyon war die Verfolgung am größten; auch zu Toulouse, Meaux, Condom, la Charité und Bourges, zu Bordeaux, Rouen, u. s. w. Die Bewohner von Nismes zeigten sich als wahre Christen, indem sie keine Rache nahmen, obschon sie es ungestraft vermochten. Ueberhaupt wurden in jenen Städten die Calviner am schonungslosesten hingewürgt, wo sie selbst ehedem furchtbare Verbrechen begangen hatten.

In ganz Frankreich mögen 4000 unglückliche Opfer gefallen sein. Katharina scheint nicht so viel beabsichtiget zu haben, sondern nur den Tod der Häupter, nicht der Weiber, der Kinder und der wehrlosen Landleute. Am vierten Tage befahl auch der König, mit dem Morden in Paris aufzuhören; die noch lebenden Hugenotten durften sich wieder öffentlich sehen lassen, und sie benutzten dies, die Leichen ihrer Verwandten aufzusuchen. Zugleich erschien eine königliche Kundmachung, alle Behörden und Gewerbe sollten ihre Geschäfte wieder anfangen, denn die Monarchie sei gerettet, alle Gefahr vorüber — in der

Bartholomäusnacht hätten Rebellen die königliche Familie gefangen nehmen wollen, aber auf der That ertappt hätten sie ihren Lohn erhalten — alles, was geschehen sei, habe der König befohlen, und die Religion habe gar keinen Antheil daran, vielmehr werde der König den Reformirten alle Friedensbeschlüsse heilig halten und bewahren, wie früher.

Nun nahm Karl auch die Glückwünsche an, die ihm wegen der Rettung seines Lebens und des Staates dargebracht wurden. Alle Glocken von Paris wurden geläutet, alle Kanonen gelöset, und der Hof begab sich am 1. September nach Notre Dame, wo ein feierliches Te Deum gesungen wurde, daß Gott den Staat aus der großen Gefahr errettet habe. In der Kirche sah man noch die festlichen Verzierungen des Vermählungstages. In den andern Kirchen der Hauptstadt und des Reiches wurden ähnliche Feierlichkeiten verordnet. Grauen bedeckte aber noch lange die Stellen in Paris, wo besondere Gräuelthaten verübt waren. Geister spukten an den Ufern der Seine und in der Straße, wo Coligny gewohnt hatte; die Erde bewegte sich, ächzende Stimmen wurden gehört, und wenn die Helden der Mordnacht Abends über die Straße gingen, so erschienen ihnen die Frauen, welche sie damals erstochen hatten, in langen Schleiern, zeigten ihnen ihre frischen Wunden, und nannten sogar ihre Namen. Die Männer hatten Tag und Nacht keine ruhige Stunde mehr, bekamen die Schwindsucht, und starben nach einigen Monaten. Mancher dieser Blutmenschen ward todt in seinem Bette gefunden; andere fielen todt in der Straße nieder, wo sie am meisten gemordet hatten. So natürlich sich dies alles auch erklären läßt, so kann man doch nicht läugnen, daß auch Gottes Gerechtigkeit hier gewaltet habe.

Der König Heinrich von Navarra und der Prinz Condé hatten Gnade erhalten unter der Bedingung, daß sie die katholische Religion annähmen. Sie verstanden sich dazu, aber nicht aus Ueberzeugung, sondern aus Zwang. Beide schwuren den calvinischen Glauben ab, Heinrich von Navarra verbot sogar den reformirten Gottesdienst in seinen Staaten.

Das Gerücht von der Pariser Bluthochzeit erschütterte ganz Europa. England, das protestantische England, wollte keine flüchtige Hugenotten mehr aufnehmen; Papst Gregor XIII. ließ auf die erste Nachricht feierliche Danksagungen anstellen, weil er den Bericht bekommen hatte, eine Verschwörung der Hugenotten sei entdeckt, wodurch König und Reich gerettet seien, keinesweges aber, als wenn er die blutige That, die ihm damals mit ihren nähern Umständen und nach der eigentlichen Sachlage noch unbekannt war, gebilligt hätte; die Reformirten und Lutheraner in Deutschland verzagten, und viele suchten die Wälder, in der Meinung, der Arm der gewaltigen Mediceerinn reiche auch über den Rhein; „wollte Gott," schrieb Kaiser Maximilian II., „mein Tochtermann hätte mich um Rath gefragt; wollte ihm treulich als ein Vater gerathen haben, daß er dieses gewißlich nimmermehr gethan hätte;" in Frankreich selbst war aller Parteigeist gebrochen, der Schrecken hatte das Heer, die Parlamenter, die Reformirten und Guisen gelähmt; Karl IX. erfreute sich keiner ruhigen Stunde mehr, und kehrte unter seiner alten Mutter Herrschaft zurück, der er sich durch das Blutbad zu entziehen gehofft hatte.

Die erzählten schändlichen Mordthaten stehen im schreiendsten Widerspruche mit dem Geiste des Christenthums, und sind darum nicht genug zu verabscheuen. Folgendes ist indeß hierbei zu bemerken: Die Urheber des schrecklichen Blutbades hatten nicht die katholische Religion dabei im Auge, welche solche Gräuel verdammt, sondern ließen aus politischen Ursachen würgen, weil die Hugenotten meist Ruhestörer und Empörer oder Widersacher waren, von denen ihnen Gefahr drohte; der Herzog von Guise aber, auf den wohl die größte Schuld fällt, suchte Befriedigung einer Privatrache und Erreichung selbstsüchtiger Zwecke. Herrschsucht und Leidenschaft beider Parteien hat die Kriege hervorgerufen und Mörderhände bewaffnet. „Von den meisten der Handelnden," sagt selbst ein protestantischer Schriftsteller, „macht es ihr sonstiger Charakter gewiß, daß sie in den Hugenotten nur eine Partei von Gegnern sahen, wider welche man sich alles erlauben zu dürfen glaubte, weil sie glücklicherweise zugleich Ketzer seien." In dem Mordrathe

saßen wohl weltliche Große und die Häupter der Militairpartei, aber kein Cardinal, kein Bischof, kein Weltgeistlicher, kein Ordensmann. Ferner ist von Protestanten die Zahl der Schlachtopfer sehr übertrieben. Nach Perefix waren es gar 100,000, nach Sully 70,000, nach Thuanus 30,000, nach La Popeliniere 20,000, nach dem calvinischen Martyrologisten 15,000, nach Masson 10,000, nach einem Katholiken 4000. Man sieht hieraus, daß die späteren Schriftsteller, welche genauere Erkundigungen einzogen und nicht mehr von dem vergrößernden Gerüchte bei ihrer Angabe sich so sehr leiten ließen, der Wahrheit immer näher kommen. Nach Boost ließ sich ein Martyrologist von allen Pfarrern der Städte, wo Metzeleien vorfielen, ein namentliches Verzeichniß sämmtlicher Personen verschaffen, von denen man wußte, oder von denen man nur glaubte, sie seien getödtet worden, und dieses amtliche Ergebniß, das aus 786 Namen bestand, wurde im Jahre 1582 veröffentlicht. Sollte indeß diese Angabe zu gering sein, wie es wirklich scheint, so können wir doch als Gesammtzahl der Schlachtopfer nicht über 4000 annehmen. Daß die Hugenotten durch die Blutnacht nicht so sehr geschwächt waren, wie es Viele mit Uebertreibung darstellen, geht schon daraus hervor, daß sie 5 Monate nachher den vierten Religionskrieg, und zwar im Anfange mit Glück, eröffneten. Endlich wolle man bemerken, daß sich auch die Hugonotten keinesweges von ähnlichen Gräueln fern hielten; ja es ist früher eine viel größere Anzahl Katholiken von ihnen ermordet worden, wie wir bereits angeführt haben. Man muß das Eine sagen und das Andere nicht verschweigen. So gesteht selbst der berühmte protestantische Schriftsteller Schiller, der wahrlich nicht günstig für die Katholiken gestimmt ist: „Aus dem Schooße der reformirten Religion ging der finstere, grausame Geist hervor, der ihm (dem Kriege) diese unglückliche Richtung gab, der alle diese Unthaten erzeugte.“ — Entfernen wir uns mit Abscheu von den Gräueln beider Parteien; schenken wir uns gegenseitige Duldung, die aber nicht an Gleichgültigkeit gränzen muß, und erfüllen wir alle Pflichten der **Gerechtigkeit** wie der **Liebe** auch gegen **Andersgläubige!**

§ 55.

Neue Bürgerkriege in Frankreich.

Karl IX. hatte die Versicherung gegeben, das Blutbad habe nicht den Hugenotten als solchen, sondern nur einigen Verräthern unter denselben gegolten, die Reformirten sollten immer geschützt bleiben. Aber das wollten die Reformirten nicht glauben, sie schlossen sich noch enger an einander, und besetzten Rochelle und andere Festungen. Nun zog Karl gegen Rochelle, Heinrich von Navarra und Condé mußten der Belagerung beiwohnen, Heinrich von Anjou leitete dieselbe. Wohl 30,000 Kanonenkugeln wurden gegen die Festung geschossen, aber die Bürger von Rochelle hielten aus, begnügten sich am Ende lieber mit Ratten- und Mäuse-, Katzen- und Hundefleisch, als daß sie kapituliren wollten. Endlich gab der Hof nach, den Reformirten wurde abermals Religionsfreiheit bewilligt, und Heinrich von Anjou ging nach Polen, um dort den Thron zu besteigen. Darum hatte man auch so geeilt, mit den Hugenotten Frieden zu machen.

König Karl war damals schon krank. Sein Nacken krümmte sich, seine Kniee wurden steif, sein Gedächtniß verließ ihn ganz. Nur Nachts erinnerte er sich im Traume an die schrecklichen Auftritte seiner Regierung, fuhr auf, ließ sich aus dem Bette heben und vor einen Betstuhl setzen; das Gebet beruhigte ihn, er ließ sich wieder ins Bett bringen, schlief ein, und die schrecklichen Träume begannen abermals. In den letzten Tagen verlor er das Gesicht und Gehör; keiner blieb bei ihm, als sein treues Weib und seine frühere Amme, die ihm Arznei reichte. Endlich wurde der ganze Körper steif, die Haut glühte, und gab aus allen Poren Blut, aber das innere war eiskalt, so daß man nicht Decken genug über das Bett legen konnte. Um diese Zeit besuchte ihn seine Mutter mit den ersten Staatsbeamten, und legte ihm eine Schrift vor, in welcher sie zur Regentinn ernannt wurde. Der sterbende König konnte keine Hand regen, die Mutter drückte ihm eine Feder zwischen die Finger, und seine Hand führend unterschrieb sie

selbst die Urkunde. Sie ging, kehrte aber noch einmal zurück, ob nicht auch eine mündliche Versicherung aus ihrem Sohne zu bringen sei. Dieser raffte alle Kräfte zusammen, und sagte leise: „Thut alles, was meine Mutter euch sagt," und verlor das Bewußtsein. Nun verließ ihn die Mutter, da eben sein Todeskampf anfing. Noch einmal erhielt er Verstand und Sprache wieder, beichtete noch einmal, küßte zum Himmel blickend das Crucifix, und sprach einigemal den Namen Coligny aus. Mit diesen Worten verschied er auf dem Schlosse Vincennes den 30. Mai 1575, als seine Mutter eben in die Sänfte stieg, sich nach Paris zurücktragen zu lassen. Sie konnte die erste Nachricht von des Königs Tode nach der Hauptstadt bringen, und gleich fertigte sie einen Eilboten nach Polen ab, ihren Lieblingssohn Heinrich nach Frankreich zurückzuholen. Dieser schlich wie ein Dieb aus Crakau, um nur von den Polen nicht zurückgehalten zu werden, und bestieg Frankreichs Thron unter dem Namen Heinrich III.

Was sollte ich von diesem letzten Könige aus dem Hause Valois Gutes erzählen können! — Er war schön, munter, in Gefahren unerschrocken, gütig gegen seine Lieblinge, aber ohne Kraft, ein gährendes Reich zu beruhigen, verschwenderisch und in seinen Lustbarkeiten ausschweifend. Wie ehemals der Römer Antonius in Alexandria, durchstrich er oft des Abends die Straßen von Paris vermummt mit lustigen Gesellen, neckte alle ihm begegnenden Bürger, und stürmte in alle stillen Weinhäuser. Sein Sekretair Benoise ließ einmal die Brieftasche in des Königs Cabinet liegen; der König sah sie durch, und fand ein Blättchen, auf welchem Benoise seine Feder probirt hatte mit den Worten: „Schatzmeister meiner Wirthschaftsgelder." Heinrich schrieb hinzu: „bezahlet dem Sekretair Benoise 1000 Thaler. Heinrich." Benoise reichte ein schmeichelhaftes Dankschreiben ein; da ließ König Heinrich sich das Blättchen wieder geben und fügte noch eine Null hinzu. Hat man jemals dergleichen gehört?

Heinrich mußte seinen Leichtsinn bitter büßen. Prinz Condé entfloh nach Deutschland, und erhielt ein starkes

Heer von dem Kurfürsten Kasimir von der Pfalz. Heinrich von Navarra entwich nach Guienne, und stellte sich an die Spitze der Hugenotten. Beide schwuren den katholischen Glauben wieder ab. Selbst des Königs Bruder, der Herzog von Alençon, ging zu den Hugenotten über, und abermals loderte das Feuer des Bürgerkrieges. Schnell machte Katharina von Medicis Frieden, und bewilligte den Reformirten ihre Forderungen, um nur ihren Sohn, den Herzog von Alençon, von ihnen abzuziehen. Die Reformirten waren ungehalten, daß dieser neue Friedensschluß eben so wenig gehalten wurde, wie die früheren, aber die Katholiken murrten auch, daß man den Reformirten immer Frieden gebe, da diese die Friedensbedingungen gleichfalls nicht hielten, und daß man nicht ernstlicher gegen sie verfahre. Diese Stimmung benutzte Heinrich von Guise, jetzt 19 Jahre alt, der mit 15 Jahren schon ein Held der Bartholomäusnacht gewesen war. Man sähe es ja wohl — sagte er — das Haus Valois sei untüchtig zum Regieren, schwankte immer zwischen beiden Parteien, und lasse den katholischen Glauben in Frankreich untergehen — man müsse sich bewaffnen zum Schutze des h. Glaubens, den König Heinrich III. als den letzten Valois in ein Kloster stecken, wie auch dem letzten Merovinger geschehen sei, und eine kräftigere Familie auf den Thron setzen, nämlich die Guisen, die ächten Abkömmlinge Karls des Großen. Diese Meinung fand vielen Beifall; es entstand eine dritte Partei der Politiker gegen den Hof sowohl, als gegen die Reformirten, und Philipp III. von Spanien trat ihr bei, wie denn auch die Calviner mit den benachbarten protestantischen Ländern stets verbunden gewesen waren. Sie nannten sich die heilige Ligue.

Hugenotten waren die ersten, welche dem Könige von diesem neuen Feinde Kunde gaben. Heinrich III glaubte es anfangs nicht, bis ihn sein Gesandter in Spanien überzeugte. Da that er einen Schritt, durch welchen er die Ligue mit einem Streiche zu vernichten meinte: er trat selbst der Ligue bei, und erklärte sich für ihr Oberhaupt.

Dies hatte wenigstens die Wirkung, daß die Ligue sich 6 Jahre lang ruhig verhielt, und einzuschlafen schien. Als aber 1583 des Königs letzter Bruder, der Herzog von

Alençon, ohne Kinder starb, und es nicht das Ansehen hatte, daß Heinrich III. noch Söhne bekommen werde, so war er der letzte Valois, und Heinrich von Navarra aus dem Hause Bourbon, der Hugenott, erbte den französischen Thron. Sogleich stand Guise auf, zog Truppen zusammen, nahm viele Städte ein, schlug die Hugenotten, und wurde von ihnen geschlagen. So ging es einige Jahre, und Heinrich mußte sehen, was er nicht hindern konnte, daß Guise in seinem Namen über Frankreich gebot. Im J. 1588 rückte Guise in Paris ein; der König zog fremde Truppen in die Stadt, es kam zu einem Gemetzel in den Straßen, der König entfloh nach Chartres, nur Katharina von Medicis blieb, und unterhandelte mit Guise. Der Vergleich kam zu Stande unter der Bedingung, daß der König die Ketzerei ausrotte, den Guise an die Spitze aller seiner Truppen stelle, auf einem Reichstage zu Blois alle Gebrechen der Staatsverwaltung entferne, alle Franzosen schwören lasse, nach Erlöschung der Valois keinen Hugenotten zum Throne zu berufen, u. s. w.

Für's Erste wurde der Reichstag nach Blois berufen; auch Guise kam, der König schien versöhnt, und zog ihn zur Tafel. Einmal bei einer solchen Gelegenheit — den 22. December 1588 — als Guise beim Könige speisete, fand er unter seinem Teller ein Papierchen, auf welchem stand: „Man wird Sie umbringen." Guise schrieb hinzu! „Das wird man wohl bleiben lassen," und warf das Blatt unter den Tisch. Aber schon am folgenden Tage wurde die Drohung erfüllt. König Heinrich III. hatte 8 Ritter bestellt, am andern Morgen den Herzog von Guise im Audienzzimmer zu erstechen, und ihnen selbst die Dolche dazu ausgetheilt mit den Worten: „Guise ist der größte Verbrecher meines Reiches, nach göttlichen und menschlichen Gesetzen verdient er den Tod; weil ich ihm aber auf dem Wege Rechtens nicht beikommen kann, so gebe ich euch kraft meiner königlichen Gewalt den Befehl, ihn auf diese Weise zu bestrafen." — Am andern Tage, den 23. December, als die Stände im Schlosse zu Blois schon versammelt waren, wurde Guise zum Könige gerufen. Er kam, die 8 Ritter standen im Vorzimmer, und ließen ihn ehrfurchtsvoll durch;

als er aber die Thür des königlichen Kabinets öffnen wollte, stachen sie von hinten auf ihn ein, der eine in die Brust, der andere in den Bauch. „Ei, meine Freunde, meine Freunde!“ rief der Unglückliche, schleppte noch, weil er stark war, einige Mörder bis zu des Königs Polster fort, schrie: „Barmherzigkeit!“ und sank todt nieder. Sein Bruder, der Cardinal von Guise wurde in der nämlichen Stunde verhaftet, und im Kerker erdrosselt. Der andere Bruder, Herzog von Mayenne, rettete sich durch die Flucht.

Katharina von Medicis lag krank, als die schreckliche Geschichte vorfiel. Ihr Sohn eilte an ihr Bett mit der Nachricht, alles sei gelungen, Guise lebe nicht mehr. Katharina, die an dieser Frevelthat keinen Theil genommen hatte, erschrak, ermahnte ihren Sohn zur Schnelligkeit und Entschlossenheit, und verschied zwei Wochen nachher (5. Januar 1589) auf dem Schlosse zu Blois.

Ihr Sohn, König Heinrich III., sollte sie nicht 7 Monate überleben. Die Partei der Guisen lebte fort, und sagte, der Schützer der katholischen Religion sei gemordet, Heinrich von Guise gemordet durch den König von Frankreich — man dürfe Heinrich III. nicht mehr als König anerkennen, da er die Religion untergrabe — Heinrich von Valois, der Tyrann, müsse getödtet werden. So redete man öffentlich in Paris, so in den Provinzen; die Sorbonne gab das Gutachten, man sei einem Könige, der seinem Volke so oft Treue und Glauben gebrochen habe, ferner keinen Gehorsam schuldig (doch waren die ältern Doctoren anderer Meinung). Der Herzog von Mayenne kam nach Paris, und wurde mit offenen Armen empfangen. Heinrich III. nahm die Flucht, und sah kein anderes Mittel, sich zu retten, als sich den Hugenotten in die Arme zu werfen. Heinrich von Navarra empfing den flüchtigen König, seinen Schwager, sehr freundschaftlich zu Rouen, beide Könige rücken nun gegen Paris vor, und Heinrich III. nimmt sein Hauptquartier zu St. Cloud, Paris zu belagern. Ganz Europa ist gespannt auf den Ausgang dieses seltsamen Trauerspiels.

Bald darauf erschien zu St. Cloud ein junger Mensch von gutem Ansehen, Jakob Clement mit Namen, und

gab vor, dem Könige wichtige Dinge anzeigen zu müssen. Der Generalprocurator la Guisle beherbergte ihn, und führte ihn am andern Morgen (2. August 1589) in Heinrichs III. Schlafgemach, der noch ungekleidet auf dem Nachtstuhle saß. Clement übergab einige Briefe, und als der König ihn fragte, ob er ihm noch mehr mitzutheilen habe, bejahete er dieses, aber er dürfe es ihm nur ins Ohr sagen. Der König gab den gegenwärtigen Hofherren ein Zeichen, etwas auf die Seite zu treten, Clement bog sich über den König, und stach ihm ein Messer in den Leib. Der erstochene König schrie, zog das Messer aus seinem Leibe, und versetzte dem Mörder einige Stiche ins Gesicht. Die Hofherren wendeten sich um, stachen auf den Mörder ein, der ganz ruhig da stand, und als sie ihn getödtet hatten, warfen sie seine Leiche zum Fenster hinaus. Heinrich III. lebte nach der Verwundung noch etwa 24 Stunden, und ernannte Heinrich von Navarra, der herbeikam, und nicht von seinem Bette wich, laut zu seinem Nachfolger.

Die Liguisten hatten indessen andere Ansichten: sie stellten den alten Cardinal Karl von Bourbon als Karl X. von Frankreich auf. Der Herzog von Mayenne, Bruder des ermordeten Guise, führte die Liguisten an, und besaß weit größere Streitkräfte, als Heinrich von Navarra; auch gebot er über Paris. Karl von Bourbon starb im Mai 1590, und Heinrich versuchte neue Unterhandlungen vergebens. Da belagerte er Paris, und bald gerieth die große Stadt in unbeschreibliche Hungersnoth. Fast 13,000 Menschen starben des Hungertodes; eine Mutter bratete das Fleisch ihres eben gestorbenen Kindes, und lockte durch den Geruch ihre Nachbarinnen herbei, welche wissen wollten, was sie noch zu braten habe — und dennoch wollte Paris sich nicht ergeben, sondern hielt täglich Processionen, um einen katholischen König zu bekommen. Da erschien Mayenne, und führte aus den Niederlanden eine spanische Hülfsarmee nach Paris, warf sich in die Stadt, und brachte viele Lebensmittel mit — Heinrich konnte es nicht hindern, vielmehr gingen ihm alle Hülfsquellen aus.

Weil sein reformirter Glaube am Ende das größte Hinderniß war, so entsagte er diesem endlich den 25. Juni 1593

feierlich in der Kirche zu St. Denis vor dem Erzbischofe von Bourges, und sandte einen Minister an den Papst Sixtus V., um die Aufhebung des Kirchenbannes und die Bestätigung seiner Königswürde in Frankreich zu bitten. Schon in der Bartholomäusnacht hatte er den reformirten Glauben abgeschworen, nachher ihn wieder angenommen; dieses Mal war es ihm aber wahrer Ernst, und er hat seitdem, wenn auch nicht immer im Werke, doch im Glauben der katholischen Kirche Ehre gemacht.

Anfangs schien seine Bekehrung wenig zu fruchten, denn die Liguisten und die Spanier in Paris äußerten, sie sei nur erheuchelt. Aber Heinrich kehrte sich daran nicht, sondern ließ sich im Frühlinge zum Könige von Frankreich krönen, und zwar zu Chartres, weil Rheims noch in den Händen der Liguisten war. Der Papst hatte längst die Aufhebung des Kirchenbannes und Genehmigung seiner Herrschaft eingeschickt. Dies brachte der Ligue den letzten Stoß bei. Am 22. März 1595 öffneten sich die Thore von Paris des Morgens früh, König Heinrich IV. rückte vorsichtig ein, als aber das Volk bald rief: „Es lebe der König!" ließ er alle Furcht fahren, und blickte heiter auf das Pariser Volk. Das Gedränge war groß, und einige befürchteten Mord für den jungen König. Heinrich aber sagte: „Lasset sie! Man sieht, das arme Volk ist lange in der Tyrannei gehalten worden. Mögen mich doch alle recht mit Bequemlichkeit sehen!" Sein erster Weg ging nach Notre Dame, wo ein feierliches Te Deum gesungen wurde; dann begab er sich ins Louvre, und hielt offene Tafel. Nachmittags waren alle Läden und Werkstätten in Paris offen, als wenn nichts vorgefallen wäre. Zwei Damen aus dem Hause Guise, die Herzoginnen von Nemours und Montpensier, hatten sich in Paris zu lange aufgehalten, und konnten nicht mehr entweichen, befürchteten auch schon Kerker und Tod. Aber Heinrich besuchte sie noch am Tage seines Einzuges, spielte Karten mit ihnen, und gab ihnen eine Ehrenwache. Er suchte seine Ehre darin, seinen Feinden jetzt mehr Gutes zu thun, als seinen Freunden, worüber sich seine Freunde auch laut beklagten.

Am 17. Sept. 1595 ward Heinrich zu Rom vom Papste

Clemens VIII. feierlich vom Bann losgesprochen. Vor der Peterskirche saß der Papst auf seinem Throne, vor ihm knieten zwei Minister Heinrichs von Frankreich und Navarra, in Bußkleidern, und beschwuren den katholischen Glauben im Namen ihres Königs. Dann wurde der 50. Psam. (Miserere) gesungen, und bei jedem Verse berührte der Papst die Abgeordneten sanft mit einer Ruthe, betete dann mit entblößtem Haupte für Heinrich von Frankreich, den allerchristlichsten König, setzte sich, und sprach, mit der päpstlichen Inful geschmückt, im Namen Gottes und der Apostel Petrus und Paulus Heinrich IV. von Frankreich, den geliebtesten Sohn der Kirche, von dem Banne los. Nun öffneten sich die Thüren der Peterskirche, die französischen Abgesandten wurden von dem Papste ins Heiligthum geführt, und das Te Deum bezeichnete die Freude, welche die Kirche empfand, da ein großes christliches Reich den Religionskriegen ein Ende machte. König Heinrich erhielt zum Bußwerke täglich den Rosenkranz zu beten, täglich einer h. Messe beizuwohnen, in jeder Provinz Frankreichs ein Kloster zu gründen, und wenigstens viermal im Jahre zu beichten und zu communiciren. Heinrich erfüllte nicht nur diese leichten Pflichten, sondern er that noch weit mehr, wahre Religiösität in seinen Staaten zu gründen.

§ 56.

Heinrich IV., der Gute.

(1595, † 1610, den 14. Mai.)

So heißt Heinrich von Navarra nun als König von Frankreich. Die Franzosen nennen ihn gewöhnlich den guten Heinrich, und diesen Namen verdient er gewiß.

Erst schaffte er die Spanier aus dem Lande, brachte rebellische Unterthanen zum Gehorsam, und ertheilte durch das Edict von Nantes (20. April 1598) den Reformirten gleiche bürgerliche Rechte mit den Katholiken. Als

er so das Land innerlich beruhigt hatte, dankte er seine meisten Soldaten ab, und zwang sie, den Acker zu bauen. Armen Bauern erließ er die Steuern, Fabrikanten streckte er Geld vor, und doch hatte er immer Geld genug. Sein weiser Finanzminister füllte die Kassen, ohne das Volk zu drücken, so daß in den 15. Regierungsjahren Heinrichs 210 Millionen Livres Schulden bezahlt wurden. Sully hieß der wackere Finanzminister; der König erkannte seinen Werth so dankbar an, daß er ihn nicht als Diener, sondern als Freund behandelte. Einmal schrieb er ihm folgendes Briefchen: „Ich höre, mein lieber Sully, daß Sie auf ihrem Gute einen Park anlegen lassen. Als Freund der Baulustigen und als Ihr guter Herr schicke ich Ihnen hier 6000 Thaler, um Ihnen zu helfen, daß es etwas Hübsches werde.“ Man hat von ihm den schönen Ausspruch, wenn ihm Gott noch einige Jahre das Leben friste, so wolle er es machen, daß kein Bauer in seinem Königreiche sei, der Sonntags nicht wenigstens ein Huhn in seinem Topfe habe.

Dennoch hatte der gute Heinrich Feinde, besonders in dem ersten Jahre seiner Regierung. Damals (1594) drängte sich bei einer feierlichen Audienz auch Johann Chatel, Sohn eines Pariser Tuchhändlers, 19 Jahre alt, in das Vorzimmer des Louvre, und stach mit einem Dolche auf den König ein, da dieser eben zwei vor ihm knieende Officiere aufhob, der Stich stieß dem Könige aber glücklicher Weise nur einen Zahn aus, und verletzte seine Lippe etwas. Der Verbrecher wollte entfliehen, und Heinrich rief auch, man sollte ihn laufen lassen. Das geschah aber nicht, er wurde festgehalten, und das Pariser Parlament übernahm den Prozeß. Dieses fast ganz aus Reformirten bestehend, hatte den menschenfreundlichen Gedanken, das Verbrechen auf die Jesuiten zu werfen, um diese aus dem Lande jagen zu können. Chatel wurde befragt, ob er bei den Jesuiten studirt habe. Er antwortete: „Ja, früher wohl, in den letzten 8 Monaten aber studire ich die Rechte auf der Pariser Universität.“ Man fragte ihn ferner, ob er von den Jesuiten gehört habe, daß der Königsmord erlaubt sei. Chatel erwiederte, „als Heinrich III. noch gelebt, habe man ja öffentlich gepredigt, die Sorbonne und das Parlament habe

auch öffentlich bekannt gemacht, daß man einen tyrannischen und ketzerischen König tödten dürfe, von den Jesuiten wisse er nicht, solches gehört zu haben — keiner habe ihn zu seiner That angereizt, keiner einmal sein Vorhaben gewußt, nur seinem Vater habe er es entdeckt, und dieser habe ihn mit Abscheu von sich gestoßen — er habe Gott vielfältig durch Unzucht beleidigt, und den ketzerischen König tödten wollen, um Vergebung seiner Sünden zu erlangen vor Gott." Welch eine schreckliche Verirrung des Gemüths! Chatel wurde gefoltert, damit er gestände, die Jesuiten hätten ihn den Königsmord gelehrt; aber der Sünder, der seinen Vater als Mitwisser nannte, läugnete standhaft alle Schuld der Jesuiten. Dennoch wurden zwei pariser Jesuiten eingezogen, Gueret, Chatels Lehrer, und Guignard, auf dessen Zimmer man einige Schriften wider das Ansehen der Könige gefunden haben wollte. Gueret wurde gefoltert, und mit dem Zeugnisse der Unschuld entlassen, nachdem man seine Gesundheit untergraben hatte. Guignard ward zum Strange verurtheilt, und auf seinem Todesgange erst vor Notre Dame gebracht, daß er Gott und dem Könige laut Abbitte thäte. Aber im Gefühle seiner Unschuld betheuerte er nur, nichts verbrochen zu haben, obschon man ihn über eine Stunde vor dem Dome aufhielt. Er wurde strangulirt, seine Leiche verbrennt, die Asche in den Wind gestreut. — Dem verirrten Chatel schickte man noch einen Lieutenant als Geistlichen gekleidet ins Gefängniß, der sich ihm als Beichtvater anbot; Chatel beichtete ihm, ganz zerknirscht, alle seine Schlechtigkeiten, aber von Mitschuldigen, von staatswidrigen Lehren der Jesuiten konnte der Lieutenant nichts aus ihm herausbringen. Bald darauf mußte Chatel sterben. Erst ward ihm die rechte Hand abgehauen, dann sein Körper stundenlang mit glühenden Zangen gezwickt und endlich von 4 Pferden zerrissen, die Theile der Leiche verbrennt, und die Asche in die Luft gestreut. Chatels Vater wurde aus dem Reiche verwiesen, sein Haus niedergerissen, und an dessen Stelle eine Schandsäule errichtet, und dann der Jesuitenorden auf ewig aus Frankreich verbannt. Die Acten des Processes unterdrückte man weislich.

Der gute Heinrich war nicht Schuld an diesen Unregel-

mäßigkeiten des Parlaments, auch die Parlamenter in den Provinzen wollten die Jesuiten nicht entfernt wissen, und diese blieben ungekränkt in Bordeaux und Toulouse. Ihre Schulen konnten bald die Schüler nicht mehr fassen, die ihnen selbst aus Paris zuströmten, seitdem es dort keine Jesuiten mehr gab, und viele Jünglinge mußten ihren Eltern zurückgesendet werden. Dies bewirkte, daß zahllose Bittschriften an Heinrich eingingen, er möchte doch den Orden der Jesuiten, dieser trefflichen Erzieher und Religionslehrer, in ganz Frankreich wieder herstellen. Heinrich rief durch einen Erlaß die Jesuiten zurück, ja es sollten ihnen noch neue Collegia errichtet werden. Das Pariser Parlament weigerte sich, das königliche Edikt einzuregistriren. Heinrich befahl. Da erschien eine Abordnung des Parlaments, an ihrer Spitze der Präsident Harley, vor dem Könige, und wiederholte mündlich alle Beschuldigungen gegen die Jesuiten. Merkwürdig ist die Antwort Heinrichs; ich setze einige Stellen aus derselben her, aus denen man des großen Königs Denkungsart beurtheilen mag, und zugleich sehen kann, wie dieser Monarch mit seinen obersten Beamten zu sprechen pflegte. „Eure Sorge für meine Person und das Wohl meines Reiches erkenne ich mit Wohlgefallen. Was ihr mir so eben saget, habe ich schon lange gewußt . . . . Ihr bildet euch ein, Staatsgeschäfte zu verstehen, und euch darein mischen zu können, welches mir gerade so vorkommt, als wenn ich mir wollte einfallen lassen, über einen Civilprozeß eine Relation zu machen . . . . Ich kann nicht begreifen, wie ihr diejenigen des Ehrgeizes beschuldigen könnet, die Abteien, Ehrenstellen und Würden, wenn man sie ihnen auch anträgt, immer unbedingt ausschlagen, ja selbst durch Gelübde sich verbinden, nie nach solchen zu trachten, und deren Leben auf dieser Welt überhaupt keinen andern Zweck hat, als allen Menschen nützlich zu sein. Ist es der Name Jesuit, der euch in Harnisch jagt, so müsset ihr auch mit jenen hadern, welche sich den Namen von der h. Dreifaltigkeit beigelegt haben (die Trinitarier zur Erlösung der Gefangenen); und wenn ihr glaubet, daß ihr eben so gut zu der Gesellschaft Jesu gehöret, wie sie, so möchte ich euch wohl fragen, ob denn eure Töchter eben so gut zu den Filles-

Dieu*) gehören, wie die Nonnen, welche diesen Namen führen, und endlich müßtet ihr auch alle eben so gut zu dem h. Geistorden**) gehören, wie ich und meine übrigen Ordensritter. Ich für meine Person würde eben so gern oder noch lieber Jesuit heißen, als Jakobiner***) oder Augustiner .... Ueberhaupt habe ich gefunden, daß, sobald ich mich wegen Zurückberufung der Jesuiten etwas deutlicher erklärte, sogleich zwei Gattungen von Menschen sich diesem Gedanken am stärksten widersetzten, nämlich die Hugenotten und alle wegen übler Sitten berüchtigten katholischen Geistlichen; aber eben dieses war es gerade, was mir nur noch eine größere Liebe und Hochachtung für die Jesuiten einflößte .... Hatte der Orden bis jetzt noch keinen festen Fuß in Frankreich, so danke ich Gott, daß er mir die Ehre vorbehalten hat, demselben nun eine feste Niederlassung in ihm zu verschaffen, und waren sie bisher nur provisorisch in Frankreich, so werden sie jetzt kraft meines Erlasses in ihm leben, und mit einem Worte: haben meine Vorfahren den Orden nur geduldet, so ist jetzt mein Wille, denselben fest und dauerhaft in meinem Reiche zu gründen. — Ihr saget, daß sich die Universität mit ihnen nicht vertragen könne, aber davon war die Ursache, weil sie gelehrtere Leute waren, und daher alles sich zu ihren Lehrstühlen hindrängte, während die Hörsäle der Hochschule leer blieben .... Wenn man bei den Jesuiten nicht mehr lernt, als anderswo, woher kam es denn, daß, selbst während die Jesuiten aus Frankreich vertrieben waren, alle anderen Lehranstalten dennoch von niemand besucht wurden, und daß man, trotz eurer Parlameutsbeschlüsse, lieber nach Douay ging, und die Jesuiten sogar im Auslande aufsuchte, um nur ihres Unterrichtes nicht entbehren zu müssen? — Sie ziehen, saget ihr, alle guten Köpfe an sich; aber eben dieses gibt ihnen einen Anspruch mehr auf meine Achtung. Wenn ich ein

---

*) So nennt man die barmherzigen Schwestern im großen Hospitale Hôtel-Dieu zu Paris. Filles-Dieu heißt eigentlich Töchter Gottes.

**) So heißt der vornehmste Ritterorden Frankreichs, dessen Großmeister der König ist.

***) Dominicaner.

Armeekorps errichte, so wünsche ich immer, daß man Leute aussuche, welche sich am besten zu Soldaten schicken . . . . Fändet ihr in dem Jesuitenorden unwissende Professoren und schlechte Prediger, so würdet ihr ihn verachten; jetzt, wo ihr in diesen Stellen lauter treffliche Köpfe findet, wollet ihr ihm daraus ein Verbrechen machen. — Was die Reichthümer angeht, welche, wie ihr saget, die Jesuiten besessen haben, so ist dies eine grobe Verläumdung. Niemand kann es besser wissen, als ich. Ihre Güter sind meinen Domainen einverleibt worden, und da hat es sich gezeigt, daß man in Bourges und Lyon kaum 7—8 Lehrer von ihnen hat besolden können, während vorher doch 30—40 Jesuiten dort lebten . . . . Eben so ungerecht ist es, sie Aufrührer zu nennen, weil sie die Partei der Ligue hielten. Dies lag in dem Geiste der damaligen Zeit. Wie viele andere, die ebenfalls in die Unruhen jener Zeit verwickelt waren, glaubten sich in ihrem Gewissen verbunden, ebenfalls so zu handeln! . . . . Zudem bin ich auch überzeugt, daß es bei ihnen weniger böser Wille war, als bei den meisten andern, und daß jetzt die nämliche Gewissenhaftigkeit, in Verbindung mit den Wohlthaten, welche ich ihnen erzeigen werde, dieselben mir weit ergebener und treuer machen werde, als sie es je der Ligue gewesen sind . . . . Rücksichtlich ihrer Meinungen von dem päpstlichen Stuhle, so ist mir nicht unbekannt, daß sie eine sehr tiefe Ehrfurcht gegen denselben hegen; diese Ehrfurcht gegen den h. Vater theile ich mit ihnen . . . . Was die Lehren betrifft, die man ihnen nachsagt, nämlich, daß ihre Grundsätze dahin gingen, die Geistlichkeit dem Gehorsam gegen den Regenten zu entziehen, ja sogar den Königsmord als erlaubt darzustellen, so muß man vor allen Dingen sich erst genau bemühen, ihre wahren Grundsätze kennen zu lernen, und dann darauf Acht geben, ob sie wirklich solche Grundsätze, wie ihnen nachgesagt wird, der Jugend beibringen . . . . Es gibt Staatsminister, welche bei ihnen studirt und schon als Novizen unter ihnen gelebt haben. Warum wendet man sich nicht an diese, um über die Lebens- und Lehrart der Jesuiten Erkundigung einzuziehen? Es ist ja zu vermuthen, daß sie so viel Böses wie möglich von ihnen sagen werden, wäre es auch nur, um sich zu entschuldigen,

daß sie nicht in den Orden getreten sind .... In Ansehung Chatels, so vermochten alle Qualen der Folter kein Wort von ihm herauszubringen, welches einen Jesuiten in diesen Proceß hätte verwickeln können. Wäre es nicht so gewesen, würdet ihr wohl einen Jesuiten verschont haben? Und wenn es auch wirklich ein Jesuit gewesen wäre, der diesen Streich gespielt hätte, wäre es nicht die größte Ungerechtigkeit, den ganzen Orden darunter leiden zu lassen — alle Apostel verwerfen, weil ein Judas unter denselben sich befand? Gott wollte mich damals nur demüthigen, und doch meiner schonen, wofür ich ihm danke, und aus Liebe zu ihm alles erlittene Unrecht gern vergesse. Ich bete täglich für meine Feinde, bin also weit entfernt, ehemaliger Beleidigungen zu gedenken, und es ist sehr unchristlich von euch, daß ihr mich an solche erinnern wollet, wofür ich euch gar keinen Dank weiß. — Die Jesuiten sind in Frankreich geboren, also meine natürlichen Unterthanen, gegen welche ich keinem Verdacht und keinen Einflüsterungen Raum geben will. — Die Besorgniß, daß sie meine Geheimnisse verrathen möchten, ist überflüssig, denn sie werden nichts von mir erfahren, was ich nicht will, daß sie wissen sollen. — Ich habe schon ungleich schwerere Sachen verhandelt; überlasset dieselben also mir allein, und bekümmert euch bloß um das, was ich euch sage und befehle."

Die Jesuiten mußten also in Frankreich hergestellt werden, und dies ist Heinrichs schlechtestes Werk eben nicht, denn sie verstanden es, die durch den fünfzigjährigen Religionskrieg verwilderten Gemüther zu festen christlichen Grundsätzen zurückzuführen.

Uebrigens erscheint Heinrich IV. als König größer, wie als Privatmann. Er verstieß 1599 seine auf der pariser Bluthochzeit geheirathete Gemahlinn Magaretha von Vaolis, und vermählte sich mit Maria von Medicis, Schwester des regierenden Herzogs von Toscana, aber auch dieser blieb er nicht treu, sondern schenkte fremden Damen mehr Neigung, als ihr. Daß sie ihm zwei Prinzen gebar, den nachherigen König Ludwig XIII. und den Herzog

Gaston von Anjou, machte ihm viele Freude, das war auch alles. Selbst diese beiden Kinder knüpften kein festeres Band der Liebe des Königs zu seiner Gemahlinn.

Heinrich hatte den Gedanken, daß Europa unter etwa 15 gleich mächtige Monarchen getheilt sein möchte, die einander das Gleichgewicht hielten, und weil Oesterreich und Spanien damals noch vorherrschend waren, so gehörte es zu seiner Politik, diese beiden Staaten zu schwächen, damit der Frieden in Europa nicht gestört werde. Er schickte den deutschen Fürsten Gelder, gegen den Kaiser aufzutreten, und wollte selbst 1610 nach Deutschland ziehen. Auf jeden Fall verlangte aber nun die Königinn gekrönt zu werden, und Heinrich konnte es ihr nicht wohl abschlagen. Er sagte aber zu Sully, diese Krönung werde sein Tod sein, und er werde nicht lebendig aus Paris kommen.

Am 13. Mai 1610 wurde Maria von Medicis zu St. Denys als Königinn von Frankreich gekrönt. Die Bürger in Paris erbauten Ehrenpforten, und schmückten ihre Häuser, denn nach drei Tagen sollte das königliche Paar feierlich in die Hauptstadt einziehen. Nur Heinrich war bei diesen Zurüstungen gleichgültig, unruhig und ängstlich. Am zweiten Tage der Krönungsfeierlichkeiten, den 14. Mai, Nachmittags 4 Uhr, befahl er seinem Kutscher, anzuspannen und nach Paris zu fahren, daß er sähe, welche Anstalten die Bürger getroffen hätten. Sieben Edelleute mußten sich zu ihm in den Wagen setzen, sechs derselben fuhren rückwärts. Der Kutscher fragte, wohin er fahren sollte; Heinrich antwortete: „Wohin du willst, bringe mich nur von hier weg!" Als der Wagen in die enge Eisenhändlergasse (rue de la ferronnerie) kam, mußte er halten, der Weg war von Kutschen und Karren ganz gestopft. Alle Bedienten sprangen hinab, Platz zu machen, die sechs rückwärts sitzenden Herren drehten sich nach den Pferden um, alle Leder an beiden Seiten des Wagens waren aufgezogen. So hielt der Wagen eine geraume Zeit. Dies nahm ein gewisser Franz Ravaillac wahr, der dem Wagen schon lange gefolgt; er sprang auf das linke Hinterrad, und versetzte dem Könige schnell zwei Stiche in die Brust. Dieser schrie: „Mein Gott, ich bin verwundet!" und sank todt

zusammen. Bei dem Schrei wendeten sich des Königs Begleiter um, der Mörder sprang wieder vom Rade, blieb wie erstarrt mit dem aufgehobenen blutigen Messer stehen, und ließ sich willig greifen.

Heinrich IV. war erst 56 Jahr alt; die Aerzte, welche seine Leiche secirten, fanden alle Theile des Körpers so gesund, daß sie sagten, er hätte noch leicht 30 Jahre leben können. Das Volk betrauerte ihn wie einen Vater, der Hof vergaß ihn bald, und Maria von Medicis, seine eben gekrönte Gemahlinn, berief noch am Abend seines Sterbetages das Parlament, und ließ sich für den neunjährigen Dauphin zur Regentinn erklären. Der Mörder Ravaillac wurde nach Sitte des Zeitalters schrecklich hingerichtet: man zwickte ihn mit glühenden Zangen am ganzen Leibe, goß in die Wunden geschmolzenes Blei mit Schwefel, und spannte dann vier kraftlose Pferde an seine Arme und Beine, diese zerrten wohl eine Stunde, ehe sie den Körper zerreißen konnten. An den Stücken der Leiche übte noch der Pöbel seinen Muthwillen aus. Mitschuldige hat Ravaillac nicht gehabt: er war ein ganz verschrobener Kopf, und früher, da er sich zum Eintritt in den Orden der Barfüßermönche gemeldet hatte, als ein Aberwitziger abgewiesen worden. Im Verhöre sagte er immer, er habe aus eigenem Antriebe den Ketzerkönig getödtet.

§ 56.

Der Cardinal Richelieu.

(1624—1642.)

Der junge König, Ludwig XIII., war im Zeichen der Wage geboren, und hieß deswegen in der Wiege schon der Gerechte. Aber er möchte wohl der Schwache heißen, denn er mußte immer von andern regiert werden, und darum habe ich seine Regierung nicht mit seinem, sondern mit seines mächtigen Ministers Namen überschrieben. Hätte sein Vater, der gute Heinrich, länger gelebt, so hätte er vielleicht einen König aus ihm gebildet, der würdig gewesen wäre, sein Nachfolger zu sein. Wenigstens verstand

Heinrich es ganz, mit seinen Kindern wieder Kind zu werden. Einmal ließ er den kleinen Ludwig auf seinen Rücken steigen, als wenn er dessen Pferd wäre, und ritt mit ihm durch die Stube, da eben der spanische Gesandte eintrat. „Herr, sind Sie Vater? fragte Heinrich. Der Gesandte bejahete es. „Dann werden Sie erlauben — fuhr Heinrich fort — daß ich erst meinen Ritt vollende."

Ludwig stand in den ersten fünf Jahren nach seines Vaters Tode ganz unter dem Einflusse seiner Mutter. Sein Spielkammerad war ein junger Herr von Luines, der dem Ludwig auch da noch unentbehrlich blieb, als er mit 14 Jahren für mündig erklärt und zum Könige gekrönt wurde. Dieser Luines rieth ihm nun, selbst zu regieren, und seine herrschsüchtige Mutter vom Hofe zu verweisen. Es geschah, Maria von Medicis wurde in das Schloß von Blois geschickt, und dort fast als eine Staatsgefangene eingekerkert.

Indessen, Maria von Medicis hatte einen Freund gewonnen, der noch klüger war, als Luines — den Bischof Richelieu, mit welchem ich meine Leser näher bekannt machen muß, denn er ist in der Weltgeschichte ein gar zu wichtiger Mann. Armand Johann du Plessis, Herr von Richelieu wurde zu Paris geboren 13 Jahre nach der pariser Bluthochzeit, und war der jüngste Sohn eines Edelmannes, der eben nicht ausgezeichnet war, weder durch Reichthum, noch durch Talente. Der Sohn aber hatte einen unbegränzten Ehrgeiz. In der Schule war er immer der erste. Er widmete sich der Theologie, und seine seltene Gelehrsamkeit, sein fester Charakter und seine äußere Bescheidenheit verschafften ihm schon, als er 21 Jahre alt war, das Bisthum Luçon. Die Regentinn-Mutter bestellte ihn zu ihrem Almosenpfleger, und that nichts ohne seinen Rath. Aber Richelieu stellte sich den Staatshändeln feind, studirte immer, und täuschte alle. Als seine Gönnerinn nach Blois verwiesen wurde, verbannte man ihn selbst nach Avignon. Das ertrug er freudig, und es wurde ihm selbst am Hofe als Treue ausgelegt. Dabei unterließ er nicht, dem mächtigen Luines seine Ergebenheit zu versichern — er war also ein Achselträger, wie es scheint — und mehr als einmal gelang es

ihm, die Königinn-Mutter mit dem Könige auszusöhnen. Dafür erwirkte die Königinn-Mutter ihm 1622 den Cardinalshut, und da Luines indessen gestorben war, so trat Richelieu 1624 in den Staatsrath des Königs ein. Die andern Minister erschraken, Richelieu aber bat ganz bescheiden, ihn seiner Schwächlichkeit wegen doch nicht mit Arbeiten zu überladen, was sie ihm gern versprachen.

Dennoch vergab der neue Minister seiner Würde nichts. Zwei Monate nach seiner neuen Beförderung kamen Gesandte aus England, um für ihren König Karl I. die Schwester des französischen Königs zu werben. Sie mußten doch auch dem Minister Richelieu die Aufwartung machen. Dieser hatte als Cardinal höheren Rang, als sie, und wollte beim Besuche zur Rechten der Gesandten sitzen. Was geschah? Es wurde von beiden Seiten verabredet, Richelieu solle den Besuch im Bette annehmen; so wurde Roms und Englands Ehre gerettet.

Nachdem Richelieu sich als Minister befestigt hatte, nahm er den Krieg gegen die Hugenotten, die abermals zu den Waffen gegriffen hatten, wieder auf; diese sollten keine Sicherheitsplätze mehr besitzen, denn immer konnten die Unzufriedenen des Reiches sich zu den Hugenotten schlagen, und den Thron erschüttern. Rochelle, das französische Magdeburg, durfte nicht länger in reformirten Händen bleiben, im Sommer 1628 wurde es zu Lande und zu Wasser belagert, um ausgehungert zu werden. Richelieu zog selbst hin, die Belagerung zu leiten, und der König mußte ihn begleiten, damit er in seines Ministers Abwesenheit nicht unbesonnene Verordnungen erließe. Eine englische Flotte kam, Rochelle zu entsetzen; als sie aber sah, wie Richelieu durch den 740 Klafter breiten Kanal, der von der Stadt zum Hafen führt, einen breiten Damm werfen ließ — ein Meisterstück der Wasserbaukunst! — da zog sie ab. Der Hunger in Rochelle stieg fürchterlich: selbst die Gemahlinn des Commandanten und ihre Tochter hatten täglich nur Pferdefleisch und 4 Unzen Brod. Täglich starben Hunderte vor Hunger, und starben gern, denn die Prediger priesen ein solches Ende als einen Märtyrertod. Der

Commandant hatte immer einen Dolch auf dem Tische vor sich liegen, und pflegte zu sagen, wenn er von Uebergabe spräche, sollte ihm der erste beste diesen Dolch in die Brust stoßen.

Dennoch eroberte Richelieu die Festung. Einmal erschien wieder eine schöne englische Flotte, beschoß die Franzosen einen Tag lang, und segelte dann wieder nach Hause. Ganze 14 Monate hatte Rochelle gehungert, da ergab es sich; nur 64 Franzosen und 90 Engländer waren von der Besatzung noch übrig, und erhielten freien Abzug. Am 30. October 1629 zog die königliche Leibwache ein; ausgehungerte Bürger rissen den Soldaten das Brod weg, welches diese an ihren Schnüren hangen hatten, und verschlangen es so hastig, daß sie auf der Stelle starben. Erst 2 Tage nachher, am Feste aller Heiligen, konnte der König seinen Einzug halten, und noch war ein Pestgeruch in allen Straßen, denn fast in jedem Hause lagen modernde Leichen, die noch nicht hatten begraben werden können — 15,000 Menschen waren in Rochelle Hungers gestorben. Als der König die schauderhafte Stadt verließ, wurden alle ihre Festungswerke niedergerissen und ihre Rechte vernichtet. Dasselbe Schicksal hatten alle andern reformirten Plätze: sie verloren ihre Mauern, und nahmen königliche Truppen ein. Die Reformirten selbst aber erhielten eine Bestätigung des Edicts von Nantes, daß ihre freie Religionsübung und ihre Rechte als französische Bürger nicht gekränkt werden sollten.

Der nämliche Richelieu aber, der in Frankreich die Protestanten aus politischen Ursachen drückte, unterstützte sie in Deutschland ebenfalls aus politischen Ursachen durch Geld und Hülfstruppen, wie wir noch hören werden, und zwar, um die Macht Oesterreichs zu brechen. Aus demselben Grunde ließ er auch ununterbrochen Spanien bekriegen. Die Königinn-Mutter hatte als Regentinn ganz andere Grundsätze befolgt: auf ihren Betrieb hatte ihr Sohn Ludwig XIII. sogar die spanische Prinzessinn Anna geheirathet. Seitdem aber Richelieu Minister war, durfte der König seiner Gemahlinn durchaus keinen Einfluß gestatten, denn — der Minister wollte es nicht dulden. Keinen verdroß

solches mehr, als die Königinn-Mutter: sie sah, daß sie nichts mehr galt, daß der durch sie gehobene Richelieu ihr keine Rücksichten mehr schenkte, und forderte ihren Sohn auf, den undankbaren, abscheulichen Menschen zu entfernen. Das wagte Ludwig aber nicht, sondern gab nun vielmehr dem Cardinal Zimmer im Schlosse unter seinen eigenen Zimmern, seine Mutter aber, die ihm auf einer Spazierreise nach Compiegne gefolgt war, ließ er dort festhalten, als er nach Paris zurückkehrte. Ludwigs Bruder, Gaston von Orleans, glaubte aber, seine Mutter rächen zu müssen, sammelte Truppen, und wollte nicht eher wieder nach Hofe kommen, bis die Mutter frei wäre. Richelieu schickte den König mit einigen Regimentern gegen ihn, der Herzog von Orleans mußte nach Lothringen fliehen. Dafür wurde der Herzog von Lothringen bekriegt, und verlor sein Land, welches man nun zu Frankreich schlug. Alle Anhänger des Herzogs von Orleans erklärte Richelieu im Namen des Königs für Hochverräther, und als das pariser Parlament dagegen eine Protestation in sein Buch eintrug, mußten alle Parlamentsräthe ins Louvre kommen, vor dem Könige knien, einen derben Verweis hinnehmen, wobei ihnen verboten war, ein Wort zu erwidern, und dann ihr Buch übergeben. Der König riß den Protest heraus, und ließ dafür eine Erklärung hineinschreiben, daß das Parlament gesetzwidrig gehandelt habe. Die Präsidenten des Parlaments, welche dazu nicht schweigen wollten, wurden aus Paris verwiesen. So wurde der König Souverain in seinem Reiche, und das suchte Richelieu.

Der Herzog von Orleans aber ruhte nicht. Mit einem Haufen Räubergesindels brach er in Frankreich ein, durchzog dessen südliche Provinzen, und brachte den Herzog von Montmorenci, Statthalter von Languedoc, auf seine Seite. Richelieu schickte zwei Marschälle mit Truppen gegen die Rebellen, er selbst ging nach Lyon, der König und die Königinn mußten mitziehen. Wie vorauszusehen war, die Rebellen wurden geschlagen, der Herzog von Orleans entkam nach Brüssel, Montmorenci aber wurde, von Wunden erschöpft, gefangen. Montmorenci war sonst ein edler Mann, in allen Kirchen zu Toulouse, wo das Parlament seinen

Prozeß führte, betete das Volk für ihn aus eigenem Antriebe, das Parlament sprach weinend sein Todesurtheil aus, weil er gegen den König die Waffen getragen habe. Seine Schwestern ließen sich beim Könige melden, dessen Gnade anzuflehen, wurden aber schon an der Thüre abgewiesen, denn Richelieu hatte sich von Ludwig versprechen lassen, keiner Fürbitte Gehör zu geben. Viele Große des Reiches baten umsonst für des Herzogs Leben. Endlich kam der Graf von Charlus, überreichte dem Könige des Herzogs Marschallsstab und Orden, fiel aber auf die Kniee, und bat weinend um Gnade für den Verführten. Alle, die im Kabinette waren, knieten ebenfalls um den Fürsten, unterstützten die Bitte, und riefen weinend: „Gnade! Gnade!" Ludwig saß am Schach, sah seinen finstern Minister an, und antwortete: „Bei mir ist keine Gnade, er muß sterben! Einen Menschen, der den Tod so vielfach verdient hat, kann man nicht begnadigen, sondern nur bedauern." Montmorenci wurde den 30. October 1632 im Hofe des Rathhauses zu Toulouse enthauptet. Seinem Feinde Richelieu hatte er ein kostbares Gemälde Raphaels, die Verklärung Christi, vermacht, welches dieser auch in Empfang nahm. Als er seinen Hals auf den Block gelegt hatte, rief er dem Scharfrichter zu: „Nun haut beherzt zu: Herr Jesus, nimm meinen Geist auf!" Ludwig erklärte nachher, Richelieu habe ihm Gewalt angethan, sonst hätte er den Herzog gern begnadigt.

Hierauf wurde Richelieu's Thätigkeit gleich wieder in Anspruch genommen, denn seine Feinde ließen ihn gar nicht zu Athem kommen. Der König söhnte sich mit seinem Bruder, dem Herzoge von Orleans, aus, ließ ihn wieder nach Frankreich rufen, und übergab ihm ein Heer gegen die spanischen Niederlande. In Amiens, wohin sich Ludwig mit Richelieu begab, wurde Kriegsrath gehalten. Hier sollte nun Richelieu, sobald der König abgetreten wäre, ermordet werden. Der Herzog von Orleans oder sein Freund, der Graf von Soissons, sollten das Zeichen geben, dann wollten zwei Edelleute den Cardinal erstechen. Die Versammlung im Schlosse zu Amiens wurde gehalten, der König ging fort, der Cardinal blieb mitten unter seinen Feinden. Die beiden Edelleute erwarteten

vom Herzoge von Orleans das verabredete Zeichen; allein dieser ging mit dem Cardinal vertraulich lange auf und ab, mochte kein Auge aufschlagen, und lief am Ende ohne Abschied davon, was der Cardinal gar nicht zu deuten wußte. Der eine Verschworne eilte ihm nach, erreichte ihn auf der Treppe beim Rocke, und sagte: „Wollen Sie sich unglücklich machen? Noch ist es Zeit. Sollen wir?" — Nein, nein! schrie der Prinz, und entfernte sich eiligst. Auch der Graf von Soissons nahm die Flucht; beide beurkunden, welche Gewalt ein großer Geist, wenn auch wehrlos, über schwache Seelen hat. Richelieu verließ die Gesellschaft mit seiner gewöhnlichen Höflichkeit, und erfuhr bald durch seine Spione, in welcher Gefahr er gewesen sei, er wußte sich aber gelegentlich auch zu rächen.

Sein letzter Feind war ein junger Herr von Cinq-mars, den er selbst als einen beschränkten Kopf beim Könige eingeführt hatte. Der Günstling wurde aber bald dem Könige unentbehrlich, und da wagte er es, seinem Gönner vorzustellen, doch den Richelieu zu entfernen, der ihm auch nicht einen Schatten seiner königlichen Würde übrig lasse. Ludwig warnte den Cinqmars, dergleichen Reden nicht laut werden zu lassen, indem selbst er ihn gegen die Rache des Cardinals nicht würde schützen können. Dies machte den Günstling nur dreister, und er schlug vor, den Cardinal ermorden zu lassen. Ludwig antwortete, daß er hierdurch in den Kirchenbann fallen würde, ohne jedoch den abscheulichen Vorschlag mit hinreichender Entschiedenheit und Verachtung zurückzuweisen. War ihm auch die Abhängigkeit vom Minister lästig, so konnte ihm doch nicht entgehen, daß er eines so klugen und mächtigen Beistandes nicht zu entbehren vermochte, und daß die Unabhängigkeit von diesem Manne ihn in die Abhängigkeit von vielen weniger zuverläßigen Männern stürzen würde. Cinqmars bildete sich indeß ein, daß er jetzt einen kühnen Schritt wagen dürfe. Er vereinte sich mit Orleans und andern, und diese machten einen geheimen Vertrag mit Spanien, den Richelieu erst zum Frieden zu zwingen, und ihn dann zu stürzen. Richelieu erfuhr alles. Sobald er aber nur schriftliche Beweise von Cinqmars Thun in Händen hatte, schickte er die Briefe — er

lag nämlich krank — an den König, und forderte ihn kurz und gut auf, diese Rebellen, die das Vaterland an Spanien verrathen wollten, als Majestätsverbrecher zu bestrafen. Der König gehorchte. Orleans verließ das Reich, dem Cinqmars ließ der König den Prozeß machen. So weit ging seine Angst, daß er sich an's Bett des Cardinals begab, ihn mit Thränen um Verzeihung bat, und ihm seine Prinzen als Geißeln anbot, mit dem Versprechen, künftig nichts zu thun, als wozu er ihm rathen würde. Denn der König war sich bewußt, daß sein zweideutiges Betragen nicht ohne Einfluß auf Cinqmars Benehmen geblieben war. Richelieu weinte auch, und dankte dem Könige, daß er so standhaft an seine Treue glaube. Cinqmars wurde hingerichtet.

In dem nämlichen Sommer (1642) starb die Königinn-Mutter, Maria von Medicis, zu Köln fast in Armuth. Richelieu hatte nun auch seine Rolle ausgespielt, ein Fieber und ein Blutsturz warfen ihn im November desselben Jahres auf's Krankenlager. Er fragte die Aerzte, wie lange er noch leben könne. Sie mochten ihm dieses nicht entdecken, und erwiderten ausweichend, der Höchste würde zum Heile Frankreichs etwas Außerordentliches thun. Diese Schmeichelei gefiel ihm nicht; er ließ nun Chicot, des Königs Leibarzt, zu sich kommen, und ersuchte ihn dringend, wahr und offen zu reden. Da sprach der Arzt, nachdem er sich erst entschuldigt: „In 24 Stunden sind Sie geheilt oder todt." — „Das ist geredet — sprach Richelieu — wie es sich ziemt; es ist genug; ich verstehe Sie." — Der König besuchte ihn, R. empfahl zu seinem Nachfolger im Ministerium den Cardinal Mazarini, bisherigen päpstlichen Legaten am französischen Hofe (den der König auch annahm). Bei dem Abschiede sprach R. zum Könige: „Es gereicht mir zum Troste, daß ich Eurer Majestät das Reich in so gutem Stande hinterlasse; ich empfehle Ihnen meine Verwandten, jedoch nur unter der Bedingung, daß sie in Treue und Gehorsam verharren." — Den tiefergriffenen Marschall von Grammont entließ er mit den Worten: „Ihr Schmerz macht mich weich, und es gebührt sich nicht, in der Todesstunde Schwäche zu zeigen, die ich im Leben nicht gekannt habe." — Die Sacramente der Sterbenden empfing

er mit großer Erbauung, und gegen den Pfarrer Eustach äußerte er: „Möge Gott mich richten, wenn ich je etwas anderes gewollt habe, als das Wohl der Religion und des Staates." Kurz hierauf endete er, gefaßt und ruhig. Wer sterbend so sprechen und überhaupt so sterben kann, muß sittlich nicht so tief gestanden haben, wie Parteischriftsteller ihn gewöhnlich darstellen, wenn er freilich auch nicht von manchen Fehlern freizusprechen ist*).

Richelieu hat den Ruhm, Frankreich in Europa furchtbar und den König von Frankreich unabhängig in seinem Reiche gemacht zu haben. Durch ihn kam leider Elsaß, welches die Deutschen verloren, zum französischen Reiche.

Ludwig XIII. überlebte seinen Minister Richelieu nur völlig fünf Monate, denn im Mai 1643 schlug auch ihm die letzte Stunde. Hatte er unwürdig gelebt, so starb er

*) So läßt man ihm jetzt auch bereits mehr Gerechtigkeit widerfahren. Schon Hugo Grotius schreibt über ihn an Oxenstierna, er sei nicht bloß den Geschäften gewachsen, sondern noch darüber. Marschall Gassion äußert über ihn: „Diesem großen Manne war nichts unbekannt; durch das Licht seiner natürlichen Gaben, so wie durch Benutzung fremder, drang er bis in das Verborgenste und entdeckte die geheimsten Gedanken der Menschen." — Friedr. v. Raumer beurtheilt ihn in folgender Weise: „Viele haben ihn gehaßt, Keiner hat ihn verachtet; fast immer ging indeß jener Haß aus persönlichen Gründen hervor, und je näher man die Umstände kennen lernt, desto mehr schwinden die in Bezug auf einzelne Maßregeln und Ereignisse ausgesprochenen Urtheile. Nicht zu gedenken, daß er bei aller Macht, nach seinen eigenen Worten, oft von vier Vorschlägen kaum zwei durchsetzte, leidet es keinen Zweifel, daß man nach so langen Unordnungen und bürgerlichen Kriegen nicht mit bloß milden Mitteln zum Ziele gelangen konnte. Bis dahin war das Volk, ja der König vom Adel und von den Prinzen tyrannisirt worden. Richelieu's Strenge traf mit Recht einzelne Hochgestellte, aber das von jener Tyrannei befreite Volk lebte unter seiner Herrschaft in einer Ruhe und Sicherheit, welche viele Länder Europas damals nicht kannten . . . Wenn wir R. auch nicht jenen edelsten Geistern gleichstellen wollen, in denen sich die höchste Kraft und Milde verklärend durchdrungen haben, so erscheint er doch wie ein Riese, nicht bloß, wenn wir ihn mit allen seinen Nebenbuhlern in Frankreich, sondern auch, wenn wir ihn mit gleichzeitigen Lieblingen anderer Könige, Buckingham (in England) und Olivarez (Philipps von Spanien allmächtigem Minister) vergleichen."

wenigstens fromm, denn er ließ sich unaufhörlich vorbeten. Der h. Vincentius von Paulus, ein armer Priester, aber ein glänzender Stern der Kirche, dem ich gleich einen besondern Abschnitt widmen will, mußte immer um ihn sein. Sein Erbprinz, der nachher so berühmte Ludwig XIV., war noch nicht fünf Jahre alt; für ihn bekam seine Mutter Anna von Oesterreich die Regentschaft. Im folgenden Zeitraume erzählen wir Ludwigs XIV. merkwürdige Geschichte.

§ 58.

Der heilige Vincentius von Paulus.

(1576–1660.)

Der h. Vincentius von Paulus, 1576 bei Pau in Bearn, Konigreichs Navarra französischen Antheils, von ehrlichen Bauersleuten geboren, zeigte früh eine besondere Barmherzigkeit gegen die Armen, und einen so offenen Geist, daß der Vater ihn mit 12 Jahren nicht mehr zum Hirten seiner Heerden brauchen mochte, sondern ihn den Franciscanern zu Acqs übergab, ihn zum geistlichen Stande auszubilden. Die höheren Studien trieb der Jüngling zu Toulouse und Sarragossa, wurde Doctor der Theologie, und 1600 zum Priester geweihet. Nach 5 Jahren ward er auf einer Seereise nach Marseille von einem Corsaren nach Tunis gebracht, und schmachtete mehrere Jahre in der Sclaverei. Sein letzter Herr war ein Franzose, welcher Muhammedaner geworden, eine Muhammedanerinn geheirathet hatte. Einst befahl diese Frau dem h. Vincentius, das Lob seines Gottes zu singen. Er gedachte der Worte des Psalmisten in der babyl. Gefangenschaft: „Wie können wir des Herrn Gesang singen in einem fremden Lande?“ und mit nassen Augen sang er den 136. Psalm: „An den Strömen Babylons saßen wir, und weinten, da wir Sions gedachten,“ dann das Salve regina und einige andere Kirchengesänge. Abends sagte die Frau zu ihrem Manne, er habe nicht wohl gethan, seine Religion zu verlassen, denn da Vincentius das Lob seines Gottes gesungen habe, sei ihr so wohl ums Herz

geworden, wie ihr schwerlich in Muhammeds Paradiese werden könne. Der Mann ging in sich, unterredete sich mit Vincentius oft über Religion, und wurde für das Christenthum wieder gewonnen, so daß er nach 10 Monaten mit ihm nach Frankreich zurückkehrte. Auch die Frau war gläubig geworden. Nachdem der h. Vincentius nun eine Wallfahrt nach Rom vollendet hatte, brachte er zu Paris 2 Jahre bei den Vätern des Oratoriums zu, welche ihm die Pfarre zu Clichy, nachher zu Chatillon, verschafften, die er beide mit der höchsten Gewissenhaftigkeit verwaltete. Durch die Religions- und spätern Bürgerkriege war Frankreich damals ärger als von Tigern und Hyänen verheert, und Heinrichs IV. kurze Regierung hatte die Wunden nicht heilen können; Richelieu hatte die Franzosen nicht sanfter gemacht. Das Landvolk war ganz verwildert, die Geistlichkeit tief gesunken. Da versuchte 1617 der h. Vincentius mit fünf eben so eifrigen Priestern eine Mission unter dem Landvolke um Paris; wohin er kam, da stellte er öffentliche Bettage an, hielt Bußpredigten, ermahnte zu Generalbeichten, katechisirte die Jugend und die Erwachsenen, und es zeigten sich bald die herrlichsten Früchte. Schaaren Unwissender lernten Gottes Gebote kennen, berichtigten ungültige Beichten, stellten ihren Wucher ab, trennten unerlaubte Ehen, gaben fremdes Gut zurück, und machten gegebene Aergernisse wieder gut. Der Graf von Gondi, General des Galeerengeschwaders, und dessen fromme Gemahlinn, mit denen er zu Clichy Hausfreund geworden war, ermunterten ihn, zur Mission unter dem Landvolke und zur Bildung eifriger junger Priester einen bleibenden Orden zu stiften. So entstand der Missionsorden, den der Erzbischof von Paris, aus dem Hause Gondi, 1626 guthieß, und Papst Urbanus VIII. 1633 bestätigte. Die Mitglieder waren Weltpriester, und verbanden sich zur Mission durch ein Gelübde. Der König erlaubte, Missionshäuser in allen Städten des Königreichs zu errichten, das Haupthaus wurde das Haus des h. Lazarus zu Paris, weswegen die Mitglieder des Missionsordens auch Lazaristen hießen. Aber nicht bloß über Frankreich, sondern auch über Schottland, Irland, Italien, Polen, Afrika und beide Indien, selbst über China dehnten die Misionen ihre apostolischen Arbeiten aus,

bis auf den heutigen Tag. Auch verordnete der h. Vincentius, daß in den Missionshäusern geistliche Unterhaltungen der Priester, den Geist ihres Berufes zu beleben, und geistliche Uebungen angehender Geistlichen vor den Weihen gehalten würden, und selbst Laien stand der Eintritt frei, auf einige Tage geistlichen Betrachtungen obzuliegen, und sich von den Zerstreuungen des Lebens zu sammeln. Alle diese Einrichtungen wurden in Frankreich eifrig benutzt, bis auf unsere Tage, doch hat es in der neuern Zeit den Missionen in Frankreich auch nicht an Verfolgungen gemangelt, denn gewaltthätig sind an vielen Orten die Missionskreuze entfernt (seit 1830).

König Ludwig XIII. ernannte den h. Vincentius auch zum Oberpfarrer aller Galeerensclaven *), und es ist wunderbar, wie vieles er hier für das Seelenheil wirkte, nicht bloß bei den Verbrechern, sondern auch bei den Offizieren der Galeere. Eine Probe kann ich nicht verschweigen. Auf den Galeeren zu Marseille fand er einmal einen jungen Menschen von 26 Jahren angeschmiedet, der wegen eines Jagdfrevels, bei dem er einen Jäger erschossen, zu sechsjähriger Galeerenstrafe verurtheilt war. Schon vier Jahre hatte derselbe still gebüßt, aber jetzt liefen ihm die heißen Thränen über die Wangen, denn er hatte gehört, daß sein alter Vater unlängst gestorben sei, und nun seine Frau und Kinder verhungern müßten, wenn er nicht schleunig zurückkäme, den väterlichen Acker zu bestellen. Der h. Vincentius überzeugte sich von seiner Bußfertigkeit, und bedachte sich nicht lange; er ließ sich, so versichern einige, für ihn die Ketten anschmieden, und hielt die noch übrigen zwei Jahre der Strafzeit als Galeerensclave für ihn aus! Nach andern Berichten hätte sein Benehmen Aufmerksamkeit und Staunen erregt, und er sei wieder frei geworden, aber die Fesseln an seinen Füßen hätten ihm die Geschwulst verursacht, wodurch er sein ganzes Leben lang sehr empfindliche Schmerzen gelitten. Solche Helden der Menschenliebe begegnen uns nicht viele.

Als Ludwig XIII. und dessen Gebieter Richelieu gestorben waren, berief die Königinn-Mutter Anna von Oesterreich

*) Zu den Galeeren werden nur schwere Verbrecher verurtheilt.

als Regentinn den h. Vincentius in den Staatsrath, und dieser sorgte nun, daß nur würdige Bischöfe und Aebte angesetzt, die Bürgerkriege beigelegt, die Duelle verhindert, die Irrlehren unterdrückt, und die Befehle des apostolischen Stuhles mit Ehrfurcht befolgt wurden. Es gab keine Noth, welcher der Heilige nicht väterlich abhalf. Christen in der Sclaverei der Türken seufzend, ausgesetzte Kinder, ausschweifende Jünglinge, gefahrlaufende Jungfrauen, gefallene Weibspersonen, verurtheilte Verbrecher, kranke Reisende, arme Handwerker, ja sogar Wahnsinnige und zahllose Bettler nahm er in seine Häuser auf, die noch jetzt bestehen und leitete alle zum frommen Lebenswandel an. Lothringen, Champagne und die Picardie und andere Provinzen, die durch Pest, Hunger und Krieg verheert waren, erquickte er kräftig. Auch gründete er mehrere Congregationen, leidende Menschen aufzusuchen und zu unterstützen. Den Orden der barmherzigen Schwestern (Filles de la Charité) stiftete er 1633 in Paris unter Mitwirkung seiner Beichttochter, der edeln Louise v. Marillac, Wittwe des Hrn. Legras, Secretairs der Königinn Maria v. Medicis. Die barmherzigen Schwestern bestimmte er eigentlich zur leiblichen Pflege der Kranken, aber auch das geistliche Wohl der Kranken haben sie eifrig befördert, wozu ihre Statuten und ihr frommer Wandel unter der Leitung des h. Stifters sie führten. Sie sind keine eigentliche Klosterfrauen, denn sie werden durch kein Gelübde gebunden. „Ihr Kloster sind die Krankenhäuser, ihre Zelle eine elende, oft gemiethete Kammer, die Pfarrkirche ihr Bethaus, die Gassen der Stadt ihre Clausur, die Sittsamkeit ihr Schleier," sagt ihr Stifter. — Die Töchter der Fürsehung stiftete er zum Unterrichte der weiblichen Jugend, und die Congregation vom h. Kreuze erneuerte er, brauchbare Landschullehrer zu bilden.

Unendlich viel Gutes ist durch diese frommen Vereine des h. Vincentius gestiftet. Viel Gutes wirkte er selbst im Stillen; Päpste und Bischöfe, Aebte und Priester, Könige und Fürsten, Grafen und Bettler, Väter und Mütter, Soldaten und Landleute suchten bei ihm Trost und Rath, und fanden ihn, die einen mündlich, die andern schriftlich. Bei diesen vielen Arbeiten war er immer sich gleich, sanft, gedul-

dig, demüthig, mitleidig, und seiner Freundlichkeit konnte kein Herz widerstehen. Zu diesen Tugenden gelangte er durch seinen beständigen Wandel vor Gott. Täglich stand er Morgens 4 Uhr auf, und verrichtete sein Morgengebet in seinem Kämmerlein. Dann ging er mit seinen Missionspriestern in die Kirche, vor dem Hochwürdigsten knieend die Betrachtung zu halten; die seinige dauerte eine Stunde. Darauf sprach er laut die Litanei vom Namen Jesu, und dann bereitete er sich durch Gebet zur h. Messe vor, die er täglich hielt. Die kirchlichen Tagzeiten betete er täglich in der Kirche, und nie kam er von einem Ausgange zurück, ohne das hh. Altarssacrament in der Kirche des Hauses St. Lazari begrüßt zu haben. Täglich hielt er mit dem ganzen Hause öffentliche Abendandacht, und jährlich wurden wenigstens acht Tage zu geistlichen Uebungen in heiliger Zurückgezogenheit bestimmte.

Bei allen Arbeiten, bei allem Verkehr sah er im Geiste Jesum. „Nichts gefällt mir ohne Jesum," pflegte er mit dem h. Bernardus zu sagen. In dem Armen sah er die Armuth Christi, in dem Gefangenen die Bande Christi, in dem Leidenden die Leiden Christi, und so ehrte er jeden Mitmenschen. Im Könige verehrte er Jesum, den König der Könige, in dem Papste Jesum den Erzhirten, in dem Kinde Jesum in seiner Kindheit, in dem Handwerker Jesum in der Werkstätte; und so sah er in Allem Den, der ihm Alles in Allem war.

Immer schwächlich und kränklich, und doch unablässig arbeitend, erreichte der h. Vincentius dennoch ein Alter von 85 Jahren. In den letzten 11 Jahren litt er am meisten, aber nie klagte er. Als er vor Schwäche nicht mehr stehen konnte, das h. Opfer selbst darzubringen, ließ er sich täglich in die Kirche tragen, um die h. Communion zu empfangen. Er starb 1660 den 27. September, und Papst Clemens XII., der ihn 1737 in die Zahl der Heiligen schrieb, bestimmte den 19. Julius zu seinem jährlichen Gedächtnißtage.

§ 59.

Der heilige Franz von Sales.

(1567—1622.)

Auch diesem glänzenden Stern der christlichen Kirche kann ich hier einen kurzen Abschnitt nicht versagen. — Franciscus wurde den 21. August 1567 auf dem Schlosse Sales in Savoyen geboren; seine Eltern, Franz Graf von Sales und Francisca von Sirea, waren fromme Christen, und gaben ihm eine sorgfältige Erziehung. Mit 11 Jahren schickten sie ihn nach Paris, damit er in den dortigen gelehrten Anstalten eine höhere Bildung erhalte. Mit dem Studiren verband er das Gebet und die Abtödtung und hielt dadurch seine jugendliche Seele von Lastern rein. Reiten, Fechten und Tanzen lernte er nur aus Gehorsam gegen seine Eltern. Im Jahre 1584 schickte ihn sein Vater nach Padua, die Rechte zu studiren, und mit vielem Ruhme wurde er hier, 24 Jahre alt, zur Doctorwürde promovirt. Auf Befehl seines Vaters machte er darauf eine Reise durch Italien. Zu Rom besuchte er mit heißer Andacht die Gräber der h. Apostel, und zu Loreto erneuerte er das Gelübde der beständigen Keuschheit, welches er schon zu Paris abgelegt hatte.

Als er ins väterliche Haus zurückkehrte, war man für ihn schon auf eine reiche Braut und eine Rathsstelle beim Senat zu Chambery bedacht gewesen. Nur durch seinen Oheim Ludwig v. Sales, Domherrn von Genf, wagte Franciscus seinen Eltern zu eröffnen, daß er in den geistlichen Stand zu treten wünschte. Nach langer Weigerung gaben die Eltern nach, und heimlich verschaffte der genannte Oheim ihm vom Papste die Würde eines Dompropstes, die eben erledigt war, und kaum war der demüthige Jüngling zu bewegen, sie anzunehmen. Sobald er zum Diakon geweihet war, übertrug sein Bischof, Claudius von Granier, ihm das Predigtamt im Dome zu Annecy, wohin der bischöfliche Sitz von Genf verlegt war, seitdem die Stadt Genf den Lehren Zwingli's und Calvin's gehuldigt hatte. Der h. Franz

von Sales predigte gleich mit Salbung aus der Fülle des Herzens, lieber in Dorfkirchen, als im Dome, und alle Stände verstanden ihn, vertrauten ihm. Als er Priester war, nahm sein Eifer zu, und oft war er ganze Tage im Beichtstuhl, zehn Meilen weit kamen Beichtkinder zu ihm.

Unterdessen hatte der Herzog von Savoyen den Genfern das Herzogthum Chablais und die Landvogteien Ger, Terni und Gaillard mit den Waffen wieder entrissen, und wünschte in diesen Landen auch die katholische Religion hergestellt zu sehen. Der Bischof von Genf konnte keine andere Missionare finden, als den h. Franz von Sales und dessen Oheim Ludwig. Beide gingen den 9. September 1594 in ihre Mission, und zwar zuerst nach Thonoe in Chablais, wo nur noch 7 Katholiken waren. Franz von Sales predigte, aber erst wollten die Calvinisten ihn durchaus nicht hören, ja sie stellten ihm sogar nach dem Leben, und jeden Abend mußte er die Stadt verlassen, um auf dem Schlosse Allinges, wo der Commandant und ein großer Theil der Garnison katholisch war, zu übernachten. Die Sanftmuth des Heiligen erweichte endlich die harten Seelen, vornehme Personen des Landes wurden katholisch, die Kirche des h. Hippolytus zu Thonoe wurde wieder zum katholischen Gottesdienste eingerichtet, und der h. Franz v. Sales hielt 1597 in derselben die h. Christmesse, und 800 Personen empfingen an diesem Tage die h. Communion. Vier Unterredungen mit Theodor Beza, der damals die Hauptstütze der Calvinisten in Genf war, und durch Franz v. Sales ganz in Verwirrung gebracht wurde, und nicht weniger die Liebesdienste, welche bald nachher der Heilige den Pestkranken des Landes ohne Unterschied der Religion erwies (während die calvinischen Prediger keinen Pestkranken selbst ihres Glaubens besuchen mochten), vertrieben die letzten Reste des Calvinismus in Chablais, Terni und Gaillard, 1598 waren diese Landschaften durchaus katholisch.

Diese Veränderung überstieg auch die kühnsten Erwartungen. Der h. Missionar kehrte nach Annecy zurück, und wurde von seinem Bischofe zu dessen Coadjutor (Gehülfen und künftigen Nachfolger im bischöflichen Amte) auserseben.

Nur der ausdrückliche Wille der Papstes vermochte den Heiligen, dieses Amt zu übernehmen. Im J. 1600 hielt er die Fastenpredigten zu Annecy, auf den förmlichen Wunsch des Stadtmagistrats. Aber das Ländchen Ger war noch der calvinischen Lehre ergeben, und in einem Friedensschlusse hatte der Herzog von Savoyen es an Heinrich IV. von Frankreich abgetreten. Dieses Ländchen konnte der Heilige nicht vergessen, weil es in der alten Diöcese Genf lag. Er ging nach Paris, sich zuvörderst mit dem königlichen Hofe zu verständigen, und dann dort das kathol. Evangelium zu predigen. Bei dieser Gelegenheit hielt der Heilige seine Fastenpredigten zu Paris in der Hofkapelle des Louvre, auf ausdrücklichen Wunsch des Hofes, und mehrere angesehene Familien kehrten auf sein Wort zur katholischen Kirche zurück, z. B. die Familie der Gräfinn Perdrieuville, des Fürsten v. Raconis. Der König versuchte ihn, sogar auf immer für Frankreich zu gewinnen, indem er ihm das erste erledigte Bisthum versprach, aber der Heilige sagte, er sei mit der Kirche von Genf vermählt. Auf seiner Rückreise nach Savoyen vernahm er den Tod des Bischofs von Genf. Ehe er sich nun weihen ließ, und sein bischöfliches Amt antrat, entwarf er seine Lebens- und Tagesordnung auf folgende Weise: Als Bischof sich nicht in kostbare Stoffe zu kleiden, sondern, wie bisher in Wolle -- im Hause keine köstliche Meubeln zu dulden — keine Equipage anzuschaffen, sondern die Diöcese zu Fuße zu bereisen — auf der Tafel nur gemeines Fleisch setzen zu lassen, außer bei Anwesenheit vornehmer Gäste — selbst zu predigen und zu katechisiren, selbst Kranke zu besuchen — täglich 4 Uhr aufzustehen, bis 9 Uhr dem Gebete und der Betrachtung obzuliegen, dann täglich die h. Messe zu halten — darauf seine Amtsarbeiten abzuthun, theils vor, theils nach dem Mittagsessen - Abends seinen Hausgenossen eine Stunde etwas Erbauliches vorzulesen, und Morgens, so wie Abends mit ihnen das Gebet zu verrichten. Von dieser Ordnung wich er nur im Nothfalle ab. Den 18. December 1602 wurde er geweihet, und nachdem er die ersten Einrichtungen getroffen, reisete er mit einigen würdigen Priestern nach Ger ab, und in wenig Jahren war auch dieses Ländchen der katholischen Kirche

wieder gewonnen. Die reformirten Prediger wütheten, als sie den Verfall ihrer Gemeinde sahen, und oft war der h. Bischof in Lebensgefahr.

Als Bischof gründete er zu Annecy ein Priesterseminarium nach Vorschrift der Kirchenversammlung von Trient, besuchte oft die einzelnen Gemeinden seines Bisthums, und hielt häufige Synoden, um der Geistlichkeit und dem Volke heilsame Regeln vorzuschreiben. Dazu kamen so viele Arbeiten, die Gewissen einzelner Personen zu leiten, nicht allein im Beichtstuhle mündlich, sondern auch schriftlich. Seine Briefe füllen 6 Bände. Als er einer Dame in Briefen die Bahn vorgezeichnet hatte, wie man auch in der Welt, und nicht bloß im Kloster, andächtig leben könne und solle, und seine Freunde diese Briefe zu Gesichte bekamen, baten sie ihn, aus denselben ein vollständiges Werk zu bilden. So entstand die Philothea oder Anleitung zum andächtigen Leben, welche in alle lebende Sprachen Europas übersetzt ist. Heinrich IV. schätzte das Buch besonders hoch, und Maria von Medicis übersandte ein kostbar eingebundenes Exemplar an Jacob I. von England, welcher, obschon Protestant, das Buch mit Vergnügen las, und seine protestantischen Bischöfe fragte, warum sie nicht auch solche salbungsvolle Bücher schrieben. Ein wahrer Johannesgeist, seltene Menschenkenntniß und Lebensweisheit sprechen aus diesem Werke; die Sprache ist anziehend, die Darstellung hat einen eigenthümlichen Zauber. Fast eben so viel Aufsehen hat seine Abhandlung über die Liebe Gottes gemacht. Sie ist jedoch nicht so faßlich und für gewöhnliche Leser nicht so geeignet, als das vorgenannten Werk.

Auch ein geistlicher Orden ist vom h. Franz v. Sales ausgegangen, wenigstens hat er die Statuten entworfen, Stifterinn ist die h. Johanna Francisca v. Chantal, geboren 1572 zu Dijon aus der Familie Fremiot, mit 20 Jahren an den Baron von Chantal verheirathet, dem sie einen Sohn und drei Töchter gebar. Als Kind, Jungfrau und Gattinn lag sie zwar immer den Werken der Gottseligkeit ob, aber der Verlust ihres Mannes, der nach einer achtjährigen glücklichen Ehe (1600) durch ein Versehen auf der Jagd erschossen wurde, riß sie ganz von der Welt los,

denn nicht eher konnte sie Trost finden, bis sie ihren Willen Gott völlig aufopferte. Sie widmete sich der Erziehung ihrer Kinder und dem Dienste der Armen. Immer hatte sie einen armen Kranken im Hause, dem sie selbst die Speisen reichte, die Wunden verband, und das Bett zubereitete. Im J. 1604 lernte sie den h. Franciscus v. Sales kennen, der zu Dijon die Fastenpredigten hielt, und vertrauete sich seiner geistlichen Leitung. Im J. 1610 zog sie nach Annecy, und legte mit drei frommen Jungfrauen die Gelübde in dem neuen Orden von der Heimsuchung Mariä ab, den Papst Paulus V. im J. 1618 förmlich bestätigte. Alte und kränkelnde Jungfrauen und Wittwen konnten aufgenommen werden, und wurden verpflegt von den jüngeren, deren man deshalb immer eine reichliche Anzahl aufnahm. Kein neues Kloster wurde errichtet, bevor nicht dessen Unterhalt gesichert war, denn der h. Franz v. Sales wollte, die Klosterfrauen sollten nicht von Nahrungssorgen gedrückt werden; aber jede einzelne war zur strengen Armuth angewiesen, und durfte nichts das Ihrige nennen, weshalb die Nonnen jedes Jahr ihre Zimmer, Betten, Bücher u. s. w. wechseln mußten. Selbstverläugnung, Sanftmuth, Liebe, öftere Betrachtung und geistliche Lectüre schrieb ihnen der h. Franciscus besonders vor. Als den 13. December 1611 die h. Johanna Francisca v. Chantal starb, zählte ihr Orden schon 87 Häuser in Frankreich, Italien und Deutschland. Als der h. Franz v. Sales endete, übernahm der h. Vincentius von Paulus die Leitung dieses Ordens.

Im J. 1618 hielt der h. Franz v. Sales die Fastenpredigten zu Grenoble, im J. 1619 zu Paris, und an beiden Orten feierte die Religion neue Triumphe. Nach Paris hatte er den Cardinal von Savoyen zu begleiten, welcher die Prinzessinn Christina v. Piemont abholte. Diese Fürstinn ernannte ihn zu ihrem Almosenpfleger, und stellte ihm oft große Summen zu, welche die Armen zu Annecy erhielten. Den Armen konnte der Heilige nichts abschlagen, er gab ihnen sogar das Silber seiner Kapelle und seine Kleider. Die Stelle eines Coadjutors zu Paris lehnte er ab, er konnte seine arme Kirche nicht verlassen.

Im J. 1622 wünschte sein Landesherr, der Herzog von

Savoyen, er möge ihn nach Avignon begleiten, dem Könige von Frankreich die Aufwartung zu machen. Der Heilige that es, folgte auch dem Hofe nach Lyon, obschon kränklich, und zu Annecy hatte er beim Scheiden geäußert, man würde ihn nicht wieder sehen. Zu Lyon predigte er in der Weihnachtsvigilie und am Weihnachtsfeste selbst, am Stephanusfeste hielt er auch noch die h. Messe, nach Mittag aber legte er sich ins Bett, und da er die Annäherung eines Schlagflusses merkte, verlangte er die h. Oelung, die h. Communion hatte er vor einigen Stunden noch am Altare empfangen. Der Schlagfluß rührte ihn wirklich, und mit eines Engels Andacht betend lag der Heilige da, in vollem Bewußtsein, und tröstete die Umstehenden mit dem Willen Gottes. Zuletzt verlor er die Sprache, und verschied den 28. December, Abends 8 Uhr. Seine Leiche wurde nach Annecy gebracht, und dort den 29. Januar 1623 in einer Kapelle des Klosters der Heimsuchung begraben. Papst Alexander VII. hat 1665 den frommen Diener Gottes unter die Heiligen gezählt.

IV. Die Engländer.

§ 60.

König Heinrich VIII. macht sich zum Oberhaupte der englischen Kirche.

(Reg. 1509 – 1547.)

Indem ich meinen Lesern und Leserinnen die Geschichte der Engländer in diesem Zeitraume zu erzählen beginne, müssen sie sich aus Richelieu's Zeit weit über 100 Jahre zurückversetzen, denn König Heinrich VIII. lebte mit Luther gleichzeitig.

Heinrich VIII. erbte von seinem Vater Heinrich VII., der ein guter Wirth gewesen war, einen vollen Schatz, ein in gutem Stande befindliches Reich und ein im Allgemeinen

zufriedenes Volk. Er hatte einen ältern Bruder gehabt, Arthur mit Namen, der schon in seinem zwölften Jahre mit Katharina, Ferdinands und Isabellens von Spanien Tochter, Tante Kaiser Carls V., verlobt worden war. Als Prinz Arthur 14 Jahre zählte, holte man die Prinzessinn nach England, und das Paar wurde vermählt. Der kränkliche Arthur starb aber noch binnen Jahresfrist. Da wünschte Heinrich, Katharina zu heirathen; die Eltern willigten beiderseits ein, und der Papst dispensirte. Doch vollzog Heinrich seine Vermählung mit Katharina erst, da er nach seines Vaters Tode den Thron bestiegen hatte, wo er also frei seiner eigenen Neigung folgen konnte, ohne an seines Vaters Willen gebunden zu sein. Heinrich war damals 18 Jahre alt, seine treffliche Gemahlinn 26 Jahre; dennoch liebte er sie von ganzem Herzen. Sie gebar ihm drei Söhne und eine Tochter, aber nur die Tochter, Namens Maria, blieb am Leben.

Heinrich hatte von seinem Vater einen Diener geerbt, den Hofkapellan Thomas Wolsey (spr. Wul'ßi), eines Fleischers Sohn, der ausgezeichneten Verstand und die Gabe besaß, sich beliebt zu machen. Heinrich VII. sandte ihn einmal in dringenden Geschäften nach Brüssel. Nach vier Tagen sah ihn der König, und fragte: Wie, Ihr seid noch nicht weg? „Um Vergebung — sagte Wolsey — ich bin schon wieder zurück." — Auch nicht recht; ich hatte etwas Wichtiges vergessen, und Euch deswegen einen andern Botschafter nachgeschickt. — „Der ist mir auf dem Rückwege begegnet." — Also doch zu spät! — „Nein, Sire! ich konnte wohl denken, was mir an meinem Auftrage noch fehlte, und habe es auf gutes Glück hinzugesetzt." — Ei, Ihr seid ein trefflicher Mann; Euch kann man brauchen. — Diesen Wolsey nahm Heinrich VIII. zu seinem ersten Minister an, ernannte ihn zum Großkanzler von England, und überließ ihm die Regierung ganz. Meine Leser wissen, daß es in den Kriegen zwischen Franz I. von Frankreich und Kaiser Carl V. von Wolsey abhing, mit welchem von beiden Heinrich VIII. von England hielt. Beide Monarchen bewarben sich also um des Kanzlers Gunst; Franz verschaffte ihm 1515 den Cardinalshut, und Carl schmeichelte ihm mit der

Hoffnung auf die päpstliche Würde; Papst Leo X. ernannte ihn, da derselbe indessen Erzbischof von York und Primas des Reichs geworden war, zu seinem Legaten in England. Nun war Wolsey's Herrschaft entschieden. Wenn er in der Paulskirche die Messe hielt, so stritten die Großen des Reiches um die Ehre, ihm zu dienen. Er baute Schlösser, und hatte ein Gefolge, glänzender, als selbst der König, sein Herr.

Als Luther gegen die katholische Kirche auftrat, ließ Heinrich VIII., der in der Theologie wohl unterrichtet war, 1521 gegen den Neuerer ein Buch ausgeben, wofür der Papst ihm den Titel Beschützer des Glaubens (Defensor fidei) beilegte, welchen die Könige Englands noch jetzt führen. Luther aber, der auf Heinrichs Buch antwortete, nannte diesen ein Schwein, einen Esel, einen Misthaufen, ein Otterngezücht, einen Basilisk, einen lügenhaften Possenreißer mit königlichen Kleidern angethan, einen tollen Narren mit schäumendem Maul u. s. w. Aber eben dieser Heinrich, der sich für den katholischen Glauben so schmähen ließ, trat nachher gegen denselben auf, da er gegen die Kirchengesetze — eine andere Frau nehmen wollte.

Schon 17 Jahre hatte seine Ehe bestanden, als er, 35 Jahre alt, unter den Hofdamen seiner Gemahlinn ein Fräulein Anna Boleyn (Boulen) von 20 Jahren fand, welche ihm besser gefiel, als sein 43jähriges tugendhaftes Weib*). Wie konnte sie aber sein werden? Er gab vor, es sei sündhaft, seines Bruders Weib zu haben; das wollte er aus der Bibel wissen, obschon Johannes der Täufer diese Worte dem Herodes nur zurief, weil dessen Bruder noch

*) Shakespeare läßt in seinem „König Heinrich VIII." den letztern in folgenden ehrenden Worten von der Katharina sprechen:

„Wer in der Welt sich rühmen wollt', er hab'
Ein besser Weib, dem soll man trau'n in nichts,
Denn darin log er. Du bist Königinn,
(Wenn selt'ne Eigenschaften, holde Milde,
Sanftmuth wie Heil'ge, weiblich ächte Würde,
Gehorchen im Beherrschen — all' dein Sein,
So königlich wie fromm dich schildern könnten —)
Vor allen ird'schen Königinnen. Sie ist edlen Stammes;
Und ihrem hohen Adel angemessen war
Auch ihr Betragen gegen mich."

lebte. Heinrich klagte seine vorgebliche Gewissensangst dem Papste, und bat denselben, ihn von Katharina zu scheiden, damit er eine rechtmäßige Ehe eingehen könnte. Hätte er sich doch an Luther gewendet, wie Philipp von Hessen, der von diesem Reformator die schriftliche Erlaubniß erhalten hatte, zwei Frauen zugleich zu haben! Aber wie konnte sich Heinrich an Luther wenden, der ihn einen Esel und ein Schwein gescholten hatte, und den er in der Theologie weit zu übersehen meinte?

Heinrich war bis dahin des Papstes Liebling, England hieß die köstlichste Perle der katholischen Kirche, aber dieses Gesuch des Königs war zu ungerecht, für die Königinn Katharina zu grausam. Doch schickte der Papst einen besondern Legaten nach England, den Fall mit Wolsey zu untersuchen. Katharina erschien nebst dem Könige vor beiden Legaten, fiel ihrem Gemahl zu Füßen, und betheuerte, wie sie 20 Jahre sein treues Weib gewesen sei, und flehete mit Thränen, sie nicht zu verstoßen, und seine eigene Tochter Maria doch nicht zu brandmarken. Die Legaten fanden keinen Grund, daß Heinrichs Ehe mit Katharina unerlaubt, ungültig sei, und verwiesen die Sache wieder an den Papst.

Heinrich wüthete. Warten war seine Sache nicht. Er verwies Katharina und seine Tochter aufs Land, und vermählte sich heimlich mit Anna Boleyn zu Calais, indem er einem Piester einredete, der Papst habe es jetzt erlaubt. Seinem Großkanzler Wolsey nahm er das Reichssiegel, welches er dem Thomas Morus übergab, und verwies jenen in seine Diöcese York. Wolsey konnte den Verlust der Herrschaft nicht verschmerzen. Als das Parlament sogar einen Proceß gegen den Gestürzten einleitete, und denselben nach London holen ließ, um ihn in den Tower zu setzen, da verschied er unterweges, und sprach sterbend: „Hätte ich Gott so treu gedient, wie meinem Könige, so wäre ich jetzt nicht so trostlos*).“

---

*) Sehr schön läßt Shakspeare den Wolsey zum Cromwell sprechen:

„Denk' nur an meinen Fall, und was mich stürzte!
Cromwell, bei deinem Heil', wirf Ehrsucht von dir!

Auch war das Erzbisthum Canterbury eben erledigt, das erste im Lande. Heinrich gab es einem Manne, der seinen Lüsten schmeichelte, und ihm stets zu Willen war, dem berüchtigten Cranmer. Da Heinrich Katholik bleiben wollte, so sollte auch Cranmer nach dem römischen Pontificale geweihet werden, und in demselben kommt vor, daß jeder Bischof bei der Weihe dem Papste Gehorsam schwört. Was that Cranmer? Er ging vorher in eine Kapelle, und schwur, daß er durch den Eid, den er gleich bei seiner Weihe der Gewohnheit wegen ablegen werde, sich nicht verbinden wolle, dem Könige von England ein Hinderniß zu legen, was immer für Reformen in der englischen Kirche vorzunehmen. Dann trat er zum Altare, ließ sich weihen, und schwur dem Papste Gehorsam.

Bald darauf merkten viele Leute, daß der König Heinrich mit Anna Boleyn wirklich vermählt sei, daß er also zwei Frauen zugleich habe. Da war keine Zeit zu verlieren, seine erste Ehe mußte getrennt werden. Im April 1533 schrieb Cranmer einen Brief an den König, er möge ihm doch die Erlaubniß ertheilen, die Frage wegen der Ehescheidung zu untersuchen, damit dero Majestät zur Sicherung ihrer Seele nicht länger in einer unerlaubten Ehe lebe.

Die Sünde hat die Engel selbst bethört,
Wie frommte sie dem Menschen, Gottes Bilde?
Fleuch Eigenliebe, segne selbst die Feinde;
Bestechung führt dich weiter nicht, als Treu'.
Stets in der Rechten halte milden Frieden,
Dann schweigt die Bosheit. Handle recht, nichts fürchte;
Dein Ziel sei immer Ziel auch deines Landes,
Wie deines Gottes und der Wahrheit: dann,
O Cromwell! wenn du fällst, fällst du im Tod
Als sel'ger Märtyrer. Dem König diene,
Und — bitt' dich, führe mich hinein:
Mach' ein Verzeichniß dort all meines Gut's,
Bis auf den letzten Pfenning; 's ist des Königs:
Mein Priesterkleid und mein aufrichtig Herz
Vor Gott, mehr blieb mir nicht. O Cromwell, Cromwell,
Hätt' ich nur Gott gedient mit all dem Eifer,
Den ich dem König weiht', er gäbe nicht
Im Alter nackt mich meinen Feinden preis.

Der König geruhete gnädig, seinem frommen Primas (dem Erzbischofe, der heimlich selbst ein Weib hatte) die Erlaubniß zu ertheilen, über seine Ehe das geistliche Gericht zu halten. Die Königinn Katharina wurde vorgeladen, achtete es aber unter ihrer Würde, vor einem solchen Richter zu erscheinen. Der fromme Cranmer hielt seinen Gerichtshof so viele Tage offen, wie das bürgerliche Gesetz erforderte, und dann erklärte er die Ehe Heinrichs VIII. mit Katharina von Arragonien und Kastilien für null und nichtig von Anfang an; auch schrieb der Heuchler dem Könige, er möge sich diesem erklärten Willen Gottes gehorsam fügen, und seine unrechtmäßige Frau Katharina entlassen. Dann hielt der Pflichtvergessene gleich darauf ein anderes geistliches Gericht, in welchem er erklärte, König Heinrich VIII. sei mit Anna Boleyn rechtmäßig vermählt, welche Ehe er als geistlicher Richter, kraft der Gewalt, die er von den Aposteln her habe, hiemit genehmige und bekräftige.

Als der Papst dies alles erfuhr, sprach er über Heinrich den Kirchenbann aus. Das war strenges Recht, Gleichheit vor dem Gesetze und ein Zeichen, daß dem Oberhirten die Reinheit der Lehre und die parteilose Handhabung der Kirchengesetze und der kirchlichen Zucht mehr galten, als das Wohlwollen eines mächtigen Königs und selbst als ein großes und wichtiges Reich. Heinrich versammelte dagegen sein Parlament, und ließ durch eine Acte seine Tochter für unehelich, seine Gemahlinn Anna für sein rechtmäßiges Weib und ihre Kinder für die Kronerben, sich selbst aber für das Oberhaupt der englischen Kirche und den Papst für den Bischof Roms erklären, der in England nichts zu verfügen habe. Darauf folgte die Erklärung des Königs, daß er künftig die Bischöfe einsetzen werde, daß die Geistlichkeit alle Verbindung mit Rom aufgeben, und alle Geldversendung an den Papst aufhören solle. Dann veranstaltete er eine neue Uebersetzung der Bibel in die Landessprache, die er eifrigst verbreitete, und setzte selbst einen Katechismus auf, den alle Schulen annehmen mußten. In demselben hatte er die Gegenwart Christi im Altarssacramente, die Communion unter einer Gestalt, die Messe, die Ohrenbeichte,

die Gültigkeit der Gelübde und die Ehelosigkeit der Geistlichen strenge beibehalten, denn er wollte Katholik bleiben, nur den Punkt über den Papst ausgenommen, denn der der Papst wollte ihm den Ehebruch nicht gutheißen. Das Volk billigte die Neuerungen nicht, die Prediger sprachen wohl laut über das Aergerniß, welches der König gebe, aber das Parlament bewies eine unbegreifliche Geschmeidigkeit und feile Gesinnungsart. Im Januar 1534 erschien eine neue Parlamentsacte, welche allen Geistlichen und Reichsbeamten aufgab, dem Könige den Suprematseid zu leisten, d. h. ihn als das Oberhaupt der englischen Kirche anzuerkennen*).

§ 61.

Fisher und Morus werden enthauptet.

(1535.)

Von den Großen des Reiches widersetzten sich nur zwei wahrhaft große Männer dem Ansinnen des Königs, der Bischof Fisher von Rochester und der Lordkanzler Morus.

Fisher war ein Greis, und hatte schon dem Könige Heinrich VII. lange gedient. Heinrich VIII. ehrte ihn, so lange Leidenschaft ihn nicht verblendete, als seinen Vater, hielt im Rathe seine Hand in der seinigen, und pflegte zu

---

*) Ueber diese Trennung der englischen Kirche von der römisch-katholischen sagt selbst ein Protestant: „Von sittlichen Trieben und dogmatischen Interessen ist bei diesen Anfängen keine Rede. Die Leidenschaft und Herrschsucht des Königs, die Aussicht der Bischöfe des Landes, bei der Losreissung von Rom an Freiheit und Autorität zu gewinnen; die schon vorhandene Hoffnung des Adels, besonders der Hofleute, man werde bei diesen ersten Schritten nicht stehen bleiben, sondern Hand an das Güterwesen der Klöster legen, und der Adel dabei auch bedeutend gewinnen; dies sind die Hebel, welche bei der ersten Trennung Englands von Rom thätig gewesen sind." (Leo, Lehrbuch der Universalgeschichte. Bd. III. S. 529.)

sagen, kein Fürst habe einen Unterthanen, der mit Fisher zu vergleichen sei. Als aber eben dieser Fisher, um Gott und dem Vaterlande nicht treulos zu werden, die Supre- matie des Königs (seine Obergewalt auch in geistlichen Dingen) nicht beschwören wollte, schickte dieser ihn ins Gefängniß, ließ demselben alles Schreibmaterial nehmen, ihm oft die frische Wäsche vorenthalten, oft den Greis gar hungern. Das währte 15 Monate. Als der Tag seiner Hin- richtung gekommen war, ließ er sich sein schönstes Gewand bringen, und als sich seine Umgebung darüber wunderte, sprach er: „Heute ist mein Hochzeitstag.“ Dann wurde der ehrwürdige Bischof endlich zum Richtplatze geschleppt, denn gehen konnte er kaum mehr; seine Füße wankten, seine grauen Haare waren mit Koth besudelt. Als er das Blut- gerüste bestiegen hatte, redete er so zum Volke: „Meine Brüder! der Augenblick ist gekommen, wo ich mein Leben lasse für den Glauben; Dank dem Herrn, daß ich dies von Herzen gern thun kann! Bisher hat mich noch kein Todes- gedanke erschreckt. Da wir aber der Gnade keinen Augen- blick entbehren können, so bitte ich euch, ihr wollet für mich beten, daß ich bis zum letzten Athemzuge möge standhaft bleiben.“ Dann ermunterte er zur Treue gegen die katho- lische Religion, und stimmte laut ein Te Deum an, den Todes- tag für seinen wahren frohen Geburtstag haltend. Heiter legte er seinen Kopf auf den Block, und empfing den Todesstreich. Auf Heinrichs Befehl mußte die Leiche auf dem Blutgerüste liegen bleiben wie ein todter Hund. Das Haupt wurde auf einer Pike herumgetragen, in des Bischofs Angesichte glänz- ten noch die Heiterkeit und der Friede, womit er starb. Das Volk aber pries den Märtyrer selig. Dies geschah den 21. Juni 1535. Fisher's letztes Verbrechen mag wohl gewe- sen sein, daß der Papst ihn ohne sein Vorwissen wegen seiner Verdienste einen Monat vor seiner Hinrichtung zum Cardinal ernannt hatte. Paul III. hatte bei diesem Schritte auch wohl die Absicht, die Erhebung zu einer so hohen Würde möge den König eher abhalten, sich an des gewissenhaften und freimüthigen Mannes Leben zu vergreifen. Allein der Tyrann wurde dadurch nur noch erbitterter gegen ihn, und hatte geäußert, als er von dieser Absicht vernommen, er

wolle Sorge tragen, daß der Cardinalshut, wenn er in England ankomme, keinen Kopf mehr finde. —

Der Lordkanzler Morus saß schon im Kerker, da Fisher hingerichtet wurde. Als er dessen Tod vernahm, kniete er nieder, und flehete Jesum an, ihn doch auch für seine Kirche sterben zu lassen. Die Bitte wurde erhört, denn Heinrich verurtheilte ihn ebenfalls zum Beil. Er war der größte Rechtsgelehrter seiner Zeit, als Schriftsteller in ganz Europa berühmt, wegen seiner Gefälligkeit im Umgange der Liebling des Volkes, und über die Reinheit seiner Sitten ist nur eine Stimme unter Katholiken und Protestanten.

Thomas Morus verdient eine besondere Erwähnung. Es thut dem Herzen wohl, in einer so schrecklichen Zeit einem Manne zu begegnen, an dessen öffentlichem und häuslichem Leben kein Fleck klebt, den alle Tugenden des Bürgers, Christen, Vaters und Hausherrn schmückten, und der mit allen diesen glänzenden Eigenschaften noch große Gelehrsamkeit verband. Nur durch Verdienste und Rechtschaffenheit erhob er sich vom Stande eines gewöhnlichen Advokaten bis zum Range des Großkanzlers. Er wurde zwischen 1480 und 1482 zu London geboren, religiös und strenge erzogen, und frühzeitig an Entbehrung gewöhnt. Seine erste Bildung erhielt er in einer Schule seiner Vaterstadt, seine Fortbildung zu Oxfort, der bekannten Universitätsstadt. Hier widmete er sich vorzugsweise den alten Sprachen, und strebte, den Geist der berühmtesten Schriftsteller Roms und Griechenlands zu erfassen; auch studirte er Rhetorik und Scholastik. Die Gottesgelehrtheit konnte bei seiner religiösen Richtung nicht zurückbleiben. Im Jahre 1498 wurde er mit dem berühmten Humanisten Erasmus bekannt, der ihn noch mehr für das klassische Alterthum begeisterte. Seiner Neigung entgegen, nur aus Gehorsam gegen seinen Vater trieb er zu New-Inn die ernste Rechtswissenschaft, und bildete sich zu einem ausgezeichneten Rechtskundigen, dessen Händen die Parteien am liebsten ihre Händel anvertrauten. Sein höchstes Ziel ließ Morus nie aus den Augen; wie seinen Geist, so suchte er auch sein Herz und seinen Willen zu bilden. Seinen Körper hielt er strenge, und wachte über seine Sinne. Er schlief als Jüngling auf dem Fußboden, ein

Klotz war sein Kopfkissen. Nur 4—5 Stunden ruhte er. So übte er die Selbstbeherrschung. An keinem Tage versäumte er die h. Messe, wohnte fleißig den Predigten bei, betete oft und inbrünstig, alles ohne Geräusch und Gepränge. Sein Aeußeres verrieth durch nichts seine Anstrengungen. Er las die Kirchenväter, und setzte seine theologischen Studien fort. Schon im J. 1504 hatte er die Kühnheit, im Parlamente einer unbilligen Geldforderung des habsüchtigen Heinrich VII. entgegenzutreten. Der König rächte sich an Thomas Vater, gegen den man eine schlechtbegründete Klage anhängig machte, und den man verhaftete, bis er 100 Pfund als Strafe gezahlt habe. Vom Sohne war noch nichts zu nehmen, und als man diesem rieth, sich dem König bittend zu nahen, bemerkte er, er sei sich keiner Schuld bewußt, und dürfe da auch keine eingestehen, wo die Verzeihung ihm nicht sicher sei. Um der königlichen Rache zu entgehen, zog Thomas sich in die Karthause zu London zurück, wo er sich der Erlernung auch der neuern Sprachen widmete, und religiösen Betrachtungen und Uebungen sich ergab. Er bezeigte hier große Lust, in ein Kloster einzutreten, ging aber von diesem Vorhaben wieder ab, da er sich überzeugt hatte, daß er zum geistlichen Stande nicht berufen sei. Etwa 26 Jahre alt, gesund an Leib und Seele, heirathete er Johanna Colte von achtbarer Herkunft. Er suchte ihren Geist durch Wissenschaften zu bilden, und ließ sie auch in der Musik unterrichten, die er sehr liebte. Da er jetzt für eine Familie zu sorgen hatte, betrieb er eifrigst die Rechtskunde, zu allgemeiner Anerkennung, in London. Er war das Muster eines Advokaten. Gewinnsucht war ihm fremd; mehr auf den Vortheil seiner Parteien, als auf seinen eigenen bedacht, zeigte er sich sehr geneigt zu Vergleichen. Nur gerechte Sachen nahm er an, und ließ sich nicht mehr zahlen, als er verdiente. Er empfahl sich besonders durch seinen scharfen Verstand, seine Sachkenntniß, seine Gewandtheit, seine Redlichkeit, seine Beredsamkeit. Kein Wunder, daß er, 25 Jahre alt, schon Untersheriff von London wurde, später Friedensrichter! Er zeichnete sich stets durch eine ungetrübte Heiterkeit des Geistes aus, die aus seinem reinen Gewissen und seinem festen Glauben hervor-

gingen, im Kreise der Freunde, der Familie, wie im Kerker und auf dem Blutgerüst. Sein Witz war schalkhaft, aber gutmüthig, und stand ihm bei jeder Gelegenheit zu Gebote. Aus seiner ersten Ehe waren ihm 4 Kinder geblieben. Seine treue Ehefrau starb etwa 1508, und seine Umstände nöthigten ihn, wieder zu heirathen. Seine Wahl fiel auf Alice Middleton, eine thätige Hausfrau und Wirthinn, übrigens weder jung noch schön, mit der er jedoch glücklich lebte. Obschon sie nicht eben durch Sanftmuth sich auszeichnete, so wußte er sie doch durch seine Scherze zufrieden zustellen, und sie selbst noch zur Erlernung einiger Instrumente zu bewegen. Hinsichtlich seines Hauswesens ließ sich Morus von dem Grundsatze leiten, Leutseligkeit gegen Frau, Kinder und Gesinde zu beweisen, und stand sich gut dabei. Jeder that gerne seine Schuldigkeit, und war froh und munter. Menschlichkeiten wußte er zu ertragen. Vor allen Dingen hielt er seine Kinder zu einem frommen Wandel an, dann zu den Wissenschaften. Seine Diener mußten beschäftigt sein und sich von unziemlichen Spielen enthalten, so hatte er ihnen auch das Kartenspiel verboten. Die männliche und weibliche Dienerschaft hielt er strenge gesondert. Der Hausvater betete selbst täglich aus Bedürfniß und von Herzen, und führte auch die gemeinsame häusliche Andacht ein; vor dem Schlafengehen hatte sich seine Familie zu diesem Zwecke zu versammeln, auch da noch, als er Kanzler wurde. Bei Tische ließ er aus der h. Schrift vorlesen, dann folgten heitere Gespräche. Morus machte sich auch als Schriftsteller bekannt; er übersetzte auserlesene Stücke aus Lucian, schrieb Epigramme (Sinngedichte), ein geschichtliches Werk: Richard III.; am beliebtesten wurde jedoch seine Utopia (Nirgendsheim). Er schilderte darin nach dem Vorgange von Platon, nicht wie die Menschen sind, sondern wie sie unter guten Gesetzen und Umständen sein sollten. Seine Kenntniß der Alten und sein wohlwollendes heiteres Gemüth traten so recht darin hervor. Später schrieb er auch Werke in englischer Sprache und volksthümlicher Weise zur Vertheidigung der katholischen Kirche gegen die vielfachen Angriffe der Neuerer. Die Beliebtheit, die er sich bei dem Volke durch seine Geschicklichkeit, seine Rechtlichkeit und seine Leutseligkeit erworben

hatte, war außerordentlich. Seiner Stimme horchte selbst der aufgeregte Pöbel, sein Ruhm verbreitete sich immer weiter. Es kann daher nicht befremden, daß auch endlich Heinrich VIII. auf ihn aufmerksam wurde, der sich dahin aussprach, wie er nicht gesonnen sei, des Sir Thomas Talente für den königlichen Dienst länger zu entbehren. Da frommten keine Einreden, Morus kam durchaus gegen seinen Willen an den Hof. Der König fand an ihm eine ungewöhnliche Besonnenheit, Ruhe und Sprachgewandtheit, und bediente sich seiner zuerst bei außerordentlichen Vorfällen als Redner. Gern unterhielt sich Heinrich VIII., jetzt noch nicht so tief gesunken, mit dem geistreichen Manne über Theologie, wie über Staatsangelegenheiten; auch gefiel ihm des Thomas heiteres Gemüth. Als des Morus Schwiegersohn Roper ihn beglückwünschte zu der hohen Gnade, äußerte der tiefblickende Mann: „Ich kann Dir sagen, Sohn, daß ich nicht Ursache habe, darauf stolz zu sein, denn wenn mein Kopf ihm ein Schloß in Frankreich — womit er damals Krieg führte — gewinnen könnte, er würde unfehlbar herunter müssen.“ Er ist durch Hofgunst nie stolz geworden, und hat sie nie mißbraucht. Morus stieg nun von Würde zu Würde: zuerst ward er in des Königs Rath aufgenommen, dann zum Ritter geschlagen, und wenige Jahre nachher zum Schatzmeister der Lehenkammer befördert, dann zum Kanzler des Herzogthums Lancaster. Er wagte es, dem damals noch allmächtigen Wolsey sich zu widersetzen, und ihm freimüthig die Wahrheit zu sagen. Dann wurde er auch zu diplomatischen Verhandlnngen gebraucht, und er vollführte alle zur Zufriedenheit seines Gebieters. Die Hofluft machte den einfachen Mann nicht unempfänglich für die Freuden der Familie, der er alle Aufmerksamkeit fortan schenkte, und für deren Ausbildung er nach Kräften sorgte, und der Dienst des Königs von England zog ihn nicht ab von dem Dienste des Königs der Könige. Er war Katholik mit fester Ueberzeugung, wollte keine besondere Religion für sich, achtete und befolgte die Gebote der Kirche, und hörte stets vor seinen Geschäften die h. Messe, und unterließ es nicht, selbst wenn er zum Könige entboten wurde. Dann sprach er wohl, „er habe zuvor einem bessern Herrn zu gehorchen.“ Er unter-

schrieb Staatsverhandlungen, verfaßte gelehrte Schriften und — Gebetsformeln zum Gebrauche für seine Familie. Bei öffentlichen Umgängen in seiner Pfarrei trug er wohl das Kreuz vor, und wallfahrte nach fernen Gnadenörtern. Er hatte ein besonderes Geschick, seine Andachtsübungen und Tugenden zu verbergen. Kein Wunder, daß das Volk, dem er zudem durch seine Freundlichkeit noch besonders gefiel, ihn vor allen Männern im Königreiche liebte und feierte. Sein Urtheil über die s. g. Reformation, die sich in so vielen Ländern bereits Bahn gebrochen hatte, konnte nicht ohne Einfluß bleiben. Er entschied sich aber fest für den Glauben der alten Kirche, wenn er auch eingerissene Mißbräuche keineswegs billigte; ist ja das Heiligste bei unvollkommenen Menschen denselben ausgesetzt. Insbesondere überzeugte sich Thomas, der Staatsmann, gestützt auf Erfahrungen, daß die Grundsätze Luthers und seiner Partei für alle Staaten in hohem Grade gefährlich seien, und daß das Abwerfen des Gehorsams gegen die geistliche Obrigkeit auch jenes gegen die weltliche zur Folge haben müsse. Darum glaubte er auch, die Fürsten seien um der eigenen und ihrer Völker Erhaltung willen verpflichtet, diese Ruhestörer nach aller Schärfe des Gesetzes zu bestrafen. Sein milder Sinn hinderte ihn übrigens bei der Ausübung dieses Grundsatzes vor Ueberstrenge. „Ich hasse — sprach er — der Ketzer Fehler, nicht ihre Personen, und herzlich wünschte ich, die ersteren wären vernichtet, die letzteren gerettet.“ Er versichert ferner: „Von allen, die jemals um der Ketzerei willen in meine Gewalt gekommen, hat, mit Ausnahme ihrer Haft, auch nicht ein Einziger derselben, so wahr mir Gott helfe! über irgend einen empfangenen Streich oder Schlag, und wäre es nur ein Nasenstüber gewesen, zu klagen.“ Nur Räuber, Mörder und Heiligthumsschänder ließ er derb züchtigen, und das von Rechts wegen. — Im J. 1529 brachte es Morus zur höchsten Würde in England, er wurde Lordkanzler. Der Aermste und Niedrigste fand bei ihm jetzt ungehindert Zutritt und freundliches Gehör. Man bedurfte keines goldenen Schlüssels zu seiner Thür, wie bei den Dienern seines Vorgängers. Seine Gerechtigkeitsliebe drückte er mit den starken Worten aus: „Wäre selbst mein Vater, den ich so innigst

liebe, auf der einen, und der Teufel, welchen ich über alles hasse, auf der andern Seite, so sollte doch der Teufel, wenn seine Sache gerecht, sein Recht von mir erhalten." So sprach er gegen seinen eigenen Schwiegersohn das Urtheil. Er räumte mit den seit Jahren schwebenden Rechtssachen auf. Parteilichkeit konnten ihm seine bittersten Feinde nicht nachweisen. An der Zustimmung eines so trefflichen und allgemein geehrten Mannes zu seinen Schritten war Heinrich VIII. alles gelegen. Als dieser gegen die katholischen Gesetze sich von seiner rechtmäßigen Gemahlinn getrennt hatte, Anna Boleyn heirathen wollte, und viele Feindseligkeiten gegen die katholische Kirche unternahm, legte Morus 1532 seine Würde nieder, nachdem er schon zuvor des Königs pflichtwidriges Betragen offen mißbilligt hatte. Keiner von seiner Familie wußte von seinem Schritte. Tags darauf ging er, wie immer, mit Frau und Kindern in die Kirche zu Chilsea. Sonst begab sich ein Diener zum Betstuhle der Frau Kanzlerinn, und meldete, daß sich der Herr Kanzler entfernt habe. Diesmal ging er selbst hin, machte vor ihr eine tiefe Verbeugung und sprach: „Mylady, der Herr Kanzler ist fort!" Sie glaubte, Morus scherze, wie gewöhnlich; aber auf dem Wege nach Hause theilte er ihr mit, daß er wirklich abgedankt habe. „Wie! — rief die niedriger stehende Frau entrüstet — was wollt Ihr thun, Mr. More? Wollt Ihr Euch hinsetzen und Gänschen in der Asche braten? Ist's nicht besser zu herrschen, als beherrscht zu werden?" Morus scherzte fort, ihr Anzug sei nicht in Ordnung, sie schalt nun die Töchter, daß sie die Mutter nicht darauf aufmerksam gemacht hätten; diese versicherten, Alles sei ja in bester Ordnung. Da versetzte Morus überaus heiter: „Seht Ihr denn nicht, daß Eurer Mutter Nase etwas schief steht?" Bitterböse entfernte sich die Erkanzlerinn, der Erkanzler ließ sich aber in seiner Ruhe nicht stören. Als Lordkanzler hatte der uneigennützige Mann seine Familie nicht bereichert, hinterließ er ja nur 100 Pfund Sterling *). Mit Freude hatte

*) Einst machte ihm ein vornehmer Mann zwei große, sehr werthvolle silberne Flaschen zum Geschenke, um dadurch den Kanzler zu gewinnen, der in einer für den Schenker sehr bedenklichen Rechts-

er seine hohe Würde niedergelegt, denn Ehrgeiz war fern von ihm. Anna haßte den Gegner ihrer Verbindung, und suchte ihn zu stürzen. Man konnte nichts Strafwürdiges gegen dieses Muster der Rechtschaffenheit auffinden; eine angestellte Untersuchung endete zu seinem größeren Ruhme. Als Morus aufgefordert wurde, einen pflichtwidrigen Eid zu schwören, worin die Rechtmäßigkeit der Ehe mit Annen eingeräumt werden sollte, weigerte er sich entschieden. Das hatte seine Verhaftung zur Folge. Weil Schmeicheleien nicht gefruchtet, so brauchte man Gewalt. Im Tower beschäftigte er sich mit Lesen und Verfassen frommer Schriften, mit Gebet und Uebungen in allen Tugenden. Selbst im Kerker suchte man ihn noch umzustimmen. Seine so innig von ihm geliebte und wahrhaft liebenswürdige Tochter bestürmte das zarte Vaterherz. Er blieb standhaft. Vorwürfe seiner Frau erwiderte er mit Scherz. -- „Wie lange lebe ich denn noch wohl, wenn ich des Königs Willen erfülle?“ fragte Morus unter anderm seine Gattinn. Etwa 20 Jahre, antwortete diese. Morus entgegnete: „Soll ich 20 Jahre der Ewigkeit vorziehen?“ — Im Jahre 1534 wurden durch eine Verordnung der König und seine Nachfolger für die alleinigen irdischen Häupter der englischen Kirche erklärt, und ihnen die volle Kirchengewalt (Suprematie) zugesprochen, wodurch des Papstes Recht gänzlich umgestoßen ward. Auch diese Verordnung sollte beschworen werden. Die scheußliche Hinrichtung der Prioren der drei Karthäuser und des Paters Reynold, welche den Eid aus Gewissenhaftigkeit geweigert hatten, sollte den Morus einschüchtern; aber dieser kannte keine Furcht. Er wurde nun aufs genaueste verwahrt, alle Bücher und Schreibmaterialien nahm man ihm. Drei schlechte Menschen wurden in seinen Kerker geschickt, um ihn auszuforschen; aber der weise Thomas beachtete Vorsichtigkeit, und dennoch ward er auf die Aussage des einen, der Rich hieß, des Hochverraths angeklagt, weil er des Königs Supremat

---

ache zu entscheiden hatte. Der ehrliche Morus lehnte das Geschenk n seiner launigen Weise ab, indem er die Flaschen mit dem besten Wein anfüllen ließ und dem Ueberbringer sagte: „Versichert Euern Herrn, daß aller Wein in meinem Keller zu seinem Befehle stehe.“

geläugnet habe. Nach einer Haft von einem Jahre, zwei Monaten und drei Tagen wurde er am 1. Juni 1535 vor die Schranken des Gerichts gefordert. In ärmlichem Anzuge, blaß, wankenden Schrittes, aber doch heiter wegen seiner Seelenruhe, ging er hin. Seine Antworten auf die Anklagen waren treffend und erschöpfend. Rich sagte aus, und beschwur es, Morus habe gegen ihn die Suprematie des Königs als etwas Ungerechtes bezeichnet. Die beiden andern, die im Tower gegenwärtig gewesen, entschuldigten sich, daß sie auf das Gespräch nicht gemerkt. Nach sehr kurzer Berathung sprachen die niedrigen Richter, welche des Königs Willen ja kannten, ihr „Schuldig" über den gerechtesten Mann Englands. „Wohl!" — sprach er — „ich bin nun verurtheilt. Ob gerecht, weiß Gott, und jetzt, um mein Gewissen zu erleichtern, will ich frei sagen, was ich von jenem Gesetze halte. Als ich des Königs Absicht wahrnahm, zu erforschen, woher des Papstes Gewalt stamme, so — ich gestehe es — befliß ich mich ganzer sieben Jahre hindurch, die Wahrheit hierin zu ergründen, und in keinem einzigen von der Kirche gebilligten Werke gelehrter Männer konnte ich die Behauptung finden, daß ein Laie das Haupt der Kirche wäre, oder auch nur sein könnte."

„Wollt Ihr — so entgegnete der Lordkanzler — für weiser gehalten werden, oder glaubt Ihr ein reineres Gewissen zu haben, als sämmtliche Bischöfe, Gelehrte, der Adel und die Gemeinen dieses Reiches?" Morus antwortete: „Gegen Einen Bischof, den ihr mir für eure Meinung anführt, habe ich Hunderte heilige und rechtgläubige Bischöfe für die meinige, und gegen Ein Königreich die Stimme der Christenheit seit mehr als tausend Jahren." Da erhob sich der Herzog von Norfolk, und sprach roh und leidenschaftlich, wie überhaupt die Menschen pflegen, wenn sie keine Gründe anzuführen wissen: „Jetzt, Sir Thomas zeigt Ihr recht Euer verstocktes, boshaftes Gemüth." — „Edler Herzog — erwiderte der Verurtheilte sanft und mit der Eindringlichkeit der Ueberzeugung — nicht Bosheit oder Verstocktheit ists, was mich also reden läßt, sondern die gerechte Nothwendigkeit zwingt mich, hier vor dem Gerichte mein Gewissen zu entledigen. Ich rufe Gott zum Zeugen, daß nichts

als dieses mich zu reden angetrieben." Wer wollte es einem solchen Manne, in solcher Stunde nicht glauben! Nochmals wurde ihm von den Richtern geneigtes Gehör geboten, wenn er noch Einiges zu seiner Vertheidigung zu sagen habe. Der große Mann sprach nun sanft und liebevoll diese himmlischen Worte: „Ich habe nichts mehr zu sagen. Nur dies noch — gleichwie der h. Apostel Paulus — wie wir in der Apostelgeschichte lesen — zugegen war und seine Stimme gegeben hatte zum Tode des ersten Märtyrers Stephanus; und sie doch nun beide als Heilige sich im Himmel befinden, und in Ewigkeit Freunde sind: so vertraue auch ich, und will deshalb herzlich beten, daß, obwohl Eure Herrlichkeiten meine Richter hier auf Erden waren, wir uns dereinst freudig zur ewigen Seligkeit im Himmel treffen werden. Gott bewahre Euch, vorzüglich meinen Herrn, den König, und gebe ihm treue Räthe!"

Auf dem Wege zum Tower hatte sein Vaterherz noch einen heftigen Sturm zu bestehen. Er traf seinen Sohn John an, der um den väterlichen Segen flehete, und seine innigstgeliebte großherzige Tochter Margaretha, die ihn unter wechselseitigen Thränen umschlang, und mit Trostgründen der Religion von ihm entlassen wurde. „Was ich zu leiden habe — sprach der Vater — wenngleich unschuldig, geschieht nach Gottes Willen. Er kennt mein Herz. Ergib dich darum in seinen Willen, und fasse dich in Geduld über meinen Verlust." Nun bereitete sich Morus zum Tode vor. Als ihm am Morgen des 6. Juli 1535 die Nachricht überbracht wurde, daß er an diesem Tage hingerichtet werden solle, sprach er: „Ich danke euch herzlich für eure gute Botschaft. Immer war ich dem Könige sehr verbunden für die Gnaden und Ehrenstellen, die er mir verliehen; jetzt bin ich ihm noch mehr verpflichtet, daß er mich hierher gesetzt hat, wo ich alle nur mögliche Zeit und Gelegenheit habe, an mein letztes Ende zu denken, und bei Gott! am meisten bin ich ihm hierfür Dank schuldig, daß er geruht, mich von den Kümmernissen dieser schlechten Welt zu befreien." Morus wollte in anständiger Kleidung erscheinen, wie Jemand, der zu einem Feste geht. Der Lieutenant vom Tower widerrieth, indem das gute Kleidungsstück doch nur ein schlechter Mensch

bekommen würde. „Was, Mr. Lieutnant — sprach Morus — soll ich den für einen schlechten Menschen halten, der mir einen so ausgezeichneten Dienst erweisen wird? Nein! ich versichere Euch, wären die Kleider von Goldstoff, ich würde sie bei ihm gut angewendet glauben."

Um 9 Uhr Morgens ward er aus dem Tower gebracht. Sein Gesicht war bleich, in den Händen ein Crucifix, sein Auge öfter zum Himmel gerichtet. Als er dem Hause einer frommen Frau vorbeikam, trat diese mit einem Becher Weins heraus. Er lehnte ihn ab mit den Worten: „Christus trank nicht Wein, sondern Essig und Galle." Ein herzloses Weib forderte Papiere von ihm zurück. „Gute Frau — bedeutete er dieser — nur noch Eine Stunde Geduld, und der König wird mich von der Sorge für jene Papiere, so wie für alle andern Dinge befreien." Eine dritte schalt ihm nach, und klagte über großes Unrecht, welches er ihr während seines Kanzleramtes zugefügt haben sollte. Ruhig antwortete der gerechte Richter: „Ich erinnere mich recht wohl Eurer Sache; hätte ich indeß jetzt noch zu entscheiden, so würde ich denselben Spruch thun." Wohl ihm, der in seiner letzten Stunde so auf das vergangene Leben zurückblicken kann! Am Fuße des Blutgerüstes angelangt, scherzte er noch in seiner harmlosen Weise. „Bitte — so sprach er zu einem der Sheriffsdiener — helft mir hinauf, fürs Herunterkommen laßt mich selbst sorgen." Da ihm untersagt war, das Volk anzureden, ersuchte er dasselbe, für ihn zu beten, und erklärte, er sterbe als ein getreuer Unterthan des Königs, im ächten, katholischen Glauben. Darauf betete er knieend und mit großer Andacht den Psalm: „Erbarme dich meiner!" — erhob sich stark und entschlossen, flößte dem ihn um Verzeihung bittenden Scharfrichter Muth ein, und band sich selbst ein Tuch um die Augen. Ein Streich der Axt trennte das Haupt vom Rumpfe.

So endete als katholischer Märtyrer einer der edelsten und besten Männer, der nun seinen Lohn von dem gerechten König der Könige längst erhalten hat.

Nach seinem Tode hatten die Katholiken in England keinen solchen Vertheidiger mehr. Die Großen des Reiches

waren mit dem Könige einig, sich in die Güter der Kirche und der Armen zu theilen; das Volk war eine wehrlose Heerde Schafe, der Willkür seines Despoten hingegeben. Es erschien sogar eine Verordnung, die Edicte des Königs sollten dieselbe Kraft haben, wie Parlamentsacten. Vernichtet war also die magna Charta, auf welche England immer stolz gewesen ist, vernichtet durch den Abfall von der Kircheneinheit. Die Gefängnisse waren mit 60,000 Menschen angefüllt, welche des Königs Religion nicht annehmen wollten, und die meisten starben, ohne verhört zu sein, ohne erfahren zu haben, was sie verbrochen hätten, ohne ein Wort zu ihrer Rechtfertigung vorbringen zu können. Es waren Protestanten sowohl, als Katholiken, denn beide verfolgte der König. Gewöhnlich wurden ein Katholik und ein Protestant mit den Rücken an einander gebunden, und dann verbrennt. Der Boden Englands wurde mit dem Blute dieser Schlachtopfer erweicht, und die Luft mit dem Dufte ihres gebratenen Fleisches erfüllt. Und Cranmer, der selbst im Herzen ein Protestant war, der als Erzbischof-Primas sich eine andere Frau aus Deutschland kommen ließ (da seine erste noch lebte), während der König den Cölibat der Geistlichkeit aufrecht erhalten wissen wollte, genehmigte alle Gewaltschritte seines Königs, und half ihm, die Protestanten, seine Glaubensbrüder, aufs Blutgerüst zu schleppen. Der engl. protest. Schriftsteller Macaulay schildert diesen gemeinen Charakter mit folgenden kurzen Worten: „Heilig in seinen Worten, ohne Scrupel in seinem Handeln, für nichts sich ereifernd, kühn in der Speculation, ein Feigling und Manteldreher in der That, ein versöhnlicher Feind und ein lauwarmer Freund.

Ich kann nicht umhin, noch zwei besondere Hinrichtungen zu erzählen, die Heinrichs Andenken schänden.

John Houghtons, Prior der Karthäuser zu London, wollte den Suprematseid nicht leisten. Auf des Königs Befehl ward er aus der Stadt geschleppt und gehängt. Aber gleich darauf wurde der Strick durchgehauen, und der Gehängte fiel zu Boden, noch lebend. Da riß man ihm die Kleider ab, schlitzte ihm den Bauch auf, zog ihm Herz

und Gedärme aus dem Leibe, die man in ein Feuer warf, und schlug ihm das Haupt ab. Darauf ward die Leiche geviertheilt und geröstet, die gebratenen Stücke hängte man in verschiedenen Theilen der Stadt auf; ein Arm ward über dem Thore der Karthause angenagelt.

Der Cardinal Polus, ein Sprößling des Hauses Plantagenet, war früher ein Liebling des Königs gewesen, aber dessen Ehescheidung hatte er nicht billigen können. Heinrich versuchte vergebens alles, ihn nach England zurückzulocken. Da mußte des Cardinals Mutter büßen, die 70jährige Gräfinn Salisbury. Sie ward beschuldigt, ihre Untergebenen beredet zu haben, die neue englische Bibel nicht zu lesen, und wurde deswegen mit mehrern Freunden zum Tode verurtheilt. Ihre Freunde mußten gleich sterben, sie selbst blieb erst noch im Gefängnisse, bis in einer Provinz eine Empörung ausbrach, die ihr zur Last gelegt wurde. Da schleppte man sie sofort zum Blutgerüste. Aber nicht war sie zu bewegen, ihr Haupt auf den Block zu legen. „Nein — sagte sie — nie soll sich mein Haupt vor der Tyrannei beugen, nie hat es einen Verrath begangen, und wollt ihr es haben, so müßt ihr es nehmen, wie ihr könnet." Der Nachrichter versetzte der hochherzigen Frau darauf mit dem Beil einen Hieb in den Nacken, sie lief blutend um das Schaffot, er hinter ihr her, und hieb ihr wiederholt in den Nacken, bis sie endlich niederfiel. Ist das eine Scene in der Türkei oder auf Neuseeland? Nein, in dem freien England, wo die magna Charta die Rechte der Unterthanen gegen alle despotische Gewalt des Königs in Schutz nahm.

§ 62.

Heinrich VIII. plündert das Armengut.

(1536–1538.)

Darauf ernannte Heinrich VIII. als Oberhaupt der englischen Kirche sich einen Generalvicar, zur Abstellung aller Ketzereien und Mißbräuche in gedachter Kirche, und zwar Thomas Cromwell, eines Grobschmieds Sohn,

der früher eine kleine Bedienung in Wolsey's Hause gehabt, und durch Verrath seines Herrn und Speichelleckerei sich dem Könige empfohlen hatte. Als königlicher Statthalter und Pair saß er im Parlamente über dem Primas, in den Synoden als königlicher Generalvicar über allen Bischöfen, keiner war im Reiche höher, als nur der König selbst. Der neumodische königliche Generalvicar Cromwell befahl sogleich eine Visitation der Klöster, und der Bericht fiel so aus, wie man ihn haben wollte. Die abscheulichsten Dinge wurden den Mönchen und Nonnen aufgebürdet, und der König befahl darauf, daß vor der Hand die kleineren Klöster, 376 an der Zahl, eingezogen würden. Im Unterhause wollte man die Bill*) aber nicht durchgehen lassen. Da beschied der König die Gemeinen (das Unterhaus) Vormittags in seine Halle, ließ die Herren bis Nachmittag stehen, kam dann hervor, schritt einige Mal mit zornigen Blicken durch sie hin, und sagte: „Ich höre, meine Bill will nicht durchgehen; ich will aber, sie soll durchgehen, oder ich will einige von euern Köpfen.“ Dann zog er sich in seine Gemächer zurück. Solches half. Es erschien gleich eine Parlamentsacte, welche erklärte, die Mönche und Nonnen der kleinen Klöster wären allen Schlechtigkeiten ergeben, verschleuderten ihre heiligen Kirchengüter zum höchsten Mißfallen des allmächtigen Gottes, und wollten sich auch einer bessern Zucht nicht fügen; darum sollten sie in die größeren Klöster vertheilt werden, in denen, Gott sei Dank! doch noch Religion und Zucht herrsche, und Raum genug für sie sei, ihre Güter aber solle der König für sich und seine Erben in Besitz nehmen, um sie zur Ehre Gottes und zum Wohle des Reiches besser zu verwenden.

So wurden 376 kleinere Klöster eingezogen; sie brachten jährlich 32,000 Pfund Sterling ein, der Werth der liegenden Gründe, Gebäude, Mobilien mochten wohl noch 100,000 Pfund mehr betragen. Aber es dauerte keine 2 Jahre, so beschloß Heinrich, alle Klöster einzuziehen. Welchen Rechtsgrund konnte er dazu vorschützen, da er selbst erklärt hatte, in den größeren Klöstern herrsche noch

*) So nennt man im Parlamente ein vorgeschlagenes Gesetz.

Religion und Sittsamkeit? Sein Generalvicar Cromwell wußte dazu Rath: die Klöster mußten sich dem Könige freiwillig übergeben; wenn ein Kloster solches nicht wollte, so wurde dessen Abt an dem Thurm der Klosterkirche aufgehängt. Aber nicht nur die Klöster, sondern auch die Hospitäler, die Collegien für Studirende, die meist von Bischöfen und Aebten an den hohen Schulen gestiftet waren, wurden eingezogen. Und zu welchem bessern Gebrauche bestimmte sie der König? Er schenkte sie seinen Günstlingen, unter der ausdrücklichen Bedingung, die herrlichen gothischen Gebäude, bisher eine Zierde des Landes, abzubrechen. Die meisten hatte er selbst schon durch Pulver sprengen lassen, die traurigen Ruinen sind zum Theil noch zu sehen. Die Mönche hatten mit ungeheuerm Fleiße Bücher abgeschrieben, und viele derselben mit Silber beschlagen lassen. Das Silber ließ Cromwell abreißen, die Bücher selbst aber wegwerfen. — Vielleicht ein unendlicher Verlust für die alte Literatur! — Die Klöster gewährten dem armen Adel ein sicheres Mittel, standesmäßig zu leben; nach Aufhebung der Klöster blieb ihm nichts übrig, als sich dem Könige unbedingt hinzugeben, um von ihm Aemter, Pensionen u. s. w. zu erhalten, zum Nachtheile der englischen Volksfreiheit. — Die Mönche und Nonnen hatten bisher die Jugend unentgeltlich unterrichtet; jetzt wächst die Jugend in England roh auf, und es ist keine Seltenheit, 18jährige Verbrecher auf dem Schaffot sterben zu sehen, so daß man in neuern Zeiten hat Armenschulen errichten müssen, und zwar so, daß ein Lehrer 1000 Schüler auf einmal unterweiset. So schlecht ist das Schulwesen in England bestellt seit der Aufhebung der Klöster. — Die Klöster verpachteten ihre Ländereien an Bauern gegen mäßige Abgaben, und waren gütige Gutsherren; denn sie hatten keinen besondern Grund, ihr Vermögen zu vergrößern, abgesehen davon, daß auch mehr christliche Liebe bei ihnen waltete. Jetzt aber, da die Pächter unter weltlichen Gutsherren mit Familie und zahlreichen Bedürfnissen stehen, müssen sie unerhörte Abgaben entrichten. — Die Klöster unterhielten alle Armen der Nachbarschaft. Nachdem sie verschwunden sind, ist die Armuth in England so groß, daß man

die Almosen hat zu einer Steuer machen müssen, welche die drückendste von allen ist, die man in diesem Lande kennt. Traurig genug, wenn die christliche Liebe fehlt, die sich selbst freiwillig Steuern auflegt, um das menschliche Elend zu lindern, oder wenn die Noth so groß ist, daß Wohlthätigkeit erzwungen werden muß! Nirgends waren die Klöster so innig mit der Staatsverfassung und Landeswohlfahrt verzweiget, wie in England, nirgends waren die Klöster häufiger, wie in England, denn fast auf jede deutsche Meile fand man eins; aber auch nirgends sind die eingezogenen Klostergüter schlechter verwendet, als in England. Sogar die Landessteuern verminderten sich durch die Einziehung der geistlichen Güter, weil die Geistlichkeit sonst am höchsten gesteuert hatte; da sie nichts mehr besaß, so fielen auch ihre Steuern weg, und Kaiser Karl V. sagte nicht mit Unrecht, der König von England habe das Huhn todt geschlagen, welches ihm die goldenen Eier lege. — Die Aufhebung der Klöster und Hospitäler hat es in England nöthig gemacht, zuerst stehende Heere im Lande selbst zu unterhalten, damit die arme Volksklasse, welche die zahlreichste ist, die Verfassung nicht über den Haufen stoße. Darum sagt ein neuerer englischer Schriftsteller, selbst ein Protestant (Cobbet), so witzig, als wahr: „Ich will mich nicht zu einem Dictator in Sachen des Geschmackes aufwerfen, aber ich muß um Erlaubniß bitten zu sagen, daß ich das Kloster der Kaserne, den Gesang der Metten der Reveille der Trommel, die Kapuze der Bärmütze mit eherner Stirn, die Tonsur dem Schnurrbart, wenn er auch schwarz gewichst ist, den Rosenkranz mit dem daran hängenden Kreuze dem Wehrgehäng mit der Patrontasche, und besonders die Buße der Bajonetspitze vorziehe. Die eine oder die andere Reihe von Dingen müssen wir haben, wie es scheint; aber vor der Reformation kannte England nie, auch nicht im Traume, etwas gleich einem stehenden Heere; seit jener Begebenheit hat es in der Wirklichkeit nie gekannt, was es heiße, ohne solche Soldaten zu sein, bis endlich eine donnernde stehende Armee sogar zur Zeit des tiefen Friedens für die Erhaltung unserer glücklichen Constitution in Kirche und Staat öffentlich als nothwendig anerkannt wird.“

Die größten Schätze fand man zu Canterbury bei den Gräbern des h. Augustinus, Apostels der Angelsachsen, und des Erzbischofs Thomas Becket, der zu seiner Zeit die Rechte der Religion und Nation durch Vergießung seines Blutes gegen einen tyrannischen König vertheidigte, wie wir wissen. Beider Grab wurde vernichtet. Den h. Thomas forderte Heinrich VIII. aber noch vor sein Gericht, verurtheilte ihn als einen Rebellen, der den König von England nicht als Oberhaupt der englischen Kirche anerkannt habe, befahl, seine Asche in den Wind zu streuen, und ließ seinen Namen aus dem Kalender streichen. — In Winchester war das Grab Alfred's, des großen Königs, den wegen seiner Weisheit, Gerechtigkeit, Tapferkeit und Frömmigkeit alle Geschichtschreiber, katholische und protestantische, mit Ehrfurcht nennen, den England immer als den ersten Stifter seiner Verfassung angesehen hat. Aber Heinrich VIII. gönnte ihm kein Denkmal im Vaterlande: Alfred's Grab ist nicht mehr zu sehen; die Abtei, die er gebauet hatte, und die seine Gebeine enthielt, wurde zerstört, und an ihrer Stelle steht jetzt ein Zuchthaus. Alfred hat keine Zuchthäuser gebauet, vielmehr hängte er goldene Armbänder an der Landstraße auf, und keiner rührte sie an. Aber freilich — zu seiner Zeit hungerten auch die Armen nicht, hatten nicht nöthig zu stehlen: zu Alfred's Zeit kannte man keine Armensteuer, noch weniger wurden die Armen selbst gezwungen, monatlich zu einer Sparkasse beizutragen, um noch dürftigere Arme zu unterhalten, wie es jetzt in England Mode ist. Damals stifteten Könige und Prälaten Klöster und Hospitäler, die Hungrigen zu speisen. Heinrich VIII. hob die 645 Klöster und 110 Hospitäler des Reiches auf, und die Armen wurden angewiesen, sich künftig einander zu unterstützen. Nur wenige Hospitäler sind in der Folge neu gegründet worden, sie ersetzen den Verlust der alten nicht.

§ 63.

Heinrich's VIII. sechs Frauen.

Im Januar 1536 starb die brave Königinn Katharina, die seit ihrer Verbannung auf's Land ihre Tochter Maria nicht mehr hatte sehen dürfen. Auf dem Todesbette schrieb sie einen liebreichen Brief an den König. Dieser befahl wenigstens seinem Hofe, an ihrem Begräbnißtage Trauer anzulegen. Aber die neue Königinn Anna Boleyn kleidete sich an eben diesem Tage weiß, und sagte, jetzt erst sei sie recht Königinn. Aber nicht 4 Monate sollte diese Freude dauern.

Schon im Herbste 1533 hatte sie eine Tochter Elisabeth geboren. Lieber hätte der König einen Sohn gesehen, und er wurde gegen seine Anna etwas verstimmt. Diese merkte solches wohl, und während ihr Gemahl, der König, beschäftigt war, Glaubenslehren vorzuschreiben, Klöster und Hospitäler einzuziehen, Katholiken und Protestanten den Bauch aufschlitzen oder sie hängen oder verbrennen zu lassen, suchte sie Unterhaltung bei vertrauten Hofherren. Heinrich merkte so etwas. Im Mai 1536 gab sie bei einem Lanzenstechen zu Greenwich in Gegenwart des Königs gar zu deutlich einem Ritter ihre Vorliebe für ihn zu erkennen. Der König entfernte sich gleich, und befahl, seine Gemahlinn ihm auf der Themse nachzubringen, und sie in den Tower zu setzen. Am 15. Mai ward sie zum Tode verurtheilt wegen Ehebruchs mit vier Hofherren, am 19. sollte sie sterben. Die mitschuldigen Hofherren wurden hingerichtet, ehe aber Anna Boleyn selbst den Tod litt, hatte Cranmer noch ein schweres Stück Arbeit. Heinrich befahl ihm nämlich als Haupt der Kirche, ihn von Anna Boleyn zu scheiden. Vor drei Jahren hatte Cranmer diese Ehe bekräftigt durch die Gewalt, die er von den Aposteln herleitete; wie konnte er diese Ehe jetzt trennen? Er hielt sein geistliches Gericht, lud den König und die Königinn vor, die auch durch ihre Advocaten erschienen, und als der fromme Cranmer beide Theile vernommen hatte, erklärte er —

nicht etwa, Anna sei eine Ehebrecherinn, sondern die Ehe mit König Heinrich sei null und nichtig von Anfang an. So strafte der Heuchler sich selbst der Lüge, da er vor drei Jahren im Namen der Apostel diese Ehe für rechtmäßig erklärt hatte.

Anna Boleyn wurde im Tower enthauptet den 19. Mai 1536. Auf dem Richtplatze behauptete sie nicht, unschuldig zu sein. Dies bedeutet hier aber nichts. Denn am 15. Mai verurtheilte Heinrich sie zum Tode als sein untreues Weib; am 17. Mai ließ er erklären, sie sei nie sein Weib gewesen; hatte sie also auch gefrevelt, so hatte sie doch ihm die Treue nicht gebrochen, und doch ließ er sie am 19. als eine Treulose enthaupten, und wollte auch ihre Tochter Elisabeth als eine unrechtmäßige Tochter von der Erbfolge ausgeschlossen wissen. Doch kam es nicht dahin.

Heinrich nahm am Tage nach Anna's Hinrichtung schon eine andere Frau, Johanna Seymour, eine Hofdame von Anna Boleyn, und bestätigte dadurch nur den Verdacht, daß er Anna Boleyn habe hinrichten lassen, um ihrer los zu werden. Johanna Seymour soll sehr schön gewesen sein, und das zog unsern Reformator an. Er dankte in einer Rede dem Parlamente, daß es nach seinem Unglücke in zwei Ehen ihn doch noch zu einer dritten Ehe vermocht habe. Das kriechende Parlament antwortete ihm, indem es ihn in der Weisheit mit Salomon, in der Stärke mit Samson, in der Schönheit mit Absalon gleich stellte. Solches hörte Heinrich gern, und entgegnete, wenn er alle diese Vollkommenheiten besitze, so sein sie Gaben Gottes. Heuchler und niedrige Schauspieler!

Am 12. October 1537 gebar die Seymour dem Könige endlich einen Sohn, Eduard genannt, sie selbst aber starb im Wochenbette. Heinrich mußte also eine neue Gemahlinn haben, die vierte in der Ordnung. Er wähte Anna von Kleve, von welcher er ein schmeichelhaftes Gemälde gesehen hatte, und ließ sie nach England kommen. Aber wie fuhr er vor der plumpen Gestalt zurück! Wie ein Bauernmädchen kam ihm seine Braut vor, doch folgte er dem Rathe seines königlichen Generalvicars, und heirathete sie im Januar 1540. Aber nicht 6 Monate hielt der Wohllüstling

diese Ehe aus: sein Primas Cranmer schied ihn, aus dem Grunde, weil der König sein Weib nicht liebe; andere Gründe konnten ja mit einiger Wahrscheinlichkeit nicht mal erdichtet werden.

Schon hatte er sich eine neue Frau ausersehen, Katharina Howard (spr. Hauerd), eine Nichte des Herzogs v. Norfolk. Dieser Herzog haßte den königlichen Generalvikar Cromwell, und flüsterte dem Könige ein, wie Cromwell allein das Unglück seiner letzen Ehe veranlaßt habe. Auf einmal saß Cromwell im Kerker, und wurde zum Tode verurtheilt, ohne verhört zu sein. So hatte er auch Mönche und Nonnen ungehört hinrichten lassen. Er war tapfer gewesen gegen wehrlose Aebte, die er an den Thürmen ihrer Klosterkirchen hatte aufhängen lassen, aber im Kerker war der Elende eine feige Memme. Er schrieb in den 48 Tagen seiner Gefangenschaft die kläglichsten Briefe an den König, und betheuerte seine Unschuld. An dieser ist nicht zu zweifeln, denn er war nicht schuldiger, als Heinrich selbst, und gegen ihn hatte er kein Verbrechen begangen. In einem Briefe sagt er, der König, dessen Zürnen und Lächeln wie Gottes Zorn und Gnade sei, möge ihm doch erlauben, noch einmal seine balsamische Hand zu küssen, damit ihr Duft ihn zum Himmel fähig mache. Einen andern Brief schließt er also: „Ich bin ein höchst jammervoller Gefangener, ich bin bereit, den Tod zu leiden, sobald es Gott und Ew. Majestät gefällt; und doch treibt mich das schwache Fleisch, Ew. Herrlichkeit um Gnade und Verzeihung meiner Beleidigungen zu bitten. Geschrieben im Tower mit dem schweren Herzen und der zitternden Hand von Ew. Hoheit höchst elendem Gefangenen und armen Knechte Thomas Cromwell. N. S. Allergnädigster Fürst, ich schreie um Gnade, Gnade, Gnade!" Er wurde hingerichtet, das Volk bedauerte ihn nicht, und die Hunde leckten sein Blut von dem Straßenpflaster auf, wie bei Israels schlechtesten Herrschern. Heinrich aber erscheint als ein neues Ungeheuer, da er seinen besten Freund, den er nach Wolsey am meisten geliebt hatte, ungehört als Verbrecher sterben ließ.

Die neue Ehe Heinrichs war nicht glücklicher, als die vorigen. Katharina Howard, eine Dame von großer Schönheit, wurde des Ehebruches angeklagt, und Heinrich ließ

sie hinrichten, da sie etwa ein Jahr lang seine Gattinn gewesen war. Sie hatte eingestanden, daß sie früher sich unsittlich betragen habe, aber noch auf dem Blutgerüste betheuert, daß dieses nicht während der Ehe mit Heinrich geschehen sei.

Man hätte glauben sollen, das Heirathen wäre Heinrich nun verleidet gewesen. Aber weit gefehlt! Er nahm 1543 seine sechste Frau, die Wittwe eines Lords, Katharina Parr (spr. Pärr). Diese hätte er bald als eine Ketzerinn gleichfalls hinrichten lassen, weil sie einmal in einem vertraulichen Gespräche seinen theologischen Meinungen dreist widersprochen hatte. Aber sie war klug. Kaum erfuhr sie unter der Hand, daß ihr Proceß eingeleitet werde, so besuchte sie den König mit ihrer gewöhnlichen Unbefangenheit, und als dieser das Gespräch wieder auf die Religion lenkte, und sie scharf ins Auge faßte, warf sie den Kopf zurück, und sagte, solche Gegenstände wären ihr zu hoch; zwar habe sie wohl gegen ihn zum Schein die Widersprecherinn gemacht, um die Unterhaltung mehr zu beleben, aber gefunden, daß sie gegen seinen hellen Verstand nichts vermöge, und sie bescheide sich gern, allen Grundsätzen ihres Gemahls zu huldigen, welcher ja ganzen Nationen den Glauben vorzuzeichnen Erleuchtung genug besitze, zumal da es die Pflicht eines guten Weibes sei, sich ihre ganze Denkungsart von ihrem Manne vorschreiben zu lassen. Heinrich staunte, und als der Kanzler ihm die Nachricht brachte, der Proceß über die Ketzerei der Königinn sei eingeleitet, nannte er denselben einen Narren und Esel, der seine Käthe verunglimpfen wolle.

In seiner letzten Ehe lebte er noch etwa 4 Jahre, da nahete sein Ende heran. Aber diese 4 Jahre waren Leidensjahre für ihn: eine immer offene Wunde am Bein machte ihm Tag und Nacht unaussprechliche Schmerzen, und je mehr er selbst litt, desto mehr Bluturtheile fertigte er aus. Am Ende glich er einem reissenden Thiere, und keiner wagte ihm nahe zu kommen, keiner ihm die Gefahr seines Lebens zu entdecken. Als endlich einer dazu das Herz nahm, erschrak er nicht wenig, sein Gewissen erwachte fürchterlich, und er schickte eilig zu seinem Primas Cranmer. Dieser

kam, aber der König hatte die Sprache bereits verloren, er horchte nur noch mit trostlosen Blicken auf die Worte des Erzbischofs, welche dem Tyrannen versicherten, Gott habe ihm vergeben. Er mochte in dieser letzten ernsthaftesten Stunde gedenken, wie viele Menschen er aufs Blutgerüst geschleppt habe, und starb ohne Trost den 28. Januar 1547, nachdem er 56 Jahre gelebt, und 37 Jahre unter seinen Unterthanen gewüthet hatte. Nach seinem Tode fanden sich noch viele Todesurtheile vor, welche auf seine Unterschrift warteten, und eben deswegen nicht vollzogen wurden.

§ 64.

Eduard VI.

(1547–1553.)

Heinrich VIII. hatte im Testamente verordnet, sein Sohn Eduard von der Seymour solle ihm auf dem Throne folgen, nach ihm — wenn derselbe ohne Söhne sterbe — seine Tochter Maria, und nach dieser seine Tochter Elisabeth. Es war doch noch einige Gerechtigkeit, daß er Maria, sein ältestes Kind, aus rechtmäßiger Ehe nicht ganz verstieß. Für den minderjährigen Eduard hatte er eine Regentschaft von 16 Personen ernannt, unter denen auch Cranmer war.

Die 16 Herren riefen also Eduard VI. (damals 10 Jahre alt) zum Könige aus, beschwuren Heinrichs Testament, und wohnten einer feierlichen Messe bei. Das nächste war, daß sie das Testament verletzten. Sie stellten nämlich einen aus ihnen, den Grafen Hartfort, einen Oheim des jungen Königs, als Protector von England auf, da das Testament ihnen allen gleiche Rechte gegeben hatte. Dieser Protector ließ sich von dem königlichen Knaben bald darauf zum Herzoge von Sommerset erheben, zog das Silbergeräth der Dome, Pfarrkirchen und Kapellen ein, um eine Nachlese zu halten — denn Heinrich VIII. hatte die reichsten Kirchengüter schon genommen — und dann führte er und Cranmer den refomirten Glauben ein, jedoch blieb einiges vom katholischen Gottesdienste, z. B. das

Amt der Bischöfe. Die Ehe ward den Geistlichen frei gegeben, viele Pfarren wurden vereint, damit die beweibten Pfarrer leben könnten; die angestellten Pfarrer aber ließen von nun an ihre Stellen durch arme Vicare versehen, die genöthigt waren, in der Woche als Taglöhner zu arbeiten, und alle Achtung beim Volke verloren. Die Bischöfe verliehen 3 bis 6 Pfarren ihren Söhnen und Vettern, die dann im Ueberfluß lebten. Bischöfe selbst, um sich neue Erwerbsquellen zu eröffnen, ergriffen weltliche Gewerbe, z. B. Schenken von Dünnebier in ihren Palästen. Das Volk klagte über den Mangel der Klöster, über die Ehen der neuen Pfarrer, über die Abschaffung der Messe, besonders über das neue allgemeine Gebetbuch, welches Cranmer verfaßt hatte, und verlangte, man solle die Religion lassen, wie sie immer gewesen sei. In einigen Gegenden bewaffnete sich sogar das Volk. Sommerset aber nahm deutsche Truppen in Sold, und schlug die Katholiken nieder: mit dem Schwerte wurde die durchs Gesetz etablirte Kirche fest gegründet, und das Volk unterdrückt von einigen Großen, die sich mit dem Kirchengute bereichert hatten.

Der Protector Sommerset riß in London 5 Kirchen (unter denen einige Pfarrkirchen) und mehrere Priesterwohnungen ein, um Platz und Baumaterial zu gewinnen, und ließ sich einen herrlichen Palast aufführen, Sommersethouse genannt, der noch steht. Dies erregte den Neid der übrigen Reichsräthe, die nicht alle einen Palast bauen konnten; Sommerset wurde von seinem eigenen Bruder verklagt, sich auf Staatskosten bereichert zu haben. Der Bruder, Lord Seymour genannt, erwirkte vom jungen Könige die Hinrichtung Sommersets, und nahm die Stelle eines Protectors ein.

Doch er benahm sich nicht besser, er setzte die Ausplünderung der Kirchen fort, und zog neue fremde Truppen ins Land, um die Religionsveränderung zu schützen, das katholisch gesinnte Volk im Zaum zu halten. An Grausamkeiten fehlte es nicht. Katholische Priester, die auf die Neuerungen nicht eingehen wollten, wurden an die Thürme ihrer Kirchen gehängt, wie noch vor wenigen Jahren der Pa-

triarch in Constantinopel von den Türken vor seiner Domkirche aufgeknüpft ward. Ganz Europa vernahm mit Grausen, was damals in England geschah.

Ueber den neuen Protector Seymour kam bald ein noch ärgerer Schelm, Graf Warwic. Durch die Klage, Seymour habe fremde Truppen ins Land gezogen, brachte er denselben aufs Schaffot: der 15jährige König Eduard unterzeichnete beider Todesurtheil, Sommersets und Seymours; beide Männer waren seine Oheime.

Graf Warwic machte sich nun zum Herzoge von Northumberland (spr. Norßomberländ), und hatte nichts Geringeres vor, als die königliche Familie vom Throne zu entfernen, und die Krone an sein eigenes Haus zu bringen. Dazu war gute Aussicht, denn Eduard VI., obgleich erst 15 Jahr alt, stand schon dem Grabe nahe. Northumberland beredete ihn, das Testament seines Vaters umzustoßen, denn seine Schwester Maria, ganz katholisch gesinnt, dürfe nicht Königinn werden, und wenn man sie ausschließe, so dürfe man ihre Schwester Elisabeth auch nicht als rechtmäßige Thronerbinn anerkennen; besser also, man enterbe beide Prinzessinnen, und Johanna Gray, eine Enkeltochter der jüngsten Schwester Heinrichs VIII., werde zur Thronfolgerinn erklärt; der König habe ja auch das volle Recht, den Thron zu vermachen, wem er wolle. So redete Northumberland dem kränklichen Könige zu, obgleich die Rechtsgelehrten anderer Meinung waren. Eduard machte sein Testament auf Johanna Gray, und hurtig wurde Johanna Gray mit Guilford Dudley (spr. Dodli), einem Sohne Northumberlands, vermählt. Kurz hierauf verschied Eduard VI. ziemlich plötzlich, den 6. Juli 1553, welches der Jahrtag der Hinrichtung des edlen Thomas Morus war.

§ 65.

Königinn Maria von England.

(1553—1558.)

Northumberland verheimlichte gegen die Prinzessinn Maria des Königs Tod, und rief seine Schwiegertochter Johanna Gray schnell nach London, daß sie ihren Einzug hielte. Diese sträubte sich lange, die gefährliche Bahn zu betreten, und als sie in den Straßen Londons zur Königinn ausgerufen wurde, hörte man kein einziges Vivat. Maria hingegen, die den Tod ihres Bruders doch unter der Hand früh genug erfahren hatte, begab sich in eine entlegene Provinz, und das Volk trat gleich auf ihre Seite. Sie rückte nach der Hauptstadt vor, Northumberlands Truppen gingen zu ihr über, und das Volk empfing sie mit lautem Jubel in London. Northumberland selbst mußte sich gefangen geben, und erhielt den Tod der Hochverräther, den er längst verdient hatte, noch in demselben Jahre. Auch Johanna Gray und ihr Gemahl Dudley wurden zum Beil verurtheilt, von Maria aber begnadigt.

Maria wollte ihre Regierung durch Milde dem Volke angenehm machen, woran sie sehr wohl that. Sie ließ freigebig Steuern nach, verbesserte die Münze, und bezahlte doch noch Kronschulden. Daß sie eine Vorliebe für die katholische Religion von ihrer Mutter geerbt hatte, war natürlich. Hierin kam ihr nun das Parlament mit unglaublicher Fügsamkeit entgegen: es vernichtete alle Acten Heinrich VIII. und Eduard VI. gegen die katholische Religion, stellte diese als Staatsreligion wieder her, und sendete Gesandte an den Papst, England in den Schooß der allgemeinen Kirche wieder aufzunehmen. Der Cardinal Polus, den wir schon kennen, kam nach England, und als derselbe vor dem Parlamente erschien, verlangte der Kanzler im Namen des ganzen englischen Volkes von ihm die Lossprechung vom Kirchenbann. Da Maria auch die Stimmung des Volkes für die katholische Religion kannte, so trug sie kein Bedenken, die eingekerkerten kathol. Bischöfe und Prie-

ster, die unschuldig schon lange genug gelitten hatten, wieder in ihre Aemter einzusetzen. Das war eine Handlung der Gerechtigkeit, und das Volk freute sich darüber. Maria forderte nicht, daß die Großen das unter den beiden letzten Regierungen erworbene Kirchengut herausgeben solten, sie selbst aber gab das heraus, was der Krone anheim gefallen war. Dies beschämte die Großen, die ihrem Beispiele zu folgen keine Lust hatten; sie warfen dafür auf die Königinn einen tödlichen Haß, und machten neue Anschläge, die Johanna auf den Thron zu bringen. Zu ihnen schlugen sich die heimlichen Lutheraner aus dem Pöbel, meist Abenteurer aus fremden Ländern, die londoner Evangelisten genannt. Maria ließ sie verbrennen, wenn sie nicht widerrufen wollten. Dies Loos traf nun auch Cranmer, der seit Maria's Thronbesteigung im Kerker saß. In der Haft stellte er sechs Erklärungen aus, er sei vom wahren Glauben abgefallen, die protestantische Religion sei falsch, er habe das Sacrament schrecklich gelästert, sich des Hochverrathes und Mordes schuldig gemacht, und hoffe keine Begnadigung, nur bitte er alle, für seine arme Seele zu beten. Diese Erklärung las er noch auf dem Richtplatze ab, und fügte einen Eid hinzu, in der Hoffnung, durch seine Reue Begnadigung zu erlangen. Als man aber Hand an ihn legte, ihn wirklich zu verbrennen, widerrief der Heuchler seine eben beschworene Erklärung, steckte die Hand, mit welcher er sie unterschrieben hatte, ins Feuer, und rief, er lebe und sterbe als Protestant. Verdient Maria Tadel, daß sie solche Ungeheuer der Verworfenheit zum Tode schickte? Maria regierte 5 Jahre, und man hat ihr nachgerechnet, daß in dieser Zeit 279 Personen hingerichtet sind, gewiß sehr wenig gegen die vielen Schlachtopfer, welche Heinrich VIII. und Eduard VI. zum Beil verurtheilt haben. *)

---

*) Hume gibt nach dem Vorgange von Fox 279 Opfer an, Lingard beinahe 200, von diesen wurden aber die wenigsten wegen ihres bloßen Glaubens hingerichtet, die Reformirten waren damals nicht allein eine kirchliche, sondern auch eine politische Secte, unter den Getödteten waren zugleich viele wirkliche Verbrecher, Hochverräther und Verschwörer. Dann ist es auch ungerecht, daß Maria die Katholische vorzugsweise die Grausame von protestantischen Schriftstellern

Doch will ich nicht im Ganzen Maria rechtfertigen: oft handelte sie aus Leidenschaft, und gewiß hätte sie noch besser regiert, wenn sie von einträchtigen Eltern liebreich erzogen, und nicht durch Mißgeschick in der Jugend verstimmt geworden wäre. Ihre Sitten waren sonst rein; an ihrem Hofe herrschte ein Anstand, den ihre Nachfolgerinn nicht kannte, gegen Nothleidende hatte sie ein warmes Herz, und sie lebte einfach, um ihre Unterthanen nicht durch große Abgaben zu drücken; sie hegte leider aber auch die traurige Ansicht, wie die meisten ihres Zeitalters, es sei Pflicht, Irrlehren durch Verfolgung ihrer Anhänger auszurotten, während man doch, wie der spanische Mönch Alfons de Castro damals vor dem Hofe predigte, nur durch Milde die Abgefallenen bekehren sollte. Daß sie am Ende auch Johanna Gray und ihren Gemahl Dudley (beide waren noch nicht 20 Jahre alt) enthaupten ließ, wurde ihr sehr verübelt, obschon Dudley sehr heftig gegen die neue Regierung gesprochen hatte, und mit den Rebellen einverstanden war.

Mehr noch machte Maria sich ihrem Volke verhaßt, da sie sich mit Philipp II. von Spanien vermählte. Die Engländer haßten alle Ausländer, besonders die Spanier, und dieser Philipp war nicht der Mann, um Liebe zu buhlen, und sein ernstes spanisches Wesen mochte in England so auffallen, daß die englischen Großen, welche auf ihre Weise auch stolz waren, ihm mit einem Jahre den Aufenthalt in England gänzlich verleideten. Philipp ging nach den Niederlanden. Die Franzosen ließen es an Umtrieben und Aufhetzungen gegen die ihnen verhaßten Spanier nicht fehlen, und da die Engländer in einem Kampfe gegen die Franzosen, zu welchem Philipp seine Gemahlinn beredet hatte, Calais verloren, so wurde das

---

genannt wird, während doch ihr Vater Heinrich VIII. und ihre Halbschwester Elisabeth mit mehr Grund so heißen möchten, und damals überhaupt wohl nirgends von religiöser Freiheit Rede sein konnte. Endlich hat Maria solche drakonische Gesetze auch nicht gegeben, sondern nur vollzogen, und oft von dem schönen Begnadigungsrecht Gebrauch gemacht. Uebrigens wünschen wir von Herzen, daß nie ein Tröpfchen Menschenblut weder von Katholiken noch von Protestanten allein um des Glaubensbekenntnisses willen vergossen worden wäre.

englische Nationalgefühl auf das tiefste verletzt. Die Folge war Erbitterung gegen die Königinn. Sie starb 1558 den 17. Nov., ohne Kinder zu hinterlassen. Der Thron fiel also an ihre Schwester Elisabeth.

§ 66.

Königinn Elisabeth von England.

((1558—1608.)

Elisabeth, eine Tochter der Anna Boleyn, bestieg den Thron, als sie 25 Jahre alt war. Sie hatte nur eine Leidenschaft, die — Eitelkeit. Es war ihre feste Ueberzeugung, sie sei das schönste Mädchen in Europa, da sie doch auf Schönheit keinen Anspruch machen konnte. Sie war groß, grob gebaut, hatte zu Pferde ein martialisches Ansehen, und ihr Haupthaar war fast roth. Nur ihr schlanker Wuchs, ihr feuriges Auge und ihre weiße Haut mögen sie etwas ausgezeichnet haben. Ihre Hoffherren kannten ihre Schwäche, und stellten sich immer entzückt über der Herrinn Schönheit. Ihre Gesandten, wenn sie von auswärtigen Höfen zurückkehrten, schmeichelten ihr, nirgends ein Gesicht erblickt zu haben, das dem ihrigen gleich käme, und erzählten der Gefallsüchtigen, mit welchem Entzücken ihr Bildniß im Auslande betrachtet werde. Sie haßte alle Damen, deren Schönheit sie rühmen hörte, als ihre ärgsten Feindinnen. Nicht nur in ihrer Jugend, sondern noch in ihrem sechszigsten und siebenzigsten Jahre wollte sie die erste Schönheit sein. Als sie, 70 Jahre alt, starb, hinterließ sie 3000 vollständige Anzüge; auch sie ist es, die zuerst seidene Strümpfe trug, welche bald unter den Reichen Mode wurden. Weil sie eine zu große Nase hatte, so erließ sie das Gesetz, ihre treuen Unthertanen sollten sie nur nach der schönsten Natur malen, das hieß, mit kleinerer Nase. Als der Bischof von London einst es wagte, die Eitle auf den höhern Seelenschmuck hinzuweisen, ergrimmte diese so sehr, daß sie den Kühnen mit dem Tode bedrohete, wenn er sich je wieder solches vermesse.

Da sie in ihrer Jugend viel Druck gelitten hatte, sowohl von ihren Stiefmüttern, als von ihrem eigenen Vater (der nach Hinrichtung ihrer Mutter sie erst für ein unrechtmäßiges Kind erklärte), und von ihrer Schwester Maria, so hatte sie zur Erheiterung die Wissenschaften geübt, und war in denselben nicht schlecht bewandert. Doch wollte sie in diesem Punkte mehr glänzen, als sie verdiente, denn sie ließ auch ihre schlechten Gedichte gern bewundern.

Elisabeth war protestantisch erzogen, und haßte die katholische Religion, obgleich sie eine Zeitlang die katholischen Religionsübungen mitgemacht, ja obschon sie bei ihrer Thronbesteigung das katholische Bekenntniß feierlich beschworen, und Aufrechthaltung desselben eidlich gelobt hatte, um nur zur gelegenen Zeit ihre unter Maria wieder katholisch gewordenen Unterthanen zu täuschen. Sie warf nur zu bald die Larve ab. Gleich bei der Eröffnung ihres ersten Parlaments im Januar 1559 verlangte sie von den Geistlichen den Suprematseid. Alle Bischöfe verweigerten ihn bis auf einen, und legten ihr Amt nieder. Auch von den 9386 niedere Geistlichen legten nur 224 Pfarrer und 95 Beneficiaten den Eid ab. Als der Papst darauf den Kirchenbann gegen England und dessen Königinn erneuerte, wurde aller Verkehr mit Rom abgebrochen, und eine neue Verfolgung der Katholiken begann. Die Gefängnisse in London reichten nicht hin, alle standhaften Verfechter der katholischen Religion einzusperren: man mußte neue bauen. Elisabeth war zu klug, daß sie nicht öffentlich so viel Blut vergoß, wie ihr Vater Heinrich VIII., aber desto mehr ließ sie heimlich die Gefangenen durch neu erdachte Qualen peinigen, ihrer Religion zu entsagen. Alle katholische Priester wurden von ihrem Amte entfernt, und den Pfarren protestantische Pastoren aufgedrängt. Hielt ein Priester nun noch Messe, hörte er eine Beichte, oder verrichtete er andere geistliche Dienste, so mußte er sterben. Erst wurden die Verurtheilten gehängt; dann schlitzte man ihnen den Bauch auf, und riß die Gedärme heraus — Elisabeth's gewöhnliches Todesurtheil!*)

*) Dr. Milner sagt in seinen Briefen an einen Domherrn: „Ich muß hinsichtlich des größeren Theiles der katholischen Schlachtopfer

— Aber das englische Volk wollte nun die Kirchen nicht mehr besuchen, und die neuen Pastoren predigten für die Mauern. Da verordnete Elisabeth, jeder solle für die Versäumung des Kirchenbesuches jährlich 20 Pfund zahlen. Soviel konnten die wenigsten aufbringen; sobald einer nun nicht mehr zahlen konnte, verlor er sein ganzes bewegliches Vermögen, dann alle sechs Monate ein Drittel seiner Immobilien, und wenn er nichts mehr hatte, so wurde er ins Gefängniß gebracht, und, bei längerer Standhaftigkeit im Glauben, so lange gefoltert, bis ihm die Knochen aus den Höhlen sprangen. Elisabeth hat in einem Jahre mehr Engländer abgeschlachtet, als Maria während ihrer ganzen Regierung. Auch eine Inquisition ordnete sie an, die Commisson genannt, welche Tag und Nacht in die Häuser einbrach, und alle Winkel durchsuchte, ob irgendwo noch Gebetbücher, Bilder u. s. w. den Katholicismus verriethen. Ohne lange Untersuchung hatte diese Commission das Recht, alle Strafen zu verfügen, die Todesstrafe ausgenommen. Viele Katholiken wurden in entfernte Provinzen des Reiches getrieben, und in protestantische Häuser geführt, um bekehrt zu werden. Waren die Gefängnisse überfüllt, so entließ man einige Hundert, nachdem ihnen mit einem glühenden Eisen die Ohren durchstochen hatte, wieder in ihre Heimath. — Durch solche Mittel wollte Elisabeth den kathl. Geist dem englischen Volke ganz austreiben, aber doch gelang es ihr nicht; noch immer sind viele Katholiken in diesem Lande, obschon sie 45 Jahre regierte, und ihre Commission wohl so schrecklich war, wie die spanische Inquisition je gewesen ist. Mit jedem Jahre nimmt nun in England die Zahl der Katholiken zu. Der schöne Baum des kathl. Glaubens hat dort nie seine Wurzel verloren, so daß er nicht wieder hätte ausschlagen können, und immer blieb die Grundmauer der Kirche stehen, worauf im Laufe der Zeiten abermals ein schönes Gebäude errichtet ward.

---

bemerken, daß der Spruch des Gesetzes pünktlich und buchstäblich gegen dieselben vollzogen ward. Zuerst wurden sie aufgehängt, dann lebendig zusammengehauen, zerstückelt, aufgeschlitzt, und die Eingeweide buchstäblich vor ihren Augen verbrannt, worauf man sie erst enthauptete und viertheilte." Hat Nero ärger gewüthet?

Aber die Masse des Volkes war anfangs doch katholisch — rebellirte das Volk nicht gegen eine solche Tyranninn? Nein, auch die katholischen Engländer waren überzeugt, Elisabeth müsse leben und lange regieren; denn war sie nicht Königinn von England, so mußte nach dem Rechte der Verwandtschaft es Maria Stuart von Schottland sein, diese war aber dem französischen Kronprinzen vermählt, derselbe bestieg bald den französischen Thron, und nahm sogar das englische Wappen und den Titel König von Frankreich, England und Schottland an. Ein französischer Unterthan wollte aber auch ein katholischer Engländer nicht sein. Deswegen bat das Parlament die Königinn Elisabeth, sie möchte sich doch vermählen, damit sie den Thron ihren Nachkommen vererben könnte. Aber dazu war Elisabeth nicht zu bringen, sie wollte nicht unter einem Ehemanne stehen, und sagte, sie wünsche ewig Jungfrau zu bleiben, daß man einst auf ihren Grabstein setzen könne: Hier ruhet die jungfräuliche Königinn Elisabeth. Die Heuchlerinn! Ganz England wußte, wie frech sie heimlich lebte, wie wenig sie von einer züchtigen Jungfrau besaß; aber keiner durfte davon sprechen, sonst mußte er sterben. Auch der Hof war sittenlos, so daß ein Berichterstatter von demselben schrieb: „Die einzige Unannehmlichkeit, die ich hier habe, ist, an einem Orte leben zu müssen, wo so wenig Gottseligkeit und Religionsübung, und allgemein so ausschweifende Sitten und schlechte Gespräche herrschen, welche ich jetzt noch schlimmer finde, als da ich zum erstenmal hier war." Nichts ist mehr gegen die Geschichte, als wenn unwissende Schriftsteller die Elisabeth und ihren Hof mit romantischer Farbenpracht malen. Beehrte doch die große Königinn ihre eigenen Minister mit Fluchen und Ohrfeigen. Von Gerechtigkeitsliebe kann bei einer so leidenschaftlichen Person nicht Rede sein, welche, als das Gericht den Norfolk nicht schuldig erklären wollte, voll Zorn ausrief: „Wenn die Gesetze zu seiner Verurtheilung nicht hinreichen, so wird mein königliches Ansehen dies vermögen." Im Parlamente gab man gar folgende Erklärung von einem damaligen Friedensrichter, er sei ein Thier, welches für ein halbes Dutzend junger Hühner von einem halben

Dutzend Gesetze losspreche. Elisabeth selbst setzte nach Willkür die Richter ab, und hemmte um Geld den Lauf der Gerechtigkeit. Sie verzieh niemals eine persönliche Beleidigung, am wenigsten eine Verletzung ihrer Eitelkeit. Sie verfolgte die Katholiken nur aus Politik, und im J. 1567 treffen wir an der Küste von Nordamerica 2 große englische Schiffe, auf eigene Rechnung der Königinn mit dem Sclavenhandel beschäftigt. Wenn nun von persönlichen Tugenden bei ihr auch durchaus nicht Rede sein kann, so wollen wir derselben dennoch glänzende Eigenschaften einer Herrscherinn keineswegs absprechen, aber wir erkennen keine Größe ohne jene an.

§ 67.

Maria Stuart von Schottland.

(† 8. Febr. 1587.)

Maria Stuart, geboren 1542, das einzige Kind König Jakobs V. von Schottland, verlor ihren Vater, da sie eine Woche alt war. Damals hatte Schottland noch seinen eigenen König, obschon es mit England auf derselben Insel liegt. Auch waren die Schotten immer Feinde der Engländer gewesen, und besonders jetzt, da Heinrich VIII. von England die Katholiken verfolgte, konnten die Schotten ihm nicht gut sein. Als derselbe daher ihre Prinzessinn Maria für seinen Sohn Eduard zur Braut begehrte, schlugen sie ihm sein Gesuch ab, und schickten die fünfjährige Maria 1547 nach Frankreich. Hier wurde sie erzogen und unterrichtet; sie entwickelte ein glänzendes Talent, ein edles Herz, und als sie heranwuchs, galt sie bald für die schönste Fürstentochter in Europa. Da sie 16 Jahre alt war, wurde sie mit Franz dem Dauphin vermählt. Ihr junger Gemahl bestieg bald darauf den französischen Thron, als Franz II., und Frankreich erwartete von ihm und seiner trefflichen Gemahlinn glückliche Zeiten. Dichter sangen das Lob des Königs Franz und der Königinn Maria. Aber nicht lange währte die Freude. Franz II. starb 1560, nur 18 Monate

war Maria Königinn von Frankreich gewesen. Von ihrer Schwiegermutter Katharina von Medicis wurde sie nicht geliebt, sie beschloß also, in ihre Heimath Schottland zurückzukehren. Mit großem Schmerze schied sie von dem Vaterlande ihrer Jugend, und als die Küste Frankreichs ihren Augen entschwand, nahm sie trauernd Abschied mit den elegischen Worten:

Adieu, plaisant pays de France!
O ma patrie
La plus chérie
Qui a nourri ma jeune enfance!
Adieu, France, adieu nos beaux jours!
La nef qui déjoint nos amours,
N'a eu de moi que la moitié,
Une part te reste, elle est tienne:
Je la fie à ton amitié,
Pour que de l'autre il te souvienne.

Dann legte sie sich Abends nieder, und bat den Steuermann, sie gleich zu wecken, wenn am andern Morgen die Küste noch einmal sichtbar werden sollte. Es geschah, die Küste sah sie noch einmal, und nahm noch einmal Abschied. Im brittischen Kanale lauerten englische Schiffe, auf Befehl der Elisabeth, Maria zu fangen und nach England zu bringen, denn Maria war schön, und hatte seit Elisabeth's Thronbesteigung den Titel einer Königinn von England geführt. Doch diesmal entging Maria noch ihrer Feindinn, ein dichter Nebel entzog ihr Schiff den Augen der Engländer.

Schottland war während ihrer Minderjährigkeit kraftlos regiert, und dem wildesten Fanatismus zur Beute geworden. Der Adel hatte größtentheils die reformirte Lehre angenommen, einen wüthenden Zeloten, Johann Knox aus Genf, Calvin's Schüler, kommen lassen, und nach dem Beispiele Heinrichs VIII. sich in die Kirchengüter getheilt. Aufruhr, wilde Schwärmerei und Ingrimm gegen die katholische Lehre, welche man Götzendienst nannte, Bilderstürmereien und vandalische Verwüstungen der herrlichsten Denkmale der Kunst, der prachtvollsten Kirchen und Dome, waren die ersten Thaten der Protestanten Schottlands.

Nun landete Maria, und wurde von dem Volke mit

Jubel empfangen, nicht aber so von dem Adel und der reformirten Geistlichkeit. Knox predigte im Dome der Hauptstadt, die neue Jezabel sei angekommen; jede neue Mode, welche die Hofdamen trugen, wurde von ihm und seinen Amtsbrüdern auf der Kanzel befehdet, und als Maria sich eine Hauskapelle zum katholischen Gottesdienste einrichten ließ, entstand schon ein Tumult, und die Prediger legten ihr feierlich eine Adresse vor, die gottlose Messe abzuschaffen, welche den Zorn Gottes über das Reich bringe.

Je mehr Maria von ihren eigenen Unterthanen bedrängt wurde, desto näher rückte ihr Elisabeth, und heuchelte freundschaftliches Mitleid. Ja sie eröffnete mit ihrer Nachbarinn einen wöchentlichen Briefwechsel, und schlug ihr einen Bräutigam vor, ihren Günstling Robert Dudley, Grafen v. Leicester (spr. Lester). Als aber Maria Anstalt zur Verlobung machte, wollte Elisabeth es nicht zugeben. Für diese Falschheit hätte Maria bald mit ihr gebrochen, doch besann sie sich, und schickte den Lord Melvil ab, die wankelmüthige Koniginn von England ein wenig auszuforschen.

Melvil stahl sich in das Vertrauen der Elisabeth, indem er ihr von seinen vielen Reisen und hübschen Moden in andern Ländern erzählte. Elisabeth vergaß so sehr ihrer Würde, daß sie vor ihm nun täglich in einer andern Tracht erschien, heut als Spanierinn, morgen als Französinn, übermorgen als Italienerinn, und den Gesandten fragte, in welcher Tracht sie am schönsten sei. In der italienischen, sagte der Höfling, weil er längst wußte, daß Elisabeth selbst diese Tracht am meisten liebte. Ein anders Mal fragte sie ihn unverholen, wer schöner sei, sie oder Maria von Schottland. Ausweichend erwiederte der Schlaukopf: „Ew. Majestät sind das schönste Weib in England, und meine Königinn ist die Schönste in Schottland." Sie wollte noch wissen, ob seine Königinn auch so groß sei, wie sie. Als Melvil ihr versicherte, sie sei noch größer, rief sie aus; „O dann ist sie zu groß, denn ich habe eben die rechte Proportion." Melvil kehrte zurück, und gab seiner Königinn den guten Rath, sich vor dieser eiteln Nebenbuhlerinn zu

hüten, und auch ihren feierlichsten Freundschaftsversicherungen nicht zu trauen.

Diesen Rath befolgte Maria nicht. Elisabeth schlug ihr abermals einen Bräutigam vor, den Heinrich Darnley (spr. Därnli) aus dem Hause Stuart, Sohn des Grafen Lenox. Die Familie stammte aus Schottland, hatte aber sich lange in England aufgehalten, und Heinrich Darnley war in England geboren. Maria verlobte sich mit dem jungen Darnley, aber da machte Elisabeth es, wie das vorige Mal: sie nahm ihre Einwilligung zu der Ehe zurück, unerhört! Maria staunte, wollte sich von ihr nicht immer äffen lassen, und ging die Ehe ein im J. 1565. Elisabeth rief den alten Lenox und seinen Sohn Heinrich nach England zurück, und da beide natürlich nicht erschienen, zog sie ihre Güter ein, und ließ ihre Verwandten in den Tower werfen. Sie trat sogar einer Verschwörung schottischer Großen bei, den katholischen König Heinrich Darnley vom Throne zu stürzen, als aber der Plan mißlang, erklärte sie, es sei eine grobe Lüge, daß sie mit den schottischen Rebellen zu schaffen gehabt habe.

Die neue Heirath war indessen Marias Unglück. Ihr Gemahl Darnley, obschon jung und schön, war ein leidenschaftlicher, roher Mensch, der die Liebe seiner treuen Gemahlinn schlecht erwiderte, und jeden, welchem Maria einige Aufmerksamkeit schenkte, als seinen Nebenbuhler verfolgte. Einmal ließ er beim Abendessen ihren Schreiber an ihrer Seite erstechen. Mehrere Große des Reiches, unter andern Graf Bothwell, welche der Königinn Kälte gegen ihren Gemahl bemerkten, bewarben sich um ihre Gunst, ja Bothwell wollte sie bereden, sich von Darnley trennen zu lassen, denn in diesem Falle hoffte er selbst auf ihre Hand. Aber Maria Stuart wies seine ehebrecherischen Anträge mit Abscheu zurück. Bald darauf, als sie einen Sohn Jacob geboren hatte, verfiel ihr Gemahl zu Glasgow (spr. Gläsgo), wohin er sich zurückgezogen hatte, in eine tödliche Krankheit. Maria eilte zu ihm, pflegte seiner Tag und Nacht, und gegen so viel Liebe konnte Darnley nicht kalt bleiben. Die beiden Eheleute wurden völlig mit einander ausgesöhnt, und als die Krankheit etwas nachließ,

brachte Maria ihren Gemahl nach der Hauptstadt Edinburg zurück, und bezog mit ihm ein Privathaus, welches in der höchsten und gesundesten Gegend der Stadt lag. Hier setzte sie ihre treue Pflege fort, und kam nie von seinem Bette. Das verdroß die Feinde Darnley's, am meisten den Grafen Bothwell: er fürchtete die Rache des Königs, wenn dieser wieder aufkäme, und beschloß, ihn zu ermorden. Am 9. Februar Nachts 11 Uhr (1567) verließ Maria ihren Gemahl auf einige Stunden, um den Ball zu eröffnen, den eine von ihrer Hofdamen gab, weil diese heut vermählt war, und steckte ihm beim Abschiede noch einen Ring an den Finger, den sie sich selbst vom Finger zog. In eben dieser Nacht — 2 Uhr Morgens — flog Darnleys Haus in die Luft — der Knall erschreckte Maria auf dem Balle, ihr Gemahl war todt, ihre Hoffnung auf ein heiteres Leben vernichtet. Sie forschte strenge, wer die Mine angelegt habe, und setzte einen Preis auf die Entdeckung. Bothwell wurde bald der That verdächtig gehalten, und in Schriften des Mordes geziehen. Der Vater Darnley's klagte den Bothwell nebst Andern des Verbrechens an im März, der zum Processe bestimmte Termin war der 12. April, am 11. April suchte der Kläger um Verlängerung der Frist nach, denn er hatte sich nach Stirling entfernt. Bothwell erschien, von Bewaffneten und von seinen Theilnehmern an der Freventhat, Mailand und Morton, begleitet. Das Geschworengericht unter dem Vorsitz der Argyle (Aerdscheil) aus Mitgenossen des Angeklagten bestehend, sprach diesen natürlich frei, und das Parlament bestätigte den Beschluß. Hierauf wurden die Verleihungen der Krongüter bestätigt, welche die Königinn früher ihren Räthen auf deren Forderungen geschenkt, aber auf Darnley's Anrathen zurückgenommen hatte. Wohl eine Mitursache der Ermordung. Auch 24 Lords unterzeichneten eine Schrift, in welcher Bothwell für unschuldig erklärt, ihm Schutz zugesagt und versprochen wird, die Verbindung zwischen ihm und der Königinn nachdrücklichst zu fördern. Um diesen Zweck zu erreichen, nahm Bothwell die wehrlose Maria auf ihrer Reise von Stirling nach Edinburg gefangen, brachte sie nach Dunbar, zeigte ihr die genannte Schrift vor, und erklärte seine

Absichten. Durch alle Künste der Hinterlist, ja durch Gewalt bestürmt, zudem rings umgeben von Feinden, allein stehend zwischen den grimmigsten Parteien, gab Maria endlich ihre Einwilligung, nachdem sie vergeblich um Aufschub der Frist gefleht hatte, und wurde am 15. Mai 1567 mit Bothwell vermählt. Auch von ihm hatte die Arme eine rohe Behandlung zu erleiden.

Jetzt entwarfen dieselben Männer, welche bei Darnley's Schicksal so thätig gewesen waren, den Plan, auch Bothwell, den Genossen, zu stürzen, und mit ihm die Königinn, um einen Regenten einsetzen zu können. Sie beschuldigten nun den Bothwell des Mordes, seiner Gewaltthätigkeit gegen Maria und der Absicht, auch den jungen Prinzen Jacob tödten zu wollen. Dennoch ließen sie ihn aus dem Lande entweichen, er gelangte nach den orkadischen Inseln, trieb eine Zeitlang Seeraub, und gerieth darauf nach Dänemark, wo er 10 Jahre im Kerker schmachtete und dann starb. Maria, von den Rebellen ohne Rücksicht behandelt, vom Pöbel verwünscht, wurde nach dem Schlosse Lochlevin (Lachliw'n) geführt. Hier ward sie zur Unterzeichnung einer Urkunde genöthigt, nach welcher sie der Krone zu Gunsten ihres Sohnes entsagt, und ihren nichtswürdigen Bruder Murray zum Regenten ernennt. So war der eine Zweck der Empörer erreicht. Aber noch mehr hatte die Unglückliche zu erleiden. Sie wurde von den schamlosen Mitschuldigen Bothwells vor dem Parlamente des Ehebruchs und der Einwilligung in die Ermordung ihres Gemahls angeklagt, obschon die zum Beweise vorgebrachten Briefe den Stempel der Unächtheit oder Verfälschung an sich trugen. Es gelang ihr, am 2. Mai 1568 aus Lochlevin zu entfliehen. Sie widerrief nun die Thronentsagung, weil dieselbe erzwungen war, und viele Getreue schaarten sich um die rechtmäßige Königinn. Jetzt erst erfuhr sie, wie es sich mit Darnley's Ermordung verhalte, und daß Bothwell wirklich der Mörder gewesen, was sie stets bezweifelt hatte. Sie ersuchte daher den Murray, die Schuldigen anzuklagen und zu bestrafen, was der Schlaue indeß vermied. Als Maria mit ihren Truppen von den Empörern bei Langside (Langseid') geschlagen ward, entschloß sie sich, ihre Zuflucht zu nehmen nach — England

zur Königinn Elisabeth, deren Briefe immer so viele Freundschaft geathmet hatten.

In schlimmere Hände hätte sie nicht fallen können. Elisabeth schickte der Unglücklichen einen Boten entgegen, sie dürfte ihr nicht eher erlauben, nach London zu kommen, bis Maria sich von dem Verdachte, ihren Gemahl ermordet zu haben, gereinigt hätte; ihre Ehre erfordere solches, und bis dahin möge die Freundinn auf dem Schlosse Bolton verweilen. Maria staunte, doch unterwarf sie sich, wie sie sagte, der Entscheidung ihrer gütigen Freundinn.

Nun wurde schnell ein Gericht niedergesetzt; schottische Abgeordnete klagten vor demselben Maria des Königsmordes an, und sprachen von Briefen, die sie besäßen, und die Maria früher an Bothwell geschrieben habe, ihn zur Ermordung Darnley's zu bewegen. Maria forderte, ihr diese im Original (Urschrift) vorzulegen; aber Elisabeth weigerte sich dessen fortwährend, ohne Zweifel, weil sie keine Originale hatte; dafür aber ließ sie Maria nach einem andern Schlosse bringen und im eigentlichen Sinne einsperren. Die schottischen Kläger wurden mit der Weisung entlassen, „es sei nichts gegen sie bewiesen worden; doch hätten auch sie keine hinreichenden Beweise vorgebracht, um eine üble Meinung von Maria zu hegen." Die Unglückliche bat, wenn Elisabeth ihr nicht helfen könne oder wolle, so möge sie ihr doch die Freiheit geben, damit sie sich an andere Höfe wenden könne; aber Elisabeth vertröstete dieselbe immer auf eine bessere Gelegenheit, sie mit den Schotten auszusöhnen, und gab ihr Hoffnung, daß noch alles gut gehen werde. Maria flehte, mit Elisabeth nur einmal mündlich zu sprechen; aber Elisabeth wich immer aus, und hat Maria Stuart wirklich in ihrem Leben nicht gesehen, obschon diese 18 Jahre lang ihre Gefangene in England war. Wie hätte die Eitle auch ihre schöne Nebenbuhlerinn sehen können!

Es ist natürlich, daß Maria wohl Versuche machte, aus England zu entkommen. Mehrmals boten vornehme Katholiken in England ihr dazu die Hand, aber immer wurde der Anschlag verrathen. Einmal wollte ein Complott Elisabeth ermorden, und dann Maria Stuart befreien. Elisabeth

zitterte sowohl für ihr Leben, als daß die katholische Maria nach ihr den englischen Thron besteigen, und die katholische Religion, welche Heinrich's Tochter so eifrig unterdrückt hatte, in England wieder freigeben möchte. Dann kam die Pariser Bluthochzeit, welche alle Protestanten mit Schrecken erfüllte, und die beabsichtigte Vermählung des nun erwachsenen Sohnes der Maria Stuart, Jakobs VI., mit einer dänischen Prinzessinn. Das Meiste fürchteten die englischen Großen, wenn Maria Stuart länger leben sollte, als Elisabeth; denn dann verloren sie sicher ihre Würden und Güter, die sie der Plünderung der katholischen Kirche verdankten. Sie riethen also Elisabeth, die gefährliche Maria Stuart aus der Welt zu schaffen. Erst dachte man, sie zu vergiften, oder sie sonst durch Meuchelmörder heimlich in ihrem Kerker zu tödten. Aber keiner wollte zu einer solchen Schandthat seine Hände hergeben. Elisabeth mußte also wieder ihr Gericht halten lassen. Sie bestellte 40 Männer, der Feindinn den Prozeß zu machen. Maria Stuart wurde jetzt angeklagt, mit Engländern um ihre Freiheit Unterhandlungen gehabt, und gegen das Leben der Königinn Elisabeth Verschwörungen angezettelt zu haben. Sie gestand mit Würde, daß sie Königinn sei, wie Elisabeth, und die lange Gefangenschaft in England nicht verdient habe, daß sie also mit Recht wohl gesucht habe, frei zu werden durch ihre Freunde, daß sie aber gegen den Thron und das Leben der Königinn Elisabeth nie etwas unternommen habe, sollte aber einer unter ihrem Namen eine Verschwörung gegen Elisabeth eingeleitet haben, so könne sie als Gefangene dafür nicht verantwortlich sein. Beweise konnte man ihr nicht vorlegen, daß sie gegen die Königswürde und das Leben der Elisabeth das Mindeste unternommen habe; dennoch verurtheilten die Richter sie als schuldig, und das Parlament bestätigte das Urtheil. Nun wurde der Königsthron aus Maria Stuarts Zimmer genommen. Sie lächelte bitter, und bemerkte mit Würde, sie sei doch noch Königinn, und werde es bleiben bis zu ihrer Todesstunde. Es war zu **Fotheringhay** (spr. Foseringhé) bei Peterborough), wo Katharina von Arragonien begraben lag.

Es fehlte nun noch, daß Elisabeth das Todesurtheil ausfertigen ließ. Dazu war sie aber, wie es schien, gar nicht

zu bringen. Sie saß stundenlang in Gedanken, beklagte das Loos der Regenten, daß sie ihren Mitmenschen das Leben absprechen müßten, und fragte, ob denn für ihre arme Schwester Maria kein gelinderes Urtheil möglich sei. Inzwischen ließ sie das Gerücht ausstreuen, die Spanier seien gelandet in England, Maria sei entsprungen, und stehe an der Spitze der englischen Rebellen; Elisabeth sei es ihrem Reiche schuldig, Maria's Todesurtheil auszufertigen. So läßt nun Elisabeth ihren Staatssecretair Davison kommen, und befiehlt ihm, das Todesurtheil auf jeden Fall auszufertigen. Davison gehorcht, weil er aber nicht weiß, wie der Ton der Königin zu deuten ist, so geht er zu den Staatsräthen, und diese sagen ihm, er solle das Todesurtheil nur ausfertigen und abschicken; alle Verantwortung nähmen sie auf sich. Er thut es, und läßt das Urtheil vom Großkanzler untersiegeln. Da ruft Elisabeth ihn, und befiehlt ihm, mit der Ausfertigung noch zu warten. Davison sagt, das Siegel des Staats sei schon aufgedruckt. Elisabeth scheint bestürzt, drückt sich aber so zweideutig aus, daß Davison es wagt, das Urtheil nach Fotheringhay abzusenden.

Zwei Grafen, Schrewsbury (spr. Schrusberi) und Kent, begaben sich am 6. Febr. 1587 nach Fotheringhay, lasen der armen Maria ihr Todesurtheil vor, und kündigten ihr an, sich auf morgen 8 Uhr zum Sterben zu fassen. Maria Stuart hörte ruhig zu, und bat, ihr den Besuch ihres Beichtvaters zu gestatten, der in demselben Schlosse eingekerkert war. Auch dem gröbsten Verbrecher wird vor der Hinrichtung ein Geistlicher seines Glaubens bewilligt, und gerade derjenige, welchen er wählt, aber Maria Stuart mußte ohne Beichtvater sterben, den Dechant von Peterborough wollte man ihr wohl rufen, der sie in den Lehren der anglikanischen Kirche unterrichten könnte. Sie verbat solches, theilte ihrem Beichtvater schriftlich ihren Gewissenszustand mit, und bat um seine schriftliche Absolution; auch ersuchte sie ihn, diese Nacht hindurch für sie zu wachen und zu beten, und ihr passende Gebete anzuweisen.

Dann aß sie mit ihrem Arzte zu Nacht, ließ alle ihre Diener hereinkommen, trank auf deren ferneres Wohl, bat

sie um Verzeihung, wenn sie einen gekränkt haben sollte, und theilte ihre Habe unter sie. Nach dem Essen schrieb sie ihr Testament und einen Brief an Heinrich III. von Frankreich, ihren Schwager, den sie um die Versorgung ihrer nun verlassenen Dienerschaft und um Gründung einer jährlichen Seelenmesse ersuchte. Diesen Brief unterzeichnete sie um 2 Uhr Nachts, ließ ihre Diener noch einmal eintreten, und übergab ihnen den Brief an den König von Frankreich und einen andern an den Herzog von Guise. Dann schlief sie 4 Stunden ganz sanft; 6 Uhr stand sie wieder auf, und kleidete sich in einen Sammetmantel, das beste Kleidungsstück, welches sie noch besaß, indem sie sagte, Maria müsse an ihrem Ehrentage geschmückt erscheinen, sonst hätte sie dies beste Kleid gestern auch gern weggeschenkt. Dann warf sie einen weißen Schleier über, der ihr bis auf die Füße wallte, und ging in ihr Betzimmer. Hier brachte sie 2 Stunden in stiller Andacht zu, und empfing, wie erzählt wird, aus ihrer eigenen Hand die h. Hostie, welche ihr unlängst der damals regierende Papst Sixtus V. für diesen Nothfall gesendet hatte; sonst hätte sie ohne die h. Wegzehrung sterben müssen. Dann soll sie noch folgendes Gebet niedergeschrieben haben:

O domine Deus, speravi in te!	Mein Herr und mein Gott, stets hofft' ich auf Dich!
O care mi Jesu, nunc libera me!	Mein theurer Jesu, befreie nun mich!
In dura catena	In hartem Gefängniß,
In misera poena	In schwerer Bedrängniß
Desidero Te!	Ersehne ich Dich!
Languendo, gemendo	Ich kniee mit Thränen;
Et genuflectendo	Erfülle mein Sehnen,
Adoro, imploro,	Mein Beten in Nöthen,
Ut liberes me!	Befreie Du mich!

Um 8 Uhr meldete man ihr, daß es Zeit sei. „Es ist gut," antwortete sie, und nahm noch einmal von ihrer weinenden Dienerschaft Abschied. Vier Männer aus derselben, ihren ehrlichen Haushofmeister Melvil, ihren Arzt, Wundarzt und Apotheker, wie auch zwei Hofdamen, wählte sie aus, ihr im Sterben zur Seite zu sein, damit sie sähen, mit welcher Freude ihre Königinn im katholischen Glauben

sterbe, und dies der Mitwelt erzählen könnten. Graf Kent wendete ein, diese Personen würden durch ihr Jammern die nöthige Ruhe stören, im Grunde aber befürchtete er, sie möchten der Verurtheilten zu viel Ehre beweisen, z. B. in deren Blut ihre Tücher tauchen, und gab dies auch zu verstehen. Maria verbürgte sich für die Ruhe; das wirkte nicht; Kent beharrte auf seiner Weigerung. Da sprach Maria mit Festigkeit und Würde: „Ich bin die Base Eurer Königinn, aus dem königlichen Geblüt von England, vermählte Königinn von Frankreich und gesalbte Königinn von Schottland, und verlange, daß mein Wille erfüllt werde." Kent wurde verwirrt durch ihren festen Ton und gebietenden Blick, und erlaubte ihr die verlangte Begleitung.

So verließ sie ihre Gemächer, ein Kreuz in der Hand, und trat gefaßt in die schwarze Halle, welche mit Zuschauern angefüllt war. Als sie das Blutgerüst erblickte, veränderte sie keine Miene, sondern bestieg es freudig. Man las ihr noch einmal das Urtheil vor, sie hörte nur nachläßig zu. Dann trat der Dechant von Peterborough heran, und bat sie, die anglicanische Religion anzunehmen, um ihre Seele zu retten, da es jetzt noch Zeit sei. Aber Maria antwortete: „Beunruhigen Sie sich um meine Seele nicht; ich bin in der katholischen Religion geboren, ich bin in derselben erzogen, ich will in derselben auch sterben." Die Unglückliche betete für ihre unversöhnliche Verfolgerinn Elisabeth, und hob dann das Bild des gekreuzigten Erlösers in die Höhe, indem sie sprach: „Wie du, o Gott, deine Arme am Kreuze ausbreitest, so umfange mich mit den Armen der Barmherzigkeit, und verzeihe mir meine Sünden!" Hierauf entgegnete gefühllos der Graf von Kent: „Ihr würdet besser thun, Madame, wenn ihr diese papistische Mummerei bei Seite ließet, und den Herrn in eurem Herzen trüget." Die Königin antwortete sanft und schön: „Nicht kann ich in meiner Hand das Erinnerungszeichen der Leiden meines Erlösers halten, ohne diesen zugleich in meinem Herzen zu tragen."

Da alles bereit war, machte sie Anstalt, ihren Hals zu entblößen. Die Scharfrichter traten hinzu, ihr dabei behülf-

lich zu sein, aber sie wies dieselben zurück mit den Worten, daß sie solcher Diener nicht gewohnt sei. Diese von ihrer Hoheit ergriffen, baten die Königinn um Verzeihung, daß sie das traurige Amt bei ihr verwalten müßten. Maria antwortete, sie vergebe allen, die ihren Tod bewirkt hätten, gab ihren Dienern auf derselben Verlangen den Segen, und ließ sich dann von einer ihrer Hofdamen die Augen verbinden. Dann legte sie ihren Kopf auf den Block, und betete laut den 30. Psalm. Als sie den letzten Vers desselben gesprochen hatte: „Herr, in deine Hände empfehle ich meinen Geist!" hieb der Scharfrichter sie in den Hals, aber so verwirrt war er, daß er dreimal zuhauen mußte, ehe er ihr Haupt vom Rumpfe trennte. Alle Gegenwärtigen weinten, nur der Dechant rief: „So mögen alle Feinde der Königinn Elisabeth untergehen!" und nur Kent antwortete: „Amen!"

So endigte Maria Stuart den 8. Februar 1587, eben 44 Jahre alt, von denen sie ungefähr die Hälfte im Gefängniß verlebt hatte. Ihr tragisches Ende setzte ganz Europa in Trauer, Elisabeth spielte aber wieder die Heuchlerinn, schloß sich ein, sprach Tage hindurch kein Wort, ließ ihren Staatssecretair Davison ins Gefängniß werfen, und verurtheilte ihn zu 10,000 Pfund Sterlinge, wodurch der arme Mann an den Bettelstab gebracht wurde. So wollte Elisabeth die Welt glauben machen, sie habe Maria's Hinrichtung nicht gewollt.

Maria Stuart hinterließ zwei Kinder, einen Sohn von Darnley, Jacob VI., der nun schon in Schottland regierte, und zu schwach war, als daß er die Ermordung seiner Mutter hätte rächen können, und eine Tochter von Bothwell, die zu Soissons in Frankreich Nonne wurde*).

---

*) Die Unschuld dieser unglücklichen Königinn an den ihr vorgeworfenen Verbrechen ist von vielen Schriftstellern, von Whitacker, Chalmers, Walter Scott, Lingard und andern bis zur Gewißheit dargethan, und es zeugt von einer Rohheit der Gesinnung, der armen Maria, deren ganzes Leben nur eine Kette von Leiden und Verfolgungen war, noch die Ehre nach ihrem Tode rauben zu wollen.

§ 68.

Elisabeth's letzte Regierungszeit.

(† 1603.)

Alle Monarchen Europa's nahmen Antheil an dem tragischen Ende der Maria Stuart, aber Philipp II. von Spanien beschloß sogar, Elisabeth dafür zu züchtigen, zumal da er noch sonst vielfältig von ihr beleidigt war. Elisabeth hatte nämlich die Holländer und Franzosen gegen Spanien immer fleißig mit Geld unterstützt, viele spanischen Schiffe, die aus America kamen, gekapert, und in Nordamerica selbst englische Colonien gegründet. Ja, der Engländer Franz Drake, welcher förmliche Raubzüge gegen die spanischen Besitzungen unternommen hatte, war 1580 von einer Reise um die Erde zurückgekommen, der erste, welcher nach Magellan diese Reise unternahm. (Bei dieser Gelegenheit sollen auch die ersten Kartoffeln und bald nachher der Tabak nach Europa gekommen sein.) So drohte England den spanischen Seehandel zu vernichten. Das wollte Philipp nicht dulden. Er baute seine unüberwindliche Armada, eine Flotte, die seinen Schatz völlig ausleerte, und schicke sie ab, England zu erobern. Elisabeth verbarg ihren Schrecken: sie ließ 140 leichte Schiffe bauen, besetzte alle Küsten, und ritt selbst in den Lagern umher, die Truppen durch freundliche Anreden zu begeistern. Aber sie hätte so viele Anstrengungen nicht bedurft. Wir wissen aus der spanischen Geschichte, daß ein Sturm die unüberwindliche Armada vernichtete. (1588.)

Die Engländer wollten ihre vielen Schiffe nun auch nicht umsonst gebaut haben. Sie wagten jetzt immer kühnere Handelsreisen; im Jahre 1600 wurde die berühmte englisch-ostindische Compagnie gestiftet, die in Ostindien nach und nach einen Staat gründete, welcher alle Besitzungen der Engländer in Europa weit übertrifft.

So kam viel Geld nach England, aber Elisabeth nahm von ihren Unterthanen auch viel. Sie forderte reiche Neujahrsgeschenke ein, ließ Bisthümer unbesetzt, um deren Ein-

künfte zu ziehen, und verkaufte an einzelne Personen den Alleinhandel mit gewissen Artikeln für schwere Summen, zum Schaden des Handels. Patente zu Monopolen verlieh sie wohl 20 auf einmal. Es gab wohl wenige Familien im Reiche, die sich nicht durch diese Mißbräuche schwer gedrückt gefühlt hätten. Eisen, Oel, Essig, Kohlen, Blei, Garn, Felle, Glas u. s. w. waren nur für übermäßige Preise zu haben. Ueberhaupt regierte Elisabeth sehr eigenmächtig, und fragte nach dem Parlamente nichts. Wenn ihr eine Mode nicht gefiel, so verbot sie dieselbe im ganzen Staate. Einmal waren ihr lange Degen und hohe Kragen zuwider; da schickte sie Offiziere durch die Straßen, welche alle lange Degen zerbrechen und alle hohen Kragen abschneiden mußten, die ihnen begegneten.

Obschon die Katholiken, eben so wohl als die Protestanten, bei der Annäherung der Armada, zur Vertheidigung der Königinn herbeigeeilt waren, und ihr die Treue bewahrt hatten, so dauerten doch die Verfolgungen dieser Unglücklichen bis zum Tode Elisabeths fort. Noch immer trug der Galgen viele Opfer, und das scheußliche Aufschneiden des Bauches hörte nicht auf. Während des Jubels über die Niederlage der spanischen Flotte mußten 14 Katholiken bluten, 6 Priester, weil sie Priester waren, 4 Laien, weil sie sich mit der Kirche wieder ausgesöhnt, und 4 andere, weil sie Priester beherbergt hatten. — An 200 Unglückliche mußten überhaupt sterben, allein, weil sie katholisch sein und bleiben wollten, unter welchen mehr als 120 Priester und viele der Ersten des Reiches sich befanden. Andere erlitten Gefängniß-, Peitschen- oder unerschwingliche Geldstrafen.

In ihrem hohen Alter war ein junger Mensch, Graf Essex, ihr Günstling. Er war ohne Verdienste, doch erhob sie ihn zu den ersten Aemtern, und versprach, ihn nie zu verstoßen. Zum Unterpfande ihrer Gunst schenkte sie ihm einst einen Ring, und sagte, wenn sie einmal erbittert werden sollte, so wolle sie bei Vorzeigung dieses Ringes ihm gleich alles verzeihen. Bald darauf wurde Essex nach Irland gesendet, als königlicher Statthalter die dortigen Unruhen der Katholiken zu dämpfen. Er verstand sich indeß schlecht

darauf, und wurde geschlagen. Elisabeth ließ den Günstling, um ihn zum Schein ein wenig zu züchtigen, ins Gefängniß setzen, gab ihm aber bald die Freiheit wieder. Das erbitterte den kecken Mann: er nannte Elisabeth in öffentlichen Gesellschaften ein altes verbuhltes Weib, und zettelte eine Verschwörung vieler Großen an, Elisabeth zu ermorden, und Jacob Stuart von Schottland auf den englischen Thron zu rufen. Jetzt ließ ihn Elisabeth abermals verhaften, und die Richter sprachen sein Todesurtheil. Der geängstigte Essex übergab nun den verhängnißvollen Ring einer gewissen Gräfinn, denselben der Königinn zu überreichen, aber das schadenfrohe Weib behielt den Ring für sich. Elisabeth wartete lange, als aber der Ring gar nicht erschien, hielt sie solches für Trotz, und Essex wurde hingerichtet (1601). Bald nachher kam jene Gräfinn zum Sterben, und auf dem Todesbette bekannte sie der Königinn ihre Bosheit in Betreff des Ringes. Elisabeth wurde jetzt schwermüthig über den Tod ihres Günstlings, grämte sich etwa zwei Jahre, fühlte tief ihr Sinken in der Volksgunst, wohl auch den Stachel des bösen Gewissens, bewaffnete sich statt der Sterbesacramente mit einem Schwerte, mit welchem sie oft wüthend die Tapeten zerhieb; aus Furcht vor dem Tode mied sie bis in die letzten Tage das Bett, und setzte sich mitten auf dem Boden ihres Zimmers halb verzweifelt nieder. Die Gebete des Erzbischofes von Canterbury fanden in ihrem Herzen keinen Anklang, denn dasselbe schien dem Troste der Religion verschlossen, sie starb endlich den 3. April 1603.

§ 69.

Die Pulververschwörung.

(1605.)

Nach Elisabeths Tode bestieg Jakob VI. von Schottland den englischen Thron, in England Jakob I. genannt. So wurden beide Reiche, England und Schottland, vereinigt, und Jakob I. eröffnet die Reihe der Stuarte, welche völlig 100 Jahre über Großbrittanien geherrscht haben.

Von Jakob, als dem Sohne der Maria Stuart, hofften die Katholiken viel Gutes; allein sie täuschten sich; der neue König schloß sich fest an die englische Hochkirche an, die ihm am besten mit seinen Regierungsgrundsätzen zu stimmen schien. Er ließ die Strafgesetze gegen die Katholiken in Kraft, und viele katholische Familien wurden unter seiner Regierung durch Gelderpressungen an den Bettelstab gebracht; noch verhaßter waren ihm aber die Puritaner, d. h. die strengen Reformirten, die sich einer reinen Lehre rühmten, und alle in der englischen Kirche noch beibehaltenen Gebräuche des kathol. Gottesdienstes und kathol. Einrichtungen, somit auch die Bischöfe entfernt wissen wollten. Sie hatten eine besondere Vorliebe vor dem alten Testamente und vor der hebräischen Sprache, legten ihren Kindern bei der Taufe nicht die Namen von christlichen Heiligen, sondern jene von jüdischen Patriarchen, Propheten und Kriegern bei. Sie feierten den Tag des Herrn mit der Strenge, wie die Juden ihren Sabbath. Sie suchten ihre Rechtsgrundsätze im mosaischen Gesetze und die einzigen Muster der Nachahmung in den Büchern der Richter und der Könige. Es war bei ihnen (nach Macaulay) ein Verbrechen, Guirlanden an einen Maibaum zu hängen, die Gesundheit eines Freundes zu trinken, einen Falken steigen zu lassen, Schach zu spielen, Schmachtlocken zu tragen und eine Krause zu stärken. Einige waren gegen die lateinische Grammatik, weil die Namen des Mars, Bachus und Apollo darin vorkamen. Der feierliche Ton der Orgel war abergläubisch. Die Hälfte der schönen Gemälde im Lande war götzendienerisch und die andere Hälfte schamlos. Sie sprachen stets aus der Bibel, und wandten auf Alles biblische Redensarten an, mochte es passen oder nicht. Man konnte sie gleich erkennen an ihrem Gange, ihrer Tracht, am schlichten Haar, an dem finstern Ernst und der Feierlichkeit ihres Antlitzes, an dem in die Höhe gekehrten Weißen ihrer Augen, an dem röchelnden Ton und an ihrer Bibelsprache. Wahrlich, eine krankhafte Religion trotz des Strebens, eine besondere Heiligkeit geltend zu machen, und dem Pharisäerwesen nicht fremd! In Schottland hatten sie die Oberhand; Jakob aber drückte sie, und wollte ihnen Bischöfe aufdrängen. Außer ihren religiö-

sen Grundsätzen war ihm auch ihr republikanischer Sinn verhaßt. Als sie sich nicht zu helfen wußten, beschlossen einzelne von ihnen, wenn der König den 5. Nov. 1605 das Parlament eröffnete, ihn mit dem Ober- und Unterhause in die Luft zu sprengen. Auch Katholiken traten der abscheulichen Verschwörung bei, doch war es nicht Sache der ganzen beiden Religionsparteien, sondern nur einiger Fanatiker. Ein gewisser Catesby und Piercy standen an der Spitze; letzterer miethete den Keller des Parlamenthauses, der eben ausgeboten wurde, und brachte 36 Tonnen Pulver hinein. Aber der Anschlag wurde durch einen Mitverschworenen selbst verrathen. Zehn Tage vor der Eröffnung des Parlaments erhielt Lord Monteagle (spr. Montigel), ein katholisches Parlamentsmitglied, folgenden Brief ohne Namensunterschrift: „Mylord, aus Liebe gegen Sie und Ihre Freunde bin ich für Ihre Erhaltung besorgt. Ich rathe Ihnen also, wenn Ihnen das Leben lieb ist, unter irgend einem Vorwande bei diesem Parlamente nicht zu erscheinen; denn Gott und Menschen haben sich vereinigt, die Bosheit dieser Zeit zu bestrafen. Verachten Sie diese Warnung nicht, sondern gehen Sie auf Ihr Landgut, wo Sie den Ausgang ruhig abwarten können. Obgleich kein Aufruhr vorhanden scheint, so sage ich Ihnen doch, daß dies Parlament einen schrecklichen Streich empfangen wird, ohne zu sehen, woher er komme. Diesen Rath müssen Sie nicht verachten, weil er Ihnen nutzen und nicht schaden kann. Die Gefahr wird so geschwind vorüber sein, wie Sie diesen Brief verbrennen."

Monteagle erschrak. Obschon Katholik, hatte er doch seinen protestantischen Landesfürsten viel zu lieb, als daß er das Geheimniß hätte für sich behalten können. Er brachte den Brief zum Staatssecretair, und dieser zum Könige. Beide vermutheten, daß die letzten Worte des Briefes auf eine Pulverexplosion deuteten. Am Tage vor der Eröffnung des Parlaments untersuchte man also den Keller, und man fand das Pulver; in der Ecke lauerte Fawkes (spr. Fauks), ein ehemaliger spanischer Offizier, mit fertigen Lunten, und ein gesatteltes Pferd stand bei der Hand. Fawkes wurde gefoltert, und gab die Namen der Mitschuldigen an. Einige derselben entkamen noch schnell über's Meer, andere flohen

nach Warwikshire (Warikschier), und verrammelten sich in ihrem Hause, welches noch mehr Pulver enthielt. Dies war ihr Tod. Als sie auf die eindringenden königlichen Soldaten herzhaft feuerten, fiel ein Funken in ihren Pulvervorrath, und ein Theil der Verschwornen flog in die Luft; die andern starben auf dem Blutgerüste.

Obschon nun unter den Verschwornen auch Puritaner gefunden waren, und ein Katholik das schreckliche Unglück verhütet hatte, so besaß man doch die Menschenfreundlichkeit, den Anschlag für eine Verabredung aller Katholiken und nur der Katholiken, auszugeben, weil diesen ihre Religion solches lehre. Was 13 Katholiken verbrochen hatten, sollten alle büßen. Doch selbst König Jakob übernahm ihre Vertheidigung im Parlamente. „Viele heilige und große Männer — sagte er — und selbst meine Vorfahren gehörten dieser Kirche an, ohne jemals die Grundsätze von der Gewalt des Papstes, Könige abzusetzen und Mordthaten zu heiligen, anerkannt zu haben. Ein unschuldiger Irrthum kann Gnade finden, und nichts ist gräßlicher, als die Menschenfeindlichkeit der Puritaner, die auch den unschuldigsten Menschen zum Feuer verdammen, wenn er zum Papstthum übergeht. Was mich angeht, so werde ich mit der einen Hand das Verbrechen strafen, mit der andern aber auch immer die Unschuld beschützen."

Jakob sprach hier freilich billigere Grundsätze aus, als wir sie um diese Zeit bei den protestantischen Machthabern in England finden, aber ihm fehlte die Kraft, sie durchzuführen. Das Parlament schrieb bald einen neuen Eid vor, den König als das Oberhaupt der englischen Kirche zu erkennen, und dem Papste in jeder Hinsicht abzusagen — einen Eid, der die Katholiken auch von den niedrigsten Aemtern ausschloß *).

*) Ueber dieses Ereigniß sagt selbst der Protestant Raumer in seiner Geschichte Europas: „Obgleich jeder rechtschaffene Katholik den heillosen Plan verdammte, waren alle Leidenschaften so sehr aufgeregt, daß nicht bloß Jesuiten und katholische Geistliche nochmals bei Lebensstrafe verwiesen, sondern von jedem Unterthan ein neuer allgemeiner Eid (of allegiance) zur Sicherung des Königs verlangt wurde. Manche Katholiken glaubten ihn schwören zu können, andere verwei-

Nichts verabscheute — wie gesagt — Jakob mehr, als die Puritaner, welche nach Freiheit und Gleichheit der Stände strebten, während Jakob für die Monarchie war, und seinen Thron gern ganz unabhängig gemacht hätte. Darum liebte er die bischöfliche Kirche, weil sie eine mehr monarchische Einrichtung hatte. Aber eben dieser sein politischer Grundsatz machte ihn auch den Anhängern der anglikanischen Kirche verhaßt.

Jakob I. hatte zwei Kinder. Seinen Kronprinzen Karl vermählte er mit einer französischen Prinzessinn zum Aerger der Engländer; seine Tochter gab er dem deutschen Pfalzgrafen Friedrich V., der im 30jährigen Kriege auftreten wird.

In seinem äußerlichen Benehmen erschien Jakob unköniglich, ihm fehlten die Schönheit und Grazie seiner Mutter gänzlich. Seine rauhe Aussprache, seine schwere Zunge, sein schlotternder Gang, sein nachlässiger Anzug machten ihn widerlich. Dazu kam noch, daß er sich in den Sinn gesetzt hatte, als Gelehrter glänzen zu müssen, während er doch nur ein Pedant war ohne gereiftes Urtheil und ohne Geschmack. Mochten ihn Schmeichler auch den Salomon seiner Zeit nennen, so behaupteten doch andere mit mehr Wahrheit, er sei der weiseste Thor in der Christenheit. Er machte sich durch übertriebene Ansprüche verhaßt, und dann wieder durch schwaches Nachgeben verächtlich. Seinen Parlamenten sagte er beständig vor, sie besäßen ihre Privilegien lediglich so lange, als es ihm beliebe, und es sei nicht mehr ihres Amtes, zu untersuchen, was er dem Gesetze nach thun dürfe. Dennoch zitterte er vor ihnen, gab ihnen seine Minister preis, und ließ sich von denselben zu Maaßregeln nöthigen, welche mit seinen Lieblingsneigungen gradezu im Widerspruche standen. Sein Charakter war nicht liebens-

---

gerten ihn mit Bezug auf eine Erklärung Papst Paul's V. Diese Weigernden wurden von allen Aemtern ausgeschlossen, Besuch des protestantischen Gottesdienstes und Genuß des Abendmahles bei Strafe anbefohlen, und eine Haussuchung nach katholischen Büchern, Reliquien u. dgl. angeordnet. Jakob's löbliche Behauptung, man dürfe die Strafen der Verschwörung nicht mittelbar auf unschuldige Katholiken ausdehnen, hatte kein Gewicht und galt vielen für Aberglauben und Götzendienst."

würdig, Furcht, gemeines Wesen, Mangel an Aufrichtigkeit und Kraft, und ein gewisser Cynismus bezeichnen denselben. Er war für seine Unterthanen nicht zugänglich, und zürnte, wenn sich Jemand ihm nahte. Das veranlaßte einst Jemanden dem königlichen Jagdhunde folgende Bittschrift um den Hals zu hängen: „Liebster Köter! Wir bitten Sie, mit dem Könige über unsere Angelegenheiten zu sprechen, denn er hört Sie täglich, uns aber niemals." Jakobs Werke sind nicht frei von Fanatismus und Aberglauben. Die Auslegung der geheimen Offenbarung ist meist gegen Papst und Papisten gerichtet. In seiner Dämonologie will er beweisen, daß eine schwarze Kunst möglich und wirklich sei, daß es Hexen und Gespenster gebe, und daß der böse Feind es vorzüglich auf alte Weiber abgesehen habe. Und wie er glaubte, so handelte er auch, indem er angebliche Hexen in großer Zahl verbrennen ließ. Er wird, im Gegensatze zu seiner Vorgängerinn, von einem Zeitgenossen recht gut in folgendem Sinngedichte charakterisirt:

„**Rex** fuit Elisabeth, nunc est **Regina** Jacobus:
Error naturae sic in utroque fuit."

König einst war Elisabeth, jetzt herrscht **Königinn** Jakob:
Also in ihm und in ihr hat die Natur sich geirrt.

§ 70.

Karl I.

(1625—1649.)

Dieser König von England hat in seinen Schicksalen große Aehnlichkeit mit dem spätern Ludwig XVI. von Frankreich. Wie der letztere, hätte er durch seine Nüchternheit und seinen häuslichen Sinn als Privatmann glücklich werden und die Seinigen glücklich machen können, aber zur Regierung eines aufgeregten Volkes fehlte ihm alle Kraft. Schon seine Jugend (er zählte bei seines Vaters Tode erst 16 Jahre) war den Engländern anstößig, noch mehr seine katholische Gemahlinn **Henriette**, Heinrich's IV. von Frankreich

Tochter; mit ihr, glaubten die Engländer, sei der leibhaftige Antichrist über's Meer zurückgekehrt.

Hatte ja Karl die Verwegenheit gehabt, in seinem Vermählungsvertrage den Katholiken Duldung zu versprechen. Das Parlament verabscheute solches, und um dem Könige Gleiches mit Gleichem zu vergelten, sprach es demselben mehrere alte Vorrechte ab, z. B. von den Kaufleuten und Schiffern ohne Zuziehung des Parlaments das sogenannte Pfund- und Tonnengeld zu erheben. Um dem Parlamente zu Willen zu sein, ließ der König nun wider sein Wort die Strafgesetze gegen die Katholiken ohne Schonung vollziehen. Aber auch das besänftigte das Parlament nicht. Da machte er einen andern Plan. Karl hatte eben einen klugen Minister, und beschloß, ohne Parlament zu regieren, denn ohne seine Bewilligung konnte sich kein Parlament versammeln.

Dies ging 11 Jahre hindurch ganz gut. Da hatte aber Karl den Gedanken, auf den Rath eines anglikanischen Bischofs eine neue Liturgie einzuführen, um dem schlichten protestantischen Gottesdienste mehr äußere Würde zu geben. Unter andern sollten die Geistlichen wieder in langen weißen Chorkleidern erscheinen. In England wurde die neue Liturgie angenommen, aber die Schotten widersetzten sich. Als zu Edinburgh der Dechant im Dom das erste Mal in der vorgeschriebenen Kleidung auftrat, schrien die Puritaner: „Der Papst! der Antichrist! Steiniget ihn!" Und als der Bischof die Kanzel bestieg, wurde nach ihm mit Bänken und Knütteln geworfen. Die Großen der Schotten setzten sogar eine Schrift auf, der Convenant betitelt, in welcher sie erklärten, sie würden sich die reine reformirte Lehre von keiner Macht auf Erden nehmen lassen, selbst von ihrem Könige Karl nicht. Ja sie gingen noch weiter: sie warben Truppen, und besetzten die englischen Gränzen. In ihrem Heere standen sogar Prophetinnen auf, unter andern eine Frau Michelson, welche den Welterlöser den convenantischen Jesus zu nennen beliebte. In ihrem Gefolge war ein puritanischer Prediger, welcher als Pythia gebraucht wurde, sie um Rath zu fragen. Einmal antwortete dieser

dem Volke, es sei unbescheiden, da das Wort zu nehmen, wo der covenantische Jesus aus ihr spreche.

Karl erschrak über diese fanatischen Gährungen in Schottland. Umsonst versuchte er sie durch Gesandte zu dämpfen, umsonst sammelte er seine Truppen gegen die Schotten. Um einen nachdrücklichen Krieg führen zu können, bedurfte er ansehnlicher Steuern, und diese konnte ihm nur das Parlament bewilligen. So war er gezwungen, nach 11 Jahren wieder das erste Mal 1640 ein Parlament zu berufen. Man nennt es das lange Parlament, denn es hat über 12 Jahre gedauert, gleichsam um die parlamentlosen 11 Jahre völlig wieder gut zu machen, oder vielmehr alles umzukehren. Eine grauenvolle Bewegung im Volke ließ ahnen, daß dies Palament etwas Schreckliches hervorbringen möge, und sich nicht so leicht werde aufheben lassen.

Von des Königs Wünschen erfüllte das lange Parlament keinen, vielmehr entriß es ihm ein königliches Recht nach dem andern, z. B. es erklärte alle für Staatsverräther, welche für den König Truppen geworben, und für ihn Pfund- und Tonnengeld eingenommen hätten — es öffnete die Gefängnisse und führte im Triumphe die, welche wegen zu freier Schriften gefangen saßen, durch die Straßen, und bestreuete ihren Weg mit Blumen — es zahlte den rebellischen Schotten 300,000 Pfund Hülfsgelder gegen seinen und ihren König — es ließ in London die Altäre und Crucifixe zerschlagen — es erklärte endlich, seine Macht vom Volke zu haben, und vom Könige nicht aufgehoben werden zu können. Im Grunde war es auch nur das Unterhaus, welches im langen Parlamente den Ton angab, und dies bestand fast nur aus Puritanern: auf das Oberhaus, in welchem der Adel und die Geistlichkeit saß, nahmen diese durchaus keine Rücksicht.

Karl hatte dem aufrührerischen Parlamente alle Forderungen zugestanden, und nichts anderes dadurch erlangt, als daß das Parlament ihm seine Minister und Staatsräthe hatte hinrichten lassen. Da eilte er nach Schottland, eröffnete auch hier ein Parlament, und hoffte bei den Schot-

ten, die seine Landesleute waren, Theilnahme zu finden. Aber hier erging es ihm noch übler. Man vernahm, daß die unterdrückten Katholiken in Irland über die dortigen englischen Colonisten hergefallen wären, und in einer Provinz eine große Menge derselben niedergemacht hätten. Nun hieß es, Karl habe die Katholiken in Irland zu diesem Frevel aufgereizt, und die Schotten begegneten ihm mit Abscheu.

Verdrießlich kehrte er (25. November 1641) nach London zurück. Sein Unfall in Schottland hatte das englische Parlament nur kecker gemacht. Es verwies die anglikanischen Bischöfe aus dem Oberhause, da diese die Staatsverfassung noch aufrecht zu erhalten suchten, und da der König 5 der wüthendsten Sprecher aus dem Unterhause als Rebellen verweiset, werden diese am folgenden Tage triumphirend vom Pöbel erst durch die Straßen geführt, dann nach Westminsterhall gebracht, und ins Parlament wieder eingesetzt. Den ganzen Tag war die Themse mit kleinen Schiffen bedeckt, und wenn man beim Schlosse Whitehall vorbeikam, in welchem der König wohnte, so schrie man: „Wo ist der König und der Adel? Wohin ist er gestoben?" Dabei wurde getrommelt, geschossen aus kleinen Böllern, und mancher andere Unfug verübet. Der sanfte Karl schwieg zu allem still.

Endlich aber konnte er nicht mehr nachgeben. Das Parlament, oder richtiger das Unterhaus, verlangte die alleinige Gewalt, Truppen für England zu werben. Karl merkte wohl, wohin solches zielte. Er bewilligte daher diese Bill nicht, sondern begab sich mit seiner Familie nach York (Juli 1642), wo er viele treue Anhänger fand, darauf nach Oxfort. Hier eröffnete er ein neues englisches Parlament, aus königlicher Machtvollkommenheit, und erklärte sämmtliche Mitglieder des londoner Parlaments für Verräther des Vaterlandes. Dagegen erklärte das londoner Parlament alle für Verräther des Vaterlandes, welche dem Könige beistehen würden.

Jetzt warben beide Theile Truppen, aber dem Parlament standen alle Geldquellen des Staats zu Gebote, Karl besaß nur erborgte einzelne Summen, und so konnte er

kein Heer aufstellen, das den Parlamentstruppen gewachsen gewesen wäre. Er gewann kleine Gefechte gegen die Rebellen, verlor aber die Hauptschlacht, und sandte nun seine Gemahlinn und seinen Kronprinzen nach Frankreich. Er selbst blieb im Lande, zu versuchen, ob sein Thron noch zu retten sei; denn noch hatte er den Adel, die Anhänger der anglikanischen Kirche und die Katholiken*) auf seiner Seite. Aber nun trat ein Mann auf, der eine ganz andere Ordnung der Dinge herbeiführte.

§ 71.

Oliver Cromwell und seine Independenten.

Oliver Cromwell, von wenig begüterten Eltern geboren, erblickte das Licht der Welt den 3. April 1603, also am Sterbetage der Königinn Elisabeth. Seine Eltern hofften einen Geistlichen der englischen Kirche aus ihm zu machen, und schickten ihn nach der Universität Cambridge.

---

*) Sie brachen ihm die Treue nicht, ob er auch sein Wort nicht hielt. „Die Lage eines Glaubensboten," sagt Grainger in seiner biographischen Geschichte von England, „war zu Anfang der Regierung Karl's I. ganz anders, als zu Ende derselben, wo der religiöse Eifer gegen das Papstthum gesteigert, und durch Parteiwuth entflammt war. Hätte ein türkischer Derwisch in England die Lehre Mahommed's gepredigt, er würde weit besser behandelt worden sein, als ein päpstlicher Priester." Als Probe damaliger Duldsamkeit theilen wir die Erklärung mit, welche der anglikanische Erzbischof Usher mit seinen Bischöfen im J. 1626 erließ:

„Die Religion der Papisten ist abergläubisch und götzendienerisch; ihr Glaube und ihre Lehren sind Irrthum und Ketzerei, ihre Kirche ist eine abtrünnige. Bewilligt man ihnen also Duldung, oder gibt man ihnen die Ausübung ihrer Religion und das Bekenntniß ihres Glaubens und ihrer Lehre frei, so ist dies eine schreckliche Sünde, und zwar in doppelter Hinsicht, denn wir nehmen dadurch nicht allein an ihrem Aberglauben, Götzendienst und an ihrer Ketzerei, mit einem Worte, an allen Gräueln des Papstthums, sondern auch andererseits, was nothwendig aus dem Vorhergehenden folgen muß, an der Verdammung des verderbten Volkes Theil, das von der Sündfluth der katholischen Abtrünnigkeit zu Grunde geht."

Der junge Mann folgte aber lieber dem Heere, und machte 1622 den Zug gegen Rochelle in Frankreich mit, diese Stadt zu Gunsten der Hugenotten gegen den Cardinal Richelieu zu vertheidigen. Als die Engländer für Rochelle nichts gewannen, kehrte Cromwell ins Vaterland zurück, widmete sich dem geistlichen Stande, und lebte schlecht. Er machte Schulden im Spiel, und predigte puritanisch. Er trank übermäßig, verschaffte sich durch Raufereien in der Gegend einen Namen, und so hatte er sein väterliches Erbgut bald durchgebracht. So in Noth gerathen, wurde er auf einmal fromm, verdrehete die Augen, betete auf der Straße, hielt fromme Conventikel, und versprach seine Schulden mit Zinsen zu bezahlen. Er pachtete einen kleinen Meierhof, weil der fromme Mann aber immer auf den Knieen lag zu beten, statt die Hände zur Arbeit zu regen, so gerieth er immer tiefer in Schulden.

Er war schon entschlossen, nach Nordamerica auszuwandern, als er bei der Berufung des langen Parlaments von der Stadt Cambridge in das Unterhaus gewählt wurde. In diesem Posten zeichnete er sich eben nicht besonders aus: seine Aussprache war ungefällig, sein Vortrag gedankenleer, sein Anzug nachlässig, und man bemerkte ihn kaum im Parlamente.

Als aber der Krieg zwischen dem Parlamente und dem Könige ausbrach, da entwickelte Cromwell seine große Anlage für das Kriegswesen. Er warb ein kleines Heer aus begüterten Pachterssöhnen für das Parlament, und bearbeitete seinen Haufen als General und als Feldprediger zugleich. Glauben könnten sie, was sie wollten, pflegte er ihnen zu sagen, aber dafür müßten sie streiten, daß alle Menschen in England gleich würden — weder ein König noch ein Adel müsse sein — keine Obrigkeit habe das Recht, sich um die Kirche zu bekümmern — jeder Christ sei ein Geistlicher, und müsse das seinen Mitchristen mittheilen, was Gott ihm gegeben habe . . . . Durch diese lockenden Grundsätze von Gleichheit ward Cromwell der Stifter einer neuen Sekte, der Independenten (Unabhängigen), welche mit Begeisterung an ihm hingen. Wir merken leicht, daß sie Rebellen und Revolutionäre waren, unter der Firma der Religion.

Von nun an drängen sich die Begebenheiten. Im Unterhause ging eine Bill durch, kein Parlamentsglied solle den Oberbefehl im Felde führen. So wurde der alte Thomas Fairfax General der Parlamentsarmee und Cromwell, obschon ein Parlamentsglied, behielt seinen Posten als Unterfeldherr, dem neuen Gesetze zum Possen. Beide Männer eroberten Oxford, den letzten Stützpunkt des armen Königs, und dieser glaubte am besten zu thun, daß er sich vertrauungsvoll den Schotten hingäbe, weil diese mit den Independenten nicht gut standen. Im Mai 1646 langte er im schottischen Lager an, und erhielt eine Ehrenwache, damit er nicht wieder entwischen möchte.

Kaum hörte das Parlament, der König sei bei den Schotten, als es diesen versprach, die versprochenen 400,000 Pfund Hülfsgelder pünktlich zu zahlen, wenn ihm der König ausgeliefert würde. Die Schotten waren treulos genug, dem Parlamente zu willfahren; im Anfange des Jahres 1647 nahm eine englische Schaar den König in Empfang, und setzte ihn auf ein festes Schloß.

Nun war das Parlament Sieger, der König in seiner Gewalt, der Krieg, wie es schien beendigt, denn es gab keine königliche Armee mehr. Aber jetzt bekam das Parlament Krieg mit seinem eigenen Heere. Dieses hatte vielen rückständigen Sold zu fordern, und wollte nicht eher nach Irland ziehen, wie das Parlament befahl, als bis ihm aller Rückstand bezahlt wäre. Während hierüber noch gestritten wurde, ritt ein Schneider, der aber jetzt ein Offizier der Independenten war, mit etwa 500 Mann nach des Königs Kerker, und brachte den gefangenen Monarchen in's Lager der Independenten. Nun konnte das Heer der Independenten dem Parlamente Gesetze vorschreiben. Cromwell forderte, das Unterhaus solle die Häupter der Puritaner aus seiner Mitte entfernen. Es geschah. Ferner schrieb er dem Unterhause vor, die Bürgermiliz abzudanken. Auch dies geschah. Aber nun lärmten die Bürger. Solches hatte Cromwell nur gewünscht: im Augenblicke fiel er (6. August 1647) über London her, und nahm es mit bewaffneter Hand ein. Einige Tage nachher ließ er in allen Kirchen ein Dankfest halten für die Herstellung der Freiheit, und

niemals war England von der Freiheit weiter entfernt, als damals.

Cromwell, der nichts halb thun wollte, beschloß, Carl I. durch das Parlament zum Tode verurtheilen lassen, und brachte deswegen 1648 schon den Grundsatz unter das Volk, der König stehe so gut unter dem Gesetze, wie jeder Bürger — thue er seine Pflicht nicht, so müsse er nach dem Gesetze gerichtet werden — von einem abgöttischen Könige, den der Herr verhärtet habe, sei kein Heil ferner zu hoffen.

Als das englische Volk sah, daß man gegen Carls Leben wirklich ernstliche Schritte that, stand es in verschiedenen Provinzen auf, seinen unglücklichen König zu retten. Auch die Schotten rückten 40,000 Mann stark in England ein. Aber Cromwell's wüthende Independenten schlugen alle Freunde des Königs aus dem Felde, und hatten nun noch einen Vorwand gegen Carl mehr, indem sie den neuen Bürgeraufruhr ihm zur Last legten. Cromwell sperrt 41 Parlamentsglieder ein, jagt 160 andere fort, so daß nur etwa 60, alle strenge Independenten, bleiben, und diesen läßt er durch sein militairisches Concilium den Plan vorlegen, England in eine Republik zu verwandeln, und es Gesetz sein zu lassen, daß ein König, der gegen sein Parlament Krieg führe, ein Hochverräther sei. Das Unterhaus nimmt die Bill gleich an, das Oberhaus aber, — etwa noch 16 Lords — verwirft sie mit Abscheu. Das Unterhaus aber erklärt, die Beistimmung des Oberhauses sei auch gar nicht nöthig, alle Gewalt gehe doch vom Volke aus, und dessen Stellvertreter sei das Unterhaus. So wurde am 4. Januar 1649 die Bill angenommen, daß der König, der gegen das Parlament zu Felde ziehe, ein Majestätsverbrecher sei. Cromwell stellte sich betroffen. „Des Herrn Fürsehung — sagte er — ist wunderbar. Hätte mir einer noch vor einigen Wochen von des Königs Bestrafung gesprochen, so würde ich ihn als einen Hochverräther verabscheut haben. Jetzt aber sehe ich, daß der Herr aus allen seinen Lieblingen spricht, die ihr ja seid, und so muß ich ihn bitten, daß er eure Anschläge segne. Ich wollte noch eben für des Königs Wiedereinsetzung Fürbitte einle-

gen; aber ich fühlte, daß meine Zunge mir am Gaumen klebte, und daraus schloß ich, daß der Herr ihn verworfen habe."

Nun wurden die 133 Richter des Königs im Unterhause bekannt gemacht, auch Cromwell gehörte zu ihnen. Als auch der Name Fairfax abgelesen wurde, rief eine Stimme auf der Gallerie: „Der ist zu klug, um hier zu sein." Und als die ersten Worte der Anklage gegen den König verlesen wurden: „Im Namen des englischen Volkes . . . ." rief dieselbe Stimme: „Nicht des zehnten Theiles desselben!" Der wachthabende Offizier befahl zu schießen nach der Gegend, woher die Stimme kam, und da war der kühne Sprecher kein anderer, als Fairfax Gemahlinn.

König Carl wurde also vor seine 133 Richter geführt, von denen aber nur etwa 70 erschienen. Unterweges spie man ihm in's Gesicht. Das ertrug er schweigend. Nur einer der Soldaten wurde gerührt, und betete für den leidenden König. Das sah ein Offizier, und gab jenem einen Hieb über den Kopf, daß er niederfiel. Mit sanfter Stimme sagte der gefangene König: „Mich dünkt, die Strafe war zu hart für das Vergehen."

Vor dem Gerichte verantwortete Carl sich mit Würde. Er läugnete nicht, gegen sein Parlament Krieg geführt zu haben, berief sich aber auf die Widerspenstigkeit des Parlaments, welches die Reichsverfassung gewaltsam zerstört habe, ungeachtet er immer zum Frieden die Hände geboten, und blieb dabei, diese Männer da seien nicht befugt, den König von England zu richten. Die Wichtigkeit des Gegenstandes stimmte alle Zuschauer zum Ernste, ja zur Trauer, aber die Richter scherzten mit einander, während über des Königs Leben verhandelt wurde. Cromwell selbst warf einem entfernt sitzenden Freunde ein Kissen an den Kopf, und dem Nachbar strich er mit der vollen Feder Dinte in's Gesicht, der ihm aber auf der Stelle Gleiches erwiderte, und dann unterschrieb er das Todesurtheil des Königs: „Carl Stuart soll über 3 Tage sterben. Das Datum des Urtheils war vom 27. Januar 1649.

Entsetzen ergriff das englische Volk, aber der Schrecken vor dem Independentenmilitair hielt alle Hände gefesselt.

Nur 4 Grafen, ehrenwerthe Männer, traten vor das Blutgericht, und bekannten, sie hätten damals dem Könige gerathen, Krieg gegen das Parlament zu führen, sie möchte man also hinrichten, und den Unglücklichen loslassen, dessen edler Charakter jedes redlichen Mannes Achtung verdiene. Sie wurden abgewiesen, der König sollte ohne Gnade sterben.

§ 72.

König Carl I. von England auf dem Blutgerüste.

(30. Januar 1649.)

Carl saß damals zu London im Schlosse Whitehall gefangen, und unter seinen Fenstern wurde das Schaffot errichtet, auf welchem er bluten sollte; denn öffentlich wollte man ihn hinrichten, vor seiner Residenz, damit der That aller Schein von Unrechtmäßigkeit benommen würde. Die Arbeiten der Zimmerleute störten den König in seiner Andacht nicht; er betete in den ihm noch vergönnten 3 Tagen fast beständig, oder er las etwas Erbauliches, und des Nachts schlief er immer ganz ruhig. Zwei seiner Kinder waren noch in England, die Prinzessinn Elisabeth: ein Mädchen von 14 Jahren, und ein noch jüngerer Prinz, der Herzog von Glocester (Gloster.) Diese ließ man in den letzen 3 Tagen wieder zu ihm, welches ihm großen Trost gewährte. Dem jungen Herzog, noch Kind, gab er manche gute Ermahnung, und schärfte ihm besonders Treue und Gehorsam gegen seine ältern Brüder ein, hoffend, daß diese Jugendeindrücke unter so schrecklichen Umständen ihn nie verlassen, und ihm noch vorschweben würden, wenn etwa Parteien sich seiner Jugend gegen seine Brüder zu bedienen gedächten. Er nahm das Kind auf seine Kniee und sprach zu ihm: „Sie werden jetzt deinem Vater das Haupt abschlagen und dich vielleicht zum Könige machen; aber höre, was ich dir sage: Du darfst nicht König sein, so lange deine Brüder Carl und Jakob leben. Sie werden auch deinen Brüdern das Haupt abschlagen, wenn sie dieselben erhalten können; am Ende werden sie auch dir das

Haupt abschlagen! darum ermahne ich dich, laß dich von ihnen nicht zum Könige machen." Der Knabe sah den Vater erst starr an, dann sprach er: „Eher will ich mich in Stücke reißen lassen." Diese muthige Antwort des Kindes preßte dem Könige Thränen aus. Am Morgen den 30. Januar mußte er durch ein Fenster seines Zimmers auf das Blutgerüst steigen. Cromwell schaute gegenüber, auf ein seidenes Kissen die Arme stützend, aus dem Fenster, und zahllose traurige Bürger bedeckten den Platz. Carl, der zu dieser traurigen Feierlichkeit sorgfältiger, wie sonst, gekleidet erschien, wollte eine Anrede an sein Volk halten, aber das Waffengeräusch der Soldaten verhinderte es. Er mußte sich also begnügen, seiner nächsten Umgebung zu erklären, er habe sich gegen den Staat nicht vergangen, sondern die Waffen bloß ergriffen, um die von seinen Vorfahren ererbte Gewalt, ungekränkt zu behaupten, aber schwach genug habe er wohl gegen sein Gewissen auf Verlangen des Parlaments Todesurtheile unterschrieben, und dafür wolle er nun gern sterben — er verzeihe allen seinen Feinden, und empfehle allen Nachbleibenden den Frieden. Indem er sein Haupt auf den Block legte, sprach er: „Ich gehe von einer vergänglichen Krone zu einer unvergänglichen über, dorthin, wo kein Kummer wohnt." Ein maskirter Scharfrichter schlug ihm mit einem Hiebe den Kopf ab; ein anderer, auch verlarvt, hob das Haupt bei den Haaren empor, und rief: „Das ist der Kopf eines Verräthers!"*) Aber keiner aus dem Volke schrie Beifall, alle waren stumm vor Schmerz, nur Cromwell sprach freudig: „Nun ist die Religion gerettet und die englische Republik befestigt. Lasset uns den Staat blühend machen!"

---

*) „Nein Barbar! so lautet das Urtheil der richtenden Weltgeschichte — es war das Haupt deines Herrn, des Souveräns von Großbritanien!" Dieses entgegnet ein deutscher Schriftsteller. Derselbe sagt, die Fürsehung habe dieses Opfer zugelassen, auf daß offenbar werde, wohin die Auflösung der Bande des kirchlichen und politischen Gehorsames führe, auf daß die Welt erkenne, welches der Geist sei, der die kaltberechnenden, puritanischen Scheinschwärmer treibe, und welche reißende Wölfe in dem Schafpelze solcher protestantischen Kopfhängerei stecken.

Jetzt wurde das Königthum in England für immer aufgehoben, in dem neuen Reichssiegel das Jahr 1648 das erste Jahr der Freiheit genannt, und auch das Oberhaus als unnütz abgeschafft. Das Unterhaus blieb, und hieß bei den Gutgesinnten nun das Rumpfparlament, weil ihm sein Haupt, der König, abgetrennt war. Alle Denkmäler der königlichen Herrschaft wurden vernichtet. Die Prinzessinn Elisabeth wurde einer Buttermacherinn in die Lehre gegeben, und sollte dann einen Knopfmacher heirathen, aber es kam so weit nicht: sie starb bald vor Gram. Den kleinen Prinzen schickte Cromwell selbst zu seiner Mutter nach Frankreich hinüber. Diese arme Frau, obschon sie Heinrichs IV. Tochter war, litt in Frankreich so großen Mangel, daß sie im Winter oft kein Holz hatte, ihre Stube zu heitzen, und deswegen mit ihrer Tochter zuweilen am Tage im Bette bleiben mußte. Ihr ältester Sohn nahm den Titel Carl II. König von England an, war aber eben so arm, und aß das Gnadenbrod bald in Frankreich, bald in Holland. Seine Kühnheit trieb ihn, 1650 nach Schottland überzusetzen, die Schotten nahmen ihn auch auf, aber Cromwell schlug das schottische Heer in zwei Hauptschlachten, Carl II. mußte England der ganzen Länge nach flüchtig durcheilen, und entging nur durch viele Wunder den Augen der Häscher. Ganz England suchte ihn, und fand ihn doch nicht, obschon seine Flucht 41 Tage dauerte, und über 40 Personen in England während dieser Zeit seinen Aufenhalt wußten. Er entkam im October 1651 wieder glücklich nach der Normandie.

§ 73.

England eine Republik.

(1648—1653.)

England war mit Schottland und Irland nun zu einer einzigen Republik erklärt, und sollte von einem gemeinsamen Parlamente regiert werden. Aber unmöglich konnte

Cromwell in den Privatstand zurückehren: er blieb Herr im Parlamente, weil er die Truppen in seinen Händen hatte, und im Grunde wurde England nun vom Militair beherrscht.

Cromwell haßte die Holländer, weil sie Carl II. unterstützten; darum suchte er ihnen zu schaden, und setzte 1652 im Parlamente die berühmte Navigationsacte durch, die dem Handel der Holländer nach England unbeschreiblichen Schaden that. Gemäß dieser Acte sollte kein fremdes Schiff Waaren nach England bringen, welche nicht aus dessen Vaterlande als Produkte oder Fabrikate herstammten — das Schiff sollte ferner in großbritanischen Landen gebaut, und seine Mannschaft wenigstens zu zwei Drittel nebst dem Capitain aus großbritanischen Bürgern bestehen, und endlich sollte kein fremdes Schiff aus England Rückfracht annehmen, ein englisches Schiff aber doppelte Ladung zurückbringen dürfen. Nun durften die Holländer nichts nach England bringen, als Käse und Torf, und wenn die Engländer Kaffee, Zucker, Thee, Baumwolle, Seide, Eisen, Gold und Silber, Edelsteine u. s. w. wünschten, so mußten sie sich selbst besser auf das Seewesen legen, und sich nach reichen Colonien in andern Erdtheilen umsehen. Dies thaten sie auch, durch die Navigationsacte wurden die Engländer zum Welthandel geführt, den sie bis jetzt noch behauptet haben.

Aber das Parlament hinderte den gebietenden General oft in seinen Planen. Darum beschloß er, dasselbe ganz zu verjagen. Dies that er in seiner gewöhnlichen Weise, nachdem er die ersten Offiziere auf seine Seite gebracht hatte. Am 20. April 1653 begab er sich mit 300 Soldaten nach Westminsterhall, besetzte Treppen, Vorzimmer und Thüren des Parlaments mit diesen Leuten, und trat in den Saal, als wollte er den Verhandlungen zuhören. Er setzte sich schweigend mit einigen seiner Offizieren nieder. Nach einer Viertelstunde sagte er einem derselben in's Ohr: „Es ist Zeit!“ Dieser antwortete: „Es ist gefährlich, Herr, warten Sie noch!“ — Wohl gesprochen!“ erwiederte Cromwell, und saß wieder eine Viertelstunde

still. Als da aber das Parlament einen Beschluß fassen wollte, sagte er: „Nun ist es hohe Zeit, ich muß es thun!“ sprang auf, und überhäufte das Parlament in seiner polternden Sprache mit den gröbsten Vorwürfen. Ehe die Herren noch von ihrem Staunen zurückkamen, stampfte Cromwell heftig mit dem Fuße, und auf dieses Zeichen traten seine Soldaten in den Saal. Ihre Gegenwart gab seiner Rede neues Feuer. „Ihr wollet ein Parlament sein? — sagte er. — Schämet auch, packt euch fort, macht ehrlichen Leuten Platz, die ihr Amt treuer verwalten. Ihr seid nicht länger Parlament! Hört ihr? ihr seid nicht länger Parlament! Der Herr ist längst mit euch fertig; er hat andere Werkzeuge erkoren, sein Werk zu betreiben.“ Dann ergriff er einen, und sagte: Du bist ein Säufer!“ — einen andern; „Du bist ein Ehebrecher!“ — einen dritten: „Du bist ein Wucherer!“ ꝛc. Was sollen wir mit solchem Gelichter? Fort mit euch! Ihr selbst habet mich gezwungen, so zu handeln. Tag und Nacht habe ich den Herrn angefleht, mich lieber hinwegzunehmen, als mir solche Arbeit aufzulegen.“ Mit diesen Worten trieb er die Parlamentsglieder zum Hause hinaus, und seine Soldaten warfen alle von den Treppen hinab. In einer Viertelstunde war das Parlament vernichtet, und Cromwell stand allein in dem leeren Saale. Er ließ die Thüren schließen, und kehrte ruhig auf seine Zimmer in Whitehall zurück.

Nun ordnete Cromwell ein neues Parlament von 117 Engländern, 5 Schotten und 6 Irländern an; es waren meist gemeine Handwerker, aber lauter Heilige, welche das tausendjährige Reich Christi erwarteten, wie 118 Jahre früher die Wiedertäufer zu Münster, und zum Zeichen ihrer Wiedergeburt statt der Taufnamen sich biblische Sprüche zu Vornamen wählten. Einer unterschrieb sich z. B.: „Mache Friede, Heaton! ein anderer: Tödte die Sünde, Pimple! ein dritter: Steh fest in der Höhe, Stringer! ein vierter: Kämpfe den guten Kampf des Glaubens, White!“ Präsident war ein fanatischer Lederhändler, Preise Gott Barebone von welchem dies Parlament auch Bareboneparlament genannt wird. Lange Gebete und Gesänge eröffneten und schlossen die

Sitzungen, und man hörte aus dem Munde dieser heiligen Männer keine andere Sprache, als biblische Redensarten*).

Cromwell hatte dies Parlament eingesetzt nur aus Verlegenheit, weil er nicht wußte, was er aus dem Staate machen sollte, und er war zu klug, als daß er die Narren lange hätte dulden sollen. Fünf Monate hielt er die Tollheiten aus, dann wagte er kühn, in der englischen Republik nach der — Oberherrschaft zu greifen. Auf sein Anstiften versammelten sich einige ihm ergebene Glieder des Barebonesparlements eines Morgens früher, faßten den Beschluß, das Parlament als unnütz aufzuheben, und überbrachten Cromwell diese Verfügung. Indessen besetzte Oberst White den Parlamentssaal mit Soldaten, und da die andern Parlamentsglieder nach einander angezogen kamen, fragte er sie, was sie hier wollten. „Wir suchen den Herrn!" sagten sie. „Den müsset ihr anderswo suchen — erwiderte White — denn er ist meines Wissens hier seit vielen Jahren nicht mehr gewesen." Und damit trieb er sie zum Hause hinaus.

§ 74.

Cromwell Protector von England.

(Dec. 1653 — Sept. 1658.)

Die Regierung lag nun wieder in den Händen des Militairs, und dies übertrug jetzt seinem Befehlshaber Cromwell die Würde eines **Protectors** (Beschützers) der englischen Republik, d. h. die königliche Macht unter einem

---

*) Eine Spottschrift aus jener Zeit äußert sich in folgender Weise über die ehrwürdigen Herren: „Hier gibt es Filzmacher, welche Dummköpfe und neutrale Halbcastore dieser Welt zurecht zu setzen wissen; Schuhflicker, welche gute Regeln geben, anständig zu wandeln und die Schrift auszubürsten; Kutscher, welche wegen gottloser Ausschweifungen durchpeitschen, wilde Insolenzen dieser ausgearteten Zeit im Zaume halten und tapfer ermahnen, für die Wahrheit fest zu stehen, damit uns das Rad der Zerstörung nicht überfahre. Wir haben Leinweber zur Hand, welche uns gar sanft belehren über die Weber-

gelindern Namen. Ich brauche nicht zu sagen, daß Cromwell selbst unter der Hand dies eingeleitet hatte. Ein Staatsrath sollte ihm zur Seite stehen, und alle 3 Jahre sollte der Protector ein Parlament berufen.

Cromwell war ein Rebell, ein Usurpator, ein Blutmensch, ein Königsmörder, aber über die Größe seines Geistes, die ihn so hoch trug, muß man staunen. Als Protector hat er auch in den 5 Jahren viel für England gethan. Er beendigte den holländischen Krieg dahin, daß die Holländer über 9 Millionen Thaler Kriegskosten bezahlen mußten. Er sendete englische Flotten ins Mittelmeer, die Seeräuber zu bestrafen, und ließ Algier und Tunis bombardiren. Den Spaniern nahm er Jamaika weg, welches den Britten noch jetzt von unschätzbaren Werthe ist. Die Richterstühle in England besetzte er mit verständigen und gerechten Männern, und seine 30,000 Mann stehender Truppen besoldete er pünktlich, hielt sie aber auch in strenger Zucht. Das konnten diese nicht gut vertragen, und wollten mit dem Protector, ihrem alten Kriegskameraden, noch immer, wie vorhin, zechen und lachen. Da dies nicht mehr angehen konnte, so sagten viele Soldaten, der Teufel des Stolzes sei in ihn gefahren. Eben so wollten die sogenannten Heiligen, daß er mit ihnen noch immer beten, seufzen und die Augen verdrehen sollte, wie sonst, und er mußte ihnen noch zuweilen den Willen thun. Diese Independenten, welche ihn erhoben hatten, waren ihm nun fast über den Kopf gewachsen. Er sah es wohl, daß ihre Macht ganz gebrochen werden müsse, wenn seine Herrschaft fest stehen solle, und er fand kein Mittel, dies zu bewirken. Zu einer allgemeinen Niedermetzelung durfte er nicht schreiten, wenn er seine Regierung nicht verhaßt machen, und den Stuarten die Rückkehr nicht erleichtern wollte. Er suchte die Liebe aller Parteien, um endlich zur königlichen Würde,

---

schiffgeschwindigkeit der Zeiten, den Unbestand sublunarischer Dinge und das Gewebe unsers Lebens. Es gibt Küster, welche alle Stücke der Erlösung von denen der Verdammniß zu sondern wissen, jedem Menschen seine Portion auf ein Haar zumessen, und dabei jeden Punkt substanziell erwägen, bis sie ihr Werk zierlich mit einem wohlbegründeten Schlusse zu Ende bringen.“

seinem höchsten Ziele, zu gelangen. Aber seine Hoffnung scheiterte. Die beiden Parlamente, welche er der neuen Verfassung gemäß berief, führten eine so kühne Sprache, daß die Aufhebung derselben das einzige Mittel war, seine Würde zu sichern. Das letzte Parlament, 1658, bot ihm zwar die so heiß gewünschte Krone von England, aber er mußte sie ausschlagen, weil seine halbe Armee sich verschworen hatte, ihn in den nächsten Stunden niederzustoßen, wenn er sie annähme.

Dies verbitterte ihm seine letzten Tage. Wie ehemals Dionysius zu Syrakus, sah er beständig ein Schwert über seinem Scheitel schweben. Er traute keinem Menschen mehr, in großen Gesellschaften war er bange, und in seinen einsamen Gemächern auch. Obschon er immer Dolch und Pistole bei sich hatte, und einen Panzer unter den Kleidern trug, so ging er doch keinen Schritt ohne starke Wachen. Wenn er ausgehen wollte, so gab er vorher nicht den Weg an, und kehrte nie über dieselbe Straße zurück. Alle seine Zimmer hatten verborgene Hinterthürchen, und sein Schlafgemach wechselte er fast jede Nacht; auch sagte er es nie lange vorher, in welchem Zimmer er schlafen wollte, und besetzte jede Nacht alle Thüren mit zuverläßigen Wachen, die er königlich bezahlte. Dennoch schreckten ihn jede Nacht gräuliche Träume, besonders von dem todten Manne, dem Könige Karl auf dem Schaffot.

Die tägliche Todesangst raubte ihm endlich alle Kräfte. Er bekam ein Fieber, und war nun gleich von der Nähe seines Todes überzeugt. Die Geistlichen mußte ihm vorsagen, wer einmal im Stande der Gnade gewesen sei, könne nicht verloren gehen. Cromwell wurde bei diesen Worten ganz heiter, und äußerte: „Nun bin ich glücklich, denn einmal bin ich im Stande der Gnade gewesen, das weiß ich gewiß.“

So verschied Cromwell den 3. September 1658, und wurde in der Westminsterabtei zwischen den Königen Englands beigesetzt.

§ 75.

Ende der englischen Revolution.

(1660.)

Cromwell hinterließ 2 Söhne und 3 Töchter, seinen ältesten Sohn Richard Cromwell hatte er zu seinem Nachfolger als Protector von England ernannt. Dieser Richard gerieth aber gleich in den ersten Monaten mit dem Parlamente in Schwierigkeiten, die er nicht lösen konnte, dankte ab, und entwich mit seinem Bruder nach Frankreich.

Nun trat das alte Rumpfparlament wieder auf, zugleich aber der ehrliche Georg Monk, ein alter General, der bisher in Schottland befehligt hatte. Er rückte mit seinen Getreuen in England ein — die Parlamentstruppen, dem Mangel an jeder geordneten Herrschaft überdrüssig, gehen fast alle zu ihm über, London empfängt ihn mit großen Hoffnungen, er tritt vor das Parlament, und erklärt, er sei überall angegangen worden, sich der Noth des Landes zu erbarmen, und deswegen sei er hergekommen, er hoffe aber, das Parlament selbst werde diese Sorge übernehmen, und sich aufheben, damit die Nation sich frei seine Stellvertreter wählen könne, welche deren Wünsche kennten und erfüllten.

Das Parlament gehorchte. Es trat ab, und ein neues, aus lauter gemäßigten Männern bestehend, nahm seine Stelle ein. Schon verkündigten Erleuchtungen und Feuerwerke zu London, welches Vertrauen man zu der neuen Regierung habe. Das neue Parlament eröffnete seine Sitzungen am 25. April 1660, und bedauerte die Gräuel der Gesetzlosigkeit unter Richard Cromwell, verwünschte selbst Oliver Cromwell's Regierung, und nannte Karl's I. Hinrichtung einen Schandflecken, der das englische Volk in der Geschichte brandmarke.

Solches wollte der ehrliche Monk nur hören. Als das Parlament am 1. Mai versammelt war, hieß es, ein Gesandter von Sr. Majestät Karl II. stehe draußen, und begehre Gehör. Da riefen alle Glieder des Parlaments:

„Es lebe Karl II.! Es leben die Stuarte! Langes Leben dem Sohne König Karl's I.!“ Gleich mußte der Gesandte eintreten; er las einen Brief seines Herrn Karl's II. vor, in welchem dieser allen Britten eine allgemeine Amnestie, völlige Gewissensfreiheit und eine gesetzmäßige Regierung mit Ober- und Unterhaus versprach. Die Ausrufungen der Freude wurden wiederholt; das Parlament befahl, Karl's II. Brief durch den Druck allgemein bekannt zu machen, und die Lords erschienen wieder im Oberhause.

Das Ober- und Unterhaus waren schon am 8. Mai einig, Karl II. wurde öffentlich zum Könige ausgerufen, und eine Gesandtschaft von Lords und Gemeinen nach Holland geschickt, ihm und seinen Brüdern Geschenke zu bringen, und ihn einzuladen, von seinem Reiche Besitz zu nehmen. Der König erhielt 50,000 Pfund, der Herzog von York 10,000, der Herzog von Glocester 5000 Pfund; und selbst der Botschafter, der Karl's Briefe an die englische Nation überbracht hatte, bekam einen Diamant von 500 Pfund an Werth. Die Holländer staunten, daß ihrem Gaste, den sie bisher wenig geachtet hatten, solche Ehre wurde, und bestrebten sich wenigstens, ihn anständig zu entlassen. Jede holländische Stadt, durch welche Karl II. zog, veranstaltete Feste, und die Leute drängten sich, den jungen König von England zu sehen.

In der Bai von Scheveningen harrte die englische Flotte, und brachte unter dem Hurrah der Matrosen den jungen König — damals 30 Jahre alt — nach England hinüber. Wie gerührt umarmte Karl hier den redlichen Monk! Er ernannte ihn zum Herzoge, und das ganze Land segnete ihn, daß er nach 20 Jahren des Bürgerkrieges dem Lande den Frieden geschenkt habe. Cromwell war jetzt ein Abscheu geworden: man riß sein Grab auf, hängte die Ueberreste seiner Leiche an den Galgen, und begrub sie dann unter demselben. (Im J. 1660.)

§ 76.

Die Quäker.

(Seit 1649.)

Ich kann die merkwürdige englische Geschichte in diesem Bändchen nicht schließen, ohne einer neuen sonderbaren Religionssecte zu erwähnen, welche unter Cromwell's Regierung sich ausbildete.

Georg Fox war der Stifter dieses neuen christlichen Glaubens. Geboren im Jahre 1624, hatte er das ehrsame Schusterhandwerk gelernt, aber mit 19 Jahren verließ er die Werkstätte, kleidete sich von Kopf bis zu den Füßen in Leder, und zog als Bußprediger von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt. Er rühmte sich himmlischer Erscheinungen, und obgleich fast ganz unwissend, hatte er sich doch die Sprache der Bibel angeeignet, und eiferte nun auf Kanzeln und unter freiem Himmel gegen alle Vergnügen des Lebens, auch gegen die unschuldigsten, gegen die Ueppigkeit der Großen, gegen jegliche Art von geistlichem Stand, denn nach seiner Lehre waren alle Christen Geistliche, auch die Weiber. Er behauptete, daß in jedem Menschen, der Gott suche, Gott sich selbst offenbare; diese unmittelbare Einwirkung des h. Geistes schließe den rechten Sinn der h. Schrift auf. Fox nannte dies den innern Christus, das Licht oder das Wort. Er erklärte, daß es eine Verletzung der christlichen Aufrichtigkeit sei, eine einzelne Person mit einem Mehrzahlworte zu bezeichnen, und daß es eine götzendienerische Huldigung des Janus und Wodan sei, von Januar und Wednesday (Wodanstag, im Plattdeutschen noch jetzt Gunsdag, Mittwoche) zu reden. Fox war unwiderstehlich in seinen Reden, er erschütterte, er riß hin, und fand Anhänger in Ueberfluß. Er nannte sie Kinder des Lichts, und als er sie nachher zu einer religiösen Gesellschaft vereinigte, hieß diese sich die christliche Gesellschaft der Freunde. Die Spötter nannten sie aber Quäker, d. h. Zitterer, weil Fox, da er seiner Neuerungen wegen einmal

vor Gericht stand, den Richtern kühn zugerufen haben soll: „Zittert vor dem Worte des Herrn!"

Im Jahre 1662 ging Fox nach den englischen Colonien in Nordamerica, dem Sammelplatze aller seit Heinrich VIII. aus England entflohenen unruhigen Köpfe. „England — sagte er — habe ich genug mit meinem Schweiße benetzt, auch die neue Welt soll mit demselben gebadet werden." Hier in Nordamerica hielt er reichliche Ernte; seine Frau predigte an seiner Seite, und begeisterte andere Weiber für das Apostelamt. Fox starb in England 1681.

Die Quäker verwerfen alle Sacramente, alle religiösen Feierlichkeiten. Ohne Glockengeläut kommen sie in ihre Bethäuser, stehen schweigend da mit bedecktem Haupte, und harren auf den kommenden Geist. Wenn einer unter ihnen sich vom Geiste ergriffen fühlt, so seufzet und ächzet er, die Männer nehmen den Hut ab, und alle seufzen und ächzen mit, dann theilt der Begeisterte, sei er Weib oder Mann, den Brüdern mit, was das innere Licht ihm eben gesagt habe. Wird keiner erleuchtet, so geht man nach stundenlangem Harren aus einander, ohne daß ein Laut gehört worden ist.

Vorsteher kennen die Quäker nicht, alle sind gleich, die Angelegenheiten der Gemeinde werden in den monatlichen und jährlichen Versammlungen durch die Stimmenmehrheit entschieden. Heirathen ist nur mit Einstimmung der Gemeinde erlaubt.

Ihre Sittenlehre ist strenge. Verboten sind der Eid, die Kriegsdienste und Kriegssteuern, die Tänze, die Jagd, der Besuch des Theaters, alle Gastmähler, aller Handel mit Luxusartikeln und mit Pulver und Gewehren. Die Männer müssen dunkelfarbige Röcke ohne Knöpfe, und Hüte mit breiten Krempen, die Frauen eine schwarze Haube und eine grüne Schürze tragen. Wer gegen diese Gesetze fehlt, wird ausgestoßen. Der Quäker redet jeden mit Du an, und nimmt vor keinem den Hut ab, selbst nicht vor dem Könige. Die Monate und Wochentage benennen diese Sonderlinge nicht auf gewöhnliche Weise, um nicht heidnische Namen auszusprechen (wie schon gesagt wurde), sondern mit Zahlen, so daß z. B. der 18. August bei ihnen der 18. im 8. Monat, und der

Sonntag der 1. Wochentag heißt. Die Versagung des Eides und der Kriegsdienste hat sie oft in verwickelte Lage gegen die Landesregierungen gebracht, obschon sie sich sonst keineswegs als rebellische Unterthanen bewiesen haben; indessen gilt jetzt ihr Ehrenwort an Eides Statt, und statt der Kriegesdienste geben sie dem Vaterlande Beiträge für Weizen und Roggen und andere Körner (für Pulver und Kugeln, wollen sie nicht sagen).

Eine solche Religion konnte den Wissenschaften und Künsten nicht hold sein, alle wahre Bildung und jene Heiterkeit, die dieses Leben verschönert, ohne das jenseitige zu gefährden, sind den Quäkern fremd. Manche ihrer Eigenthümlichkeiten verdienten Lob, wenn sie nicht übertrieben wären, andere passen nicht für die menschliche Gesellschaft, und ihr Abschließen und Beschränken auf sich selbst ist sehr geeignet, den geistlichen Stolz zu wecken. In neuern Zeiten sind sie in zwei Parteien zerfallen, nasse Quäker und trockene Quäker. Die nassen Quäker tragen kein Bedenken, ins Militär einzutreten, und erlauben sich manche Annehmlichkeit des Lebens, z. B. Schmäuse, Tänze und modische Kleidung. Ueberhaupt scheint das strenge Quäkerthum immer mehr zu verfallen, seitdem sich die Vornehmen und Gebildeten von ihm zurückziehen.

V. Irland*).

§ 77.

Von Heinrich VIII. bis Wilhelm III.

(1509—1690.)

Noch unter Heinrich VIII. konnte ein Irländer ungestraft getödtet werden, nur wenn er in eines Engländers

*) Bearbeitet nach einem trefflichen Aufsatze in den historisch-politischen Blättern

Dienst getreten, dann wurde diesem die Tödtung „seines Iren" mit einigen Schillingen gebüßt. Heinrich VIII., Elisabeth und Cromwell scheuten nicht Gewaltsamkeiten, Geldopfer und Menschen, um die Iren zu ihrem Glauben hinüberzuziehen; vergeblich! Als diese Mittel scheiterten, suchte man das edle Volk auszurotten, und durch englische Colonien zu ersetzen. Heinrich VIII. forderte auch von den Iren, ihn als Oberhaupt der Kirche anzuerkennen. Wohl hielten sie ihn für das Oberhaupt des Staates, nicht für das der Kirche. Als damals gerade der erzbischöfliche Stuhl von Dublin unbesetzt war, so ersah Thomas Cromwell für denselben ein dem Könige ergebenes Geschöpf in der Person des Augustinermönchs George Brown aus. Ihm wurden einige Gleichgesinnte mitgegeben, die den Adel durch die ihm einzuflößende Furcht vor dem königlichen Mißfallen, und die Geistlichkeit durch glänzende Versprechen zur Anerkennung der Suprematie bewegen sollten, allein Cromer, der Primas von Armagh, trat entschieden gegen die Neurer auf, und mit ihm die festen, treuen und unverderbten Priester. So würde der eingedrungene Erzbischof von Dublin selbst gleich wieder das Feld geräumt haben, hätte er nicht Heinrichs Zorn und das Blutgerüst gefürchtet. Der König kam ihm aber nunmehr dadurch zu Hülfe, daß er ein Parlament berief, welches, auf alle Weise eingeschüchtert, Heinrich zum Haupte der Kirche von Irland erklärte, ein anderes gewährte demselben die freie Verfügung über das geistliche Gut, und ein drittes legte ihm den Titel eines Königs von Irland bei. Der schismatische Erzbischof wollte nun auch durch äußere Handlungen seinen neuen Glauben kund geben. Der königliche Befehl zur Plünderung der Klöster wurde pünktlich vollzogen. Brown war der erste, der im Dom von Dublin das Kreuz vom Altare herabwarf, und die h. Gefäße entweihte. Während er und sein Anhang sich in Dublin bereicherten, griff der königliche Statthalter Gray in Ulster zu; die herrliche Cathedrale von Down wurde vernichtet, das Grabmal des h. Patricius zerstört, und seine und anderer Heiligen Gebeine in alle Winde zerstreuet. Da griff das Volk zu den Waffen. O'Neill führte die Bewohner des Nordens, O'Brian die

des Südens; sie erlagen jedoch den kriegesgeübten Schaaren Heinrichs.

Nach des Königs Tode strebte der Herzog von Sommerset, Eduards VI. Vormund, auch in Irland die neue englische Liturgie einzuführen. Abermals war es der Primas von Armagh, jetzt George Dowdall, welcher mit großer Festigkeit für die Sache der katholischen Kirche auftrat. Als ihm von dem Statthalter St. Leger, vor dem er, in Gemeinschaft mit der übrigen Geistlichkeit, hatte erscheinen müssen, die Proclamation jener Liturgie vorgelesen wurde, stand er sogleich auf, und alle verließen mit ihm das Zimmer, so daß St. Leger sich bald mit Brown, Stapler, dem Bischof von Meath und John Bale, einem Carmeliter, dem man für seine Treulosigkeit das Bisthum Ossory gab, allein sah. Doch nicht lange sollten sich diese pflichtvergessenen Männer ihrer Pfründen erfreuen, denn als die katholische Maria den Thron bestieg, trat auch in Irland für die Kirche eine Erquickung und Umgestaltung ein. Die Entfernung der ketzerischen Bischöfe von den eingenommenen Sitzen war aber das Einzige, was hier gegen die Neuerung vorgenommen wurde. In Irland floß deshalb kein Blut, es wurde von den Iren nirgends Rache geübt, ja im Gegentheil, während Maria in England allerdings harte Strafen über die Abtrünnigen und Empörer verhängte, nahm Irland gastfrei Hunderte von den englischen Protestanten auf, welche vor dem Zorne der Königinn flohen. Namentlich zeichneten sich die Bewohner von Dublin aus, welche die Flüchtigen von Bristol aufnahmen, bewirtheten, und sie wohl bewahrt nach Hause sendeten, als Maria gestorben war. Marias Regierung erscheint nur als eine kurze Unterbrechung der englisch-protestantischen Tyrannei gegen Irland. Elisabeth, Marias Nachfolgerinn, säumte nicht, alsbald jenen Parlamentsbeschluß ergehen zu lassen, durch welchen sie als Haupt der englischen Kirche erklärt wurde. Dieser Königinn war es aufbehalten, gegen die Iren jenes furchtbare Mittel der Ausrottung zu ergreifen; dazu diente der Aufstand des Grafen von Desmond zum Vorwande. Nicht weniger als 600,000 Acres Land wurden von der Krone eingezogen, und davon etwa der dritte Theil an Engländer gegeben. Die Bewohner, so

weit sie nicht erschlagen wurden, flüchteten in die Gebirge und in die Waldungen, von wo aus sie einen ununterbrochenen Kampf gegen die neue englische Bevölkerung unterhielten. Indessen ist es nicht etwa dieses allein, über welches zu berichten wäre, sondern Elisabeth begann auch, und zwar vorzüglich seit dem J. 1570, eine wahre Verfolgung der Katholiken. Schon 1559 war die Annahme des anglicanischen Prayer-Book bei Strafe lebenslänglichen Gefängnisses anbefohlen worden, und in Folge dessen wurden die kath. Geistlichen fast überall vertrieben oder eingekerkert, ihre Stellen aber durch anglicanische Prediger besetzt. Welche Geißel diese für Irland waren, haben selbst protestantische Engländer geschildert. „Eine solche entstaltete und herabgekommene Kirche," sagt Sidney von der irisch-anglicanischen, „gibt es sicherlich in keiner Gegend, wo der Name Christi bekannt wird: Niederbrennen von Dörfern, Zerstören der Kirchen, ja die Gebeine und Schädel derer muß man erblicken, welche theils durch Mord, theils durch Hunger auf den Feldern umgekommen sind, was in Wahrheit schwerlich ein Christ mit trockenen Augen ansehen kann." Trotz aller dieser Schrecken ließen sich die Iren nicht wankend machen; selbst das Beispiel des Abfalls zweier hochgestellten Geistlichen fand keine Nachahmung. Dagegen hat Irland eine große Menge von Märtyrern aufzuweisen. Unter ihnen glänzen Patricius O'Hely und Cornelius O'Rourke; jener ein Franciscaner, welchen Gregor XIII. zum Bischofe von Mayo geweiht hatte, landete, in Gesellschaft seines Leidensgefährten O'Rourke, 1588 an der streng bewachten irischen Küste. Obschon es ihm für den Anfang gelang, der Aufmerksamkeit der Späher zu entgehen, wurde er doch bald ergriffen, und mit seinem Begleiter in Ketten geworfen. Der Statthalter wendete Drohungen und Versprechungen an, um sie zum Abfalle zu bewegen, allein vergeblich. Dann schleppte man sie auf die Folter, dehnte ihre Leiber aus, zerschlug ihnen Hände und Füße mit Hämmern, trieb große Nadeln unter die Nägel; nachdem man sie dann lange in diesem Zustande gelassen hatte, nahm man sie von der Folter, und erwürgte sie mit den Zweigen eines nahestehenden Baumes. Ihre Leiber wurden nun

in Ketten für 14 Tage aufgehängt, und dienten unterdessen den rohen Kriegesknechten zur Zielscheibe für ihre Schießübungen. Graf Gorald von Desmond wagte es, sie in feierlichem Geleite nach einem Kloster zu bringen, und dort beerdigen zu lassen. — Den Tod für seinen h. Glauben starb auch der Erzbischof von Armagh, Richard Creagh. Schon im J. 1565 wurde er wegen seines Eifers für die katholische Kirche verhaftet. Man brachte ihn nach London in den Tower, doch entkam er. Im J. 1580 abermals ergriffen und verhaftet, wurde er erst mit Versprechungen, dann mit Drohungen verfolgt. Als beide Mittel nicht zum Ziele führten, ward ein schändlicher Anschlag gegen ihn gemacht, indem man die Reinheit seines Namens beflecken wollte. Die Tochter des Gefängnißwärters war dafür gewonnen, ihn zu beschuldigen, daß er sie habe zur Sünde verleiten wollen. Zur Gerichtssitzung war eigens der katholische Adel eingeladen, die Anklägerinn erschien; in dem Augenblicke aber, als sie ihre Augen auf das unschuldige Schlachtopfer warf, ward sie von einem Strahle der Gnade getroffen. Sie erklärte, daß die Anklage falsch, und der Erzbischof ein tadelloser und heiliger Mann sei. Dieser wurde nun nach dem gegen die Priester geltenden Strafgesetze zu lebenslänglicher Haft verurtheilt, aber 1585 vergiftet. Um eben diese Zeit erduldete Redmond O'Gallagher, der Bischof von Derry, den Märtyrertod. Der greise Hirt, wandernd durch die gebirgige Gegend seiner Diöcese in treuer Sorgfalt für die Kranken, ward von einer Schaar Soldaten ergriffen und von ihnen wirklich zerfleischt. Bei dem Beichthören wurde Eduard Magauran, Creaghs Nachfolger, tödtlich verwundet, und hauchte bald seine Seele aus. Zwei Franciscaner, Fregal Ward und John O'Duar, welche ebenfalls durch Beichthören die Verfolgung auf sich zogen, brachte man mit ihren Gürteln ums Leben. Ein anderer Priester, aus dem nämlichen Grunde verhaftet, wurde köpflings von den Zinnen eines hohen Thurmes herabgestürzt. Ist es nicht, als wolle Neros Zeitalter zurückkehren? Alles vergeblich! das neue Geschlecht war noch entschiedener für den katholischen Glauben, als das frühere. Jetzt verbot die Königinn Elisabeth allen katholischen Unter-

richt, und als im Auslande Unterrichtsanstalten für die Iren angelegt wurden, da suchte man den Besuch ausländischer katholischer Lehranstalten zu hindrrn. Daneben aber dauerten die Verfolgungen gegen alle Priester fort, indem gesetzlich verordnet wurde: „So bald irgend ein Priester innerhalb dieser Reiche sich blicken läßt, so soll er allein hierdurch des Hochverraths schuldig seien; er soll deshalb zuerst gehängt, dann vom Galgen lebendig abgeschnitten und sodann enthauptet, ihm die Eingeweide ausgenommen und er verbrennet werden; das Haupt soll dann auf einen Pfahl gesteckt, und auf öffentlichem Platze ausgestellt werden. Wer einen Priester aufnimmt und beherbergt, soll mit Einziehung seines Vermögens bestraft, und ohne Hoffnung auf Gnade erhängt werden." Auf solche Weise wurde in Irland ein großes Blutbad angerichtet, und um das Land und Volk völlig zu Grunde zu richten, steckten die königlichen Krieger die Saaten in Brand, und so folgte bald eine Hungersnoth auf die andere. Nun hatten die armen Iren die Wahl zwischen dem Tode durch das Schwert oder durch den Hunger.

Rühmend wird es — o der Schande! — in englischen Schriften jener Zeit erwähnt, wenn eine rohe englische Soldateska die Irländer wie das Wild verfolgte. „Groß waren die Dienste, welche die Garnisonen leisteten (so lautet eine Stelle in der Pacata Hibernia), denn Sir Richard Pearce und Capitain George Flower ließen zwischen Kinsaln und Roß weder Korn noch Horn noch Haus unverbrannt. Die Soldaten waren so thätig auf der Spur und so eifrig gegen die elenden Rebellen, daß sie an jenem Tage weder Mann noch Weib noch Kinder schonten, sondern alle mußten über die Klinge springen. Die königlichen Soldaten führten ihren Dienst pünktlich aus, und brachten die Rebellen in einen so elenden Zustand, daß sie 3 Kinder sahen, welche die Eingeweide ihrer todten Mutter aßen, von derem Fleische sie sich mehrere Tage genährt, und das bei Kohlenfeuer geröstet hatten."

Nachdem man in solcher Weise den Aufstand des Grafen Desmond an dem armen Volke gerächt hatte, ließen

die königlichen Befehlshaber große Abtheilungen von Männern, Weibern und Kindern in einzelne Häuser treiben, und diese dann anstecken; versuchte einer zu entfliehen, so wurde er von den Schildwachen zurückgetrieben, und eine höllische Belustigung war es in diesem Falle für die Soldaten, kleine Kinder auf die Spitze ihrer Spieße zu stecken, und sie in ihrem Todeskampfe herumzudrehen; ihre Grausamkeit entschuldigten die Scheusale damit, daß sie vorgaben, wenn sie diese Kinder groß werden ließen, so würden doch nur papistische Rebellen aus ihnen. Ja, man fand sogar mehrere Mütter an Bäumen aufgehängt, die Kinder, mit dem mütterlichen Haar erwürgt, an der Brust.

Nach Elisabeths Tode glaubten die Iren, sie würden nicht gegen den Willen ihres neuen Königs Jakobs I. (der ihnen früher Hoffnung zu einem bessern Loose gegeben), handeln, wenn sie sich in einigen Städten, wo es immer möglich wurde, dem aufgezwungenen anglicanischen Gottesdienste entzögen. Allein der Statthalter des Königs griff zu den Waffen und siegte bald. Die Iren wurden abermals genöthigt, dem anglicanischen Gottesdienste beizuwohnen, und wer denselben versäumte, mußte eine Geldstrafe erlegen, außerdem wurde die Leistung des Suprematie-Eides gefordert.

Vier irische Abgeordnete, die um Freigebung des katholischen Gottesdienstes bitten sollten, wurden auf 3 Monate in den Tower gesetzt, und Jakob erklärte, bis zum letzen Augenblicke gegen den „Götzendienst" streiten zu wollen. Da erschienen denn auch wieder Gesetze, daß alle Priester bei Todesstrafe Irland verlassen sollten; zuweilen kam jedoch wieder ein gnädigerer Erlaß. Im J. 1608 brach ein Aufstand unter O'Dogherty aus, da dieser schon im August erschossen wurde, so zerstreute sich seine Schaar sehr bald. Jakob aber wußte diesen Aufstand vortrefflich zu seinem Vortheil zu benutzen. Zwei Millionen Acres Land wurden als der Krone verfallen erklärt, und meist an Protestanten verschenkt. Da nun noch durch andere Verfügungen der Zweck des Königs, daß die Protestanten das Uebergewicht bei den Wahlen bekamen, erreicht war, so schien ein Friede für die unglücklichen Katholiken ein-

treten zu wollen. Vergebliche Hoffnung! Es begannen neue Verfolgungen, worin die Katholiken so standhaft blieben, daß Papst Paul V. in einem apostolischen Schreiben an die Iren, diese mit den Märtyrern der ersten Christenheit vergleicht. Die Vorstellungen katholischer Fürsten schienen anfänglich nicht ohne Erfolg bei Jakob bleiben zu wollen, scheiterten aber an den Einflüsterungen des protestantischen Bischofs von Meath, Jakob Usher, der so heftig entgegenwirkte, daß der König den einträglichen Plan wieder aufnahm, den katholischen Glauben, welchen die Drohungen nicht schreckten, welchen das Schwert nicht vertilgte, durch die Colonisation auszurotten. Durch ein ganz rechtloses Verfahren kam man bald dahin, zu ermitteln, daß beinahe jeder Fußbreit irischen Bodens der Krone angehöre.

In solchem Zustande hinterließ Jakob I. Irland seinem Sohne Carl I. Da dieser wegen eines bevorstehenden Krieges in Geldverlegenheit war, ließ er sich herab, gegen die Summe von 120,000 Pfund Sterling den Iren den Gottesdienst frei zu geben. Dafür wurden den Katholiken einige Gnaden bewilligt, wozu auch diese gehörte, daß an die Stelle des Suprematie-Eides ein anderer, der bloß die politische Anerkennung des Königs enthielt, treten sollte. Carl I. mag die Absicht gehabt haben, sein Versprechen zu halten, aber sein Statthalter Wentforth (nachmals Graf Strafford), wußte ihn zu verleiten, daß er es brach. Dieser an der Spitze einer Schaar von Rechtsverdrehern und Kriegesknechten durchzog das Land. Jene sollten die Besitztitel der Bewohner von Connaaght prüfen, diese das vorauszusehende Urtheil ausführen. Noch nicht genug, die Einwohner selbst sollten es auch anerkennen, daß sie kein Recht an ihrem Grund und Boden hätten. Wo die Geschworenen für die rechtmäßigen Gutsbesitzer zu sprechen wagten, wurden sie mit harten Geld- und Kerkerstrafen belegt. Trotz dieser Behandlung ergriffen die Iren Partei für den König, als dieser mit dem Parlamente und mit den Puritanern in Zwiespalt gerathen war. Ein für die Katholiken günstiger Vertrag wurde abgeschlossen, ein Heer von 100,000 Mann dem Könige zugesagt. Der Statthalter in Irland indeß, Ormond, ein heftiger Widersacher der Katholiken,

erklärte den Vertrag für nichtig, ließ den Grafen von Glormorgan, der denselben im Namen des Königs geschlossen hatte, ins Gefängniß werfen, und es gelang seiner Hinterlist, unter den bis dahin so völlig einigen Iren den Saamen der Zwietracht auszustreuen. Er entwarf einen neuen Vertrag, der auch zu Stande kam, und den Laien günstig, aber den Geistlichen nachtheilig war. Der päpstliche Legat Rinucini erklärte Ormond's Vertrag, welcher mehreren der bei Abfassung des ersten Vertrages eidlich gemachten Zusagen geradezu entgegen lief, für nichtig, jene aber, die ihn abgeschlossen, für eidbrüchig. Diese geriethen auch bald in die Gefangenschaft des Owen O'Neill, der an der Spitze eines großen Heeres sich eifrig der Sache der Kirche annahm. Ein neuer Rath wurde gewählt, und der Nuntius zum Vorsteher gemacht. So war die Spaltung entschieden; das Heer stand als Zuschauer da, während die Anführer sich stritten; eine ungeschickte Maßregel folgte der andern, und so kam das für das Königthum in England verhängnißvolle Jahr 1649 heran; des Königs Haupt fiel am 30. Januar unter dem Henkersbeil.

Nach Carls Hinrichtung mußten die Iren ihre Anhänglichkeit an dessen gerechte Sache schwer büßen; Oliver Cromwell übertraf noch die früheren Unterdrücker. Im August 1649 in Irland landend, bezeichnete er sogleich seine Bahn mit Blut. Die Festung Drogheda mußte sich nach tapferer Gegenwehr ergeben. Nun begann das Wüthen der Krieger, die Einwohner der Stadt wurden in einer Kirche hingewürgt. Von Drogheda begab sich Cromwells Rotte nach Werford, dessen sie schnell durch einen Verräther Meisterinn wurde, und die blutigen Auftritte wiederholten sich. Nur wenige entrannen dem Blutdurste der Republicaner, vor deren Wuth auch 300 Frauen, die sich um ein Crucifix versammelt hatten, nicht verschont blieben. Durch solche Schreckensmaßregeln gelang es Cromwell, im Laufe des Winters fast ganz Irland zu unterwerfen.

Cromwell und sein schwärmerisches Heer waren vom glühendsten Hasse gegen die katholische Kirche und deren Diener erfüllt; und weil die Bischöfe Carl II. als recht-

mäßigen König von Irland anerkannt hatten, so traf sie nun um so mehr der Zorn der Republicaner. Während Carl II., undankbar genug, von Schottland aus erklärte, von einem Frieden mit Irland nichts wissen zu wollen, zerstörte Cromwell in Irland nicht nur Schlösser und Burgen, sondern auch Kirchen und Klöster.

Eine große Anzahl von Bischöfen und Priestern duldeten den Märtyrertod als wahre Helden: 6 Franciscaner waren vom Cromwell eigens dazu ausersehen, durch ihre Hinrichtung die Blutgier der wüthenden Rotten zu befriedigen. In den meisten Fällen war es nicht eine solche öffentliche Hinrichtung, sondern ein Zerfleischen der Leiber der armen Priester, woran sich die Puritaner ergötzten. Nachdem auf einige Zeit das Blutbad aufgehört hatte, erschien im Jahre 1653 der Beschluß, daß jeder Priester, welcher nach 28 Tagen noch in Irland angetroffen würde, des Hochverraths schuldig sei, gehängt, und seine Leiche noch verstümmelt und entehrt werden solle; jeder, welcher einen Priester beherberge, müsse Einziehung seines Vermögens erleiden, und ohne Gnade hingerichtet werden. Jede Ausübung des katholischen Gottesdienstes galt fortan für ein todeswürdiges Verbrechen. Wer einen Priester ergriff, erhielt 5 Pfund Sterling. Wer den Aufenthaltsort eines Priesters wisse und nicht anzeige, sei als Verräther zu behandeln. Endlich sollte jeder, der das 21. Jahr erreicht hatte, bei Androhung großer Strafe, die katholische Religion abschwören.

Aber alles vermochte nicht, die Iren vom Glauben ihrer Väter abzubringen. Da verfiel Cromwell auf ein neues Mittel. Große Schiffsladungen von Iren wurden gewaltsam nach America gebracht, unter andern 1000 Mädchen auf einmal. Im J. 1654 erschien ein Gesetz, wonach alle Katholiken in die durch Hunger und Schwert verwüstete Provinz Connaught sich begeben sollten. Es geschah alsbald. Kein Katholik sollte die Gränzen dieser Provinz überschreiten dürfen, sonst konnte er von Jedermann getödtet werden. So kamen denn Tausende vor Hunger, Krankheit und Verzweiflung um. Aus den Städten dieser Pro-

vinz wurden die Katholiken in die Wälder getrieben, und jene mit Protestanten wieder besetzt. Nun ward der Unmensch Cromwell vor den allerhöchsten Richterstuhl gerufen.

Zwei Jahre darauf (1660) saß Carl II. auf dem Throne seiner Väter. Man erwartete von ihm, welcher im Herzen der katholischen Kirche zugethan war, Abhülfe des Druckes; aber seine Stellung ließ nicht zu, dieselbe zu gewähren. Diejenigen, welche sich selbst zu ihrem Besitze wieder verholfen hatten, wurden als Aufrührer bestraft; welche nach London kamen, um ihre Ansprüche geltend zu machen, abgewiesen. Zu gleicher Zeit gab der König seine Zustimmung zu dem bisherigen Besitzstand in Irland, wornach die Soldaten Cromwells, so wie die englischen und schottischen Wucherer, welche Geld zum Kriege gegen Verpfändung eroberten Landes hergegeben hatten, die ihnen überwiesenen Güter behalten sollten. Indessen erklärte der König, er wolle auch seinen irischen Unterthanen gerecht werden, unter der Voraussetzung, daß derjenige, welcher mit einem Besitzesanspruche auftrete, beweise, daß er unschuldig sei. Diese Unschuld wurde aber an so viele Bedingungen geknüpft, daß alles darauf berechnet war, so viele Katholiken als möglich auszuschließen. Ein eigens eingesetzter Gerichtshof gab einige hundert Unschuldserklärungen ab, und ließ dreitausend unerledigt. Die bischöfliche Kirche aber wurde so gut bedacht, daß kein Katholik ferner noch etwas erhalten konnte. Das einheimische Parlament, nur aus Protestanten bestehend, gab natürlich seine Billigung zu jenen den Katholiken feindseligen Maßregeln. Geschrei von katholischen Verschwörungen war gewöhnlich, darum wurden die katholischen Kirchen, kaum geöffnet, wieder geschlossen, und das Spioniren und Angeben währte fort. Als ein unschuldiges Opfer desselben fiel der Erzbischof Oliver Plunkett von Armagh. Er, der nicht 70 Pfund Sterling jährlich zu seinem eigenen Unterhalte besaß, sollte ein Heer von 70,000 Mann gerüstet haben.

Als Carl II. im Jahre 1685 starb, und ihm sein katholischer Bruder, Jakob II., folgte, mußte dieser die Erfahrung machen, daß er von dem königlichen Throne unter andern deß-

halb vertrieben wurde, weil er den auf den Katholiken haftenden Druck aufhob. Die Protestanten erhoben sich gegen Jakob II., und dieser erlitt das doppelt harte Mißgeschick, daß sein Schwiesohn, Wilhelm von Oranien, ihn in seinem eigenen Lande bekriegte. Die unglückliche Schlacht am Boynefluß im Jahre 1690, und zuletzt die Capitulation von Limerik, welche von Wilhelm III. auf eine schimpfliche Weise verletzt wurde, entschieden über das Schicksal Irlands. Der frühere mißliche Zustand des unglücklichsten aller Länder wurde wieder hergestellt. Die Iren sind der Religion ihrer Väter treu geblieben, aber an die Stelle der katholischen Besitzer des Bodens sind Protestanten getreten. Während nämlich damals der Zahl nach diese sich zu den Katholiken, wie 1 zu 4 verhielten, hatten sie von dem gesammten Boden Irlands Zehn Eilftel inne, den Katholiken blieb nur Ein Eilftel.

Die blutige Verfolgung hat jetzt ihr Ende erreicht; es beginnt eine neue Zeit, die der Verfolgung durchs Gesetz, worauf wir später zurückkommen werden. Und nun frage ich: ist je ein Volk so behandelt worden, als die unglücklichen Iren?

VI. Die nordischen Völker.

§ 78.

Schweden, von Gustav Wasa bis Karl IX.

(1524—1604.)

Versetzen wir uns in Gedanken jetzt über 100 Jahre zurück, und begeben uns in den Norden, wo wichtige Thaten vorbereitet werden. Ich habe im vorigen Bande nur kurz angedeutet, daß Dänemark, Norwegen und Schweden durch die nordische Semiramis vermittelst der calmarschen Union vereinigt wurden. Seit 1513 regierte über diese Reiche Christian II., ein heuchlerischer Despot, wie dieser Zeitraum uns schon viele vorgeführt hat. Er begün-

stigte aus politischen und selbstsüchtigen Ursachen die neue Lehre, und suchte sie in Dänemark einzuführen; dieselbe hatte auch Eingang in Schweden gefunden, und Stockholm hatte sich gesträubt, Christian als König anzuerkennen. Aber er eroberte die Stadt, verkündete eine allgemeine Amnestie, und ließ sich am 4. November 1520 zu Stockholm feierlich krönen. Vier Tage dauerten die Feste; dann wurden die obersten Reichsbeamten in ihren Gallakleidern im Schlosse zurückgehalten, ein vom Könige angeordnetes Gericht sprach 24 von ihnen in 2 Tagen das Leben ab, schnell wurden Blutbühnen auf den öffentlichen Plätzen errichtet, Kanonen aufgefahren, und nun die Verurtheilten, noch mit ihren Festkleidern angethan, aus dem Schlosse gerufen, und paarweise hingerichtet, die Reichsräthe, 2 Bischöfe, die ersten Edelleute und der ganze Magistrat von Stockholm. Die Bedienten der verurtheilten Reichsbeamten wurden gehänkt. Auch zwei Knaben, von 6 und 9 Jahren, mußten zu Jönkeping sterben, weil der König ihren Vater haßte: sie wurden bei den Haaren in die Höhe gezogen, und so sollte der Henker durch ihre Hälse hauen. Aber der rohe Mensch ward gerührt durch die Unschuld der Kinder, und warf das Schwert fort. Als nämlich das junge Kind von dem Blute des ältern bespritzt ward, sprach jenes zum Henker: „Lieber, beflecke meine Kleider nicht so, denn sonst schmält meine Mutter!“ Doch ein anderer Henkersknecht nahm das Schwert auf, erschlug auch diesen Knaben, und hieb dem weichen Scharfrichter das Haupt ab.

König Christian II. befahl, die Leichen der Hingerichteten zwei Tage lang auf den Straßen liegen zu lassen, und er selbst ging umher, sich an ihrem Anblicke zu weiden. Er hatte lügnerischer Weise vorgegeben, daß er diese Niedermetzelung auf Geheiß des Papstes vorgenommen habe, um den allgemeinen Bann abzuwenden, und schob nachher, um sich vor dem päpstlichen Untersuchungsrichter wegen dieser Bluthat zu reinigen, alle Schuld auf den Erzbischof von Lund, den er im J. 1522 enthaupten ließ. Sein Zweck bei diesem scheußlichen Blutbade war, das königliche Ansehen durch den Sturz des Adels und der Geistlichkeit zu heben. (Andere meinen, er selbst sei nur das Werkzeug einer schwe-

dischen Adelspartei gegen die andere gewesen, nämlich der Trolle, welche die Sture stürzen wollten). Unter den Ermordeten waren die würdigen Bischöfe von Strengnäs und von Skara, und viele Vornehme, 94 Personen. Gleich einem Raubthiere, das, seine Beute in die Höhle schleppend, überall Blutspuren zurückläßt, war des Königs Rückweg nach Dänemark mit Blut bezeichnet, unter andern Opfern fielen auch der Bischof von Linköping, und der Abt von Nidala mit 7 Mönchen. Beweise genug von des Königs Gesinnungen gegen die katholische Religion.

Fünf Reichsräthe und einen jungen Mann, Gustav Erichson, den Sohn eines schwedischen Reichsrathes, hatte Christian schon vorher nach Kopenhagen bringen lassen. Der junge Gustav, gewöhnlich Gustav Wasa genannt, entsprang aber seiner Haft, und kam nach Lübeck. Der Magistrat dieser mächtigen Hansestadt nahm ihn in Schutz, und gab ihm heimlich ein Schiff, welches ihn nach Schweden zurückbrachte. Er landete in Calmar, und versuchte, die Bürger gegen Christian aufzuregen. Der Stadtkommandant drohete aber, ihn nach Stockholm zu liefern, wenn er sich nicht augenblicklich entfernte. Gustav zog also Bauernkleider an, versteckte sich bei Tage im Korn und Gebüsch, und kam endlich auf ein Gut seines Vaters, Räfnäs genannt, und lebte hier eine Zeitlang verborgen.

Hier in Räfnäs vernahm er, daß sein Vater in dem stockholmer Blutbade gefallen, und auf seinen eigenen Kopf ein hoher Preis gesetzt sei. Er floh deshalb in den Norden des Reiches, und hatte allerlei sonderbare Schicksale. Erst arbeitete er als Handlanger in den Kupferbergwerken zu Falun, dann als Drescher bei einem reichen Pachter, wo die Miethknechte aus seinem feinen Hemde Verdacht schöpften. Einmal versteckte ihn ein Pfarrer 8 Tage in seiner Kirche, und als der Verfolgte darauf wieder einem Bauer als Knecht diente, traten dänische Wachen ins Haus, und Gustav stand am Feuer, sich zu wärmen. Da gab ihm die Frau des Bauers einen Schlag auf den Rücken, und rief: „Fort! fauler Bursch, an die Arbeit:“ Da schob sie ihn zur Thür hinaus, und entzog ihn den Augen der Häscher. Am andern Morgen wurde er in einem Fuder Stroh wei-

ter gefahren. Dänische Reiter kamen herbei, stachen in das Stroh, und verwundeten den in demselben versteckten Gustav, daß das Blut aus dem Wagen tröpfelte. Damit dies den Dänen nicht auffiele, verwundete der Bauer eines seiner Pferde.

Endlich kam Gustav nach Mora, dem ersten Dorfe in Dalekarlien. Es war gerade das Weihnachtsfest, und Gustav bot alle seine Beredsamkeit auf, die ehrlichen Dalekarlen gegen die dänische Regierung zu entflammen. Da kamen dänische Soldaten an, Gustav zu fangen. Aber die ehrlichen Dalekarlen zogen die Sturmglocke, gleich waren Tausende der Dalekarlen bewaffnet, und die dänischen Häscher mußten abziehen. Gustav führte seine Bauern gegen den ersten besten dänischen Vogt und Steuereinnehmer, dessen Kasse geplündert wurde. Dies sammelte immer mehr Bauern unter seine Fahne; auch schwedische Offiziere gingen zu ihm über, und als er einige Ortschaften erobert hatte, wagte er schon, Münzen schlagen zu lassen. Upsala nahm er ohne Mühe, aber Stockholm machte größere Schwierigkeit: es erhielt zur See immer neue Zufuhr, weil Gustav keine Flotte besaß, und Christian drohete, Gustavs Mutter und seine zwei Schwestern, welche er als Geißeln in Kopenhagen hatte, hinrichten zu lassen, wenn derselbe nicht augenblicklich die Belagerung Stockholms aufhöbe. Gustav ließ sich nicht erschüttern, und vernahm bald, daß seine Mutter und seine beiden Schwestern wirklich hingerichtet sein. Als ihm darauf die Lübecker 10 Schiffe zu Hülfe sendeten, übergab die dänische Besatzung Stockholm.

Nun boten die Schweden dem kühnen Gustav Wasa die Krone an. Er weigerte sich lange, ob im Ernst, oder aus Verstellung, das möchte schwer zu entscheiden sein. Genug, er ließ sich durch viele Thränen der Stände erbitten, die Krone anzunehmen. Unter ihm wurde die lutherische Lehre in Schweden eingeführt. Hiermit verhielt es sich in folgender Weise: Die Einkünfte*) der Krone waren in Schweden unbe-

*) Vergl. Universalgeschichte von Alzog, K. A. Menzels neuere Geschichte der Deutschen, II. B.; ferner Geijers Geschichte und Augustin Theiners bekanntes Werk nebst einem vortrefflichen Aufsatze im Katholiken.

deutend, dagegen war die höhere Geistlichkeit reich und angesehen. Gustav bedurfte des Geldes, und um dieses zu bekommen, wollte er es von denen nehmen, die es besaßen. Die Einführung der neuen Lehre paßte trefflich in seinen Plan. Zuerst schützte er die Neurer, die Brüder Olaf und Lorenz Petersen, welche in Wittenberg gebildet, und 1519 nach Schweden zurückgekehrt waren. Der erste wurde Prediger in Stockholm, der zweite Professor zu Upsala, der gleichgesinnte Lorenz Anderson des Königs Kanzler. Als die katholische Geistlichkeit und das Volk sich darüber unwillig zeigten, wurden mehrere Bischöfe abgesetzt, und die Dominicaner, angeblich Anhänger der Dänen, vertrieben. Trotz dieser Werke sprach Gustav gegen den päpstlichen Legaten kirchliche Gesinnungen aus, und „das Volk suchte er, nach Geijers Geständniß, auf alle Weise durch die Versicherung zu beschwichtigen, er beabsichtige keineswegs die Einführung eines neuen Glaubens, sondern nur die Abstellung der Mißbräuche," aber Johann Braske, Bischof von Linköping und Peter Jacobsen, Bischof von Westeräs, durchschauten ihn, und warnten das Volk vor Neurungen, weswegen der letztere des Hochverraths schuldig, und seiner Stelle und Einkünfte für verlustig erklärt wurde. Weil sich die Geistlichkeit nicht ohne Widerspruch Religion, Kirchengüter und ihre ganze Existenz rauben lassen wollte, so behauptete der König, der hohe Clerus unterhalte fortwährend geheime Verschwörungen mit dem Auslande, und verwende zu diesem Zwecke große Summen. Obschon Gustav offenbar die neue Lehre begünstigte, schrieb er an den Papst: „Um nun aber vorzüglich jene verderbliche Lehre der Hussiten, die ein gewisser Martin Luther, Augustinermönch, zum Nachtheile der öffentlichen Ruhe eines jeden christlichen Staats von neuem aufbringt, so schnell als möglich auszurotten, so befehlen wir allen und jedem insbesondere aus unsern Unterthanen unter der Strafe des Verlustes aller Güter und selbst des Lebens, daß Niemand für die Zukunft sich erdreiste, die Lehre Luthers zu verbreiten, seine Schriften im Staate einzuführen, zu verkaufen oder zu kaufen, noch auch sich ihrer zu bedienen." Dennoch durfte Olaf Petersen die Katholiken von der Kanzel zu Stockholm herab

nach Herzenslust angreifen und verhöhnen, und obwohl das Volk ihn mit Steinen aus der Kirche vertrieb, so ließ Gustav sich doch in seinem Plan nicht stören. Er berief sich auf Luthers Werk: „von der Einziehung der geistlichen Güter,“ und fing nun wirklich an, dieselben einzuziehen. Die Professoren von Upsala, sämmtlich Protestanten, hatten die Gewogenheit, dieses zu vertheidigen. Das Volk aber meinte, solches sei Raub, und zog bewaffnet nach Upsala, um den Erzbischof, der ebenfalls den Schritten des Machthabers entgegen trat, gegen die Gewaltthätigkeit der königlichen Commissarien zu schützen.

Der Erzbischof aber, den der König an den Hof gelockt hatte, mußte es schwer büßen, daß das Volk ihm so sehr ergeben war. Gustav mischte sich immer mehr in die Verwaltung des Kirchengutes, und ließ sich im Jahre 1525 von den Ständen den größten Theil der Kirchenzehnten zusprechen.

Schweden hatte damals im Ganzen eine tüchtige und brave Geistlichkeit, wie wenige andere Länder; aber auch manche schwache und unwürdige Mitglieder derselben zeigten sich, um eine vermeintliche Freiheit zu erringen, und verhaßte Bürden abzuwerfen, den Neurungen geneigt, während die Nonnen zu Vadstena Heldenmuth bewiesen, und sich dafür Gewaltthätigkeiten und abscheuliche Behandlung gefallen lassen mußten. Das Volk war noch keinesweges für die neue Religion. Als der König am Jahrmarkte des Erichstages im J. 1526 zu Rosse sitzend auf einem der Upsalahügel zum anwesenden Volke von der Nutzlosigkeit des Ordenslebens sprach, riefen, wie der Protestant und Schwede Geijer (nach Tegel) bemerkt, die Landleute, sie wollten ihre Mönche behalten, man solle dieselben nicht vertreiben, sie selbst würden jene nähren. Die guten Leute mußten doch wissen, warum. Da die Neurungen nun Unzufriedenheit und Gährungen, besonders in den Thälern erregten, so ließ der König die wackern, schon früher abgesetzten Männer, den Erzbischof Magnus Knut von Upsala und den Peter Jacobson, Bischof von Westerås, zum Tode verurtheilen, unter dem Vorgeben, sie hätten die ungünstige

Stimmung der Thalbewohner hervorgerufen. Man legte dem Jacobson eine Strohkrone, dem Knut eine Inful von Baumrinde auf das Haupt, setzte sie rücklings auf abgemagerte Pferde, und führte sie so durch die Stadt. Zahlreiche verlarvte Menschen umgaben die Prälaten, durch gemeine Spottlieder und durch Hohngelächter den Pöbel zu Unbilden gegen die Kirchenfürsten auffordernd. Auf dem Markte angelangt, wurden sie an den Pranger gestellt, und genöthigt, mit dem Scharfrichter Gemeinschaft zu trinken. Dann wurden die beiden Freunde hingerichtet, ihre Leichen auf das Rad geflochten, und den Vögeln zur Speise übergeben. Ein Zweck dieser grausamen mit Hohn verbundenen Handlung war, das Ansehen der bischöflichen Würde bei dem Volke herabzusetzen. Der Erzbischof Magnus, die Hauptstütze der Katholiken, wurde unter einem Vorwande aus dem Lande geschickt.

Im Juni 1527 hielt Gustav einen Reichstag zu Westeräs. Der Adel, schon gewonnen durch die Hoffnung auf Kirchengüter, wurde hier vom Könige vor der Geistlichkeit ausgezeichnet, dennoch schloß sich ein kleiner Theil desselben den katholischen Geistlichen an, welche unter dem kühnen Bischof von Linköping, Brask genannt, dem König muthigen Widerstand leisteten. Man führte nun eine förmliche Komödie auf. Gustav drohte, die Krone niederlegen zu wollen, und sein ergebenster Diener, Kanzler Anderson erklärte, der gute König könne nicht mehr regieren, die Kirche besitze ja alles; aber man solle Seine Majestät unterthänigst bitten, daß Höchst Sie geruhen möchten, die Krone gnädigst zu behalten und dafür die Kirchengüter huldreichst einzuziehen. Da willigten die Stände theils wegen der Hoffnung guter Beute, theils aus Furcht vor dem König und vor Verwirrung im Reiche, in alles ein. Gustav bekam die Besitzungen und Einkünfte der Bischöfe, Domkapitel und Klöster, man gibt die Zahl der so gewonnenen Landgüter zu 30,000 an, der Adel erhielt die Vollmacht, die Schenkungen seiner Vorfahren seit 1453 zurückzufordern, der Geistlichkeit sollte nur das Nothdürftigste bleiben. (Als die Dominicaner in Stockholm klagten, es fehle ihnen an Lebensunterhalt, so wurde ihnen höhnisch geantwortet, sie

möchten sich anderswo vorsehen, denn des Hungers wegen pflege man Schlösser und Städte zu übergeben, wie vielmehr die Klöster. Viele glaubten auch, den Priestern jede Einnahme entziehen zu dürfen, so daß der König bereits 1528 erklären mußte, der Zehnte und die gesetzlichen Einkünfte der Pfarrer seien fortwährend nach dem Gebrauch jeder Landschaft zu entrichten.) Die Bischöfe wurden zu einer demüthigenden Unterschrift genöthigt, und ihrer Rechte, geistlicher und weltlicher, beraubt.

Die Kirche stand fortan ganz unter dem König. Nur unter Genehmigung des Königs durften die Bischöfe Geistliche einsetzen, und jener konnte sie nach Willkühr wieder absetzen. Jetzt hatte Gustav freie Hand, der Schlaue und Ungerade konnte nun seine Maske ganz abwerfen, und die Reformation leicht einführen. Der Gottesdienst wurde nun in der Landessprache gehalten, und die Ehelosigkeit der Geistlichen abgeschafft. Auf der Versammlung zu Oerebro (1529) wurde die Neurung ganz vollendet. Lorenz Peterson erhielt den Bischofssitz zu Upsala (1531), und dazu eine vornehme Frau. Der katholische Erzbischof Johann Gothus, der Bischof von Linköping und der Bischof von Skara waren entflohen. Aber die Neurer selbst fühlten bald den Druck Gustavs, griffen ihn in ihren Predigten an, und verschwuren sich sogar gegen sein Leben. Anderson verlor seine Stelle, und starb in gerechter Verachtung zu Strengäs, im J. 1552. Was noch an den katholischen Glauben erinnern konnte, war in einer andern Versammlung zu Oerebro, im J. 1537, abgeschafft worden. Gustav fand das Bündniß mit dem Adel gegen die Geistlichkeit und gegen das Volk auch allgemach lästig. Die adligen Herren traten allzu genau in die Fußtapfen des königlichen Vorgängers. Daher verbot ihr Gebieter im J. 1538, daß Jemand sich des Eigenthums der Kirche anmaße, bevor er vor dem Könige selbst sein Recht erwiesen. Gustav schrieb an den Adel: „Güter, Höfe und anderes Eigenthum der Kirchen, Klöster und Präbenden zu entwenden, dazu sind alle gar willig und bereit, und solchermaßen ist Jedermann christlich und evangelisch.“ Wahr genug! aber der Adel hätte diese Vorwürfe dem Gebieter mit Recht zurückgeben können.

Den meisten Widerstand fanden die Neurungen bei den tapfern Thalmännern, denen Gustav seine Erhebung schuldete. Anfangs ließ er ihnen ihre Freiheiten, da er aber nichts mehr von Christian II. zu besorgen hatte, unterjochte er sie durch harte Strafen und Hinrichtungen. Sie verloren nun zugleich den alten Glauben und die alten Freiheiten (1532). Ein Aufstand der Bauern für ihre Rechte gegen den Adel und für die alte Kirche ward von Gustav im J. 1543 siegreich beendigt. Im J. 1544, auf dem Reichstag zu Westeräs, wurde die Nachfolge der männlichen Erben Gustavs nach dem Rechte der Erstgeburt als Reichsgesetz festgesetzt. Im J. 1545 folgte die Nachlese von allen noch übrigen Kirchengütern. Die königliche Gewalt erhielt eine sonst in Schweden unbekannte Ausdehnung, und viele der alten Rechte und Freiheiten der Stände gingen verloren. Gustav starb im Jahre 1560, nachdem ihm seine 4 Söhne in den letzten Zeiten viele Sorge gemacht hatten.

Die Neuerung hatte auf die Sittlichkeit Schwedens schlecht eingewirkt, wie der lutherische Bischof von Upsala (1558) selbst gesteht: „Viele nehmen sich unter der Freiheit des Evangeliums die Erlaubniß heraus, geflissentlicher zu sündigen, als sei dies gleichsam der Zweck des gepredigten Evangeliums, und als bestände die christliche Freiheit darin, daß es dem christlichen Menschen auch als Sünder erlaubt sei, zu thun, was ihm gefällt. Werden wir also von Unglücksfällen heimgesucht, so mögen wir wissen, daß wir solche durch den Mißbrauch der Langmuth Gottes, die uns zur Buße ruft, verdient haben." Unter dem ältesten Sohne Gustavs, Erich XIV. blieb die Lage der katholischen Kirche gleich mißlich, wie unter dem Vater, einige Ruhe mag ihr durch die Streitigkeiten der Protestanten unter sich, der Lutheraner und der Reformirten geworden sein. Die Lutheraner siegten, und das Bestreben Erichs, die Religion Calvins einzuführen, hatte des Königs Sturz, Verhaftung und Tod zur Folge. (1568.) Ihm folgte sein Bruder Johann III. (1568—92.) Dieser fand die Streitigkeiten und Uneinigkeit der Protestanten unter sich eben so unerquicklich, als verdächtig, und fühlte sich hingezogen zu der einigen katholischen Kirche. Er strebte daher, sich und sein Volk

derselben immer näher zu bringen. Dahin zielen seine Zusätze zu der Agende, vom greisen Erzbischof Anderson entworfen (1571), seine Anstellung gemäßigter Bischöfe, und vor allen seine Liturgie (1576), die auch fast allgemein angenommen wurde. Nur der Herzog Carl von Südermannland widersetzte sich; aber selbst der Reichstag und die Nationalsynode nahmen sie im J. 1577 an. Das Jahr darauf ging der König selbst zur katholischen Kirche über, und suchte auch sein Volk mit derselben wieder zu vereinigen. Er forderte aber Zugeständnisse, die vom Papste nicht eingeräumt wurden, der Herzog Carl und seine protestantische Gemahlinn standen für den Protestantismus, und hetzten gegen den König auf, die fromme und eifrig katholische Königinn Katharina starb (1583), des Königs zweite Gattin war eine streng gesinnte Protestantinn, alles dies lähmte Johannes Muth und schwächte seinen Eifer für die alte Kirche. Seine Liturgie aber hielt er trotz des Widerstrebens seines Bruders Carl aufrecht. Er starb 1592. Sein rechtmäßiger Nachfolger war sein Sohn Sigismund III., der, als der letzte Sproße der Jagellonen den Thron von Polen bereits bestiegen hatte, und sich als entschiedenen Katholiken zeigte. Herzog Carl wurde bis zu Sigismunds Ankunft zum Reichsverweser bestellt, und benutzte klüglich diese Zwischenzeit für seine ehrgeizigen Plane. Die protestantische Religion war ein passendes Mittel, dieselben durchzusetzen. Er ließ eine Kirchenversammlung (1593) nach Upsala ausschreiben, an welcher Geistliche und Weltliche Theil nahmen. Da hieß es, kein Bischof solle hier den Vorsitz führen, denn die Schweden hätten sich einmal vom Papste losgesagt, der allein durch seine geschorenen und gesalbten Geschöpfe Kirchenversammlungen halten lasse. Nachdem in gewohnter Weise gegen alles Katholische, und was eine katholische Färbung hatte, geeifert war, wurde die heil. Schrift aus sich selbst erklärt, wie es heißt, als einziger Grund und Regel der schwedischen Kirche sammt dem Augsburgischen Glaubensbekenntnisse angenommen; alles aber, was an die katholische Kirche erinnerte, insbesondere die Liturgie als Teufelsgepränge abgeschafft; jeder Katholik sollte zudem seines Amtes entsetzt werden. Die Bischöfe und übrigen Geistlichen, welche für die Liturgie gewesen waren, bekannten sich im

Dome vor der Kanzel für arme Sünder. Sigismund bestätigte die Upsalaer Beschlüsse freilich nicht, aber Carl ließ sie allgemein bekannt machen. Die Landleute waren für die alten Bräuche; ja sie sagten den Geistlichen: „Wenn Ihr nicht thuet, wie früher, und das h. Brod erhebet, werden wir Euch auch den Zehnten nicht entrichten; sehet Euch nur vor, was Ihr mit Euren Conventikeln und Verwirrungen anrichtet, und bedenket, wie in einer Gemeinde mehr Bauern sind, als Priester." Endlich kam Sigismund nach Schweden. Die Landleute baten ihn, die alte Religion und die seither üblichen Kirchengebräuche wiederherzustellen; Herzog Carl und die Großen des Reiches aber trugen darauf an, die Upsalaer Beschlüsse zu bestätigen, und Jeden, der sich weigere, sie anzunehmen, mit dem Verluste der Ehre und aller Güter zu bestrafen. Das lehnte der König ab, versprach indeß, die protestantische Religion nicht anzutasten, und das Augsburgische Glaubensbekenntniß bestehen zu lassen. Dann stellte man ihm das Ansinnen, den päpstlichen Nuntius, den er mitgebracht, aus dem Lande zu verbannen. Er verweigerte es natürlich, und untersagte auch den Predigern in Stockholm alle wüthenden Ausfälle gegen die Katholiken. Das hielten die Prediger für eine schreiende Ungerechtigkeit, und als ein katholischer Pole nach katholischem Ritus begraben werden sollte, hielt Erich Schepper, Oberpfarrer zu Stockholm, eine fanatische Rede, und nannte die vom Könige angeordnete Begräbnißfeier einen Frevel, eine Gotteslästerung, wodurch alle Kirchen der Stadt geschändet würden, und schleuderte das kirchliche Interdict über Stockholm, so daß 7 Tage alle Kirchen verschlossen blieben. Es starb bald darauf ein Sänger aus der Kapelle des Königs. Die Prediger weigerten das kirchliche Begräbniß, und die Leiche mußte über der Erde stehen bleiben. Und als der König befahl, sie in der Kirche beizusetzen, entstand zwischen Katholiken und Protestanten eine Rauferei, und nur das Einschreiten der königlichen Leibwache hinderte, daß Blut vergossen ward. Man übergab dem Könige immer heftigere Bittschriften, worin man verlangte, daß die katholische Religion gänzlich verbannt, und die königlichen Prinzen in der Landesreligion erzogen werden sollten. Sigismund gab den Bescheid, zuvor

mit den Reichsständen verhandeln zu wollen. Vergeblich drohte man. Nun schlug Carl einen andern Weg ein. Er glaubte, der Nuntius hindere die Zugeständnisse. Der Nuntius sollte also entfernt werden. Karl suchte ihn daher in Schrecken zu setzen, und bedeutete ihm, augenblicklich Upsala zu verlassen, indem ihm von der Entrüstung des Volkes Unheil bevorstehe. Der Nuntius antwortete, ihm sei eine Gesinnung angeboren, welche vor Drohungen nicht zurückbebe; auch diene er einem Herrn, unter dem er nichts befürchten dürfe; übrigens sei er nicht zum Herzog Karl und zu den Großen des schwedischen Reichs gesendet worden, sondern nur zum Könige von Polen. Als dem Karl diese Entgegnung gebracht wurde, sprach er: „Sie ist eines Fürsten würdig." Nun entsandte Karl zwei Staatssecretaire, ob sie etwa mehr erlangen könnten. Diese forderten ihn drohend auf, dem Könige zu melden, daß weder Sigismund noch der Nuntius unverletzt nach Stockholm entkommen würden, wenn der König die Erfüllung der Verlangten noch länger verweigere. Der Nuntius ließ ihnen zurück entbieten, den Tod scheue er nicht, niemals aber werde er dem Könige solchen Antrag überbringen. Karl, vertrauend auf die Ergebenheit der Stände und seiner Krieger, ward immer kühner, immer trotziger, mit ihm das aufgehetzte Volk. Sigismund konnte sich indeß trotz eines Auflaufes noch nicht entschließen, übertriebene und unduldsame Forderungen zu befriedigen, und zum Sturze seines eigenen Glaubens mitzuwirken; aber seine Lage ward immer drohender. Er sah sich daher endlich genöthigt, die ihm von den Ständen vorgelegten Bedingungen zu genehmigen, behielt sich aber vor, wegen Ausschließung der Katholiken von den öffentlichen Aemtern erst nach der Krönung verhandeln zu wollen. Das genügte den Ständen noch nicht, und sie ließen ihm sagen, sie würden ihm Gehorsam und Treue aufkündigen, und den Herzog Karl auf den schwedischen Thron setzen, wenn er noch länger zögere, das Geforderte vollständig zu gewähren. Da fügte sich Sigismund, und die Stände sangen ein Te Deum über den erfochtenen Sieg. So viel setzte er noch durch, daß die Katholiken in Gegenwart des Königs frei ihren Gottesdienst ausüben dürften; in dessen Abwesenheit zwar aller Freiheiten nach schwedischen Rechten

genießen könnten, nur sollte der Gottesdienst nicht öffentlich gehalten werden. Nun fand die Krönung auf feierliche Weise statt; man hielt jedoch es für eine böse Vorbedeutung und als Zeichen geringer Theilnahme und Freude, daß bei dem Festmahle auf dem Schlosse zu Upsala Niemand berauscht erschien; eine Seltenheit bei den Nordländern! Als der König nach seiner Rückkehr nach Stockholm an 12 armen Männern die Fußwaschung verrichtet, und diese beschenkt entlassen hatte, da sagten die Prädicanten, die Fußwaschung sei ein abgöttischer papistischer Mißbrauch (dieser jedenfalls unschuldige, von Christus selbst ausgeübte Gebrauch), schleuderten gegen die Armen den Bann, und forderten die s. g. Gläubigen auf, denselben künftig die Unterstützung zu entziehen. Das war nicht zu tauben Ohren geredet; denn die Unglücklichen wären, wie der Protestant und Schwede Geijer sagt, beinahe Hungers gestorben. — Sigismund verließ Schweden, und Karl strebte seinem Ziele immer näher zu kommen. Er überschritt die ihm eingeräumte Vollmacht, beschränkte jene des Reichsrathes, und setzte das Ansehen des Königs herab. Eigenmächtig hielt er einen Reichstag in Söderköping (1595), beklagte sich über den König, der die Gesetze des Landes verletze und das reine Evangelium verdränget und forderte zur Vertreibung der Katholiken aus dem Land, auf. Die Versammlung war auch gefällig genug, zu beschließen, „daß das Reich von allen diesen Sectirern gereinige werde, und diese binnen 6 Wochen dasselbe verlassen sollten. Der Gottesdienst, dessen freie Ausübung dem Könige zu Gunsten der Katholiken zu Stockholm, Drottningholm und Wadstena bewilligt war, wurde eingestellt, das Kloster an letzterem Orte aufgehoben, und die katholischen Geistlichen wurden verwiesen. Die Klosterfrauen zu Wadstena forderte Karl auf, die lutherische Lehre anzunehmen, aber sie antworteten, sie wollten lieber sterben; da mußten sie ihre Friedensstätte und das Vaterland verlassen. Nun wurde eine allgemeine Kirchenversammlung, die Ueberreste des Papstthums auszurotten, veranstaltet. Erzbischof Angermanus ward mit diesem Geschäfte betraut, und benahm sich als guter Inquisitor. Die alten Kirchengebräuche fanden bei dem Volke noch immer Anhänger, auch Johannes Liturgie bei der niedern

Geistlichkeit. Angermanus aber wußte sie zu bezwingen. „Dabei bezeugte der neue Bischof — so spricht Geijer — seine gewaltthätige Sinnesart. Ruthenstrafe, Begießung mit kaltem Wasser, Gefängniß bei Wasser und Brod waren die Mittel, womit er die Kirchenzucht aufrecht zu erhalten suchte. Selbst Karl sagte, „Angermanus hätte sich wie ein Scharfrichter, und nicht wie ein Erzbischof betragen.“ Manche von den Großen des Reiches waren mit Karls Gewaltthätigkeiten unzufrieden, und blieben dem Könige ergeben; daraus hervorgehende Uneinigkeiten und Unruhen schob Karl auf Sigismund. Gegen den Willen des Königs und unter dem Widerspruch des Reichsrathes schrieb der Herzog einen Reichstag nach Arboga aus, und obwohl die wenigsten Mitglieder hier erschienen, ließ er sich dennoch die Reichsverweserschaft wieder übertragen, die er vorher niedergelegt hatte, und die frühern harten Gesetze gegen die Katholiken noch verschärfen. Jetzt wurden Sigismund's Getreue als Reichsfeinde verfolgt, und sein Gesandter Lascy sah — nach Geijer — in Upsala und Stockholm mehrere, die für die Sache des Königs gestritten, zum Tode gehen. „Der Bürgerkrieg war in vollen Flammen. Nachtheilige Gerüchte und Lügen wurden über den König verbreitet, der durch seinen Zug nach Schweden (1598) jetzt dem Unheile glaubte steuern zu können. Der Herzog trat ihm mit einem Heere entgegen, um seine Forderungen zu erzwingen, 1 Monat verging mit fruchtlosen Unterhandlungen. Da ward der Herzog von polnischen Truppen umzingelt, deren Anführer, mit einem abgeschlagenen Kopfe auf der Lanze, den König beschwur, die errungenen Vortheile zu verfolgen. Als aber Sigismund das Blut seiner Unterthanen sah, gebot er, den Streit einzustellen, und ließ dem Herzoge sagen, er möge sich zurückziehen. Durch diese Großmuth verlor er die schwedische Krone.“

Als Karl seine immer mehr gesteigerten Ansprüche nicht befriedigt sah, griff er das königliche Heer an, und brachte ihm bei Stängebro eine völlige Niederlage bei. Sigismund begab sich, unentschlossen und voreilig nach Danzig. Mehrere Polen, unter denen der fromme Jesuit Laterna, wurden von Karls Soldateska ergriffen, sämmtlich ermordet und

ins Meer geworfen. Nun stand dem Karl nichts mehr im Wege. Die spätern Unterhandlungen geschahen nur zum Scheine. Die von ihm bearbeiteten Stände wählten ihn zum regierenden Erbfürsten, und zeigten dies dem Könige in einem unehrbietigen Schreiben an, worin sie ihm unter anderm vorwerfen, daß er sie wieder in die Irrthümer des Antichrist's habe hineinbringen wollen, aus denen Gustav, heiligen Andenkens, sie doch herausgerissen habe. Man verlangte noch vom Könige, daß er seinen Sohn Wladislav nach Schweden sende, damit er in der wahren Religion erzogen würde, und setzte ihm später eine Frist von 6 Monaten, nach deren Ablauf müsse er ihnen zu Willen sein, sonst sei sein Stamm auf immer des Erbrechts an der schwedischen Krone verlustig. Da er diesem Verlangen nicht nachkam, war seine Macht in Schweden erloschen. Nun brach eine allgemeine Verfolgung gegen seine Anhänger aus. „Gefängniß, Flucht, Tod wurde Vieler Loos. Ihr Eigenthum ward eingezogen und geplündert. Die Raubgierde klagte auch Unschuldige an. Man sah viele neue Arme und viele neue Reiche. Und als die erste Anarchie durch Uebertragung der Regierung an den Herzog sich legte, ward die Rache nur um so wirksamer in der Hand eines Einzigen. Denn vergessen und vergeben nach den Bürgerkriegen war Karl's Sache nicht, er strafte seine eigenen Feinde als Verräther des Reichs." Die mächtigsten und edelsten Männer fielen, die meisten unter Betheurung ihrer Unschuld, mit Starkmuth und Seelengröße.

So sprach Gustav **Baner** vor seiner Hinrichtung zu der weinenden Versammlung: „Hier ist der Mann, der seinem Vaterlande, allen treuen Bewohnern desselben und manchem Biedermanne 33 Jahre lang redlich gedient; sehet seinen Lohn!" Dann betheuerte er öffentlich dreimal seine Unschuld, und umarmte am Fuße des Blutgerüstes seinen edlen Bruder Sten Baner, der dasselbe Loos theilte und ausrief: „Wir haben traut als Brüder gelebt; diese Stunde besiegelt unsern Bund." Als der Bischof von Strengnäs nun heftig in ihn drang, zu gestehen, rief er: „Nein, nein! in Jesu Namen, ich bin des Todes nicht schuldig." Auf ihn folgte der Reichskanzler Erich Sparre, der vom Blut-

gerüste herab diese feierlichen Worte sprach: „Insonderheit beklage ich mich vor Gott im Himmel und vor allen ehrlichen und unparteiischen Männern in Schweden und im Auslande über Herzog Karl; ich rufe Gewalt, Gewalt, Gewalt und Tyrannei und Rache über ihn wegen des Blutes meines unschuldigen Bruders, gegen welchen er, wie gegen mich, als ein grimmiger Tyrann gehandelt hat; diese Verfolgung und Strafe hab' ich von keiner weltlichen Obrigkeit, obgleich ich ihn nicht für meine Obrigkeit erkenne, verdient. Ich leide dieselbe als ein ehrlicher und schuldloser Mann. An Gottes gerechtem Richttage will ich es vor der h. Dreieinigkeit, vor allen Engeln und himmlischen Heerschaaren, so wie vor der ganzen Welt beweisen. Dahin ruf' und bescheid' ich auch diesen Herzog Karl zu seiner Verantwortung." Gleiches betheuerten der Reichsrath Turc Bjelke und der Ritter Bengt Fark, ein 60jähriger Krieger und Katholik, bevor sie gewaltsam endeten. Noch andere Opfer aus den Großen des Reiches, durch ein von Karl beherrschtes Gericht verurtheilt, fielen, um diesem das Regieren weniger lästig zu machen.

Erst im Jahre 1604 entschloß sich Karl IX., von den Schweden mehrfach aufgefordert, die Krone, welche er in der That schon lange besessen hatte, auch aufs Haupt zu setzen.

§ 79.

Christians II. letzte Schicksale.

(† 1559.)

Als der grausame Christian in Dänemark von der Rebellion in Schweden Nachricht bekam, rief er seine Stände zusammen, und forderte eine Kopfsteuer zum Kriege gegen Schweden unter großen Drohungen. Die Dänen befürchteten das Schicksal der Stockholmer, und kündigten ihm früh genug den Gehorsam auf. Sein Oheim, Herzog Friedrich von Holstein-Schleswig, wurde zum Könige ausgerufen.

Nun hatte Christian schon zwei Kronen verloren. Er

ging nach den Niederlanden und nach Deutschland, wurde ein Schüler Luthers, trat förmlich zum lutherischen Glauben über, und nährte sich eine Zeitlang als — Diakonus zu Wittenberg *).

Als ihm diese neue Laufbahn keine Aussicht gab, wieder in sein Königreich Dänemark zu kommen (da auch der neue König Friedrich die lutherische Religion in Dänemark förmlich einführte, obschon dieser bei seiner Krönung geschworen hatte, die katholische Religion aufrecht zu erhalten), so versuchte Christian es einmal mit Norwegen, welches noch katholisch war. Er landete also in Norwegen, schwur dort Luthers Lehre ab, und die norwegischen Bischöfe unterstützten ihn mit dem entbehrlichen Kirchensilber. Aber Christian war nicht rasch genug; er ließ sich in einer norwegischen Festung von einem dänischen Bischofe belagern, und nahm dessen Rath an, sich seinem Oheim, dem Könige von Dänemark, auf Gnade zu ergeben. Er ging nach Kopenhagen, wurde gefangen genommen, und auf der Insel Alsen in einen finstern Thurm gesetzt; hier vertrauerte er 16 Jahre, bis 1534, wo sein Oheim Friedrich starb.

Dieser hinterließ als Thronfolger seinen Sohn Christian III., aber die Stände wollten ihn wegen seines lutherischen Glaubens nicht anerkennen, denn noch war die Liebe zur katholischen Religion in den Herzen aller Dänen nicht erstorben. Die Hanse aber drohete, nun Dänemark für sich zu erobern, und so wurde nach einem 15jährigen Bürgerkriege Christian III. als König von Dänemark anerkannt. Sein Vetter Christian II. verzichtete auf die Krone, und erhielt ein Schloß zur Wohnung, so daß er nun nicht mehr völlig eingekerkert war. Auf diese Weise brachte er noch 10 Jahre hin, und starb 1559. Einige Tage vor seinem Tode verschied sein Vetter, König Christian III.

---

*) Er hatte früher schon versucht, den Protestantismus in Dänemark einzuführen, denn die Macht und das Ansehen der Bischöfe genirten ihn, dem Willkür Gesetz war. Die neue Lehre aber erlaubte ihm, den Bischöfen Güter und Rechte zu nehmen. Dem von Luther empfohlenen Magister Martin übergab er 1520 eine Kirche zu Kopenhagen, untersagte den unverheiratheten Geistlichen Güter zu kaufen und ließ den Erzbischof von Lund hinrichten.

Christian III. vollendete den Sieg der lutherischen Religion in Dänemark. An einem Tage ließ er alle Bischöfe verhaften, und die Kirchengüter zu den Domainen schlagen. Die Bischöfe, welche ihrer Würde entsagten, erhielten ihre Freiheit und eine Pension; der Adel wurde gewonnen durch Belehnung mit Kirchengütern. Der wackere Johonnes Ronnau, Bischof von Roeskild, vergab seinem Glauben und Rechte nichts, und starb 1544 als Bekenner der Wahrheit im Kerker. — Norwegen verlor erst seinen Reichsrath und ward dem dänischen unterworfen; dann wurden die Geistlichen verfolgt, die Bischöfe flohen oder verzichteten, die Katholiken aller politischen Rechte beraubt, schmolzen bald zusammen. Das nannte man reformiren!

§ 80.

Preußen ein Herzogthum.

(1525.)

Wir wissen, daß Preußen auch ein nordischer Staat, von dem deutschen Orden beherrscht wurde. Als Luther auftrat, war Albrecht von Brandenburg Großmeister dieses Ordens. Er ging zur lutherischen Religion über, führte 1524 die neue Lehre ein, und schloß im April 1525 mit König Sigismund I. einen Vertrag zu Krakau, nach welchem er Ostpreußen als polnisches Lehen, aber als ein weltliches, erbliches Herzogthum erhielt, und sich vom deutschen Reiche losriß. Weil das Land nicht ihm, sondern dem Orden gehörte, so widersprachen der Papst, viele Ordensglieder, und der Kaiser verhängte die Reichsacht über Albrecht. Vergebens! Preußen lag für den letztern zu entfernt, um dort mit Nachdruck eingreifen zu können, der ehemalige Hochmeister fand eine Stütze an Polen, und die politische Macht des Ordens war im Innern zu sehr verfallen, um Widerstand leisten zu können. Albrecht vollendete den Bruch durch die Verheirathung mit der Dorothea, der Tochter des Königs Friedrich von Dänemark (1526).

Albrechts Nachfolger, Albrecht Friedrich regierte zwar von 1568 bis 1608, also 40 Jahre, aber er wurde schon 1577 geisteszerrüttet, und sein Vetter, Georg Friedrich von Ansbach, übernahm die Regierung Preußens. Dieser konnte sich mit dem Adel des Landes nicht vertragen, blieb in Franken, und wollte das Land von Ansbach aus regieren. Polen, welches immer noch die Oberlehnsherrschaft über Preußen behauptete, setzte den Kurfürsten Johann Sigismund von Brandenburg zum Mitregenten von Preußen ein, und als auch dieser nebst dem blödsinnigen Albrecht Friedrich gestorben war, fiel Preußen 1620 an den Kurfürsten Georg Wilhelm von Brandenburg als nächsten Erben. Seitdem nannten er und seine Nachfolger sich 80 Jahre lang Kurfürsten von Brandenburg und Herzoge von Preußen, bis das Herzogthum Preußen ein Königreich wurde.

§ 81.

Nicolaus Copernicus.

(Geb. 1473. † 1543.)

Preußen hat den Ruhm, den unsterblichen Mann hervorgebracht zu haben, der den Lauf der Himmelskörper zuerst richtig auffaßte, und dadurch alle Weisen des Alterthums von mehr als 5000 Jahren übertraf.

Nicolaus Copernicus ist dieser gefeierte Mann. Er wurde geboren zu Thorn den 19. Februar 1473; sein Vater war ein Edelmann aus der alten polnischen Stadt Krakau. Der Knabe studirte die alten Sprachen zu Thorn, dann die Medizin zu Krakau, am meisten sprachen ihn aber die Mathematik und Astronomie an, und deswegen reisete er 1496 nach Italien, um zu Bologna und Rom die größten Mathematiker zu hören. Zu Rom verweilte er lange, und hielt zuletzt selbst Vorlesungen über Mathematik zur allgemeinen Bewunderung. Als er ins Vaterland zurückkehrte, gab ihm der Bischof von Ermeland, seiner Mutter Bruder, eine Präbende am Dome zu Frauen-

burg. Als Domherr machte er es sich zur Regel, pünktlich seine Aemter in der Kirche zu erfüllen, und keinem armen Kranken seine ärztliche Hülfe zu weigern. In freien Stunden studirte er unaufhörlich, besonders seitdem es ihm zweifelhaft geworden war, ob die Erde wirklich stehe, und alle Himmelskörper sich in 24 Stunden um sie drehen, wie es den Augen scheint. Die Untersuchung kostete ihm 35 Jahre Studirens, und da sprach er in einem Werke, welches er dem Papste widmete, seine feste Ueberzeugung aus, daß die Sonne als Mittelpunkt der Planeten still stehe, und um sie in festgesetzten Entfernungen Merkur, Venus, die Erde, Mars, Jupiter und Saturn sich bewegen, die Erde also auch ein Planet sei, durch ihre Axendrehung in 24 Stunden Tag und Nacht bekomme, und auf ihrer Reise um die Sonne vom Monde begleitet werde; der Mond laufe um die Erde in 29 Tagen 12 Stunden. Im nämlichen Jahre, als Copernicus seine Entdeckung bekannt machte, starb er, und entging dem Streite, welchen sein Weltsystem, das copernicanische genannt, unter Gelehrten und Ungelehrten erweckte. Die meisten waren, wie bei einer so seltenen und aller Wahrnehmung scheinbar widersprechenden Entdeckung vorauszusehen, gegen die Wahrheit, sogar Ketzerei wollten sie darin finden, daß die Sonne still stehe, weil die Bibel von Bewegung, Auf- und Untergang der Sonne spreche, wie wir es im gewöhnlichen Leben noch immer thun, ohne deswegen die Wahrheit der Lehre des Copernicus zu bezweifeln.

Protestanten und Katholiken feindeten das copernicanische System an, und hielten noch lange das ptolomäische für einzig wahr, daß die Erde ruhe, und Sonne, Mond und Sterne in 24 Stunden um die Erde gehen. Erst mit der Zeit schwanden die Vorurtheile; man wies nach, daß die Behauptung des Domherrn von Frauenburg der heiligen Schrift nicht widerstreite, das copernicanische System ward natürlicher gefunden, erklärte leicht alle Erscheinungen am Himmel, führte zu richtigen Vorhersagungen der Finsternisse, und da wurde Copernicus von der Nachwelt gefeiert, und wird immer als einer der größten Geister gefeiert werden.

§ 82.

Polen und Rußland.

Von diesen beiden Staaten habe ich für den ersten Zeitraum der neuen Geschichte wenig zu sagen, weil sie in die Hauptbegebenheiten Europas nicht eingreifen.

Polen, sonst ein Wahlreich, schien eine erbliche Monarchie werden zu wollen, denn die Jagellonen, ein lange herrschendes Königshaus, nannten sich erbliche Könige. Nach dem Beispiele Preußens gründeten die Schwertbrüder ein besonders weltliches Herzogthum Curland und Semgallen unter Polens Schutze. Uebrigens war Polen damals ein gewaltiges Reich: es erstreckte sich von der Ostsee bis fast ans schwarze Meer, und es ist sehr zu bedauern, daß die ewigen bürgerlichen Unruhen seine Kräfte aufrieben.

Polen blieb während der Religionsumwälzung der katholischen Kirche treu, versagte jedoch andern christlichen Parteien die Aufnahme nicht. Zwei Italiener, Faustus und Lälius Socinus, gründeten in Mitte des 16. Jahrh. die Secte der Socinianer, welche alle Geheimnißlehren im Christenthum verwarfen, keine Wunder gelten ließen, und alles Uebernatürliche in der Religion figürlich erklärten. Insbesondere verwarfen sie die Dreifaltigkeit, also auch die Gottheit Christi, und hießen deswegen Antitrinitarier. Von Erbsünde, Erlösung, Gnade und Sacramenten war bei ihnen gar nicht Rede; ihre flache Religion war nichts, als Deismus, natürliche Religion. Sie gingen von der Thorheit und dem Wahne aus, daß man bei der göttlichen Offenbarung alles mit seinem endlichen Verstande müsse begreifen können, und überschätzten so sehr ihre eigenen Kräfte, daß sie um die göttlichen Gnadenmittel sich nicht kümmerten. Stolz war also der Grund ihrer Verirrungen. Ueberall verfolgt, von Katholiken und Protestanten verabscheut, fanden sie in Polen ruhige Wohnsitze und benahmen sich als ruhige Bürger. Noch jetzt sind Socinianer in Polen.

Als 1572 die Jagellonen ausstarben, rissen die polnischen Landboten das Wahlrecht wieder an sich; wir

wissen schon, daß Heinrich III. von Frankreich, ein Sohn der Katharina von Medicis, auf kurze Zeit, ehe er den französischen Thron bestieg, König von Polen war.

Die Russen unter Iwan Wasiliowitsch und seinen Nachfolgern eroberten fleißig, unterjochten die mächtigen Staaten Kasan und Astrachan, Nowgorod und andere, und nahmen Deutsche und Italiener in ihr Land auf, sogar Engländer, welche durch das nördliche Eismeer einen Seeweg nach Ostindien suchten. Durch die Fremdlinge kam einige Bildung unter die Russen, sie lernten Kanonen und Glocken gießen, und verschönerten ihre Hauptstadt Moskau durch prächtige Gebäude. Die Eroberungen gingen inzwischen immer voran: die Russen drangen ins nördliche Asien ein, und gewannen die Stadt Sibir, in der Gegend, wo jetzt Tobolsk liegt. Sibir steht nicht mehr, Sibirien hat aber von ihm den Namen. — An Meutereien fehlte es in Rußland auch nicht, ich übergehe sie aber, und bemerke nur, daß 1613 Michael Romanow, der Stifter des jetzigen Kaiserhauses, den Thron der Czaren bestieg.

IV. Die Italiener.

§ 83.

Rückblick.

Von Italien habe ich in den vorigen Abschnitten schon vieles erzählt. Aus der Geschichte Kaisers Karls V. wissen wir, wie Oesterreich und Frankreich um Neapel und Mailand stritten. Venedig und Genua behaupteten sich als Republiken, aber ihr Handel war gesunken, seitdem man Amerika und den Seeweg nach Ostindien gefunden hatte. In Florenz regierten die Medicis durch die Liebe des Volkes. In der Mitte Italiens war, wie noch jetzt, der Kirchenstaat, das weltliche Gebiet des Papstes. Von den Päpsten in der ersten Zeit der Religionstrennung habe ich erzählt,

zwei merkwürdige aus dem letzten Viertel des sechszehnten Jahrhunderts will ich noch nennen; der glänzenden italienischen Künstler und Gelehrten dieses Zeitraums werde ich beim Schlusse dieses Bandes erwähnen.

§ 84.

Der gregorianische Kalender.

(Seit 1582.)

Papst Gregor XIII. regierte 13 Jahre, von 1572—1585. Er hat sich einen Namen gemacht durch Einführung eines richtigeren Kalenders. Seit Julius Cäsar hatte man immer das vierte Jahr als Schaltjahr angesetzt, indem man glaubte, das Jahr sei genau 365 Tage und 6 Stunden lang. Nun fand man aber, daß dies zu viel war, denn die Frühlingsnachtgleiche war nicht mehr am 21. März, sondern schon am 11. März. Da entwarf Aloysius Lili, ein Arzt zu Verona, den Plan eines besseren Kalenders. Papst Gregor setzte eine Gesellschaft von Gelehrten nieder, und diese berechneten das Jahr zu 365 Tage, 5 Stunden, 49 Minuten und 12 Secunden, so daß alle 4 Jahre ein Schaltjahr sein müsse mit Ausnahme des hundertsten Jahres, jedoch so, daß das 4. hundertste Jahr ein Schaltjahr sei, z. B. das Jahr 1600 müsse ein Schaltjahr sein, 1700 aber, 1800 und 1900 ein gemeines Jahr, 2000 ein Schaltjahr. Die katholischen Monarchen nahmen 1577 den Vorschlag an, und das Jahr 1582 setzte der Papst fest, die verlornen 10 Tage überzuspringen: dies sollte im October geschehen, nach dem 4. October sollte man gleich den 15. October folgen lassen.

Die Protestanten wollten aber von dem neuen Kalender nichts wissen, weil er vom Papst kam, obschon sie seine Richtigkeit nicht anfechten konnten. Die Protestanten in Deutschland nahmen ihn jedoch 1700 unter dem Namen des verbesserten Reichskalenders an; England folgte im Jahre 1752, Schweden 1753. Nur die Russen

und überhaupt die Griechen halten noch am julianischen Kalender oder am alten Styl, und haben im Jahre 1700 und 1800 beidemal wieder einen Tag verloren, so daß sie jetzt schon 12 Tage im Datum hinter uns zurück sind: unser 27. August heißt in Rußland der 15. August.

§ 85.

Papst Sixtus V.

(1585—1590.)

Auf Gregor XIII. folgte Sixtus V., ein höchst eigenthümlicher Mann. Sein Vater Peretti war ein armer Bauersmann bei dem Flecken Montalto unweit Ancona, der den Knaben kaum ernähren konnte, und ihn deswegen mit 9 Jahren einem Pachter zum Schweinehirten aufdingte. Der junge Peretti fand aber einen höhern Trieb in sich, als Schweine zu hüten. Einmal kam ein Franciscaner, der auf dem Wege nach Ascoli sich verirrt hatte, bei demselben auf dem Felde vorüber, und ließ sich von ihm wieder auf den rechten Weg führen. Dieser entdeckte Geist in dem kleinen Felix — so hieß der junge Peretti — und nahm ihn mit Erlaubniß seines Vaters und seines Brodherrn mit sich in das Franciscanerkloster zu Ascoli, wo er als Küchenjunge kleine Arbeiten verrichtete, in den meisten Stunden des Tages aber den Wissenschaften oblag. Mit 13 Jahren trat er in die Ordensgesellschaft seiner Wohlthäter, verschlang gleichsam die alten Sprachen, Rhetorik, Philosophie und Theologie mit Heißhunger, und erfüllte alle seine Pflichten mit großer Pünktlichkeit. Dadurch erregte er den Neid vieler Ordensbrüder, die weder im Wissen, noch in der Sittenreinheit es ihm gleich thaten, und weil er nicht lassen konnte, immer ihren Sittenrichter zu machen, und im Disputiren ihre Unwissenheit aufzudecken, so haßten sie ihn, und grunzten zuweilen hinter ihm, um den Hochbegabten an die Beschäftigung in seiner Jugend zu erinnern. Dann nahm er den Stock, und sagte, er wolle den Grunzern ihre Tücke schon austreiben.

Die Kämpfe wurden oft so ernstlich, daß seine Obern ihn in ein anderes Kloster schicken mußten.

Als er die Doctorwürde erlangt hatte, lehrte er nach und nach fast in allen Städten Italiens. Zu Rom machte er auch als Prediger Aufsehen, und gewann die Freundschaft des h. Ignatius Loyola. Selbst der Papst beehrte ihn schon mit Aufträgen. Einmal begleitete er einen päpstlichen Legaten als Gesandtschaftstheolog nach Spanien, und predigte vor Philipp II. mit solchem Beifall, daß dieser ihn zu seinem Hofprediger wünschte. Pater Felix lehnte die Ehre aber ab. Nach seiner Rückkehr aus Spanien wurde er General der Franciscaner, Bischof, endlich im Jahre 1570 Cardinal. Nun ließ er seinen Familiennamen fahren, und nannte sich, der Sitte gemäß, von seinen Geburtsorte den Cardinal Montalto, nicht aus Hochmuth, denn solcher war fern von ihm. So pflegte er scherzweise zu sagen: „Natus sum casa illustri" (ich habe meine Geburt her von einem durchlauchtigen Hause), auf seines Vaters schlechtgedecktes Strohdach hindeutend. Er zog seine Verwandten nicht hervor, drängte sich nicht auf, im Collegium der Cardinäle den Herrn zu spielen, sondern lebte einsam, studirte, und that den Armen viel Gutes. Einmal verkaufte er sein Silbergeschirr, um noch mehr Almosen geben zu können. Als er 60 Jahr alt war, fing er an zu husten, ging an einem Stocke, und bezog ein Landhaus vor der Stadt, so erzählt man gewöhnlich.

Jetzt starb 1585 Papst Gregor XIII. Die Cardinäle im Conclave waren so getheilt, daß sie beschlossen, den schwindsüchtigen Bruder Felix zu wählen, der wohl nicht lange mehr leben werde. Ohne die Stimmen schriftlich zu sammeln, rief man ihn laut auf dem Wege der Adoration zum Papste aus, und er nahm den Namen Sixtus V. an. Rasch warf er seine Krücke weg, so versichert man weiter, obschon es durchaus nicht geschichtlich erwiesen ist, und schritt als kraftvoller Mann einher. Die Cardinäle stutzten, und einige machten Bemerkungen, ob auch bei der Wahl ein Versehen eingeschlichen sei. Sixtus sagte mit festem Tone: „Es ist alles in der Ordnung. Da Wir noch Cardinal waren, gingen Wir gebeugt einher, die Schlüssel des Him-

mels auf Erden zu suchen; jetzt, da Wir sie gefunden haben, blicken Wir zum Himmel auf, da Wir auf Erden nichts mehr nöthig haben"*).

Gleich beim Antritte seiner Regierung entwickelte er eine so ausgezeichnete Herrschergabe, daß kein Cardinal es wagte, sein Mitregent sein zu wollen. Sein bloßes Wort machte alle gehorchen, und wenn er im Zorne dabei seine Augen funkeln ließ, so bebte jeder. Der Herzog von Orsini, der früher des Cardinals Neffen hatte ermorden lassen, was dieser damals gar nicht gerächt hatte, kam jetzt ängstlich, dem neuen Papste Glück zu wünschen. Sixtus erwiderte: „So wie Wir dir alles verzeihen, was du dem Hause Peretti Böses zugefügt hast, so werden Wir doch nie vergeben, was du gegen Sixtus unternehmen möchtest. Geh, und entlaß auf der Stelle alle Banditen aus deinem Dienste. Geh, und gehorche." Der erschrockene Orsini gehorchte. und floh sogar aus dem Kirchenstaate.

Es war Gebrauch, daß der neue Papst an seinem Krönungstage Geld unter das Volk auswerfen ließ, und ein glänzendes Mahl gab. Sixtus unterließ beides, und befahl so viel Geld, wie dergleichen gekostet haben würde, unter die Hausarmen und die Hospitäler zu vertheilen, denn es war eben eine große Theurung in Rom.

Eben so wenig wollte er, daß an seinem Krönungstage die Verbrecher aus den Gefängnissen entlassen würden, wie es sonst Sitte war. „Gerechtigkeit ist noth — sagte er — nicht sträfliche Gnade! und damit man sehe, daß Gott Uns deswegen auf den Stuhl Petri erhoben habe, daß Wir die

---

*) Ueber diese üblich gewordene Darstellung äußert selbst ein Protestant: „Alle diese Züge beruhen auf der Annahme, daß Sixtus durch listige Verstellung Papst geworden sei, indem die Cardinäle ihn in der Erwartung, daß er nur noch kurze Zeit zu leben habe, und sich bei seiner großen Schwächlichkeit mit leichter Mühe leiten lassen werde, gewählt haben sollen. Aber diese ganze Erzählung ist höchst zweifelhaft. S. Ranke G. d. P. Bd. I. S. 443 u. Bd. III. S. 317. Ueberhaupt schreiben sich in dem Leben dieses Papstes viele Anekdoten aus einer sehr trüben Quelle, seiner Biographie von Leti, her, die aber nicht füglich alle weggelassen werden können, weil sie so bekannt sind, daß oft darauf angespielt wird."

Guten belohnen, und die Bösen bestrafen, so wollen Wir schlechterdings, daß an Unserm Krönungstage vier der ärgsten Verbrecher gehängt werden."

Bisher hatten die Banditen an einigen Großen selbst ihre Gönner gehabt, und in deren Solde jeden ermordet, der ihnen angewiesen war. Die vorigen Päpste hatten außer den gewöhnlichen Truppen noch 800 Corsikaner und viele Häscher in Sold genommen gegen die Banditen, aber nichts gegen sie ausgerichtet. Die Banditen plünderten Schlösser, Dörfer und Flecken, und warfen die ausgesandten Gerichtsdiener aus den Fenstern, ja sie brachten die Corsen und die Häscher wohl auf ihre Seite, und theilten mit ihnen den Raub. Sixtus verabschiedete alle Corsen und die Hälfte der Häscher, aber er setzte Preise auf die Köpfe der Banditen, und ächtete alle Großen, welche diesen Frevlern Schutz gewähren würden. Nun wurden Banditenköpfe in Menge eingebracht; Sixtus ließ sie an der Engelsburg und den Stadtthoren aufstecken. Einmal ging er durch die Stadt, und erblickte den Anführer der Landhäscher spazieren. Gleich ließ er ihn ins Gefängniß werfen, weil er spaziere, statt Raubmörder zu haschen; nach einigen Stunden aber gab er ihm die Freiheit wieder, unter dem Bedinge, daß er binnen 8 Tagen ein halbes Dutzend Banditen aufbringe. Noch vor Ablauf der Frist lieferte der geängstigte Mann vier lebendige Banditen und die Köpfe von drei getödteten, und erhielt eine goldene Kette zum Lohn.

Man glaubte, der Eifer des Papstes gegen die Banditen werde wohl bald erkalten, aber nein: er hatte noch kein Jahr auf dem Stuhle Petri gesessen, so war im Kirchenstaate kein Bandit mehr zu finden.

Eine eben so prompte Justiz übte Sixtus in jeder andern Rücksicht. Ein Bedienter hatte auf der Straße einen Juden geneckt, und demselben den Hut ins Wasser geworfen. Sixtus ließ den Bedienten auspeitschen, und von diesem Tage an hatten alle Juden in Rom Ruhe. — Ein Edelmann beging in Rom allerlei Frevel. Man zog ihn ein, er sagte aber, er sei aus Neapel, und daher den Gesetzen Roms nicht unterworfen. Sixtus entschied indessen, er solle gehängt werden durch einen neapolitanischen Strick.

Die Furcht vor der strengen Gerechtigkeit dieses trefflichen Papstes war so groß, daß noch lange nach seinem Tode Mütter zu ihren schreienden Kindern sagten: „Still, still, Sixtus kommt!“ Selbst der Pasquino*) hielt sich über die Strenge des Papstes auf, und erschien an einem Morgen reisefertig angekleidet. Marforio fragte ihn nach der Ursache. Er antwortete: „Ich ziehe aus Rom, dem Sixtus zu entfliehen, damit er mich nicht über das Ohr belange, welches ich in Gethsemane dem Malchus abgehauen habe.“ Sixtus hatte nämlich viele Verbrecher bestraft, welche unter den vorigen Regierungen begangen waren.

Als er eben den Stuhl Petri bestiegen hatte, glaubten einige Cardinäle ihm einen Dienst zu erweisen, daß sie seine Schwester, als eine Fürstinn gekleidet, ihm vorführten. Sie war sonst eine Wäscherinn gewesen. Sixtus kam hervor, betrachtete die Dame von Kopf bis zu den Füßen, sagte aber am Ende, er habe keine Schwester, welche dieser Dame gleich sehe, sondern eine, welche eine Wäscherinn sei. Hiermit kehrte er ihr den Rücken zu. Bald darauf wurde sie ihm in ihrer einfachen Kleidung vorgestellt. Da umarmte er sie, als seine rechte Schwester, und ernannte sie bald darauf zu einer Fürstinn. Auch hierüber witzelte der Pasquino: er erschien eines Morgens mit einem schmutzigen Hemde angethan. Als ihn Marforio nach der Ursache befragte, antwortete er: Meine Wäscherinn ist eine Fürstinn geworden.

Sixtus verdiente solche Spöttereien wahrlich nicht, denn er war ein Vater seines Volkes. Zur Zeit der Theuerung gab er den Armen Korn aus seinen Magazinen, den Handwerkern streckte er Geld vor, andern gab er Arbeit durch

---

*) Pasquino soll ein Schuster in Rom gewesen sein, der die politischen Kannegießer in seiner Werkstätte versammelte, über die Regierung zu lachen. Als er starb, wollten die lustigen Köpfe ihren Witz nicht zügeln, sondern klebten ihre Einfälle geschrieben an die Bildsäule eines römischen Gladiators, welche in einer Ecke des Palastes Orsini stand. Diese Statue hieß nun Pasquino. Gegenüber stand eine ähnliche Bildsäule, Marforio, an welche man Nachts Zettel anklebte, die Fragen enthalten, auf welche Pasquino antworten soll. Die Pasquille haben von dieser Sitte Roms den Namen.

große Werke, die er unternahm. Fünf neue Straßen wurden in Rom angelegt, der Vatikan erweitert, ein Hospital und eine Brücke gebaut: 6000 Arbeiter hatten 3 Jahre lang Brod durch die Anlegung einer neuen Wasserleitung, die 300,000 Goldscudi kostete, und 600 Arbeiter vollendeten in 22 Monaten die berühmte Kuppel der Peterskirche, an welcher fast 190 Jahre gebaut war. Dann machte er den Anfang, die pontinischen Sümpfe auszutrocknen, und gründete die vatikanische Bibliothek, eine der ersten in der Welt. Ja, so groß war seine Liebe für Wissenschaft und Kunst, daß er nach den ägyptischen Obelisken, die das alte Rom geziert hatten, graben ließ, und einige derselben wieder aufrichtete. Einer dieser Obelisken stand versteckt hinter der Sacristei der Peterskirche, aber halb in Schutt versunken. Der Baumeister Fontana unternahm es, ihn auf den Petersplatz zu stellen. Er schloß ihn in ein besonderes Gehäuse, damit er nicht zerbräche, und schaffte ihn dann durch die künstlichsten Maschinen an seinen Bestimmungsort; 800 Menschen und 140 Pferde wurden gebraucht, um die ungeheure Last in Bewegung zu setzen; oben saß Fontana, und gab mit einer Trompete das Zeichen zu den Bewegungen, und jeder Hub bewirkte ein Dröhnen, das dem Erdbeben und dem Rollen des fernen Donners glich, und fast 2 Monate dauerte die Arbeit.

Das Geld zu diesen großen Unternehmungen gewann Sixtus durch seine Ersparnisse. Er trug geflickte Hemde, nährte sich mit einfacher Kost, und hielt nur ein mäßiges Hofpersonal. So war es ihm möglich, bei seinen vielen Ausgaben noch einen Schatz von 5,000,000 Scudi (1 Scudi = $1\frac{2}{3}$ Rthlr.) in der Engelsburg niederzulegen, den seine Nachfolger aber nur im äußersten Nothfall angreifen sollten.

So viel that ein Mann in 5 Jahren. Ich führe dies nur als ein Beispiel statt vieler an, denn die Päpste dieses Zeitalters bis auf unsere Tage waren alle treffliche Fürsten: alt, der Welt abgestorben, dachten sie nur auf das Glück ihrer Unterthanen, auf das Wohl der Kirche und auf ihr baldiges Grab. Wie ganz anders erscheinen uns die meisten Könige dieses Zeitraums!

Sixtus begünstigte Philipp II. in seinem Kriege gegen Elisabeth von England, und sandte der unglücklichen Maria Stuart das h. Sacrament in ihren Kerker, aber er verbot alle Pasquille auf Elisabeth bei Galeerenstrafe, er, der Pasquille auf seine eigene Person duldete. Eben so sprach er Heinrich IV. von Frankreich gern von dem Kirchenbanne los, und erkannte ihn als rechtmäßigen König an, da derselbe die katholische Religion annahm, und der Kirche in Frankreich den Frieden gab; das Edict von Nantes, welches den Hugenotten freie Religionsübung und Genuß aller bürgerlichen Rechte zusicherte, störte das gute Vernehmen zwischen Sixtus und Heinrich nicht.

Sixtus erlag bald den Schwächen des Alters und seinen vielen Arbeiten. Nur 5 Jahre hat er den Stuhl Petri besessen. Er arbeitete bis an sein Ende, und wollte, wie Vespasian, stehend sterben. Friedrich der Große und Maria Theresia in späterer Zeit theilten mit ihm diese Gesinnung. Das römische Volk jubelte über seinen Tod, unweise genug: große Männer, wie Sixtus V., werden erst von der Nachwelt gefeiert.

Als Merkwürdigkeit führen wir noch an, daß die Zahl 5 in seinem Leben vorherrschend ist: unter den Päpsten mit Namen Sixtus war er der Fünfte; er errichtete im Ganzen 5 Obelisken, baute 5 Straßen und 5 Brücken, ließ im Staatsschatze 5 Millionen Scudi zurück, er war Papst 5 Jahre, 5 Monate und 5 Tage.

§ 86.

Das Jubiläum im Jahre 1600.

Zehn Jahre nach dem Tode des trefflichen Sixtus V. verkündigte Papst Clemens VIII. das übliche Jubiläum für das Jahr 1600, und es war wirklich ein Fest des Jubels für die Kirche. Im Verlaufe des Jahres erschienen zu Rom wohl drei Millionen Pilger, unter ihnen Personen des ersten Ranges, z. B. Maximilian I., Herzog von Bayern, als gemeiner Pilger gekleidet, der Herzog von Bar,

der Herzog von Parma, der Cardinal Andreas von Oesterreich. Die Neugier zog sogar viele Protestanten und Muhammedaner nach Rom zu dem großen Feste der ganzen katholischen Welt. Sie sahen, mit welcher freundlichen Liebe nicht nur Cardinäle die Fremden aufnahmen, sondern wie selbst der Papst im Purpur den Armen die Füße wusch, für ihre Erquickung väterlich sorgte, ihnen die Speisen reichte, allen freundlich zusprach, und wie ein Dorfpfarrer Beichten hörte. Durch diesen Anblick wurden viele Türken gerührt, begehrten die h. Taufe, und erhielten sie. Viele Protestanten, welche zugegen waren, erkannten, daß der römische Papst nicht der sei, wie ihre Prediger ihn nennten, und kehrten zur katholischen Kirche zurück. Unter diesen war Stephan Calvin, ein Vetter des berüchtigten französischen und schweizerischen sogenannten Reformators Johann Calvin. Clemens VIII. selbst ertheilte ihm das Sacrament der h. Firmung, und behandelte ihn wie seinen Sohn. Stephan Calvin trat nachher in den Orden der Carmeliter-Barfüßer, und starb im Rufe der Heiligkeit.

Ueberhaupt kehrten im 17. Jahrhundert viele wichtige Personen von der protestantischen Religion zur katholischen zurück, z. B. die Königinn Christina von Schweden, Karl II. und Jakob II., Könige von England (von ihnen wird noch ausführlicher die Rede sein), die fürstlichen Häuser Pfalz-Neuburg und Pfalz-Sulzbach, der Herzog von Hessen-Rheinfels, nebst andern Grafen, Fürsten und Herzogen, selbst der Kurfürst von Sachsen, August II. und seine ganze Familie.

§ 87.

Neue Klosterorden.

Verlor die Kirche in dieser Periode manche Mitglieder, deren Ausscheidung kein wahrer Verlust war, so blüheten dagegen in ihrem Schooße neue rüstige Arbeiter auf, die nach andern Gegenden die Kirche herrlich erweiterten. Die Jesuiten habe ich schon genannt, auch die barmherzigen

Brüder. Den Artikel Italien kann ich nicht schließen, ohne einiger andern Söhne der Kirche zu erwähnen, welche neue Schulen des Evangeliums eröffneten.

Der h. Cajetanus von Thiena, zu Vicenza im Venetianischen geboren, hieß schon in zarter Jugend ein Heiliger. Nachdem er zu Padua Doctor beider Rechte geworden, ging er nach Rom, ward Priester, legte auf eigene Kosten Hospitäler an, und diente den Pestkranken mit eigenen Händen. Wegen seines Eifers in der Seelsorge hieß er zu Rom der Seelenjäger. Damals entwarf Peter Carafa, Bischof von Theate (nachher Papst Paulus IV.), den Plan eines Mendikantenordens, der die Almosen nicht selbst sammelte, sondern von den Gaben lebte, welche die Gläubigen aus sich brächten. Der h. Cajetanus mit noch zwei anderen frommen Priestern traten dessen Plane bei, und alle vier legten vor dem Hochaltar der Peterskirche ihre Ordensgelübde ab. Der neue Orden der Theatiner wurde am 24. Juni 1524 vom Papste bestätiget unter dem Namen regulärer Geistlichen. Die Mitglieder des Ordens legten die gewöhnlichen drei Ordensgelübde ab, trugen die Kleidung der Weltpriester, lebten unter einem Obern, der alle drei Jahre erneuert, und Probst genannt wurde, und theilten ihre ganze Zeit zwischen Seelsorge und Gebet. Ihr zweiter Probst war der h. Cajetanus selbst, der den Orden durch seinen evangelischen Sinn zu einer noch größeren Blüthe brachte. Als Karl von Bourbon's Truppen Rom verheerten, sollte er sein Geld heraus geben, aber längst hatten dasselbe die Hände der Armen zu den Schätzen des Himmels getragen. Der h. Cajetanus litt deshalb Schläge, Folter und Gefängniß mit heldenmüthiger Geduld. Zuweilen mangelte auch seinen Ordensbrüdern das tägliche Brod, aber er verließ sich immer auf denjenigen, der die Vögel in der Luft nährt, ging von seiner Ordensregel nicht ab, und in der größten Noth erhielt sein Kloster immer Hülfe, wie durch ein Wunder der göttlichen Allmacht. Der h. Cajetanus beförderte in seinem Orden den Glanz des Gottesdienstes, den öftern und würdigern Empfang der h. Sacramente, und betete täglich acht Stunden. Er selbst züchtigte seinen Körper durch tägliche Abtödtungen, und

nichts vermochte ihn, von seiner Strenge abzulassen, da er betheuerte, in Sack und Asche sterben zu wollen. Er verschied endlich 1547 zu Neapel vor Gram, da er sah, daß Gott durch einen Aufstand des Volkes gegen die Landesobrigkeit beleidiget werde. Zu Neapel ist auch das Grab des h. Cajetanus in der Pauluskirche. Eine besondere Zierde des Theatinerordens wurde der h. Andreas Avellinus, geboren 1520, gestorben 1608.

Der h. Philippus Nerius, zu Florenz 1515 von frommen und vornehmen Eltern geboren, gab von Jugend auf keine dunkele Vorzeichen seiner künftigen Heiligkeit. Er bewies die größte Ehrerbietung und den willigsten Gehorsam gegen seine Eltern, und war so milde gegen Andere, daß man ihn Pippo den Guten nannte. Das Gebet und die Anhörung des Wortes Gottes machte ihm die höchste Freude. Einmal zerriß er ein Blatt, worauf seine Ahnen verzeichnet waren, mit den Worten: „Nur zu denjenigen, welche in dem Buche des Lebens geschrieben stehen, mag ich gezählt werden.“ Als Jüngling entsagte er der Erbschaft eines reichen Oheims, und ging nach Rom, sich der Philosophie und Theologie zu widmen, und so sehr tödtete er sich ab, daß er oft in drei Tagen nichts aß, und selten genoß er andere Lebensmittel, als Brod. Auch hielt er oft geistliche Nachtwachen, und besuchte nüchtern die 7 Hauptkirchen der Stadt. Mit schönen Geistesanlagen verband er gediegene Kenntnisse, so daß man ihn mit dem berühmten Pico von Mirandolo verglich, und man nannte ihn, wie einst in Florenz, so jetzt in Rom den Guten. Er war auch Dichter, doch befahl er aus Bescheidenheit, seine Gedichte vor seinem Tode zu verbrennen. Priester wurde er nur aus Gehorsam, und als solcher war die Seesorge sein Hauptgeschäft. Beichten zu hören, täglich seinen Beichtkindern zu predigen, sie zur nächsten h. Communion vorzubereiten, dieses war das Tagewerk des Heiligen, und da er dasselbe bis zum letzten Tage seines Lebens fortsetzte, so hat er Christo zahllose Seelen gewonnen. Deswegen nannte ihn der h. Ignatius die Glocke, rufe ja auch diese in das Haus Gottes, und er behauptete, allein von Philipp begleitet, unternehme er es, die ganze Welt zu bekehren. Auch stiftete Nerius eine besondere

Ordenscongregation, das Oratorium, von Papst Gregorius XIII. im J. 1575 bestätigt, deren Hauptzweck war, durch eine tägliche Predigt und durch unablässige Betstunden (woher der Name) das Volk zu erbauen. Der h. Stifter war auch ein Held der Nächstenliebe. Verschämten Armen brachte er Nachts Brod in's Haus, er verkaufte seine Bücher, um den Erlös den Dürftigen auszutheilen, und stiftete die Bruderschaft von der h. Dreifaltigkeit für arme Pilger und Genesende. Unbilde ertrug er mit Geduld, und sprach nur: „Ich muß Gott für euch bitten." Aus Demuth vermied er alle Ehre, und kirchliche Würden, die ihm wiederholt angetragen wurden, schlug er auf das standhafteste aus. Sein Grundsatz lag in den Worten des h. Augustinus:

Spernere mundum,
Spernere neminem,
Spernere seipsum,
Spernere se sperni.

(Das heißt: die Welt verachten, niemand verachten, sich selbst verachten, verachtet zu werden verachten. Ein Schatz christlicher Weisheit ist in diesen Worten enthalten.) Der h. Philippus Nerius hielt als Greis von 80 Jahren am Frohnleichnamsfeste 1595, den 26. Mai noch mit größter Freudigkeit des Geistes die h. Messe, erfüllte die übrigen Arbeiten seiner Congregation für diesen Tag, und legte sich dann zum Sterben nieder, gegen Mitternacht, in der Stunde, welche er vorhergesagt hatte. Das Oratorium, seine Stiftung, hat der Kirche viele würdige Söhne und Arbeiter im Weinberge des Herrn erzogen. Im h. Philippus Nerius muß man einen Reformator im eigentlichen und schönsten Sinne des Wortes verehren, er riß nicht nieder, wie jene, die man Reformatoren zu nennen pflegt, er verbesserte und baute neu auf, er ließ sich nicht von Leidenschaften hinreissen, sondern von der Pflicht und von der Tugend bestimmen, und bevor er die Verbesserung Anderer begann, hatte er die Verbesserung seiner selbst beendigt.

Der h. Camillus von Lellis, ein Schüler, Geistesverwandter und geistlicher Sohn von Philippus Nerius, wurde 1549 in Italien geboren, verlor früh seine Eltern,

und gerieth bald auf die Lasterbahn, besonders in die Leidenschaft des Spieles. Um ungebunden leben zu können, wurde er Soldat, sobald er nur eben das erforderliche Alter hatte, folgte wild seinen Begierden, die ihn von einer Sünde zur andern führten, und so befleckte er sein Herz mit den schändlichsten Lastern. Ein bösartiges Geschwür an den Füßen machte ihn endlich, da er 25 Jahre alt war, zum Kriegesdienste untauglich. Nun ging er in sich, setzte allen seinen Vergehen ein Ziel, und bat zweimal, in den eben gestifteten Kapuzinerorden aufgenommen zu werden; aber beide Mal mußte er ihn wieder verlassen, weil die rauhe Kleidung sein Geschwür öffnete, und ihn der Gefahr aussetzte, den Fuß zu verlieren. Er ging nach Rom, und wurde in ein Hospital der Unheilbaren aufgenommen. Hier diente er mit unbeschreiblicher Demuth, Freundlichkeit und Geduld anderen Kranken, so viel sein eigenes Leiden es erlaubte, und man wählte ihn bald zum Vorsteher des Hospitals. Camillus fuhr fort, die Zimmer der Kranken zu reinigen, ihre Betten zuzurichten, ihre Geschwüre zu verbinden. Um auch kranken Seelen nützlicher werden zu können, befähigte er sich noch mit 32 Jahren in einer Schule zur Priesterweihe, und verband sich mit einigen andern Priestern zu einem Hospitalorden, der 1585 vom Papste Sixtus V. bestätigt wurde. Der ehrwürdige Stifter lebte bis 1614, da starb er nach 5 langen und schweren Krankheiten, die er Erbarmungen Gottes zu nennen pflegte.

Der h. Joseph von Kalasanz, 1556 zu Peralta in Arragonien aus einer edeln Familie geboren, wurde in der Furcht Gottes sehr sorgfaltig erzogen, machte große Fortschritte in den Wissenschaften, und hatte früh eine Vorliebe für den geistlichen Stand. Aber daß er Priester würde, war ganz gegen den Willen seines Vaters, bis er in eine schwere Krankheit fiel; da sagte er zu seinem Vater, er glaube genesen zu können, wenn seinem Vorhaben kein ferneres Hinderniß in den Weg gelegt werde. Diesem Winke Gottes gab der Vater nach, der Sohn genas, und wurde bald Priester. Erst diente er nun verschiedenen Bischöfen in der Seelsorge, zuletzt ging er nach Rom, und während der Pestzeit schloß er sich an den h. Camillus von Lellis an, diente

den Sterbenden, und begrub die Todten. Da endlich die Pest nachließ, waren viele arme Kinder der Stadt verwaiset, und füllten nun die Straßen, ohne Erziehung, ohne Unterricht. Zum Heile dieser verlassenen Kleinen eröffnete der h. Joseph von Kalasanz mit drei Genossen zu Ende des Jahres 1597 unter Genehmigung des Papstes eine öffentliche Schule zum unentgeltlichen Unterrichte armer Kinder, ja er stiftete zu diesem Zwecke sogar eine geistliche Ordensgesellschaft, deren Mitglieder man Väter der frommen Schulen (Patres piarum scholarum) daher auch Piaristen nennt. Der h. Stifter hatte mit vielen Hindernissen zu kämpfen. Gleich anfangs wurde seine Schule verlästert, so daß der Papst zwei Cardinäle mit der Untersuchung beauftragte, die natürlich zu des Heiligen Rechtfertigung ausfiel. Dennoch hörte man nicht auf, ihn zu verfolgen, einmal wurde er als Greis von 86 Jahren bei hellem Tage durch Schergen noch ins Gefängniß geführt. Er starb an gänzlicher Entkräftung den 27. August 1648, da er schon 92 Jahre alt war. Der Piaristenorden ist 1621 bestätigt.

Die h. Theresia wurde 1515 zu Avila in Spanien von vornehmen Eltern geboren, und sorgfältig erzogen. Mit 6 Jahren las sie schon gern das Leben der Märtyrer, und war die Rede von den Höllenstrafen oder Himmelsfreuden, so wiederholte sie ergriffen immer die Worte: In Ewigkeit! In Ewigkeit! Ihre unvorsichtige Mutter gab ihr aber später auch Romane in die Hände. Dazu kam, daß einige freche Vettern und eine leichtfertige alte Base das Haus besuchten. Nun fing Theresia an, der Eitelkeit zu dienen, und verwilderte so sehr, daß ihr braver Vater Anlaß nahm, sie zur Erziehung in ein Nonnenkloster zu schicken. Hier war sie anderthalb Jahre, ihr besserer Sinn erwachte, und als eine schwere Krankheit sie wieder ins väterliche Haus brachte, leitete ein frommer Oheim sie zum Lesen der h. Väter an. Nun wurde sie von der Eitelkeit der Welt überzeugt, und trat in den Carmeliterorden. Im Kloster war sie fast immer kränklich; anfangs wurde sie gelähmt, erst nach drei schmerzlichen Jahren konnte sie wieder mit Krücken gehen. Im Guten war sie noch lau, bis einmal der Anblick

eines Crucifixes, das man während ihrer Abwesenheit in ihre Zelle gestellt hatte, sie tief erschütterte durch die Betrachtung, was Jesus für uns gelitten habe. Von Stunde an gab sie sich ganz dem Willen Gottes und den Werken der Nächstenliebe hin. Sie verbesserte den Carmeliterorden, stiftete und reformirte mehr als 60 Manns- und Frauenklöster, und leuchtete in der ganzen christlichen Welt durch ihre trefflichen ascetischen Schriften, die alle eine ungemeine Tiefe des Geistes und Gemüthes verrathen; mit Priestern und Bischöfen, Staatsräthen und Königen wechselte sie Briefe, weil sie von allen Seiten in geistlichen Sachen um Rath gefragt wurde. Anderer Seits hatte sie immer zu leiden, und litt gern. Ihre vierzigjährige Kränklichkeit und ihre vielen Verfolgungen hielt sie für eine süße Bürde. Einmal wurde sie in den Kerker geworfen, aus welchem sie die Worte schrieb: Wehe uns allen an dem Tage, da es uns am Kreuze fehlen wird! In aller Trübsal pflegte sie noch um mehr Leiden zu bitten und zu sagen. Herr, leiden oder sterben! (Domine, aut pati aut mori!) Darum liebte sie auch ihre Beleidiger am meisten. Als die Quelle aller ihrer Gnaden sah sie außer den h. Sacramenten das innerliche Gebet an, und empfahl dasselbe nebst fleißiger Handarbeit und gewissenhafter Armuth ihrem Orden angelegentlichst. Die Heilige starb in der Nacht zwischen dem 14. und 15. October 1582, gerade in dem Zeitpunkte, den Gregorius XIII. bestimmt hatte, die 10 Tage zur Verbesserung des Kalenders wegzuwerfen, und Gregorius XV. schrieb ihren Namen in's Verzeichniß der Heiligen.

Ein Zeitgenosse der h. Theresia und lange ihr geistlicher Führer war der h. Petrus von Alcantara, 1499 an der Gränze Portugals in Spanien von edeln Eltern geboren. Nach Vollendung seiner Studien trat er mit 16 Jahren in den Franciscanerorden, und zeigte einen so festen Charakter, daß er mit 20 Jahren, obschon er noch nicht Priester war, Guardian eines neuen Klosters werden mußte. Mit 39 Jahren ward er Provinzial, und da er als solcher den Verfall seines Ordens in Spanien genau kennen lernte, stiftete er eine besondere Congregation der Franciscaner, Alcantariner nach ihm genannt, die strengsten aller Fran-

ciscaner, die nicht Fleisch und Wein genießen, und alle freie Zeit dem Gebete widmen. Sie sind vom Papste bestätigt, und haben in der ganzen Christenheit 300 Klöster gewonnen. Der Stifter dieses strengen Ordens wurde an den portugiesischen Hof berufen, aber er war nicht zu bewegen, zu bleiben, und der Beichtvater hoher Standespersonen zu werden. Die h. Theresia sagt, er sei immer heiter, aber in sich gekehrt gewesen, und habe nicht gesprochen, als wenn er gefragt sei. Er starb den 18. October 1562, also 20 Jahre früher, als die h. Theresia. Die Kirche feiert sein Andenken den 19. October.

VIII. Fortsetzung von den Deutschen.

§ 88.

Kaiser Ferdinand I.

(1556—1564.)

Wir wenden uns wieder nach Deutschland — da eröffnet sich bald der letzte traurige Auftritt der Religionskriege, welche in diesem Zeitraume Europa unglücklich gemacht haben.

Als Kaiser Karl V. die Regierung niederlegte, folgte ihm in Deutschland sein Bruder Ferdinand I., in Spanien sein Sohn Philipp II., wie schon gesagt ist. Ferdinand war ein guter Herrscher, das rühmen Katholiken und Protestanten von ihm. Obgleich mit ganzer Seele Katholik, hielt er doch den Religionsfrieden pünktlich, und drückte die Protestanten in keiner Weise. Die Krönung zu Rom suchte er nicht nach, und auch kein römisch-deutscher Kaiser nach ihm hat sich vom Papste mehr krönen lassen, obgleich Sixtus V. zu Rom einen besonderen kaiserlichen Krönungspalast bauen ließ. Daher kam es, daß die folgenden Kaiser sich immer erwählter römischer Kaiser nennen ließen.

Obgleich aber Ferdinand den äußern Religionsfrieden aufrecht erhielt, so konnte er doch die Gemüther nicht ver-

einigen. Wo sich Katholiken und Lutheraner auf der Straße begegneten, da verriethen wenigstens die Blicke, wie sehr sie sich haßten. Sogar durch die Kleidung suchten sie sich zu unterscheiden.

Aber unter den Protestanten selbst wurden auch die Trennungen immer ärgerlicher. Selbst die Lutheraner in Deutschland zerfielen in Parteien. Kaum war der strenge Luther todt, so erklärte Melanchthon, die in dem kaiserlichen Interim enthaltenen Dinge seien gleichgültige Punkte (Adiaphora), z. B. die Messe, die guten Werke, die Freiheit des Willens, das Ansehen der allgemeinen Kirche, u. s. w. Die strengen Lutheraner aber nannten alles dieses Heidenthum, Teufelswerk, und schalten die Anhänger Melanchthons Adiaphoristen. Der abgesetzte Kurfürst von Sachsen, Johann Friedrich, hatte Söhne hinterlassen, welche der strengen Lehre Luthers ergeben, zum Schutze derselben eine neue Universität in ihrem Gebiete zu Jena errichteten, und Melanchthon sogar dahin beriefen, um ihn auf ihre Seite zu ziehen. Die Dankbarkeit für das Fürstenhaus, dem er ehemals als Unterthan angehörte, zog ihn nach Jena, und eine Vorliebe für Luthers Universität und der bittende Kurfürst August, Moritzens Sohn, hielten ihn zu Wittenberg zurück. Dieser Gewissensfall wollte ihm fast das Herz zerdrücken, und die vielfache Kirchentrennung betrübte ihn nicht minder. Wäre er kräftig genug gewesen, so hätte er gern alle Parteien zur Einheit des Glaubens zurückgeführt. Seiner Thränen war kein Ende, bis der Tod 1560 ihn zur Ruhe brachte. Einmal hatte ihn seine fromme alte Mutter gefragt, ob sie nicht zu der neuen Religion übergehen solle; er antwortete: In der neuen Religion ist besser zu leben, aber in der alten besser zu sterben, worauf die Mutter katholisch blieb. Auch soll er noch auf dem Sterbebette erklärt haben, die katholische Religion sei die sicherste.

Nach Melanchthons Tode wurde der Streit unter den strengen und gelinden Lutheranern noch ärger. Weil Georgius Major zu Jena lehrte, daß die guten Werke zur Seligkeit nutzen, so lehrten Flacius und Amsdorffius, daß sie zur Seligkeit schaden. Weil Strigelius lehrte, der freie Wille des Menschen müsse bei der Rechtfertigung mit-

wirken, so nannte Flacius den menschlichen Willen einen Sclaven. Osiander zu Königsberg sagte, wir würden gerecht durch Jesu Gerechtigkeit in seiner Gottheit; aber Stankarus lehrte, durch Jesu Gerechtigkeit in seiner Menschheit. Die Herren stritten oft um Worte, der eine verketzerte den andern, und das Volk wußte nicht, woran es war. Die Spitzfindigkeiten der damaligen lutherischen Theologen, auch die Neigung vieler zum Calvinismus, war ein Hauptgrund, daß wenig Katholiken mehr zu dem neuen Glauben übertraten. Außerdem hatten die Jesuiten, besonders im südlichen Deutschland, in Bayern und Oesterreich, eine gründlichere Religionskenntniß verbreitet, und die Blößen des Protestantismus gehörig aufgedeckt. Die gelinden Lutheraner wurden von den strengen nicht anders, als Synkretisten, Kryptocalvinisten, Philippisten und Pelagianer betitelt, und gaben ihren Gegnern ähnliche Ketzernamen zurück.

Ferdinand I. starb am 25. Juli 1564, und sein ältester Sohn erbte durch die Wahl der Kurfürsten den deutschen Kaiserthron.

§ 89.

Maximilian II.

(1564—1576.)

Maximilian II., der Sohn des vorigen Kaisers, hat 12 Jahre den deutschen Kaiserthron geziert. Er duldete in seiner Residenzstadt Wien keinen andern Gottesdienst, als den katholischen, aber den Großen seiner Erbstaaten erlaubte er, wenn sie wollten, lutherische Kirchen zu errichten. Von dieser Erlaubniß wurde jedoch nicht viel Gebrauch gemacht, weil die Unterthanen des Kaisers in Oesterreich, Ungarn und Böhmen den neuen Religionsmeinungen eben nicht hold waren.

Unter Maximilians Regierung ereignete sich die Pariser Bluthochzeit, die Einkerkerung der armen Maria Stuart und der Abfall der Niederlande von der spanischen Regierung.

Philipp II. ließ seinem Vetter, dem Kaiser, vorstellen, welchen bösen Rückhalt die Geusen in den Niederlanden daran haben würden, daß sie sich auf des Kaisers Beispiel steifen könnten. Maximilian achtete auf diese Vorstellungen nicht, und fuhr fort, die Glaubensmeinungen seiner Unterthanen ungekränkt zu lassen. Von den deutschen Protestanten, die eigensinnige Zänker und theologische Despoten geworden waren, hatte der Staat nichts zu befürchten. Die Jesuiten bewirkten sogar, daß viele Protestanten zur katholischen Religion zurückkehrten, und viele deutsche Fürsten den Protestantismus in ihren Ländern wieder abschafften. Böhmen besonders, die Wiege der religiösen Unruhen für Deutschland, welches im 15. Jahrhundert für seinen Huß so fanatisch stritt, ist jetzt, im 19. Jahrhundert, ein Land der katholischen Religion, treu, wie wenige deutsche Länder. Indessen bedienten sich die Fürsten, besonders unter Maximilians Regierung, aus politischen Gründen nicht selten eines Mittels, woraus der katholischen Kirche großer Schade erwuchs. Sie ließen vom Domcapitel einen Prinzen ihres Hauses zum Administrator ernennen, oder setzten ihn auch wohl ohne Umstände ein. Wurde nun der Administrator wirklicher Herrscher, so vereinigte er die Regierung des Bisthums für immer mit der Landesregierung, und um den geistlichen Vorbehalt kümmerten sich die Protestanten nicht. So gingen die Bisthümer Merseburg, Naumburg, Meissen, Havelberg, Brandenburg, Lebus, Kamin, Schwerin und Ratzeburg für die katholische Kirche verloren; den Erzbisthümern Magdeburg und Bremen, wie den Bisthümern Verden, Lübeck, Osnabrück, Minden und Halberstadt standen bereits protestantische Bischöfe vor, und diese Länder fanden unter Maximilians Nachfolger dasselbe Schicksal wie die vorgenannten Bisthümer. Auch waren, das Haus Oesterreich und der Herzog von Bayern und von Cleve ausgenommen, die bedeutendsten Reichsfürsten protestantisch. — Maximilians Stände beschwerten sich noch, daß die Jesuiten so mächtig um sich griffen, und forderten deren Vertreibung. Aber Maximilian sagte: „Erst die Türken!"

Den Türken hatte Ferdinand, Maximilians Vater, seit 1562 jährlich 30,000 Dukaten Tribut bezahlt, zur Schande

der Deutschen. Maximilian wollte den Tribut lieber mit den Waffen entrichten, und zog 1566 persönlich gegen die Türken. Auch im folgenden Jahre wurde der Krieg fortgesetzt, und am Ende ein neuer Friede geschlossen, der dahin lautete, daß vorläufig jeder behalten sollte, was er in Händen hätte. Ein rechter Friede war es also nicht, sondern nur ein Waffenstillstand.

In Deutschland war es im Ganzen ruhig, nur daß die entlassenen Soldaten in Friedenszeiten gewöhnlich ein Räuberleben führten. Wie konnte man auch von Söldnern, woraus jetzt die Truppen bestanden, ein ehrenhaftes Verfahren erwarten? — Selbst das Faustrecht wollte noch nicht ganz aussterben, wie folgende Geschichte beweiset.

§ 90.

Wilhelm von Grumbach.

(† 1595.)

Ein fränkischer Reichsritter, Wilhelm von Grumbach, ein Raubgenosse des Albrecht von Culmbach, spottete des ewigen Landfriedens, befehdete den Bischof von Würzburg, mit Namen Zobel, und ließ ihn in seiner eigenen Residenz Würzburg durch Meuchelmörder (15. April 1558) erschießen. Am 4. October 1563 überrumpelte Grumbach die Stadt Würzburg, und nöthigte den Bischof Friedrich zu einem Vergleiche.

Das Reichskammergericht sprach die Acht über den Frevler aus. Da flüchtete er zu dem Herzoge Johann Friedrich von Sachsen-Gotha, dem ältesten Sohne des sächsischen Kurfürsten Johann Friedrich, der, wie wir wissen, nach der Schlacht bei Mühlberg seine Kur an seinen Vetter Moritz hatte abtreten müssen. Grumbach spiegelte dem schwachen Herzoge vor, wie er ihm das Kurfürstenthum wieder verschaffen werde, wie er mit der protestantischen Reichsritterschaft verbunden sei, und sogar aus Frankreich Hülfe zu erwarten habe. Johann Friedrich ließ sich täuschen, nahm

ohne Bedenken den Titel eines Kurfürsten von Sachsen wieder an, und die Astrologen weissagten ihm sogar, er werde bald zum Kaiser ausgerufen werden. (Selbst Grumbach bekannte nachher, jedoch auf der Folter, daß man diese Absicht mit Johann Friedrich gehabt habe.)

Der nächste Reichstag 1566 ermahnte ihn, den geächteten Grumbach zu entlassen, wenn er nicht selbst in dessen Strafe verfallen wolle. Umsonst! Er ließ sich sogar einen ganzen Winter lang in Gotha von der Reichs-Executionsarmee belagern, bis seine eigenen Truppen gegen ihn auftraten, und den Belagerern die Thore von Gotha öffneten.

Der Herzog wurde nun seiner Herrschaft und Freiheit verlustig erklärt, und nach Wien gebracht. Hier ward er, einen Strohhut auf dem Kopf, durch die Straßen gefahren, und dann auf eine österreichische Festung gesetzt. Ganze 28 Jahre vertrauerte er als Gefangener; seine Gemahlinn Elisabeth, eine Prinzessinn von der Pfalz, theilte freiwillig sein Loos bis an ihren Tod, welcher ein Jahr vor dem seinigen, 1594, erfolgte. Sein Bruder Johann Wilhelm erhielt das kleine Herzogthum wieder.

Grumbach's Schicksal war noch viel härter. Er wurde geviertheilt, und während die Pferde an seinen Gliedern zerrten, schnitt der Scharfrichter ihm den Bauch auf, riß sein Herz heraus, und schlug es ihm in's Gesicht mit den Worten: „Da, Grumbach, sieh dein falsches Herz!" Die Mitschuldigen Grumbach's, unter denen auch der gothaische Kanzler Brück, wurden theils enthauptet, theils gehängt. Seit dieser schrecklichen Begebenheit hat man von dem Faustrechte in Deutschland nichts weiter verspürt.

§ 91.

Die Concordienformel und der Heidelberger Katechismus.

Eben jener Kurfürst August von Sachsen, welcher die Executionsarmee gegen Johann Friedrich von Gotha anführte, ist auch berühmt durch sein Streben, die Lehre

Luther's in Deutschland gegen den heimlichen Calvinismus sicher zu stellen. Von den Entzweiungen der Protestanten in dieser Zeit haben wir oben schon gesprochen. Jakob Andreä, Kanzler der Universität Tübingen, gab sich unbeschreibliche Mühe, die getrennten Meinungen wieder zu einigen, und scheute weder Kosten, noch beschwerliche Reisen von einer Partei zur andern. Kurfürst August bewirkte demnach 1574 auf einem Landtage zu Torgau die Unterzeichnung der Torgauer Artikel, welche Luther's reine Lehre enthalten sollten. Gegen diese Schrift kamen viele Gutachten und Formeln ein, viele und lange Versammlungen wurden an verschiedenen Orten gehalten, bis endlich 12 Theologen im Kloster Bergen bei Magdeburg eine Formel der Einigung (Formula concordiae), gewöhnlich Concordienformel genannt, im J. 1577 unterzeichneten. Die berühmtesten Arbeiter an diesem Werke sind Martinus Chemnicius, Nicolaus Selneccerus, Andreas Musculus, Christophorus Cornerus und David Chytraeus unter der Aufsicht des Jacobus Andreae*). Im J. 1580 ließ Kurfürst August die Concordienformel gedruckt erscheinen, und schrieb sie allen Predigern seines Landes als Glaubensregel oder symbolisches Buch vor; auch das Herzogthum Sachsen, Würtemberg, Braunschweig-Lüneburg und Mecklenburg nahmen die Concordienformel an, deren Abfassung dem Kurfürsten August 80,000 Thaler gekostet haben soll. Die übrigen lutherischen Staaten wollten sich von dem Kurfürsten Sachsens den Glauben nicht vorschreiben lassen, und erklärten, die Concordienformel sei eine Concordia discors (eine uneinige Vereinigung) und enthalte nichts, als ein lateinisches, griechisches und hebräisches R**), d. h. errores, Irrthümer. Merkwürdig aber ist es, daß die Protestanten genöthigt waren, ihren Glauben durch symbolische Bücher festzustellen, wodurch den Predigern das freie Auslegen der Bibel untersagt wurde. Man sah nachgerade ein, daß das freie Forschen der Vielen

*) Die Gelehrten dieser Zeit liebten es, ihre Namen griechisch oder lateinisch zu übersetzen. Schwarzerde änderte ja seinen Namen in Melanchthon.

**) R habet Ausonium liber hic, habet Rque Pelasgum, R habet Hebraeum, praetereaque nihil.

auch zu einem vielseitigen Sinne führen müsse, und daß hierbei keine Einheit in der Lehre bestehen könne, während die Wahrheit doch nur eine ist. Man hatte die Unfehlbarkeit der vom h. Geiste erleuchteten Kirche verworfen, und unterwarf sich jetzt dem Ansehen von Büchern, welche von Menschen verfaßt waren. Das vorzüglichste symbolische Buch der Lutheraner blieb immer die Augsburgische Confession und deren Apologie, die schon früher angeführt sind, und der große und kleine Katechismus Lutheri.

Auch die Reformirten hatten ihre symbolischen Bücher, zuerst seit 1530 die Confessio Tetrapolitana (Bekenntniß der 4 Städte), dann seit 1536 die Confessio Helvetica (von mehrern Schweizertheologen, welche die getrennten reformirten Schweizergemeinden zu vereinigen strebten), und seit 1553 den Consensus Tigurinus (die Zürcher Vereinbarung), von Calvin verfaßt. Als Friedrich III. von der Pfalz, Vater jener Elisabeth, des unglücklichen Herzogs von Sachsen-Gotha Gemahlinn, zur reformirten Lehre übertrat, ließ er durch zwei pfälzische reformirte Theologen, Zacharias Ursinus und Caspar Olerianus, den bekannten Heidelberger Katechismus verfassen; derselbe erschien 1563, drückte sich unter anderm über die h. Messe der Katholiken sehr fanatisch aus, wurde in die meisten europäischen Sprachen übersetzt, und verdunkelte fast die früheren symbolischen Bücher der Reformirten. — Aber alle symbolischen Bücher haben die Trennung unter den Protestanten nicht hemmen können, denn sie hatten das Fundament der Einheit verloren. Dieses war von den s. g. Reformatoren selbst weggezogen; kein Wunder, daß das neu errichtete Gebäude daher fallen mußte!

§ 92.

Rudolph II.

(1576—1612.)

Dieser Kaiser, Sohn Maximilians II., hat 35 Jahre über Deutschland regiert, aber wenig zu dessen Wohle bei-

getragen, doch nicht aus Mangel an gutem Willen, sondern aus schwacher Gutmüthigkeit und wegen der schwierigen Zeitverhältnisse. Er ehrte die Wissenschaften, zog Gelehrte an seinen Hof, sammelte schöne Gemälde, Statuen, alte Münzen und andere Antiken. Daß er die Alchymie und Astrologie leidenschaftlich trieb, lieber in seinen Laboratorien, als in seinen Collegien arbeitete, und keinen Entschluß faßte, ohne die Sterne befragt zu haben, das muß man einigermaßen seinem Zeitalter zu gute halten. Uebel war es indessen, daß seinen Unterthanen der Weg zu ihm nicht offen stand. Rudolph liebte die Gemächlichkeit, und nirgends mochte man ihn sicherer treffen, als in seinen Marställen, wo er Stunden lang auf und nieder gehen konnte, denn er war ein großer Pferdekenner.

Uebrigens war Rudolph keineswegs Willens, seine Unterthanen zu drücken. Beim Antritte seiner Regierung versuchte er zwar den protestantischen Gottesdienst in Oesterreich abzuschaffen, und alle österreichischen Beamten, welche der protestantischen Lehre zugethan wären, abzusetzen. Als darüber sich Mißvergnügen erhob, nahm er indeß seine Befehle zurück.

Auf den Religionsfrieden hielt er buchstäblich. Die Stadt Aachen, durchaus katholisch, hatte sehr tolerant einige aus den Niederlanden vertriebene Reformirte in ihre Mauern aufgenommen. Diese machten Proselyten, und forderten bald eine besondere Kirche für ihren Gottesdienst (1581). Der Stadtmagistrat schlug ihnen solches ab. Da läuteten sie die Sturmglocke, zogen die Kanonen des Zeughauses auf den Markt, besetzten die Thore, und wählten zwei neue Bürgermeister aus ihrer Mitte. Rudolph schickte kaiserliche Bevollmächtigte nach Aachen — denn Aachen war eine Reichsstadt, die nur unter Kaiser und Reich stand — die kaiserlichen Gesandten wurden von den protestantischen Machthabern der Stadt aus den Thoren gejagt. Da erklärte Rudolph die Stadt in die Reichsacht; die Kurfürsten von Cöln und Trier wurden nebst dem Herzoge von Cleve mit der Vollziehung des Urtheils beauftragt, und die katholische Religion in Aachen wieder hergestellt.

Die Protestanten konnten aber nicht ruhen, das von Luther ihnen eingeräumte Reformationsrecht in Anspruch zu

nehmen, wo sie es besser durchzusetzen vermochten, als in Aachen. Sie verjagten kath. Bischöfe und Pfarrer, hoben Abteien und Klöster auf, und besetzten Kanzeln und Schulen mit ihren Anhängern, dem Religionsfrieden zuwider. Die Bisthümer Magdeburg, Bremen, Riga, Merseburg, Naumburg, Brandenburg, Minden wurden unter Rudolph's Regierung zu weltlichen Fürstenthümern gemacht, d. h. mit protestantischen Landesherren besetzt. Kaiser Rudolph konnte es nicht hindern.

Nun sollte die Reihe auch an das Erzbisthum Cöln kommen. Gebhard Truchseß, der dasige Erzbischof, geweihter Priester, wollte gern heirathen, und hatte sich dazu eine Nonne, die schöne Gräfinn Agnes von Mansfeld, auserſehen. Da solches nach katholischen Grundsätzen nicht möglich war, so trat er zum reformirten Glauben über, versuchte auch, denselben im ganzen Erzstifte einzuführen, und so das Kurfürstenthum als weltliche Würde beizubehalten. Aber das Domkapitel in Cöln setzte ihn ab, dem Religionsfrieden gemäß, und postulirte den Bischof Ernst von Lüttich, einen Prinzen von Bayern, zum Erzbischofe. Der Papst bestätigte die Wahl, und sprach den Bann über Gebhard von Truchseß. Der neue Erzbischof eroberte Cöln mit gewaffneter Hand, und Gebhard von Truchseß zog mit seiner Agnes nach Straßburg, wo er Domdechant war. Hier starb er 1601 kinderlos.

Aergerliche Auftritte ereigneten sich auch in der Stadt Donauwerth. Diese war schon zweimal lutherisch geworden; kurz vor dem Religionsfrieden hatte aber Karl V. den katholischen Gottesdienst hergestellt. Die Katholiken jedoch, duldsam genug, erlaubten den lutherischen Mitbürgern, in der Stadtkirche ihren Gottesdienst zu halten, wenn der katholische Gottesdienst beendigt wäre. Die Lutheraner hatten die ihnen gemachten Zugeständnisse aber benutzt, die Katholiken nach und nach aus dem Stadtrathe zu verdrängen, und sie aus der Stadtkirche ganz zu verweisen. Auch letzteres hätten die Katholiken noch verschmerzt, denn sie besaßen noch die katholische Abteikirche zum heiligen Kreuze. Aber jetzt wurden sie sogar unaufhörlich von den Lutheranern beunruhigt, z. B. ihre jährliche

Prozession, ihre Leichenzüge mit Vortragung des Kreuzes und Lichtern, so wie die Hintragung des Sacraments zu den Kranken, wurden fast immer mit Steinwürfen gestört oder ganz gehindert. Endlich klagten die Katholiken beim Kaiser; dieser erklärte Donauwerth in die Reichsacht, und da verhalf Maximilian von Bayern den Katholiken wieder zu ihren Rechten.

Wenn Rudolph eine solche Maßregel traf, so geschah es nur durch schriftlichen oder mündlichen Befehl; er selbst besuchte keinen Reichs- oder Landtag persönlich, und befand sich nie bei seinen Heeren, obgleich die Türken oft in Ungarn und die Spanier sogar einmal, weil sie in den Niederlanden ohne Beschäftigung waren, in Westfalen einfielen. Er saß immer auf dem Prager Schlosse, und ließ kaum die Abgeordneten der Provinzen vor sich. Nirgends erweckte diese verächtliche Behandlung mehr Unwillen, als in Ungarn; dies Reich drohete schon vom österreichischen Hause abzufallen, und sich einen andern König zu wählen.

Da traten die übrigen Glieder des Hauses Oesterreich zusammen, des Kaisers Brüder Matthias und Maximilian, und ihre Vettern Ferdinand und Maximilian von Oesterreich-Steiermark, und beschlossen, daß der älteste von ihnen, Matthias, ohne weiteres die Regierung von Oesterreich und Ungarn übernehmen sollte. Der schwache Rudolph, der keine Unterstützer fand, mußte dies wohl unterschreiben (1608); behielt er doch noch sein liebes Böhmen und den Kaisertitel.

Den Regentenwechsel benutzten die Protestanten in Oesterreich, sich von Matthias größere Religionsfreiheiten auszubitten. Da sie dies mit gewaffneter Hand thaten, so mußte Matthias wohl nachgeben, um nur mit Ruhe in das Land zu kommen, welches er seinem Bruder abgetrotzt hatte.

§ 93.

Der Majestätsbrief.

(J. 1609.)

Das Glück der Protestanten in Oesterreich ermunterte die Protestanten in Böhmen zu einem ähnlichen Versuche. Wir wissen, daß seit dem Baseler Concilium die Utraquisten in Böhmen für Katholiken galten. Die Protestanten konnten sich auch Utraquisten nennen; sie forderten nun freie Religionsübung und alle bürgerlichen Rechte. Als Rudolph Schwierigkeiten machte, schickten sie Abgeordnete an Matthias in Oesterreich, hielten einen Landtag in der Neustadt Prag, und stellten unter dem Fürsten von Rosenberg und dem Grafen von Thurn sogar ein Heer auf, welches dem armen Rudolph in seiner Burg große Furcht einflößte. Wenn der Landtag auf dem Neustädter Rathhause zusammentrat, begann er seine Geschäfte immer mit dem Gesange: „Erhalt' uns, Herr, bei deinem Wort*);" das Heer der Empörer zog um das Rathhaus, und sang andächtig mit. Fällt uns hier nicht Cromwell's Bareboneparlament ein?

Rudolph sah sich genöthigt, den Empörern endlich alle ihre Forderungen in dem berühmten Majestätsbriefe einzuräumen. Der kurze Inhalt desselben ist dieser, daß ihnen freistehen solle, an allen Orten des Reichs ihre Religion nach dem alten Brauche zu üben, auch bei der Religion zu bleiben, die sie jetzt hätten, oder die noch eingeführt werden möchte; das Consistorium der Unterstadt Prag und ihre ehemalige Akademie sollte ihnen eingeräumt sein ohne ferneren Einfluß des Erzbischofs; die Kirchen, Schulen und andere geistlichen Güter, welche sie jetzt besäßen, sollten sie behalten, und den Ständen Böhmens sollte es auch erlaubt sein, noch neue Kirchen und Schulen ihres Glaubens in ihrem

---

*) Die ganze Strophe aus dem Liede Luther's heißt:
„Erhalt' uns, Herr, bei deinem Wort,
Und steur' des Papst's und Türken Mord,
Die Jesum Christum, deinen Sohn,
Wollten stürzen von deinem Thron!"

Gebiete zu errichten; endlich sollte weder ein Kaiser, noch ein König von Böhmen ermächtigt sein, dies Edict zu widerrufen.

Man hätte glauben sollen, durch den Majestätsbrief wäre der Kaiser auch außerhalb Böhmen bei allen Protestanten recht beliebt geworden. Aber nein, man traute ihm nimmer; die fürchterlichsten Gerüchte durchkreuzten sich, wie der Kaiser bald alle Protestanten mit einem Schlage vernichten wolle, und die Fürsten derselben richteten wieder einen Bund auf, die Union genannt. Kurpfalz, Würtemberg, Pfalzneuburg, Brandenburg und Baden waren die vornehmsten Mitglieder, Kursachsen verweigerte den Beitritt. Da starb das Haus Jülich aus, verschiedene Erben meldeten sich, aber Rudolph hatte mehr Lust, die Herzogthümer Jülich, Cleve und Berg als Lehen zum Reiche einzuziehen. Nun erhob sich die Union, fiel über Elsaß her, besuchte fleißig die Pfaffenstraße, wie sie's zu nennen beliebte, d. h. plünderte die geistlichen Länder aus, und lagerte sich zuletzt um die Stadt Jülich.

Man konnte nicht wissen, wie viel die Union beabsichtigte; deswegen traten die katholischen Fürsten schnell in ein Gegenbündniß, die Lige genannt, dessen Haupt der Herzog Maximilian von Bayern war, ein weiser Herrscher, ein tapferer Krieger, stark von Charakter, rein in seinen Sitten, und entschiedener Katholik. Die Macht der Lige, welche besonders von ihrer größeren Einheit herrührte, brachte der Union gegründete Angst, sie legte die Waffen nieder, weil dann die Lige zu einem Gleichen bereit war, und noch einmal blieb Deutschland von einem Bürgerkriege verschont.

Kaiser Rudolph sollte aber noch mehr Hartes erfahren. Seinem Bruder Matthias konnte er's nicht vergessen, daß er ihm Ungarn und Oesterreich entrissen hatte; darum war er Willens, Böhmen einem andern zuzuwenden, nämlich seinem jüngsten Vetter, dem Bischofe Leopold von Passau. Für diesen ließ er 12,000 Mann Truppen werben, die Anfangs im Passauischen standen, darauf nach Oberösterreich und endlich nach Böhmen drangen, wo sie Budweis wegnahmen. Die böhmischen Stände fragten gleich bei Rudolph an, was das bedeute, und als sie keine gerade Antwort

erhielten, belagerten sie ihn in seinem Prager Schlosse. Dies benutzte sein Bruder Matthias; er eilte nach Böhmen, zog triumphirend in Prag ein, und der bedrängte Rudolph mußte ihm dazu sogar Glück wünschen. Aber Matthias wollte mehr; er ließ eine Schrift ausfertigen, in welcher Rudolph sagte, er bewillige aus brüderlicher Liebe und zum Frommen des Reiches Böhmen, daß Matthias gleich zum böhmischen Könige gekrönt werde nach altem Brauch. Als Rudolph das Blatt unterzeichnet hatte, warf er zornig seinen Hut zu Boden, und zerbiß die Feder. Sein Bruder ließ ihm auch gar nichts, als sein Prager Schloß, den Kaisertitel und 300,000 Gulden jährliches Gnadengeld. Doch nur zwei Jahre noch machte der so sehr Zurückgesetzte von demselben Gebrauch, denn er endete im Jahre 1612.

§ 94.

Kaiser Matthias.

(1612—1619.)

Als Rudolph starb, war die Wahl seines Bruders Matthias zum römischen Kaiser schon eingeleitet, und die Krönung wurde zu Frankfurt im Juni 1612 mit allem Glanze vollzogen. Alle Kurfürsten waren persönlich gegenwärtig, der von Brandenburg ausgenommen, welcher seinen Sohn schickte, und alle Herzöge, Fürsten und Grafen wetteiferten, das Fest zu verherrlichen; aber sämmtliche übertraf Kaiser Matthias selbst, der mit 100 sechsspännigen Kutschen, 2000 Pferden und 3000 Personen in seinem Gefolge prunkte. Ganz Deutschland, Katholiken, Reformirte und Lutheraner, waren bei der Kaiserkrönung wie eine Familie versammelt; wer hätte denken sollen, daß unter diesem Kaiser ein schrecklicher Bürgerkrieg, der blutige 30jährige Krieg ausbrechen würde?

Matthias hat nur 8 Jahre regiert; er war alt, kränklich, und da er keine Kinder besaß, so waren seine Brüder die nächsten Erben. Aber beide, Maximilian und Albrecht, hatten keine Lust, die Ruhe des Privatlebens aufzugeben, und gönnten die Nachfolge ihrem Vetter, dem 22jährigen Herzoge von Oesterreich-Steiermark, Ferdinand

mit Namen, der in seinem Gebiete mit voller Kraft allen Protestantismus verbannt hatte, aber sonst ein wahrer Vater seiner Unterthanen war. Er pflegte zu sagen, er wolle sich wohl eine Hand abhauen lassen, wenn er dadurch einen seiner Unterthanen glücklich machen könnte. Diesen Ferdinand stellten nun die Brüder gegen den trägen Matthias auf, und ließen ihn für's erste zum Könige von Böhmen krönen. Matthias erfuhr hier dasselbe, was er früher gegen seinen Bruder Rudolph verübt hatte; nur die Schonung zeigten die Böhmen gegen ihn, daß der neue König Ferdinand bei seinen Lebzeiten sich die Regierung nicht anmaßen durfte. So blieb also Ferdinand vor der Hand in Steiermark, und Matthias fuhr fort, Böhmen von Wien aus, wie bisher, durch vier Statthalter zu regieren.

§ 95.

Ausbruch des dreißigjährigen Krieges.

(23. Mai 1618.)

Die Krönung Ferdinands zum Könige Böhmens erregte in diesem Lande die lebhafteste Freude der Katholiken. Man wußte, wie Ferdinand mit den Protestanten in Steiermark leicht fertig geworden war. Nun erhoben sich in Böhmen allerlei Gerüchte, Ferdinand werde die neue Lehre wohl bald mit Stumpf und Stiel ausrotten — einige Rebellenköpfe müßten wohl erst fallen — dieser und jener werde wohl der erste sein u. s. w.

Solches Gerede kümmerte indessen die Protestanten wenig. Ferdinand hatte den Majestätsbrief beschworen; darauf hin wagten sie es kühn, sich noch mehr zu erlauben, als ihnen im Majestätsbriefe gestattet war. Im Städtchen Klostergrab, welches dem Erzbischofe von Prag gehörte, wohnten Protestanten, welche nun auf ihre Kosten sich eine neue Kirche bauten. Dasselbe thaten die Protestanten in Braunau, einem Städtchen, welches dem dortigen Abte als Gutsherrn zugehörte. Der Erzbischof und der Abt untersagten den Bau mehrmalen ohne Erfolg; selbst der Kaiser

Matthias, den die Protestanten anriefen, erklärte ihr Thun für unrecht, da der Majestätsbrief böhmischen Ständen, nicht aber böhmischen Unterthanen, den Erbau neuer Kirchen ihres Glaubens gestatte. Das alles half nicht, der Bau beider Kirchen wurde 1617 vollendet. Da ließ der Erzbischof von Prag die Kirche in Klostergrab niederreißen, der Abt zu Braunau die dortige sperren, beides mit Erlaubniß des kaiserlichen Hofes; und einige protestantische Bürger, die am lautesten schrien, wurden in's Gefängniß geworfen.

Nun erhoben sich alle Protestanten in Böhmen, und behaupteten, der Kaiser habe den Majestätsbrief verletzt, obgleich sie selbst es waren, die denselben gebrochen hatten. Graf Heinrich Matthias v. Thurn war ihr kühnster Sprecher, nicht nur als feuriger Protestant, sondern auch als persönlicher Feind des Hofes, da er sein Burggrafthum Karlstein vor Kurzem verloren hatte, mit welcher Würde die Bewahrung der Reichskrone und der Reichsprivilegien verbunden war. Sein Zorn gegen den kaiserlichen Hof und gegen die Katholiken hatte ihm dafür die Stelle eines Defensors der Protestanten in Böhmen verschafft. Unter ihm traten nun die protestantischen Stände zusammen, und erließen zwei Bittschriften, eine an den Kaiser in Wien, eine an die kaiserliche Statthalterei in Prag, in welchen sie um die Befreiung der eingekerkerten Braunauer Bürger und um Herstellung und freien Gebrauch der in Braunau und Klostergrab neugebauten Kirchen ansuchten.

Am 22. Mai 1618 stellten die Verbündeten sich wieder im Prager Schlosse ein, die kaiserliche Antwort zu vernehmen. Diese lautete sehr scharf: sie hätten Unterthanen gegen ihre Gutsherrschaft aufgewiegelt, wenigstens sich der Rebellen angenommen, unerlaubte Zusammenkünfte gehalten, und die Verläumdung unter dem Volke verbreitet, als habe der Kaiser den Majestätsbrief verletzt, wodurch dem Herrscher die Liebe und Treue seiner Unterthanen boshafter Weise entzogen sei — der Kaiser werde diese Sache also noch strenger untersuchen, und die Schuldigen nach Verdienst bestrafen lassen.

Nach Anhörung dieses Bescheides zogen die Verbündeten sich aus dem Schlosse zurück, und beredeten das Weitere

unter sich. Sie vernahmen, daß das kaiserliche Urtheil nicht zu Wien, sondern in der kaiserlichen Statthalterei zu Prag verfasset, und dem Kaiser nur zur Unterschrift zugesandt sei. Daher machten sie am folgenden Tage, den 23. Mai 1618, noch einen Gang auf das Prager Schloß, und fragten die kaiserlichen Statthalter, ob sie nicht selbst den kaiserlichen Bescheid entworfen hätten. Die vier Statthalter schwiegen, oder suchten ausweichende Antwort. „Wir wissen alles — schrieen endlich die Abgeordneten wüthend — zwei von euch sind unschuldig, Adam von Sternberg und Diepold von Lobkowitz sind brave Männer, aber die beiden andern sind Verräther!" In einem Nu wurden Sternberg und Lobkowitz in ein anderes Zimmer geführt; dann ergriffen einige den Martiniz, schleppten ihn seitwärts, und warfen ihn durch's Fenster. „Hier steht der andere!" rief einer, auf Slawata zeigend, und man stürzte auch ihn durch's Fenster. Um das Kleeblatt voll zu machen, sandte man den Secretair Fabricius, der für einen Schmeichler und Gehülfen der beiden verhaßten Statthalter galt, ihnen noch nach. Die drei Herren fielen wohl 80 Fuß tief in den Schloßgraben, ohne jedoch zu verunglücken, denn der Graben war trocken, und ein hoher Haufen Papierschnitzel nahm sie sanft auf. Mit etwas verrenkten Gliedern begaben sie sich still nach Hause.

Diese ächt böhmische Execution ist der erste Auftritt des blutigen dreißigjährigen Krieges, der Deutschland in eine Wüste verwandeln sollte. Gewiß ahnte man es damals nicht, daß die rasche That im Prager Schlosse ein Trauerspiel eröffne, dessen Vorhang erst über 30 Jahre fallen werde, wenn das ganze deutsche Reich verwüstet sei.

Die Böhmen schritten nun rasch weiter. Sie besetzten das Pragerschloß, ordneten eine Landesregierung von 30 Edelleuten an, nahmen alle Beamten in Pflicht, und jagten alle Jesuiten aus dem Lande. Als Graf Thurn auch noch Soldaten warb, so war die Revolution vollendet, Böhmen hatte sich vom Kaiser völlig losgesagt.

Kaiser Matthias wollte mit den böhmischen Rebellen erst gütliche Unterhandlungen anknüpfen, aber dem wider-

setzte sich sein erwählter Nachfolger Ferdinand. Matthias starb bald darauf; Thurn brach aus Böhmen hervor, überschwemmte Mähren und Oesterreich, belagerte Wien, und die böhmischen Kugeln pfiffen durch die kaiserliche Burg. Aber Ferdinand verzagte nicht, auf seine gute Sache vertrauend, und erhielt unerwartete Hülfe von einem Regimente treuer Unterthanen, die herbei eilten. Thurn zog sich zurück, und bald darauf wurde Ferdinand II. zum deutschen Kaiser gewählt und gekrönt.

§ 96.

Der Winterkönig.

(25. Oct. 1619—8. Nov. 1620.)

Die Böhmen wollten ihn aber durchaus nicht anerkennen, und da sie doch einmal ohne König nicht bestehen zu können glaubten, so betraueten sie den zwanzigjährigen Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz mit der Herrscherwürde. Friedrich war reformirt, aber ein Vetter von Moritz von Oranien und ein Schwiegersohn von Jacob I. von England; diese mächtige Verbindung bewog die lutherischen Böhmen, ihn zu wählen. Friedrich bedachte sich lange, und mochte als Kurfürst nicht gegen seinen Kaiser auftreten. Allein seine Gemahlinn Elisabeth, die Tochter Jacobs von England, Maria Stuart's Enkelinn, stachelte ihn ohne Unterlaß. „Du konntest es wagen — sagte sie immer — um eine Königstochter zu freien, und scheuest dich, eine Krone anzunehmen, die man dir entgegenbringt?" Friedrich nahm die Krone an, und wurde am 25. October 1619 zu Prag gekrönt.

Nur einen Winter und den darauf folgenden Sommer war er König, weswegen Spötter ihn den Winterkönig hießen. Ueberhaupt scheint er wenig Ansehen besessen zu haben, und wurde ein Gegenstand des Witzes. So führte man in Brüssel eine Posse auf, wonach Friedrich unterstützt ward von Dänemark mit 100,000 Pökelhäringen, von den Niederlanden mit 100,000 Butterbüchsen und vom Könige

Jacob, seinem Schwiegervater, mit 100,000 Abgesandten. Man stellte diesen dar mit heraushängenden leeren Taschen und mit einem Schwerte an der Seite, was Viele, trotz aller Anstrengung, nicht herausziehen konnten. Ferdinand gewann den Herzog Maximilian von Bayern und die ganze Ligue für sich; sogar Kurfürst Johann Georg von Sachsen trat dem Bunde gegen Friedrich bei, weil Friedrich reformirt war. Maximilian von Bayern rückte mit den liguistischen Truppen in Böhmen ein, die böhmischen Heerhaufen wurden immer weiter zurückgedrängt, und auf dem weißen Berge vor Prag war am 8. November 1620 die Hauptschlacht in der Mittagsstunde. Der König saß an der Tafel, als seine Soldaten sich für ihn niederhauen ließen. In einer Stunde war die blutige Arbeit abgethan: über 4000 Böhmen lagen todt auf der Wahlstatt, 1000 ertranken in der Moldau; die übrigen flohen auf die Thore Prags zu. Friedrich war, als das Schießen heftiger wurde, von der Tafel aufgestanden, und sah nun von der Mauer her die wilde Flucht seiner Truppen. Das brach seinen Muth: er warf sich nach einigen Stunden mit seiner Familie und dem Grafen Thurn in den Wagen, indem er sagte: „Ich weiß nun, wer ich bin!“ Er eilte über Breslau und Berlin nach Holland. Kaiser Ferdinand II. erklärte ihn in die Reichsacht, die Pfalz mit der Kurwürde erhielt Maximilian von Bayern, und auch Böhmen wurde hart gezüchtigt: 29 Personen wurden hingerichtet, 700 an ihrem Vermögen gestraft, und alle protestantischen Prediger aus dem Lande gewiesen, unter anderm auch deswegen, weil sie die bestraften Hochverräther für Märtyrer und deren Richter für Tyrannen erklärten; in allen Kirchen wurde der kathol. Gottesdienst hergestellt. In feierlicher Versammlung der böhmischen Stände ließ Ferdinand sich den Majestätsbrief bringen, riß das Siegel herunter, und verbrannte es, und dann zerschnitt er die Urkunde mit eigener Hand*).

*) Die Jesuiten kehrten zurück, und führten Tausende wieder in den Schooß der kathol. Kirche. Im J. 1627 wurde erklärt, daß kein unkatholischer Unterthan geduldet werden sollte. Dieses veranlaßte zahllose protestantische Familien, man sagt 30,000, zur Auswanderung. „Kaiser Ferdinand,“ bemerkt hierbei ein akatholischer Geschichtschrei-

Spanische Truppen zogen vom Niederrhein herauf, und besetzten die Pfalz; Heidelberg wurde erobert, und die berühmte heidelberger Bibliothek erhielt der Papst Gregor XV. zum Geschenke.

§ 97.

Ernst von Mannsfeld und Christian von Braunschweig.

Daß der Krieg so schnell geendigt sein sollte, war vielen Männern, die nur vom Kriegshandwerke lebten, gar nicht recht; sie setzten den Krieg auf ihre eigene Hand fort. In unsern Tagen würden wir sie Anführer von Räuberbanden nennen.

Ernst von Mannsfeld war ein solcher Mann. Er führte 4000 Freibeuter im Dienste der Union, und hausete in Böhmen gegen die Kaiserlichen fürchterlich. Nach der Schlacht am weißen Berge nannte er sich einen Vertheidiger des Pfalzgrafen, und trat in der Pfalz auf. Schlug man ihn, so entließ er seine Leute, und beorderte sie an einer andern Stelle wieder zusammen. Sechs Jahre trieb er dieses Wesen in Deutschland, am Ende stand er in Ungarn, dem siebenbürgischen Großfürsten Bethlen Gabor gegen

---

ber, „ist über dieses Verfahren namentlich von protestantischen Schriftstellern hart getadelt worden, doch hätten evangelische Fürsten unbedenklich im ähnlichen Fall ähnlich gehandelt, wie dies unzählige Beispiele aus der Reformationsgeschichte beweisen." Als der Kurfürst von der Pfalz Friedrich III., bisher Lutheraner, das calvinische Bekenntniß annahm, zwang er alle Gemeinden seines Landes zu demselben Schritte, und Jeglicher mußte das Land räumen, der sich weigerte, den heidelberger Katechismus anzunehmen. Dreizehn Jahre darauf (1576) führte sein Sohn Ludwig das Lutherthum abermals ein, verjagte die calvinischen Prediger, und zwang seine Unterthanen, wieder Lutheraner zu werden. Endlich nöthigte ihnen im J. 1583 der Pfalzgraf Johann Casimir, als Vormund Friedrich's IV., den Calvinismus nochmals auf. Der Religionsfriede von 1555 gab jedem Reichsstande die Befugniß, seinen Untergebenen die Wahl zu lassen, entweder die Religion des Landesherrn anzunehmen oder nach Erlegung einer gewissen Summe auszuwandern. So hielt man es gerade in Spanien mit den Juden und Mauren.

Oesterreich zu helfen. Als dieser seine hungrigen Soldaten nicht verlangte, entließ Ernst sie mit Thränen, und trat die Reise nach Venedig an, um nach Holland zu gehen. Aber in Bosnien wurde er tödtlich krank. Als seine letzte Stunde kam, ließ er sich — altritterlich — seine Uniform anlegen und den Säbel umgürten, und seine Schultern von zwei Offizieren unterstützen, um stehend zu sterben. Er zählte erst 46 Jahre.

Christian von Braunschweig der Tolle war ein ähnlicher Mann. Weil seine Wahl zum Bischofe von Halberstadt von den katholischen Domherren und vom Kaiser nicht anerkannt wurde, so trat er für den vertriebenen Friedrich von der Pfalz auf, und warf sich rächend über die katholischen Stifter in Westfalen, die bisher noch nicht geplündert waren. Hier leerte er die Kassen, und gab seinen Kriegsknechten die vollen Keller zum Raube. Brandmeister begleiteten seine Horden, welche das Anzünden der Städte und Dörfer nach den Regeln der Kunst betrieben. Aschenhaufen, Wüsten, entehrte Frauen und verstümmelte katholische Geistliche blieben zurück, wo er gehauset. Zu Paderborn ließ er die silbernen Bildsäulen der 12 Apostel aus dem Dome nehmen, und aus denselben Münzen schlagen, mit der Umschrift: „Gottes Freund, der Pfaffen Feind.“ Zu Münster vernagelte er die Zellen der Nonnen in Ueberwassers Kloster, und schrieb an die Thüren den biblischen Spruch: „Hoc genus in nullo potest exire, nisi in oratione et jejunio.“ Marc. 9, 28. (Diese Art Teufel kann durch nichts vertrieben werden, als durch Beten und Fasten.) Bis an die Gränze von Holland trieb ihn seine Kühnheit. Im Haag lernte er die Kurfürstinn von der Pfalz kennen, und wurde so von ihr hingerissen, daß er ihr, in einem Anfluge von alter Ritterlichkeit, sein Leben zu opfern versprach, und sich ein Zeichen ihrer Gunst ausbat. Sie gab ihm einen Handschuh — den trug der närrische Mann forthin immer vorn an seinem Hute, und in seine Fahnen ließ er den Wahlspruch setzen: „Tout pour Dieu et pour Elle.“ (Alles für Gott und für Sie.) Aber es gelang ihm nicht, die Kurfürstinn wieder auf den böhmischen Thron zu führen. Zuerst wurde er in den Niederlanden geschlagen; die Hauptniederlage brachte ihm aber der liguistische General

Tilly am 26. August 1623 bei Stadtlohn im Münsterischen bei. Die Schlacht dauerte 3 Tage, und der verwegene Christian von Braunschweig mußte ins Ausland fliehen. Er ging nach Paris, um hier eine stärkere Hülfe gegen den Kaiser anzusprechen.

§ 98.

Tilly und Wallenstein.

Es war eben von dem General Tilly die Rede. Dieser Mann ist eine der Hauptpersonen im dreißigjährigen Kriege. Man stelle sich eine dürre Statur vor, mit derben Knochen, die Wangen eingefallen, Nase und Augen groß, die Stirn gerunzelt. Das graue Haar hing ihm wie Borsten um den Kopf, von dem spitzigen Hute wallte hinten eine rothe Straußfeder bis mitten auf den Rücken. Sein Kleid mit weiten Aermeln und die Beinkleider waren von grünem Atlas nach spanischem Schnitt. Ein Franzose fragte ihn einmal, wie dieser Anzug heiße? „C'est à la mode!“ antwortete Tilly gleichgültig. In der Schlacht ritt er einen kleinen Grauschimmel, und trug eine Ruthe in der Hand. Als der Marschall von Grammont ihn einst aus Neugierde besuchte, und ihn begrüßte, während Tilly eben an der Spitze seines Heeres auf dem Marsche begriffen war, sprach der kaiserliche General, dem es nicht entgangen, daß der Marschall über seinen Anzug staunte, folgende Worte: „Sie finden vielleicht meine Kleidung ungewöhnlich; ich gestehe, daß sie keineswegs mit der französischen Mode übereinstimmt; aber sie ist nach meinem Geschmack, und daß genügt mir. Mich will auch bedünken, das mein Zelter und dies einzige Pistol Sie zum wenigsten eben so sehr, als mein Schmuck in Erstaunen setzt. Damit Sie aber keine schlechte Meinung vom Grafen Tilly hegen, will ich Ihnen sagen, daß ich sieben entscheidende Schlachten gewonnen habe, ohne daß ich gezwungen worden wäre, ein einziges Mal dies Pistol, welches Sie hier sehen, zu ziehen; auch mein kleines Pferd hat mich nie verlassen, und niemals Bedenken getragen, seine Pflicht zu erfüllen.“

Trotz seines auffallenden Aeußern war er der Schrecken der Länder, welche er durchzog. Braunschweig's, Mansfeld's und Anderer Haufen wurden überall von ihm vertrieben; er konnte sich rühmen, von so vielen Schlachten nur eine verloren zu haben. So viele Grausamkeit er seinen Soldaten (die, wie überhaupt die Truppen dieser Zeit, meist aus Söldlingen, Freibeutern und Abenteurern bestanden,) auch oft nachsehen mußte, so war er doch keineswegs selbst grausam von Natur, sondern religiös und sittlich, zudem als Feldherr pünktlich und äußerst strenge. Er war mäßig im Essen, trank niemals Wein, und fröhnte den Lüsten nicht. Eigennutz war ihm unbekannt. Als der Kaiser ihn aus Erkenntlichkeit in den Reichsfürstenstand erheben wollte, verbat er sich die Ehre, und gab dem Schreiber der Kanzlei 500 Thaler, das Patent nicht auszufertigen. Eine goldene mit Diamanten besetzte Kette, die er von der Regentinn der Niederlande erhalten hatte, schenkte er gleich dem Kloster zu Alten-Oettingen, und der Stadt Hamburg gab er 1000 Rosenobel, die sie ihm mit Darkbarkeit zustellen ließ, gleich zurück.

Als Tilly siegreich bis an die Gränze des niedersächsischen Kreises vorgerückt war, trat König Christian IV. von Dänemark als Kriesoberster auf den Kriegsschauplatz, gegen ihn die Sache der Protestanten zu verfechten. Gegen diese Macht war Tilly zu schwach. Zudem stand Tilly nur in bayrischen Diensten, der Kaiser selbst hatte kein Heer, auch kein Geld. In dieser Verlegenheit half dem Kaiser ein Offizier, Albrecht von Wallenstein: dieser versprach ein Heer zu schaffen, ohne daß es dem Kaiser einen Kreuzer kosten sollte.

Wallenstein war aus einer alten böhmischen Familie, und versprach in der Jugend sehr wenig. Das Lernen behagte ihm nicht, keine Schule konnte seine Wildheit zähmen. Da brachte sein Vater ihn als Pagen an den Hof des Grafen von Tyrol. Hier schlief er einmal am offenen Fenster des Schlosses ein, und so stürzte er hinab, drei Stockwerke tief, ohne sich zu beschädigen. Dieses Glück schrieb er der Fürbitte der Mutter Gottes zu, und trat zur kath. Kirche

über. Die Astrologen weissagten ihm aber bei dieser Gelegenheit, er sei ein Glückskind, zu hohen Dingen bestimmt, und er glaubte solches. Nachdem er viele Reisen gemacht hatte, nahm er Kriegsdienste unter Kaiser Rudolph, hieb tapfer auf die Türken ein, und heirathete dann eine reiche Wittwe in Mähren, die nach 4 Jahren, da sie starb, ihm ein fürstliches Vermögen hinterließ. Nun machte Wallenstein schon eine andere Figur: er besoldete 200 Reiter für den Kaiser in Ungarn 6 Monate lang aus seiner Tasche, hielt täglich offene Tafel für arme Offiziere, sprach wenig von sich, und lobte seine Reiter bei jeder Gelegenheit. Lieber darbte er selbst, als daß er die Seinigen hätte Noth leiden lassen. So wurde er bald Oberst. Als er in Wien lag, hielt er ein großes Haus, und gewann die Hofherren für sich. Daß Thurn von Wien abziehen mußte, war vorzüglich Wallenstein's Werk. Auch auf dem weißen Berge focht Wallenstein mit, und wurde zum Reichsgrafen von Friedland erhoben, bald darauf zum Reichsfürsten. (Die Herrschaft Friedland liegt in Böhmen.)

So hoch war Wallenstein gestiegen, als er dem Ferdinand anbot, eine Armee zu schaffen, die dem Kaiser nichts kosten sollte, wenn er (der Reichsgraf) selbst nur alle Offizierstellen vergeben dürfe. Die kaiserlichen Räthe meinten, mit 20,000 Mann könne man den Versuch machen, Wallenstein sagte aber: „Nein, 20,000 Mann müssen bitten, 50,000 können befehlen in jeder Provinz, und sich ihren Unterhalt leicht schaffen; man erlaube mir, 50,000 zu werben."

Es wurde zugestanden. Wallenstein erhielt zur Vermehrung seines Ansehens den Titel Herzog v. Friedland, und so wie er in Oesterreich, Franken und Schwaben die Trommel rühren ließ, hatte er 50,000 Kriegsknechte zusammen. In jener unseligen Zeit, wo der Soldat flotter lebte, als der Bauer und Handwerker, griff jeder gern zur Muskete, und wie lustig man besonders in den friedländischen Kriegsquartiren lebte, war männiglich bekannt.

Zuerst brach Wallenstein in Niedersachsen ein. Er traf mit Tilly zusammen, war aber zu stolz, mit ihm gemeinschaftlich zu handeln, und entließ ihn nach einer dreistündi-

gen Unterredung. Er schlug den Mannsfeld aus dem Felde, und jagte den König Christian IV. vor sich her, nach den dänischen Inseln zurück. Leider hatte Wallenstein keine Schiffe, und so mußte er sich begnügen, dem Dänenkönige glühende Kugeln in die Ostsee nachzuschicken.

Schrecklich hauseten nun die Wallensteiner in Deutschland. Wohin sie kamen, gingen Städte und Dörfer in Rauch auf, in Feindes- und Freundeslanden. Wie eine Rotte Tiger in die Schafhürden, brachen sie in die Wohnungen der friedlichen Bürger ein. Die Menschen wurden ausgehungert oder sonst zu Tode gemartert, und auch nicht Kind und Jungfrau verschont. Damit die Wallensteiner Kleidung hätten, mußten die Bürger und Bauern ihr letztes Hemd hergeben. Wallenstein selbst war der Schrecken der Provinzen und seiner Soldaten. Immer hielt er sich ernst, schweigend und finster, nie sah man ihn lachen, und seine Gesichtsfarbe war gelblich. Sein Anzug war eben so sonderbar, wie jener von Tilly: er trug ein Reiterkoller von Elenshaut, Beinkleider und Mantel von rothem Scharlach, wie auch eine rothe Leibbinde, einen hoch aufgestutzten runden Hut, von welchem eine rothe Feder wallte, und an den Füßen große Stülpstiefeln. Er hatte eine lange hagere Gestalt, kleine feurige Augen und überhaupt ein schreckliches Wesen. Wenn er durch die Gassen seines Lagers schritt, so sahen alle Soldaten ihm mit Grauen nach. Er duldete manche Gräuelthat seiner Leute, aber wehe dem, der wider seinen ausdrücklichen Befehl handelte! „Laßt die Bestie hängen!" war gewöhnlich die Redensart, durch welche er ohne Umstände das Todesurtheil aussprach, und auf der Stelle mußte es vollzogen werden.

Wallenstein brachte seine Armee auf 160,000 Mann*). So wird wenigstens angegeben, ohne Zweifel übertrieben.

---

*) „In neurer Zeit ist man von der Bewunderung des außerordentlichen Talents des Friedländers, daß er in kurzer Zeit wirklich eine so bedeutende Armee geschaffen habe, ziemlich zurückgekommen. Es war eben keine große Kunst, eine Menge Gesindels, die von Brandschatzen, Plündern und Excessen aller Art lebten, zusammenzubringen; auch war der Gedanke nicht gerade neu, denn Mannsfeld und andere Abenteurer hatten es darin Wallenstein schon zuvorgethan. Der Zustand dieser

Eine solche Macht hatte Deutschland seit der Römer Zeit nicht gesehen, und sie wurde dem Kaiser selbst furchtbar. Nun wagte Wallenstein auch, von dem Kaiser ungeheure Summen zu fordern, die er aus seinem eigenen Vermögen zum Unterhalte der Truppen zugesetzt zu haben behauptete. Da der Kaiser kein Geld hatte, so setzte er die beiden Herzoge von Mecklenburg wegen ihres Bündnisses mit den Dänen ab, und gab ihre Länder dem Wallenstein, der nun ein Reichsfürst war. Gar zu gern hätte dieser auch Pommern gehabt, welches schon 13 kaiserliche Regimenter ernährte; aber die Stadt Stralsund wollte keine kaiserliche Besatzung einnehmen, Geld hatte sie schon vollauf gezahlt. Die Bürger beriefen sich auf ihre Vorrechte, selbst der Kaiser befahl dem Wallenstein, Stralsund in Ruhe zu lassen. Vergebens! „Wäre die Stadt mit Ketten an den Himmel geschlossen, sie sollte herunter!" schwur Wallenstein und zog hin. Aber er hatte keine Schiffe, Stralsund wurde von der Seeseite her durch die Schweden mit allem Bedarf versehen. Wallenstein ließ umsonst stürmen, er verlor 12,000 Mann vor Stralsund, und mußte nach 14 Tagen abziehen.

Man glaubte, er würde nun Dänemark angreifen, aber er schloß mit Dänemark plötzlich Frieden, ohne Ersatz der Kriegskosten von ihm zu nehmen. Das that er deswegen, damit der dänische König, sein jetziger Nachbar, ihm die Herzogthümer Mecklenburg nicht streitig machen sollte.

§ 98.

Das Restitutionsedict.

(6. März 1629.)

Nun war in Deutschland kein Feind mehr, Dänemark hatte versprochen, kein Bündniß gegen den Kaiser einzugehen,

---

Armee, deren Vortrab Zigeunerbanden bildeten, als sie ihre ersten militärischen Operationen beginnen wollte, war damals recht kläglich, und da Wallenstein nicht im Stande war, gleich anfangs alle Forderungen seiner zum großen Theile protestantischen Soldaten zu befriedigen, so drohten diese unverholen damit, sie wollten zu dem Könige von Dänemark übergehen." Hist. polit. Blätter.

die Protestanten waren durch die böhmischen Ereignisse gelähmt, ihre Streiter Braunschweig und Mannsfeld vernichtet. Da erließ Kaiser Ferdinand die Verfügung, die Reformirten sollten im Reiche nicht ferner geduldet werden, sondern nur die Anhänger des augsburgischen Bekenntnisses, und die Protestanten alle seit dem passauer Vertrage wider den geistlichen Vorbehalt eingezogenen geistlichen Güter herausgeben. Das waren zwei Erzbisthümer (Magdeburg und Bremen), 12 Bisthümer und viele kleinere Stifter. Den katholischen Landesherren sollte, gleich den protestantischen, die Einführung ihres Gottesdienstes in ihren Ländern gestattet sein, doch hätten sie ihren protestantischen Unterthanen freie Auswanderung zu bewilligen. Dies hieß das Restitutionsedict. Der Kaiser handelte hier nicht ungerecht, daß er den langen Streit entschied, worüber man sich nicht einigen konnte; er war wiederholt von den katholischen Fürsten und Ständen (von der Mehrzahl also) ersucht worden, doch die beständigen Beschwerden über die Einziehung der geistlichen Güter zu erledigen. Der geistliche Vorbehalt war durchaus billig. Der Religionsfriede hatte verordnet, daß die eine Partei der andern nichts mehr entreißen solle, und die Protestanten waren auf die Güter angewiesen, welche sie bereits vor dem Frieden besaßen. Nichts sprach also für sie, als der lange Besitz, der aber nie rechtlich anerkannt war, und ihre Protestation gegen den geistlichen Vorbehalt.

Tilly und Wallenstein wurden beauftragt, das Restitutionsedict zu vollziehen. Zu Augsburg machte man den Anfang, eben dort, wo die Confession überreicht war. Wallenstein zog gegen Magdeburg, da er aber hörte, daß der Kaiser einem seiner Prinzen das Erzstift Magdeburg zugedacht hatte, und er einen so vornehmen Nachbar seines Herzogthums Mecklenburg nicht wünschte, ließ der Eigennützige von Magdeburg ab, schrieb dem Kaiser, eine solche Festung sei unüberwindlich, und warf sich über Halberstadt her. Hier begannen die gewöhnlichen Gräuel: das Land wurde buchstäblich ausgehungert. Viele Städte wurden in Asche gelegt, Weiber bis zum Tode gemißhandelt, Kinder gespießt, gefangenen Bürgern Nase und Ohren abgeschnitten, wie in der Türkei oder ehemals im griechischen Kaiserthum.

Laute Klagen erhoben sich über die wallensteinischen Horden, nicht nur von den protestantischen Fürsten, sondern auch von der Ligue, besonders seitdem Wallenstein damit umging, die Ligue ganz auf die Seite zu drängen, um allein in Deutschland zu herrschen. Kaiser Ferdinand war gewiß kein harter Mann. Als er auf dem Fürstentage zu Regensburg im Februar 1630 die Leiden Deutschlands aus dem Munde aller Fürsten erfuhr, traten ihm die Thränen in die Augen, und er erklärte seinen Feldherrn für — abgesetzt. Das war ein gefährlicher Schritt, denn Wallenstein mit seinen 160,000 Kriegsknechten war Herr in Deutschland, nicht der Kaiser, und die beiden kaiserlichen Räthe, die mit dem Abdankungserlasse an ihn gesendet wurden, hatten kaum das Herz, ihren Auftrag an den Gefürchteten vorzubringen. Aber Wallenstein, der alles wußte, kam ihnen zuvor, bedauerte, daß der Kaiser die edelste Perle aus seiner Krone wegwerfe, entließ seine Truppen, und begab sich auf seine Güter in Böhmen. Sein Astrolog Seni, ein Genueser, vielleicht von Bayern gewonnen, beredete ihn zu dieser Folgsamkeit, weil sie nöthig sei, damit er nachher desto höher steige. Das Herzogthum Mecklenburg wurde dem Gestürzten zwar noch nicht abgesprochen, aber ihm vom Kaiser doch bedeutet, daß diese Sache zu ihrer Zeit vorgenommen werden solle. Gewiß seine tiefste Kränkung! Er ging in seine Verbannung, wie einst Camillus aus Rom, mit dem heißen Wunsche, daß der Kaiser sich einst wieder nach ihm sehnen möchte.

§ 100.

Gustav Adolph von Schweden.

Schon zu Regensburg erhielt Ferdinand die Nachricht, daß ein neuer Feind im Anzuge sei, Gustav Adolph II. von Schweden, Gustav Wasa's Enkel. „Wir haben wieder ein Feindel erhalten," soll Ferdinand zu Tilly, dem er den Oberbefehl an Wallensteins Stelle übertragen hatte, gesagt haben. Auch die kaiserlichen Räthe nannten den

Schwedenmonarchen nur den Schneekönig, aber Tilly war anderer Meinung.

Gustav Adolph hatte schon lange gestrebt, in die Angelegenheit Deutschlands sich einzumischen. Bereits 1614 hatte er sich als Verbündeten den Protestanten angeboten, was man damals aus Furcht, das schwedische Heer unterhalten zu müssen, abgelehnt. Unterdeß hatte er glücklich gegen Polen gekriegt; er besaß bereits alle polnischen Küsten der Ostsee, und strebte nun auch nach den deutschen. Frankreich kam ihm in diesem Streben entgegen. Nicht so sehr religiöse Gründe, die indeß nicht ganz ausgeschlossen sein mögen, als vielmehr politische, seine Macht zu vergrößern, führten ihn nach Deutschland. Er selbst gibt in seinem Manifest als Ursachen an, daß man seine Briefe an den Fürsten von Siebenbürgen erbrochen, den Frieden mit Polen gehindert, die Polen unterstützt, und seine Gesandten von den Verhandlungen zu Lübeck weggewiesen habe*).

Am 20 Mai nahm Gustav Adolph sein vierjähriges Töchterchen Christina auf den Arm, trat mit ihr in die

---

*) Gustav Adolphs eigene Tochter Christina sagt von ihrem Vater, „sie wolle lieber glauben, die weitaussehenden Plane seines Ehrgeizes und nicht sein Religionseifer seien die eigentliche Triebfeder seines deutschen Krieges gewesen,“ — und selbst ein protestantischer Geschichtschreiber gesteht, „bei aller persönlichen Frömmigkeit haben ihn nimmer die kirchliche Theilnahme für seine überwältigten Glaubensverwandten, sondern Waffenfreudigkeit und kaum klar bewußte (?) weitaussehende Plane im Interesse seiner Krone über die See geführt.“ Auch der Protestant Gfrörer ist der Ansicht, daß es dem Schwedenkönige nicht um den Glauben, sondern einzig um seinen politischen Vortheil zu thun gewesen sei. Warum nahm er sich sonst nicht früher seiner Glaubensgenossen an? Nie befand sich der Protestantismus in größerer Gefahr, als nach Christians IV. Niederlage bei Lutter. Warum half er diesem nicht den vorhergehenden Krieg führen, zu dem er doch vorher so sehr gerathen hatte? Daß man ihm den Oberbefehl zu geben Anstand nahm, würde ihn nicht zurückgehalten haben, wenn er wirklich der Glaubensheld gewesen wäre, wozu man ihn so gerne machen möchte. Diese Vermuthung wird zur Gewißheit sowohl durch das ganze Auftreten Gustav Adolphs, als auch durch einen vom Freiherrn von Aretin unlängst aufgefundenen Entwurf, mit welchem der Schwedenkönig gleich bei seiner Landung hervorrückte, und dessen erster Artikel bestimmte, einen protestantischen Fürsten zum Kaiser zu wählen.

Versammlung seiner Reichsstände, und stellte sie als die künftige Königinn Schwedens vor. Seine Rede, welche er an den Reichsrath, an den Adel, an die Geistlichkeit und an die Abgeordneten des Bürger- und Bauernstandes hielt, riß alle bis zu Thränen hin, besonders da er sagte, sie würden ihn auf dieser Erde wohl nicht wieder sehen.

Mit 15,000 Mann landete er am 4. Julius 1630 zu Peenemünde auf Usedom. Er besetzte die Odermündungen und Rügen, und wandte sich dann eiligst gegen Stettin, die Hauptstadt von Pommern. Der alte Bogislav zögerte, dem Verlangen des Königs gemäß die Stadt sofort zu übergeben, weil er hierdurch seine Verbindlichkeiten gegen Kaiser und Reich verletze. Gustav Adolph wußte ihn indeß schon zu nöthigen, daß der freie Reichsfürst mit dem fremden Könige ein s. g. Schutzbündniß schloß, worin ausbedungen wurde, daß dem Schwedenkönige die Verwaltung Pommerns anvertraut werden solle, wenn etwa Bogislav während des Krieges sterben würde, und zwar so lange solle dieses Land besetzt bleiben, bis der Nachfolger den König wegen der Kriegskosten völlig befriedigt hätte. Das Jahr 1630 wurde zur Unterwerfung des Landes verwendet. Die unglücklichen Bewohner mußten die Wuth empfinden, welche die Kaiserlichen gegen die Schweden hegten Die Waffen Gustav Adolphs waren aber überall glücklich. — Im Januar 1631 unterzeichnete der König zu Bärwalde einen Vertrag mit Frankreich, nach welchem dieses jährlich 100,000 Thaler zu den Kriegeskosten zu zahlen sich verpflichtete.

Gustav Adolph hatte inzwischen die protestantischen Reichsstände aufgefordert, sich ihm anzuschließen, diese aber erklärten, daß sie sich gegen den Kaiser nicht verbinden würden, sondern gesinnt seien, selbst ein Heer aufzustellen, um die Durchsetzung der Beschlüsse des Restitutionsedictes zu verhindern.

Der Kaiser wußte sie aber zur Niederlegung der Waffen zu nöthigen. Indeß bekam doch Schweden allmählig Bundesgenossen, zuerst die Stadt Magdeburg; im November 1630 hatte bereits die Landgräfinn Juliane von Hessen

für ihren Sohn Wilhelm das Bündniß mit dem Fremden geschlossen; auch Georg, Herzog von Lüneburg, war am 21. April 1631 in eine geheime Verbindung mit demselben getreten. Außer diesen stellten sich die Herzoge von Weimar, Bernhard, Wilhelm und Ernst, und die beiden Herzoge von Sachsen Lauenburg, Franz und Franz Albrecht auf die Seite Gustav Adolphs, und nahmen zum Theile schwedische Dienste.

Die Schweden rückten längst der Oder vor, im Febr. 1631 langte Tilly mit 24,000 Kriegern bei Frankfurt an. Gustav Adolph wendete sich nun nach Mecklenburg, und nahm Neubrandenburg, Malchin und Demmin, Tilly verfolgte ihn, und eroberte Neubrandenburg wieder, beschloß aber, wegen Mangels an Lebensmitteln, nach der Elbe zurückzugehen, und Magdeburg zu bestrafen. So wurde es dem Könige möglich, am 13. April ungestört Frankfurt an der Oder anzugreifen, welches Tiefenbach mit 8000 Mann besetzt hatte. Die Stadt wurde mit Sturm genommen, und die Besatzung, obwohl sie sich zur Capitulation erboten hatte, mit dem Rufe: „Neubrandenburgisch Quartier!" von den wilden Schweden in Stücke gehauen.

Von den 8000 Kaiserlichen wurden nur mit genauer Noth 800 erhalten. Die Stadt ward der Plünderung preis gegeben. Vor Landsberg erhielt der König von der Belagerung Magdeburgs Nachricht. Er zog aber nicht zu dessen Schutze hin, sondern ließ die Bürger wissen, wenn sie sich noch drei Wochen hielten, so hoffe er, ihnen zu Hülfe kommen zu können. Er rückte nun gegen Berlin vor. Georg Friedrich, Kurfürst von Brandenburg, des Königs Schwager, sollte mindestens zur Neutralität vermocht werden, damit der Schwede sich im Falle der Noth den Rückzug sichere. Der Kurfürst war zu einem Bündnisse mit Schweden nicht geneigt. Schon früher hatte er geäußert: „Der Kaiser ist doch die von Gott gesetzte höchste Obrigkeit; bleibt er Kaiser, so bleibe ich auch wohl Kurfürst."

Nur nach langem Zaudern willigte der Letztere ein, daß der Schwedenkönig Spandau mit 500 Mann so lange besetzt halten sollte, bis Magdebnrg befreiet sei. Dieser Ver-

trag wurde am 15. Mai unterschrieben, und gleich zogen die Schweden über Potsdam und Brandenburg der Elbe zu. Da erscholl plötzlich der Schreckensruf, Magdeburg sei erobert. Gustav Adolph unterließ nun nicht, dem unzuverläßigen Benehmen der Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg die Schuld dieses großen Unglücks beizumessen, während er doch zu lange gezögert hatte, und mehr auf seinen eigenen Vortheil, als auf die Rettung einer eifrig protestantischen Stadt bedacht gewesen war.

§ 101.

Magdeburgs Schicksal.

(20. Mai 1631.)

Magdeburg, unstreitig eine der wichtigsten Städte im nördlichen Deutschland, war von jeher der Sache des Protestantismus eben so sehr ergeben, als dem Kaiser abgeneigt gewesen. Da es sich mit Glück allmählig eine Menge bedeutender Vorrechte erworben, und aus seinem Handel auf der Elbe und in den östlichen Ländern sich Reichthum verschafft hatte, so steigerte sich sein Selbstgefühl bis zum Trotz und Uebermuth. Es nahm im August 1630 den Markgrafen Christian Wilhelm, seinen entsetzten Administrator, wieder auf, der heimlich in die Stadt kam, und schwedische Hülfe versprach. Christian Wilhelm, der Oheim des Kurfürsten von Brandenburg, war schon im Jahre 1625 gegen seinen Kaiser, zu Gunsten des Königs von Dänemark, thätig gewesen, hatte unter Ernst von Mannsfeld den schlesischen Feldzug mitgemacht, sich dann in Schweden aufgehalten, und erschien nun wieder in dem Erzbisthum, obschon er wegen seiner Verbindung mit Dänemark geächtet war. Er konnte auf eine gute Aufnahme sicher rechnen, weil der Unwille gegen den Kaiser noch immer zugenommen hatte, und die Stadt befürchtete, einen Theil der Kirchengüter, welche sie sich allmälig angeeignet, kraft des Restitutionsedictes zurückgeben zu müssen. Er warb Truppen, griff die Kaiserlichen an, und nahm Halle nebst einigen andern Orten.

29*

Ja, er verleitete Magdeburg (im Jahre 1631), ihm zu huldigen, sich an Schweden gegen Kaiser und Reich anzuschließen, und dem Feinde beider sich als Waffenplatz anzubieten. Den Befehl in der Festung übernahm der Oberst Dietrich von Falkenberg, welchen der Schwedenkönig heimlich entsendet hatte.

Seit December 1630 hielt Tilly Magdeburg enge eingeschlossen, und beschoß es fast täglich. Vergeblich hatte er an Falkenberg geschrieben: „Der Herr werde für sich selber vernünftig erwägen können, daß es bei so beschaffenen Dingen nicht christlich noch billig, viel weniger vor Gott und seinem Gewissen verantwortlich sein wolle, zu rathen und zu helfen, daß so viele unschuldige Menschen, mit Verlierung Leibes und Gutes, auch aller zeitlichen Wohlfahrt, in das äußerste Elend gestürzt und auch die königliche Soldatesca auf die Fleischbank geführt werden sollten." (Vergl. A. Menzel Gesch. der D.) Die Magdeburger hofften auf Gustav Adolph, der in ihrer Nähe stand, und wehrten sich muthig. Noch am 19. Mai 1631 ließ Tilly der Stadt heftig zusetzen: Bomben, Granaten und glühende Kugeln fielen wie ein Regen über die Häuser. Dann schwieg auf einmal der Donner des Geschützes, die Kaiserlichen führten die Kanonen ab, und schienen sich zum Abzuge anzuschicken. Die Magdeburger bemerkten dies von ihren Wällen her, zweifelten nicht an dem Heranrücken der Schweden, und legten sich nach langer Zeit wieder einmal ruhig schlafen.

Aber noch für diese Nacht hatte Tilly, besonders durch den Grafen von Pappenheim dazu bewogen, den Sturm beschlossen. Gegen 7 Uhr Morgens wurden schnell die Leitern angelegt, die Soldaten kletterten hinan, drängten die wenigen Wächter, die oben standen, schleunig zurück, und standen siegreich auf den Wällen. Nun wurden alle Kanonen zugleich gelöset, einige Thore eingeschlagen, und die Infanterie konnte einziehen. Falkenberg, der bei dem Lärm vom Rathhause eilte, wurde gleich auf der Straße erschossen. Immer heftiger ward die Wuth der Stürmenden, als sie aus allen Häusern Widerstand fanden, und Gasse für Gasse einzeln nehmen mußten. Die bei dem Geläute der

Sturmglocken erwachende Bürgerschaft war ohne Anführer, und verriegelte sich größtentheils in ihren Häusern; die sich auf den Straßen erblicken ließen, wurden niedergestochen, und nach wenig Stunden war Tilly Herr der ganzen Stadt. Weil die Bewohner an der Vertheidigung Theil genommen, und auf den eindringenden Feind geschossen hatten, so ward die Stadt der Plünderung übergeben. Das war in jenen Schreckenszeiten Kriegesbrauch, von beiden Seiten zum Unglücke unsers Vaterlandes geübt.

Wie hungrige Tiger brachen die Soldaten besonders Pappenheims wilde Wallonen, in die Häuser ein, durchsuchten alle Winkel, und badeten sich im Blute. Väter wurden vor den Augen der Kinder erstochen, Frauen in den Armen ihrer Männer, Säuglinge an den Wänden zerschmettert. Jungfrauen stürzten sich aus den obern Fenstern, viele sprangen in die Elbe. Um 10 Uhr fing die Stadt an zu brennen*), das Feuer trieb alle Bewohner auf die

---

*) Man glaubt, daß die Magdeburger selbst das Feuer angelegt haben, um den Kaiserlichen die Hoffnung auf großen Gewinn bei der Plünderung zu vereiteln. Khevenhüller, ein Zeitgenosse, sagt: „Dem Grafen Tilly und den hohen kaiserlichen Offizieren ist der Jammer, Elend und die von der unbändigen Soldatesca, wenn sie etwas einnimmt, verübten Grausamkeiten, sonderlich das gräulich unlöschliche, da man nicht eigentlich weiß, woher entsprungene Feuer von Herzen leid gewesen, und haben es mit weinenden Augen betheuert, erstlich wegen des Untergangs einer so schönen, alten, mächtigen Stadt, und hernach, daß sie hieraus zur Unterhaltung ihrer Völker, wie auch auf Quartier und Anderes, ein Ansehnliches hätten ziehen können. Daher geschieht dem gedachten Grafen und den Kriegeshäuptern von den Historienschreibern Gewalt und Unrecht, wenn sie bezeugen, sie hätten an diesem Verderben und Einäschern eine Freude und ein Frohlocken gehabt." — In den Berichten bei Wanz über die Schlacht bei Nördlingen (1634) wird Tilly, der im Winter 1631/32 in Nördlingen sich aufhielt, vor allen andern katholischen Feldherren als verständig und großmüthig, ja als der Retter dieser eifrig protest. Stadt gerühmt. — Nach Einigen hat der schwedische Befehlshaber Falkenberg selbst gerathen, daß, wenn der Feind, wider alles Vermuthen, die Stadt stürmen sollte, und man sehen würde, der Kampf sei unglücklich, die Hoffnung auf den Sieg schwinde, ja sei nach und nach ganz zernichtet, so sollten sie die Stadt dem päpstlichen Feinde durch angelegtes Feuer entreißen.

Straße; kleine Kinder liefen umher, und schrieen nach ihren Müttern.

Es ist durchaus unwahr, daß Tilly das Morden und Brennen gebilligt oder gar befohlen habe. Dagegen spricht seine Gemüthsart und sein Charakter. Wer kann den Tiger bändigen, der einmal Blut geschmeckt hat? Welche Macht vermag die entfesselte Leidenschaft zu bezwingen, die dem Meere gleicht, das die Ufer durchbrochen hat? Tilly mußte zugeben, was er nicht verhindern konnte. Die Stadt nicht zu verbrennen, rieth schon allein die Klugheit, denn ein mit den reichsten Hülfsmitteln versehener in jeder Beziehung wichtiger Ort mußte dem Tilly doch erwünschter sein, als Trümmer und Aschenhaufen. Er konnte eben so wenig den Brand Magdeburgs wünschen, als Napoleon jenen Moskau's. Er suchte auch bei der Plünderung nichts für sich, sondern nahm fliehende Waisen und Schwache mit den schönen Worten in Schutz: „Dies sei meine Beute.“

Unterdessen brannte es fort. Ein Sturmwind peitschte die Flammen bald über alle Straßen her, die Luft glühte, die Plünderer selbst mußten sich eilig auf die Wälle zurückziehen. Nach 16 Stunden — 8 Uhr Abends legte sich der Brand, eine der ersten Städte Deutschlands lag in Asche, nur der Dom, ein Kloster und an der Elbe einige Fischerhütten waren stehen geblieben.

Am folgenden Tage wurden die Keller durchsucht, und noch viele Sachen erbeutet. Tages darauf räumte man die Straßen auf, und warf, so wird erzählt, über 6400 Leichen in die Elbe. Im Ganzen sollen 30,000 Menschen umgekommen sein. Am dritten Tage hielt Tilly seinen Einzug, und ließ den Dom öffnen. Man fand noch 1000 ausgehungerte Menschen in demselben. Tilly schenkte ihnen das Leben, und ließ ihnen Brod austheilen. Allen, die noch lebten, wurde Begnadigung und Sicherheit verkündigt, und gegen einige Prediger, die sich gerettet hatten, verfuhr Tilly gnädig. Am 25. Mai wurde im Dom eine feierliche Messe gehalten, das Te Deum gesungen, und auf den Wällen dreimal Victoria geschossen. Dann ritt Tilly durch die Hauptstraßen, den Schauplatz des Schreckens in Augenschein

zu nehmen, und Pappenheim schrieb nach Wien, seit Troja's und Jerusalems Zerstörung sei wohl nichts Aehnliches vorgefallen, als die Züchtigung Magdeburgs.

§ 102.

Schlacht bei Leipzig.

(17. Sept. 1631.)

Tilly fand in der Gegend von Magdeburg keinen Unterhalt für seine Truppen mehr, und warf sich deswegen über Kursachsen. Der Kurfürst verbat sich die Einquartirung in seinen Staaten, und zudem traute Tilly ihm nicht, denn Johann Georg hatte ein Heer gerüstet, und wollte weder die Rüstungen einstellen, noch seine Truppen mit den Kaiserlichen vereinigen, sondern hatte auf solches Ansinnen eine ausweichende, bittere Antwort gegeben. Da nun Tilly mit gewaffneter Hand Leipzig nahm, bereuete der Kurfürst, daß er das Bündniß mit Schweden von sich gewiesen hatte. Ohne sich zu bedenken, rief er Gustav Adolph jetzt um Hülfe gegen Tilly an. Gustav stellte sich kalt, und forderte Wittenberg, den Kurprinzen als Geißel und dreimonatlichen Sold für die schwedischen Truppen. Mit Freuden ging der Kurfürst diese Punkte ein, aber Gustav ließ sie wieder fallen, und begnügte sich damit, daß nur die kurfürstlichen Truppen zu ihm stießen.

Er rückte schnell vor, und stieß auf Tilly in Leipzigs Fluren. Die Sachsen liefen bald davon, bis auf wenige Regimenter; selbst der Kurfürst nahm die Flucht, und machte erst in Eulenburg Halt, um einen Trunk Bier zu nehmen, welches er so sehr liebte, daß manche ihn den Bierkönig nannten. Die Schweden hielten aber Stand, und Tilly wurde völlig geschlagen. Ein schwedischer Obristlieutnant, der lange Fritz genannt wegen seiner Riesengröße, wollte den alten Korporal, wie Gustav Adolph den Tilly zu nennen pflegte, lebendig oder todt haben, und drang wüthend auf Tilly ein. Dieser wäre auch verloren gewesen, wenn nicht

ein Offizier herbeigeeilt wäre, noch eben zur rechten Zeit dem langen Fritz den Kopf zu spalten.

Tilly behielt etwa nur 600 Mann von seinem furchtbaren Heere. Zwar ergänzte er es bald wieder, aber die Schlacht bei Leipzig — die erste, welche er in seinem Leben verlor — nagte an seiner Ehre, so daß er allen Frohsinn verlor.

Gustav Adolph und Johann Georg von Sachsen waren nun die besten Freunde. Sie verabredeten den ferneren Kriegesplan.

Unmittelbar*) nach der Schlacht bei Leipzig wandte Gustav Adolph sich nach Franken. Die Gränzfeste Königshofen leistete nur geringen Widerstand. Am 14. October erschien der schwedische Vortrab vor Würzburg. Auf dem Zuge dahin wurden die kleineren Städte empfindlich gebrandschatzt: zu Neustadt mußten die Bürger 11,000, zu Münnerstadt 8000 Thaler baares Geld erlegen, und nebstdem all ihr Silbergeräthe, Becher, Gürtel u. s. w. übergeben; auf den Dörfen wurde geplündert und gemordet, gesengt und gebrennt. Nach einigen Unterhandlungen öffnete die Stadt am 15. October ihre Thore, am 18., 4 Uhr Morgens erstürmten die Schweden die Bergfeste Marienberg. In der ersten Wuth tödtete der Feind alles, was ihm in die Hände fiel, selbst die wehrlosen Soldatenweiber, einige Räthe und Geistliche, unter den letzteren den Kapuziner-Guardian P. Leopold und seinen Ordensbruder P. Simeon, die aus der Kapelle geschleppt, und mit einer Streitart erschlagen wurden. Unten in der Stadt vernahm man das Jammergeschrei. Die Zahl der Ermordeten belief sich auf 700.

Das Gemetzel dauerte bis nach 7 Uhr, wo der König selbst auf dem Schlosse erschien. Mit einem starken Gefolge ritt er über die in ihrem Blute noch röchelnden Leichname weg, und bei dem Anblicke der ermordeten Priester soll er geäußert haben, daß man ihrer hätte schonen sollen. Dem

*) Nach dem Werke: „Geschichte der k. schwedischen und h. sachsenweimarschen Zwischenregierung im eroberten Fürstbisthume Würzburg. Von Dr. C. G. Scharold.“

Morden geschah nun Einhalt. Der König begab sich sogleich in das Zeughaus, und freute sich bei dem Anblicke des schönen Vorraths von Geschütz und Waffen aller Art; eben so wohl gefielen ihm die vielen schönen Wagen und Pferde im dortigen fürstlichen Marstalle, die er sich alle zueignete. Aus der fürstlichen Silberkammer wählte er sich, was ihm von dem Gold- und Silbergeräthe behagte. Das Uebrige überließ er seinen Soldaten. Alle Kostbarkeiten und Gelder der Landesobereinnahmen und der Gerichtsstellen, so wie der Stifter, Klöster und einzelner reicher Bewohner waren dort aufgehäuft. Unersetzlicher war der Verlust an Schätzen der Kunst und der Literatur; die treffliche Bücher- und Handschriftensammlung wurde später nach Schweden abgeführt. Zwar hatte der König den Einwohnern überall versichert, daß sie in ihrer freien Religionsübung geschützt werden sollten; es zeigte sich aber bald, daß mindestens seine Unterbefehlshaber der lutherischen Religion — zum Nachtheil der katholischen — ihre Gunst zuwandten. Ja, er verschenkte selbst gleich Anfangs das Gebiet des Deutschen Ordens, die Grafschaft Schwarzenberg und die Leuchtenbergische Herrschaft Grünsfeld an andere Herren, welche dann aus allen Dörfern die katholischen Pfarrer vertrieben, und dafür lutherische einsetzten. Die Klöster wurden ohne Ausnahme ausgeplündert, und vom Könige an seine vornehmsten Offiziere verschenkt. Einzelne Mönche wurden das Opfer der ersten feindlichen Mordwuth, die übrigen mußten den neuen Besitzern ihre Zellen räumen. Alle Kirchen und Pfarrhöfe wurden ausgeleert. Kein katholischer Seelsorger durfte sich öffentlich in seiner Amtstracht sehen lassen; er wurde verspottet, mit Schlägen oder auf andere Weise mißhandelt, und nicht selten ermordet. Einen zur katholischen Religion übergetretenen Thüringer, der jetzt katholischer Pfarrer war, wollten die schwedischen Soldaten durch grause Qual zum Widerrufe zwingen; da es ihnen nicht gelang, so erschossen sie ihn, und warfen seine Leiche in den Main. Nach der Abreise Gustav Adolphs ward eine „schwedische Landesregierung des Herzogthums Franken" eingesetzt, welche die Güter der entflohenen katholischen Geistlichen in Beschlag nahm, und überall die neue Lehre begünstigte. Die Protestanten, welche sich an

den fremden König anschlossen, wurden mit bedeutenden Schenkungen bedacht.

Von Würzburg zog Gustav Adolph über Wertheim, Rothenburg ob der Tauber und Hanau nach Frankfurt; am 27. November hielt der fremde König seinen feierlichen Einzug in den Wahlort der deutschen Kaiser. Hier erschien der vertriebene Pfalzgraf Friedrich V., ohne seinen Zweck, die Wiedereinsetzung in seine Länder, zu erreichen, wahrscheinlich, weil der König die Pfalz für sich zu behalten dachte.

Am 11. December brach Gustav nach Darmstadt auf. Bald darauf ward Oppenheim erobert, und im Schlosse dieser Stadt wurden 500 Spanier niedergehauen. Zu Mainz, welches sich am 23. ergab, legte der König seine ermüdeten Schaaren in die Winterquartiere.

Nun ließ er deutlicher merken, was er eigentlich bezweckte: er wollte nämlich Lehensherr werden über die deutschen Fürstenthümer an der Ostsee, dazu wünschte er Hildesheim, Magdeburg, Halberstadt, Bamberg, Würzburg, Mainz, Speyer, Worms und die Pfalz, dann den Titel eines römischen Königs, wozu der Kurfürst von Sachsen bereits seine Stimme abgegeben hatte. Der schwedische Kanzler Orenstierna sollte Kurfürst von Mainz werden; hierdurch wäre eine zweite Stimme gewonnen worden. Dem Kurfürsten Friedrich V. erklärte er, nachdem er im Anfang des Jahres 1633 einen Theil der Pfalz erobert hatte, derselbe könne nur einen Theil seines Landes unter schwedischer Oberhoheit zurückerhalten. Den deutschen Fürsten, welche mit ihm hielten, wurde Hoffnung gemacht zu den katholischen Ländern Süddeutschlands, jedoch mit Vorbehalt der Lehensherrlichkeit.

Der Kurfürst von Sachsen war inzwischen in Böhmen eingefallen und hatte Prag mit leichter Mühe eingenommen. Den 11. November 1631 hielt er seinen Einzug in diese Stadt, doch ehrte er das kaiserliche Schloß, stieg in einem Privathause ab, und kehrte bald nach Sachsen zurück. Die Jesuiten wurden verjagt, und den Protestanten einige Kirchen geöffnet. Der Graf Thurn und einige Vertriebene kehrten zurück. Uebrigens benahm sich der Kurfürst mit Mäßigung, um nicht ganz mit dem Kaiser zu brechen. Gustav

Adolph brach am 3. März 1632 von Mainz auf und zog gen Nürnberg, am 21. März kam er dort an, und wurde von den Bewohnern mit Jubel empfangen. Der Kurfürst von Bayern rief schnell den Tilly herbei, die Schweden von seinem Lande abzuwehren. Tilly kam, und stellte sich den Schweden am Lech entgegen, diesen den Uebergang streitig zu machen. Aber die Schweden ließen sich nicht aufhalten, Gustav Adolph bediente selbst die Kanonen, und Tilly erhielt einen Schuß ins rechte Knie, so daß er vom Pferde sank (5. April), und nach 15 Tagen den Geist aufgab. Seine letzten Worte waren nach einigen, man solle Regensburg in Acht nehmen, sonst käme des Kaisers Krone in Gefahr, dann habe der graue Krieger noch zweimal gerufen: „Regensburg! Regensburg!" Andere erzählen, er habe mit den christlichen Worten geendet: „Herr, auf dich habe ich vertraut, darum werde ich in Ewigkeit nicht zu Schanden werden*)."

---

*) Ein neuerer Schriftsteller (Albert Heising in seinem Werkchen: „Magdeburg nicht durch Tilly zerstört") liefert ein schönes und wahres Bild von diesem ehrenwerthen Helden, den parteiische und unwissende Geschichtschreiber bis dahin so sehr entstellt haben.

„An Enthaltsamkeit — sagt er — kann man ihn einem Cato, an Anspruchlosigkeit einem Cincinatus zur Seite stellen; mit der Vorsicht eines Fabius Cunctator verband er die Tapferkeit eines Scipio. Seine Treue gegen den, welchem er einmal seine Dienste gewidmet hatte, kannte keine Gränzen.

Von der untersten Stufe im Heere hatte er gedient, und sich von Stufe zu Stufe emporgeschwungen, bis er sich einen Rang erstritten, wie ihn nie ein Feldherr nach ihm errungen. Aus allen (?) Schlachten ging er als Sieger hervor. Die bayerisch-liguistische Macht hatte er zu einer Höhe ausgebildet, daß sie viele Jahre als die Mustertruppen für Europa empfohlen wurde. — Mannszucht und Ordnung herrschten in seinem Heere. Sein Ansehen bei demselben war ein unbegränztes. Die Truppen nannten ihn den deutschen Josua.

Alle Feldherrntugenden hat Tilly durch keine Leidenschaft verdunkelt; von Jugend auf an Enthaltsamkeit gewöhnt, blieb er ihr treu bis an's Ende seines Lebens. Im hohen Alter konnte er sich rühmen, keiner Lust gefröhnt, keinen Rausch erfahren, keine (?) Schlacht verloren zu haben. — Eine gleiche Stelle, wie sie Wallenstein nur einige Jahre gehabt, hatte er viele Jahre bekleidet, und — — — starb arm. In seinem Testamente vermachte er 60,000 Thaler, welche ihm kurz vorher die Liga geschenkt hatte, den Regimentern, die ihn in der Breitenfelder Schlacht retteten. Andere Glücksgüter hinterließ er nicht.

§ 103.

Gustav Adolph in Bayern.

(Im Frühlinge 1632.)

Als Tilly am Lech gefallen war, rückte Gustav Adolph am 24. April in Augsburg ein, und ließ sich huldigen, wie in Würzburg. Die katholischen Behörden wurden abgesetzt und protestantische wieder eingesetzt. Augsburg war eine freie Reichsstadt, und selbst die protestantischen Fürsten fingen nun an einzusehen, daß Gustav Adolph als Unterdrücker der deutschen Freiheit komme. Daher die Kälte, mit welcher einige ihn unterstützten.

Darauf belagerte Gustav Adolph den Kurfürsten von Bayern in Ingolstadt. Diese Festung wurde von Tilly's

---

Aeußerliche Ehrenbezeugungen waren ihm eben so gleichgültig, wie die irdischen Güter. — Auch ihm wurde ein Fürstenthum angeboten. Der Kaiser hatte ihn bereits zum Fürsten erhoben; er lehnte diese Gunstbezeugung ab, und zahlte dem kaiserlichen Secretair Geron 500 Thaler, damit er das Diplom nicht ausfertigen möge. — — Wenn gleich strenge in seinen Befehlen, war er freundlich gegen Jedermann. Wo er gewesen, selbst in den Ländern, deren Fürsten er bekriegte, rühmte man seine Enthaltsamkeit, Genügsamkeit und sein freundliches Zuvorkommen gegen Alle, welche ihn umgaben. — Die Bewohner von Nördlingen priesen ihn als den Erhalter ihrer gut protestantischen Stadt.

Wenn Tilly ein religiöses Bedürfniß fühlte, und sich enge an eine positive Religion und zwar den Katholicismus klammerte, und seine Interessen vertheidigte, so kann ihm die Nachwelt solches nicht zum Vorwurfe machen. Im 17. Jahrhundert fühlte Jeder das Bedürfniß einer positiven Religion; man kann also nicht voraussetzen, daß Tilly eine Ausnahme machen werde. Trotz seiner hohen Stellung hat er sich nie durch unzeitigen Eifer oder religiösen Zelotismus zu ungerechten Handlungen gegen die Bekenner einer andern Confession verleiten lassen. Er kämpfte für seine Ueberzeugung, und hierin war er vielleicht der Einzige unter allen Führern im 30jährigen Kriege. Tilly nimmt in der deutschen Geschichte einen ehrenvollen Platz ein; vielleicht kein Staat in Europa hat in seiner Geschichte einen Feldherrn aufzuweisen, der ihn in allen Tugenden erreicht hätte. Der Cardinal Caraffa äußerte einst über Gustav Adolph: „„Er war ein König, wie Schweden keinen, Europa wenige gehabt."" Mit größerem Rechte könnte man von Tilly sagen: „Er war ein Feldherr, wie Bayern keinen, Europa wenige gehabt."

Truppen vertheidigt, welche hier den Tod ihres Feldherrn rächen wollten. Gustav verlor treffliche Offiziere, und ihm wurde ein Pferd unter dem Leibe erschossen. Der König gab die Belagerung auf. Die Abgeordneten von Landshut erwirkten für 100,000 Thaler Gnade für ihre Stadt bei dem Sieger. Der Kurfürst entwischte nach Regensburg; Gustav Adolph mochte ihm nicht folgen, sondern ging auf München los.

München zitterte. Einige Magistratspersonen brachten ihm zuvorkommend die Schlüssel der Stadt auf seidenen Kissen entgegen, und das erwarb der Stadt eine gelinde Behandlung. Am 17. Mai hielt Gustav Adolph seinen Einzug, und stieg im kurfürstlichen Schlosse ab. Er konnte die Pracht desselben nicht genug bewundern, in seinem nordischen Reiche hatte er dergleichen nicht, und er fragte: wer der Baumeister dieses Prachtgebäudes sei. „Der Kurfürst Maximilian selbst," war die Antwort. „Ich möchte den Baumeister haben — versetzte Gustav Adolph — ich wollte ihn nach Stockholm senden." Der Wärter antwortete dreist: „Davor wird sich der Baumeister wohl hüten."

Am folgenden Tage leerte der Schwede das Zeughaus, in welchem er 140 Kanonen unter dem Fußboden verborgen fand. München sollte 300,000 Thaler zahlen, und da es kaum die Hälfte erschwingen konnte, so wurden 42 vornehme Geißeln weggeschleppt, welche erst nach dreijährigen Leiden wiederkehrten. Am Pfingstfeste (30. Mai) weilte der König wieder in Augsburg, und veranstaltete Abends einen Ball. Auch Kurfürst Friedrich von der Pfalz war hier, wie zu München, in seinem Gefolge.

§ 104.

Wallenstein abermals.

Während Gustav Adolph Deutschland von Norden nach Süden durchzog, und am Ende sogar des Kaisers Erbstaaten bedrohte, lebte Wallenstein in Böhmen mit mehr als kaiserlicher Pracht. In seinen Marställen standen 300 Pferde

vor marmornen Krippen. Auf seine Tafel kamen täglich 100 Schüsseln, wenn er allein speiste, und 60 Edelknaben warteten ihm auf; in hellblauem Sammet, mit Gold und rother Seide besetzt, waren sie gekleidet. Dieselbe Livre trug seine übrige Dienerschaft, nämlich 50 Mann Leibwache, 4 Kammerherren mit eigenen Pagen und Bedienten, 6 Freiherren und 6 Ritter. Weit um des Gebieters Palast her waren Wachen ausgestellt, jeden zu erinnern, doch ja leise aufzutreten, denn eine Todesstille mußte an seinem glänzenden Hofe herrschen. Das Bellen der Hunde, das Rasseln der Wagen, das Klirren der Sporen, besonders das Krähen der Hähne, war ihm verhaßt. Er sprach wenig, lachte selten, und lebte für seine Person sehr mäßig; nur wenn gezecht wurde, ging es wild her, und man trank dann aus Hüten. Vertrauen hegte er nur zu seinem Astrologen Seni, alle anderen Menschen hielt er für Gegner, die höchstens nur ihres eigenen Vortheils wegen sich mit ihm befaßten.

Als Gustav Adolph in Deutschland umherzog, bot Wallenstein ihm unter der Hand seine Dienste an. Gustav freute sich darüber, und schrieb sogar eigenhändig einen freundlichen Brief an ihn; aber Wallenstein war nicht dahin zu bringen, ihm schriftlich zu antworten, damit man ihm seine Verrätherei nicht beweisen könnte. Nach der Leipziger Schlacht verlangte er von Gustav einige Regimenter, weil dieser aber keine entbehren konnte, so zerschlug sich die Unterhandlung, und Wallenstein warf seine Augen auf den Kaiser; durch seine Späher, die er an allen Höfen besoldete, erfuhr er alles, was zu Wien vorging.

Auf einmal erschien ein kaiserlicher Bote vor ihm, und bat im Namen des Kaisers, er möge den Oberbefehl wieder übernehmen. Anfangs wollte Wallenstein von nichts hören, und versicherte, daß er in der Ruhe des Privatlebens glücklich sei. Erst nach vielen Bitten versprach er, in 3 Monaten ein neues Heer dem Kaiser zu schaffen, dann wollte er wieder abtreten.

Er hielt Wort. Kaum ließ Wallenstein die Trommel rühren, so sammelten sich seine alten und neuen Krieger um ihn, katholischen und protestantischen Glaubens, Inländer und Fremdlinge. Aber wer sollte das Heer anführen, das nur

durch Wallensteins Ansehen zusammengehalten werden konnte? Nur durch die ungeheuersten Versprechungen ließ er sich endlich bestimmen, den Oberbefehl zu übernehmen, und bald stand er Gustav Adolph bei Nürnberg gegenüber. Die Schweden hatten sich in dieser Stadt trefflich verschanzt, weil sie gegen die vereinigten Kaiserlichen und Bayern zu schwach waren; daher rieth auch Maximilian von Bayern gleich zum Angriff. Aber Wallenstein, der Bayern von den Schweden gern noch länger aussaugen lassen wollte, antwortete immer: „Schlachten sind genug geliefert, man muß einmal eine andere Kriegesweise versuchen." Und so bezog er auf den Höhen von Nürnberg ein verschanztes Lager, welches anderthalb Meilen Umfang hatte. In seinem Heere waren 30,000 Pferde, 15,000 Weiber, fast 15,000 Fuhrknechte und Troßbuben, mehrere tausend Soldatenkinder, die regulären Truppen ungerechnet. Man kann denken, wie viel diese Menschenmasse täglich verzehrte. Dazu kam das schwedische Heer in der Stadt, das endlich zu 70,000 Mann anschwoll. Bald waren 7 Meilen weit rings umher nicht die mindesten Lebensmittel mehr aufzutreiben. Da beschloß Gustav Adolph, am 4. Sept. 1632 den Wallenstein auf seinen Bergen anzugreifen, aber das kam ihm theuer zu stehen. Wallenstein richtete alle seine Kanonen hinab, und kein Schuß fiel vergebens. So viele neue Regimenter Gustav auch anrücken ließ, kein einziges konnte die Berge hinan kommen, und nach zehnstündiger Arbeit bedeckten 2000 Schweden den Fuß und den Abhang der Hügel.

Noch zwei Wochen nach dieser Begebenheit saß Gustav in Nürnberg, dann zog er mit klingendem Spiel vor Wallensteins Lager vorbei, und wandte sich nach Ingolstadt. Wallenstein sah ruhig zu, zündete dann sein Lager an, welches jetzt einer brennenden Stadt glich, und zog nun — nicht den Schweden nach, die er hier 11 Wochen lang angesehen hatte, sondern er warf sich über Sachsen, und zündete unterwegs alle Dörfer an; des Nachts konnte man weit und breit die feurige Straße sehen, welche die Wallensteiner hinter sich ließen. Die Schweden machten es nicht besser, obschon ihr König es verabscheute, und täglich seine Soldaten Betstunden halten ließ.

§ 105.

Schlacht bei Lützen.

(16. Nov. 1632.)

Der bedrängte Kurfürst von Sachsen rief schnell seinen Bundesgenossen Gustav Adolph herbei, ihn von den Wallensteinern zu befreien. Gustav kam, und verschanzte sich in Naumburg. Es war schon Aller Heiligen, eine strenge Kälte trat ein, und Wallenstein meinte, Gustav wolle in Naumburg ein ruhiges Winterquartier nehmen. Daher entließ er den Grafen Pappenheim nach dem Rheine, und nahm den Weg nach Leipzig, dort den Winter über auszuruhen, mußte aber in der ersten Nacht der schlechten Wege halber in Lützen liegen bleiben. Kaum erfuhr Gustav Pappenheim's Abzug, so beschloß er, Wallenstein eine Schlacht zu liefern. Er eilte ihm nach, erreichte ihn noch am Abend vor Lützen, und nahm seine Stellung ein vor dem Steindamm, der nach Leipzig führte, und an beiden Seiten tiefe Gräben hatte. Wallenstein hielt an der andern Seite des Dammes, und schickte dem Pappenheim Eilboten nach, schnell zurückzukommen. Gustav Adolph brachte die rauhe Novembernacht in seiner Kutsche zu, aber kein Schlaf wollte in seine Augen kommen, er ahnte vielleicht das Gewicht des folgenden Tages, und sprach während der ganzen Nacht mit seinen Offizieren.

Als der Morgen des 16. Novembers anbrach, bedeckte ein dichter Nebel das Gefilde bei Lützen. Wallenstein feuerte seine Truppen durch muthige Reden an, und gab ihnen die Losung: Jesus Maria. Gustav Adolph ließ die protestantischen Lieder: „Ein feste Burg ist unser Gott," und: „Es woll' uns Gott gnädig sein" unter Begleitung der Feldmusik absingen. Um 9 Uhr begann das Geschützfeuer, aber man konnte einander nicht sehen, und es ward bald wieder still. Erst nach 10 Uhr fiel der Nebel, die Sonne blickte hervor. „Nun wollen wir daran, in Gottes Namen!" rief Gustav, und schwang sich auf sein Roß. Er führte den rechten Flügel, Bernhard von Weimar den linken, welcher die deutschen Hülfsvölker enthielt. Die Schweden

stürmten auf den Steindamm los, vor ihnen brannte Lützen, welches Wallenstein hatte anzünden lassen. Sie gewannen den Platz, aber Wallenstein's wüthende Tapferkeit drängte sie wieder hinter den Damm zurück. Da raffte Gustav allen Muth zusammen, ritt durch die Reihen, welche gewichen waren, und führte die Seinigen wieder über den Steindamm. Nach vierstündiger blutiger Arbeit glaubte er, den Sieg schon errungen zu haben — da langte nach 3 Uhr Nachmittags Pappenheim mit seinen Reitern an; in Halle hatten Wallenstein's Boten ihn erreicht. Pappenheims kräftige Truppen erneuerten das Treffen, Wallenstein brachte seine flüchtigen Reihen wieder zum Stehen, und die Schweden wurden zum zweiten Male hinter den Steindamm zurückgedrängt, wenigstens auf dem linken Flügel. Gustav vernahm dies kaum, als er dorthin eilte. Sein kurzes Gesicht führte ihn zu nahe an die Feinde; ein kaiserlicher Gefreiter rief seinen Leuten zu: „Auf den dort schießt, das muß ein vornehmer Mann sein.“ Gustav erhielt einen Schuß in den linken Arm. Er blutete stark, doch wollte er nicht weichen, und sagte zu seiner Umgebung: „Es ist nichts.“ Bald aber kam er einer Ohnmacht nahe, und bat den Herzog Franz Albert von Sachsen-Lauenburg, ihn ohne Aufsehen aus dem Schlachtgetümmel zu bringen. Als dies geschah, bekam er einen zweiten Schuß in den Rücken. „Ich habe genug, Bruder — sagte er da — rette du nur dein Leben.“ Der Herzog von Lauenburg, umdrängt von den Kugeln der Kanonen, den Schwertern der heransprengenden Reiter und dem Schnauben der feindlichen Rosse, wußte nicht mehr, was er that, und eilte, sein Leben zu retten. Der Schwedenkönig war von allen verlassen, er fiel, und die Rosse der Freunde und Feinde scheinen über ihn hergegangen zu sein. Sein ledig umherlaufendes Roß verkündigte den Schweden ihren Verlust. Aber diese wurden dadurch nicht entmuthigt, sondern zu neuer Tapferkeit begeistert, den Tod ihres Königs zu rächen. Wallenstein's Mantel ward von vielen Kugeln durchbohrt, da er mit kühner Seele seine Truppen durchritt, um den Nothleidenden Hülfe, den Tapfern Beifall, den Feigen strafende Blicke zu geben. Pappenheim wünschte, dem Könige selbst zu begegnen, den er noch lebendig glaubte, und

stürzte sich mitten unter die Schweden. Hier trafen ihn zwei Musketenkugeln, die Seinigen mußten ihn gewaltsam hinter das Treffen bringen. Sein Verschwinden brachte abermals Verwirrung in's kaiserliche Heer, und als noch die kaiserlichen Pulverwagen hinter der Fronte in die Luft flogen, schrie alles: „Pappenheim todt! — die Schweden über uns!“ Die Schweden überschritten zum dritten Male den Steindamm, und erst die Nacht machte dem Gemetzel ein Ende, da 9000 Todte von beiden Seiten die Wahlstatt bedeckten.

Beide Theile rühmten sich des Sieges, aber die Schweden behaupteten das Schlachtfeld, und zogen am folgenden Tage beim nachher davon benannten Schwedensteine die Leiche ihres Königs, fast unkenntlich, von Pferden zertreten, unter einem Hügel anderer Leichen hervor, und führten sie nach Weissenfels, wo seine trostlose Gemahlinn sich aufhielt. Von da brachte man den Entseelten nach Stockholm. Das blutige Koller des Königs hatte ein Kaiserlicher erbeutet, und ließ es nach Wien gelangen. Kaiser Ferdinand vergoß Thränen bei dessen Anblicke, und sagte: „Gern hätte ich dem Unglücklichen ein längeres Leben und fröhliche Heimkehr in sein Reich gegönnt, wenn in Deutschland nur Frieden geworden wäre“ *).

---

*) So endete ein König, dem selbst der Neid den Ruhm eines ritterlichen Kriegers, eines höchst ausgezeichneten Feldherrn und Herrschers nicht rauben kann; auch verdient es Anerkennung, daß er nicht grausam von Natur war, denn er kann unmöglich für alle Gräuel verantwortlich gemacht werden, welche seine Horden eben so wohl, als die kaiserlichen, verübten. Von ehrgeizigen Planen zum Nachtheile unsers deutschen Vaterlandes kann er indeß keineswegs frei gesprochen werden, und sein herrisches Betragen gegen deutsche Reichsfürsten und seine Brandschatzungen deutscher Städte muß uns Deutsche sehr entrüsten. Ueberhaupt widerspricht es der Geschichte, daß man Gustav Adolph als ein Muster in jeder Beziehung aufstellt, und namentlich seine Duldsamkeit hervorhebt. War doch auch er nicht frei von der traurigen Ansicht vieler seiner Zeitgenossen, daß man Andersdenkende verfolgen dürfe, und ließ er ja drei schwedische Jünglinge, Georg Bere, Zacharias Anthelius und Nicolaus Campanius, welche zur katholischen Religion übergetreten waren, und den alten Glauben nicht wieder abschwören wollten, im Jahre 1624 enthaupten. Eben so wenig spricht es für seine Duldsamkeit, daß er in ganz katholischen Städten lutherische Superintendenten und Geistliche einsetzte.

Wallenstein zog sich nach Leipzig zurück, wo Pappenheim schon am folgenden Tage verschied. Von da ging er mit dem Reste seiner Truppen nach Prag, und hielt ein furchtbares Gericht über seine Offiziere, denen er den ungünstigen Ausgang der Schlacht einzig beimaß. Auf einem schwarz beschlagenen Gerüste vor dem prager Rathhause ließ er 2 Oberstlieutenants, 1 Kapitain, 1 Rittmeister, 4 Lieutenants, 1 Fähnrich und 2 Hauptleute von der Artillerie enthaupten, einem Offizier den Degen durch den Henker zerbrechen, und mehr als 50 Namen abwesender Offiziere wurden an den Galgen geschlagen. Dann stellte er Werbungen in allen kaiserlichen Erbstaaten an, hatte in einigen Wochen sein Heer wieder vollzählig, und fiel in Schlesien ein, wo ein schwedisches Heer stand. Denn die Schweden unter der Leitung des Reichskanzlers Axel Oxenstierna setzten den Krieg muthig fort. Wallenstein war in Schlesien den Feinden überlegen, als es aber zur Schlacht kommen sollte, machte er — Waffenstillstand. Er berannte Schweidnitz, verschanzte sich dann, und beobachtete thatlos den Feind, wie ehemals bei Nürnberg, eine geraume Zeit. Einmal bekam er den Schwedengeneral, den alten Grafen Thurn, der den Krieg angesponnen hatte, mit 2600 Schweden gefangen. Aber anstatt den Rebellen nach Wien zu schicken, ließ er ihn los, weil er jetzt ganz andere Dinge mit den Schweden vorhatte. — Er zog in Schlesien höher hinauf, und verheerte das Land dermaßen, daß nicht einmal die übrig gebliebenen Hunde Nahrung mehr fanden, und daher sich zusammenrotteten, und einzelne Reisende zerrissen. Auch die Pest brach in Schlesien, Sachsen und der Lausitz aus, so daß man an mehreren Orten die Todten nicht mehr begrub, sondern sie auf der Straße verfaulen ließ. In mancher Ortschaft war kein Mensch mehr zu finden.

Wallenstein streifte bis an die Thore Berlins, dann kehrte er in sein liebes Böhmen zurück. Der Kaiser befahl ihm, den armen Bayern zu Hülfe zu kommen. Wallenstein entschuldigte sich, es sei jetzt Winter. Der Kaiser schickte deswegen einen andern General nach Bayern. Wallenstein gebot demselben, keinen Fuß in's Bayerland zu setzen, oder er werde ihm

seinen Kopf vor die Füße legen lassen. Der Kaiser ließ nun durch seinen Bruder Ferdinand in Italien ein Heer von 10,000 Mann werben, und verlangte von Wallenstein, derselbe solle von seinen Leuten 8000 Mann zu diesem Heerhaufen stoßen lassen. Das that Wallenstein auch, ließ aber durch seinen General Altringer, der jene 8000 anführte, den ausländischen Herrn (Ferdinand war ein spanischer Infant) so kreuz und quer durch Deutschland leiten, daß dieser des Krieges herzlich müde wurde.

§ 106.

Wallenstein ermordet.

(25. Febr. 1634.)

Nun wußte der Kaiser bald, was er an Wallenstein hatte. Dieser wollte sich zu den Schweden schlagen, durch deren Hülfe sich erst zum Könige von Böhmen machen, dann das Haus Oesterreich ausrotten, und wo möglich am Ende den Kaiserthron besteigen. Hatte ihm doch sein Astrolog Seni immer eine Krone versprochen. Es kam darauf an, seine Generale für diesen Plan zu gewinnen. In Pilsen wurde Kriegsrath gehalten, und der Feldmarschall Illo trat auf mit der Vorstellung, wie der Kaiser den Herzog immer undankbar behandelt habe, dieser wolle daher auch den Oberbefehl niederlegen, aber das dürfe man nimmer zugeben, man müsse sich verpflichten, ihm bis auf den letzten Blutstropfen zu dienen, so lange er in kaiserlichen Diensten bleibe, und darüber legte er eine Schrift zur Unterzeichnung vor. Die Generale hatten nichts einzuwenden, weil der Beisatz, so lange er in kaiserlichen Diensten bleibe, sie gegen alle Verrätherei sicher stellte. Dann lud Illo sie sämmtlich zur Tafel, und schenkte ihnen fleißig die Becher voll. Da alle berauscht waren, gab er jene Schrift zur Unterzeichnung herum. Die meisten unterzeichneten ohne Bedenken ihren Namen; einige bemerkten aber, daß der Beisatz, so lange der Herzog in des Kaiser Diensten sei, in diesem Papiere fehle, und ver-

weigerten die Unterschrift. Illo zog den Degen, sie auch, und es entstand ein entsetzlicher Lärm. Das machte die treuen Obersten noch trunkener, und zuletzt unterzeichneten alle.

Einige Generale hatten bei diesem Rathe gefehlt, Gallas, Altringer und Colloredo. Wallensteins vertrautester Freund, Octavio Piccolomini, ein Italiener, erbot sich, sie herbeizurufen, und Wallenstein lieh ihm dazu seinen eigenen Wagen. Gallas gesellte sich zu ihm. Piccolomini aber eilte nicht zu jenen Generalen, sondern zum Kaiser, und berichtete demselben genau Wallenstein's Anschlag, denn dieser hatte ihm den ganzen Plan mitgetheilt, weil er unter den nämlichen Sternen mit ihm geboren war.

Der Kaiser und seine Räthe erschraken. Schnell wurde Prag mit neuen kaiserlichen Truppen besetzt, Gallas zum Befehlshaber an Wallenstein's Stelle über dessen Truppen ernannt, und ihm aufgegeben, den Verräther nebst seinem Schwager Trczka (spr. Tersika) und dem Illo gefangen zu nehmen, oder wenn das nicht möglich, sie aus der Welt zu schaffen. Gallas übertrug den Auftrag an den Obersten Buttler, einen Irländer, der Wallenstein's Dragoner anführte, und dieser war gleich bereit. Wallenstein merkte, daß ihn viele Offiziere verließen, und zog deswegen (am 24. Februar 1634) in die Festung Eger. Die Truppen blieben vor der Festung. Buttler gewann den Oberstwachtmeister Leßlie und den Commandanten von Eger, Gordon, einen Schotten, für des Kaisers Willen. Es wurde verabredet, Gordon solle auf den folgenden Abend die Herren Trczka, Illo, Kinsky und Neumann (Wallenstein's standhafte Freunde) zum Essen laden, und bei demselben sollten sie ermordet werden. Die vier Geladenen versprachen zu kommen. In der Nacht vom 24. auf den 25. erhielt Wallenstein sein Aechtungsdekret, aber dies bewog ihn nur, zu beschließen, sich von dem Magistrate und der Bürgerschaft in Eger recht bald huldigen zu lassen.

Sonnabends den 25. Februar, 5 Uhr Abends erschienen Trczka, Illo, Kinsky und Neumann bei Gordon auf der Citadelle zum Abendessen. Es wurde tapfer getrunken, und weidlich auf den Kaiser geschimpft. Mit dem Nachtische tra-

ten 30 Dragoner von Leßlie in den Saal, und riefen: „Wer ist gut kaiserlich?“ Gordon, Buttler und Leßlie standen auf, und riefen: „Es lebe Ferdinand!“ Die Dragoner hieben ein, die Tische wurden umgeworfen, Weine und Confekt mit Blut vermischt. Die Leichen der Ermordeten warf man auf den Hof.

Nun blieb Gordon als Wächter auf der Citadelle, Buttler und Leßlie eilten in die Stadt, beruhigten die Hauptwache, und ließen 2 Compagnien Dragoner in die Stadt ein, mit welchen sie die Straßen besetzten. Die Bewohner lagen im Schlafe, Leßlie blieb auf der Hauptwache, Buttler aber eilte, den Hauptstreich zu vollführen, nämlich Wallenstein noch in dieser Nacht zu ermorden.

Buttler nahm 30 Drogoner unter eines gewissen Deverour Befehlen, und ging auf Wallensteins Wohnung los, welche nicht in der Citadelle, sondern in der Stadt war. Wallenstein hatte an diesem Abende sich lange mit Seni unterhalten, und sich dann früh in's Bett begeben. Es war eine stürmische Nacht: der Wind heulte, der Sturm schlug an die Fenster, wie man es im Februar wohl gewohnt ist. Wallenstein hatte befohlen, ihn nicht früh zu wecken, zumal da der folgende Tag ein Sonntag war. Nun kam Buttler mit seinen Dragonern, und besetzte die Hausthür. Die Wache ließ seine Leute ein, er selbst blieb unten. Deverour stürmte mit den Dragonern, die alle mit Hellebarden versehen waren, die Treppe hinauf. Zwei Kammerdiener Wallensteins fragten, was der späte Besuch bedeute; der eine wurde niedergemacht, der andere entfloh. Wallenstein wachte über dem Lärmen auf, und sprang aus dem Bette. Deverour drang ein, und schrie: „Bist du der Schelm, der das kaiserliche Volk zu dem Feinde überführen, und seiner kaiserlichen Majestät die Krone vom Haupte ziehen will?“ Wallenstein sprach kein Wort, erhob seine Arme, als wenn er seine Unschuld betheuern wollte, und zeigte seinen Mördern gleichsam den Platz, wohin sie stoßen müßten. Deverour stieß ihm die Hellebarde in die Brust, und ohne Laut fiel er nieder. Man wickelte die Leiche in einen Teppich, und brachte sie nach der Citadelle. Hier lag sie den ganzen folgenden Tag im Hofe bei den vier andern

Leichen. Gordon ließ an diesem Tage die Soldaten und Bürger in Eger dem Kaiser wieder schwören, und alles lief ruhig ab. Ferdinand vernahm den Mord nicht ohne Rührung, und ließ in Wien für die Seelen der Verräther 3000 Messen lesen.

§ 107.

Schlacht bei Nördlingen.

(7. Sept. 1634.)

Nach Wallenstein's Tode führte Ferdinand's ältester Prinz Ferdinand die Kaiserlichen an. Er that, was Wallenstein hatte thun sollen: er schlug die Schweden aus Bayern. Diese flohen nach Schwaben; bei der Stadt Nördlingen machten sie Halt, der Graf Gustav Horn und der Herzog Bernard von Weimar führten sie an. Beide waren nicht einig, Herzog Bernard brannte vor Begierde, hier zu schlagen, Horn widerrieth es. Endlich rückte Bernard vor, aber die Kaiserlichen gewannen einen entscheidenden Sieg, der ihre Niederlagen bei Leipzig und Lützen völlig aufwog: sie erbeuteten alles Geschütz und Gepäck der Feinde, 12,000 Schweden lagen todt auf dem Schlachtfelde, und Horn war gefangen.

Was war von den Schweden nun noch zu erwarten? Der Kurfürst von Sachsen verließ gleich wieder ihre Partei, und schloß am 30. Mai 1635 mit dem Kaiser sogar einen völligen Frieden zu Prag, wofür er eine Religionsfreiheit auf 40 Jahre und den Besitz der Lausitz erhielt.

Alle protestantischen Fürsten beklagten sich, daß Sachsen die Religion verrathe. Dessen ungeachtet traten nach und nach, aus Ueberdruß des Krieges, die ersten von ihnen dem prager Frieden bei, nämlich Brandenburg, Mecklenburg, Weimar, Braunschweig, vieler andern nicht zu gedenken.

§ 108.

Die Franzosen treten auf.

(1635.)

Keiner verwünschte die Friedensaussichten mehr, als Oxenstierna nebst Bernard von Weimar. Die Schweden wollten ein deutsches Reichsland zum Eigenthum, z. B. Pommern, welches man ihnen nicht zugestehen wollte, und Bernard hoffte noch, ein Fürstenthum am Rhein zu erkämpfen. Beide sahen sich also nach auswärtiger Hülfe um. Holland und England hatten keine Lust, sich in den langen Krieg zu mischen, aber Frankreich ließ sich nicht lange bitten. Cardinal Richelieu versprach den Schweden Geld und Truppen, und diese verhießen ihm dafür das ganze Elsaß, welches sie besetzt hatten, das aber bisher dem österreichischen Hause gehörte. So schnöde mußte sich Deutschland behandeln lassen! Fremdlinge, um noch länger in ihm hausen zu können, verschenkten Provinzen desselben an Fremdlinge, und das arme Deutschland hatte nun noch ein Heer mehr zu ernähren. Herzog Bernard von Weimar nahm französisches Geld, um in seinem Vaterlande den Krieg fortzusetzen, und ließ sich ein Fürstenthum am Rhein zusagen von den — Franzosen.

§ 109.

Banner's Gräuelthaten.

(1635—1641.)

Wie ganz anders standen nun die Sachen! Oxenstierna, durch französisches Geld wieder belebt, sendete ein neues Heer Schweden von 16,000 Mann nach Deutschland unter den Befehlen des schrecklichen Feldmarschalls Banner. Er warf sich über Brandenburg und Sachsen, und züchtigte diese Länder für den prager Friedensschluß. So sehr fühlte man hier seine Rache, daß keiner mehr den Acker baute, keiner ein Gewerbe trieb, sondern Soldat wurde, denn nur der

Kriegsknecht hatte zu leben. Die Bürger aßen Ratten und Mäuse, Aas vom Schindanger, im Magdeburgischen sogar Menschenfleisch. Als die Sachsen Erfurt belagerten, baten die Erfurter den Banner, der damals in Pommern stand, er möge ihnen doch zu Hülfe kommen. Banner antwortete, in dem Lande zwischen der Oder und der Elbe könnte weder Hund noch Katze, geschweige denn ein Mensch leben, und ein Zug durch diese Wüste würde ihm mehr schaden, als eine verlorene Schlacht*).

*) Nicht nur gegen die Katholiken, sondern selbst gegen ihre eigenen Glaubensbrüder wütheten die nordischen Horden, z. B. gegen die Unterthanen des Hauses Hessen-Darmstadt, wo man noch das Sprüchlein behalten hat:

„Bet', Kinder, bet',
Morgen kommt der Schwed',
Morgen kommt der Ochsestern,
Der soll euch wohl bete lern."

Führen wir nur Einiges aus alten Berichten an. Vieles Schändliche theilen wir gar nicht mit: „Was Gestalt der königlich-schwedische Feldmarschall Alexander Leßlie, Ritter, und seine Armee in unsers gnädigsten Fürsten und Herren Landen arrivirt, sich als ein Feind erzeiget, und uns mit Feuer und Schwert verfolgen lassen, haben wir arme Unterthanen zu Wetter mit großem Seufzen und Wehklagen der ermordeten Menschen, Plünderung und Schändung unserer Weiber und Jungfrauen, auch unserer selbst eigenen Tormentirung und Gefängniß tief schmerzlich und unermüdlich mit Verlust unserer Mitbürger, auch unserer Hab und Güter erfahren müssen. Es kann auch keine größere Tyrannei von Türken und Heiden gegen Menschen und Vieh, so auf Hessen und Feld darnieder gemacht wurden, nimmermehr begangen werden, als bei uns armen unschuldigen Unterthanen (indem sie uns abgefallene kaiserliche Schelmen gescholten) exercirt ist, da sie nicht allein, ehe sie Hanau entsetzet, die Bürger, deren Weiber und Kinder primo intuitu, so viel sie deren antrafen, etliche erstochen und tormentirt, — — — sondern auch die Kirchen zu Pferdeställen gemacht, darinnen gemordet, die Menschen mit Aexten und Schwertern hart beschädigt, Arm und Bein entzweigeschlagen, — alles zerschlagen, — die Weiber und Jungfrauen und Schüler, gleich auch den Männern, mit unausdenklicher Marter gepeinigt, der Armen Hospitalhaus angegriffen, die Blinden, Lahmen und armen Leute theils erstochen, theils erschossen, andere mit Aexten die Köpfe zerspalten, anderen die Schultern, Arme und Beine, das Gesicht durchhauen, — — ein armes Mägdlein todt geschossen, — — andere gehauen und gestochen, wie sie dann auch die Pfarrer gehangen und gestochen, — — und in einer

Am Rhein waren die Kaiserlichen siegreich, Gallas fiel sogar in Frankreich ein, und drang so weit vor, daß die Pariser bereits ihre Sachen zur Flucht einpackten. Doch war hier der Vortheil nicht von Dauer.

Mitten unter den Kriegsunruhen starb Kaiser Ferdinand II. den 15. Februar 1637, ohne den Frieden zu sehen, nach dem er sich so sehr und lange gesehnt hatte. Sein Sohn Ferdinand III. bestieg ohne Schwierigkeit den Thron, da alle Kurfürsten mit dem Kaiserhause längst ausgesöhnt waren.

Der Krieg dauerte fort. Bernard von Weimar gewann über die Kaiserlichen am Rhein Sieg auf Sieg, zuletzt hungerte er Breisach aus. Als er die Stadt inne hatte, ließ er sich von den Bürgern huldigen, und gedachte, den Ort zur Hauptstadt seines neuen Fürstenthums zu machen. Das gefiel aber den Franzosen nicht; sie brachten ihm Gift bei — so sagt man wenigstens — und er starb im Juli 1639, erst 35 Jahre alt. Richelieu ließ den Offizieren des Verstorbenen einige Louisd'or zustellen; aus Dankbarkeit nahmen sie alle mit ihren Leuten französische Dienste, und Breisach war nun eine französische Stadt.

Unterdessen fiel Banner über Böhmen her, um dieses viel geplagte Land die Schrecken des Krieges abermals empfinden zu lassen. In mancher Nacht brannten hier 100 Dörfer auf einmal. Wallenstein's Grausamkeit war nichts gegen die Barbareien dieser schwedischen Horden, denen der religiöse Sinn Gustav Adolph's längst fremd geworden war. Endlich vertrieb Piccolomini diese Gäste; sie gingen über Sachsen und Thüringen, nahmen im November 1640 Winterquartiere in Braunschweig, und wurden nun die Geißel dieser Landschaften.

Der langen Kriegsgräuel müde hatten die Fürsten schon seit 1636 unter Dänemarks Vermittlung an einem Frieden gearbeitet, aber die Franzosen machten immer das Geschäft

---

Summa, also mit der Bürgerschaft gehandelt, daß man gemeinet, bei solchem Morden, Schänden, Kreischen, Berennung des Thurms und Tormentirung der Bürger, es würde der jüngste Tag vorhanden sein." (Siehe Justi's und Hartmann's „Hessische Denkwürdigkeiten", 2. Thl. S. 607 und historisch-politische Blätter, 19. B. 9. Heft. 1847.)

verwirrt. Endlich traten die Kurfürsten zusammen, und begehrten vom Kaiser einen Reichstag, der seit 27 Jahren nicht mehr gehalten war. Derselbe wurde eröffnet, die französischen Gesandten trieben ihr altes Spiel, und am Ende erschienen Banner und der französische Feldmarschall Guebriant mit ihren Truppen vor Regensburg (27. Januar 1641), den Reichstag aus einander zu treiben, oder sogar Kaiser und Fürsten gefangen zu nehmen. Es gelang zwar nicht, denn der tapfere Piccolomini eilte herbei, doch schoß Banner vor seinem Abzuge, dem Reichstage zum Possen, 500 Kugeln in die Stadt, und ging dann nach Halberstadt, wo er am 10. Mai 1641 auf dem Bette starb. Strapazen hatten sein junges Leben weniger abgekürzt, als wüste Lebensweise. Fügen wir hier die Bemerkung des verdienstvollen Gelehrten Heising über das Treiben der Schweden in Deutschland hinzu, weil es leider noch immer Deutsche gibt, die das Erscheinen jener Fremden als eine Wohlthat für unser Vaterland begrüßen. „Wäre vielleicht — so spricht er — ein einziger Platz in Deutschland, in welchem sich nicht schaurige Erinnerungen an die Anwesenheit dieser nordischen Barbaren erhalten hätten? Wer immer zweifeln mag, daß die Schweden in Deutschland furchtbarer gehauset haben, als Hunnen, Ungarn und Normannen, der schlage die Chronik seines Städtchens oder Dörfchens nach, gleichviel, ob an den Ufern der deutschen Meere oder an den äußersten Enden von Schwaben, und er wird verstummen, wenn er sie früher vertheidigt hat. Sachsen, eben jenes Land, wo man noch heute das Andenken der Schweden am meisten zu feiern scheint, wurde durch sie fast zur Einöde gemacht. Sie zogen sich erst zurück, nachdem sie an Menschen und menschlichem Besitz jeden ersinnlichen Frevel ausgeübt hatten. Von allen deutschen Ländern könnte dasselbe wiederholt werden. — Die innere Kraft und Selbstständigkeit unseres Vaterlandes wurde gebrochen, das letzte Ansehen nach Außen vernichtet, Deutschland der willenlose, Mitleid erregende Spielball der Nachbaren."

§ 110.

Leonard Torstenson.

(1641—1645.)

Oxenstierna sendete nach Banners Tode gleich ein neues Schwedenheer nach Deutschland, und bestellte zum Anführer den General Torstenson, Banner's Stelle zu ersetzen. Torstenson hatte schon unter Gustav Adolph den Krieg erlernt. Jetzt litt er freilich am Podagra, und ließ sich in einer Sänfte tragen; doch wurde er zum General ernannt, und er hat seinem Posten keine Schande gemacht. Aus seiner Sänfte befehligte er seine Truppen, und führte sie immer zu Siegen. Dreimal durchzog er Deutschland, und wagte, was vor ihm noch kein schwedischer General gewagt hatte: er spielte den Krieg in das Herz Oesterreichs, das von den Plagen des Krieges bisher noch nichts erfahren hatte, und machte zwei Monarchen und zwei Kurfürsten zittern.

Zuerst fiel er in Schlesien ein, und belagerte Schweidnitz. Als Franz Albert von Sachsen-Lauenburg, den wir schon kennen, die Festung entsetzen wollte, verlor er 2000 Mann, wurde selbst verwundet, gefangen, und starb nach einigen Tagen als Gefangener. Torstenson rückte in Mähren ein, eroberte Olmütz, und nur Piccolomini, der mit einer größern Macht herbei eilte, konnte ihn nach Sachsen vertrieben.

In den Gefilden Leipzigs machte er Halt, um seinen ihn immer noch verfolgenden Feinden zu stehen. Hier, wo Gustav Adolph mit seinen Schweden schon vor 11 Jahren gesiegt hatte, sollten die Schweden noch einmal Lorbeeren pflücken. Die zweite Schlacht bei Leipzig (2. November 1642) ist eine der blutigsten in dem dreißigjährigen Kriege: Piccolomini verlor 20,000 Mann, 200 Fahnen, 46 Kanonen, die Kriegskanzlei und die Kasse. Er machte es nach seinem Verluste, wie Wallenstein nach der Schlacht bei Lützen: er führte den Rest seiner Truppen nach Prag, und hielt Kriegsgericht über dieselben: mehrere Offiziere wurden entsetzt, und von den Gemeinen ward der zehnte

Mann hingerichtet, wie bei den alten Römern. Den Winter 1642—1643 brachte Torstenson in Leipzig zu, und ließ seine Schweden hoch leben. Die Bürger mußten ihm seine Soldaten neu kleiden von Kopf bis zu den Füßen. Wohlgenährt traten sie im Frühlinge 1643 ihren zweiten Raubzug nach Mähren an, und streiften diesmal bis Wien. Sein Untergeneral Königsmark hausete in Thüringen, Franken und am Rheine, und betrug sich überall als Unmensch.

Torstenson vernahm, daß Christian IV. von Dänemark noch immer eifrig am Frieden arbeite, um die Schweden aus Deutschland zu verdrängen. Dafür legte er sich bei den Dänen in die Winterquartiere: er verließ nämlich Mähren, zog durch Schlesien, Sachsen, und wendete sich dann etwas links, als wenn er nach Bayern wollte, aber auf einmal schlug er sich zur Rechten ab, legte in 15 Tagen 100 Meilen zurück, und lag unerwartet in Holstein und Jütland. (Winter 1643—1644.)

Der König von Dänemark klagte dem Kaiser seine Noth, und dieser schickte im Frühlinge 1645 den Gallas ab, die Schweden aus Holstein und Jütland zu treiben. Aber Torstenson wußte den Gallas mehrmals zu umgehen und einzuschließen, daß er Menschen und Pferde durch Hunger verlor, und zuletzt nur mit wenigen Truppen in Böhmen ankam.

Bald nach Gallas Niederlage drang Torstenson in Böhmen ein, so daß der Kaiser sich genöthigt sah, selbst Prag eiligst zu verlassen. Dann ging der Zug wieder nach Mähren und bis nahe vor Wien, und wer weiß, was geschehen wäre, wenn nicht die Belagerung von Brünn Torstenson so lange aufgehalten hätte? Allein die lange Belagerung rieb Torstenson's Heer durch Seuchen so auf, daß er den Rückzug nehmen mußte, und von körperlicher Schwäche überwältigt, legte er im Herbste 1645 den Oberbefehl nieder.

§ 111.

Der westfälische Friede.

(24. Oct. 1648.)

Die vielen Siege der Schweden bewirkten, daß Dänemark, Sachsen und Brandenburg sich mit ihnen verglichen. Die Franzosen breiteten sich immer weiter am Rhein aus, aber doch wurde seit 1637 an dem Frieden gearbeitet. Ganze 6 Jahre stritt man über die Frage, in welcher Stadt er geschlossen werden sollte: erst hatte man Hamburg gewählt. Viele Leute glaubten, es werde nie wieder Friede werden, denn alles lösete sich in den Soldatenstand auf, und gefiel sich in demselben. Endlich wurde festgesetzt, daß der Kaiser zu Münster mit den Franzosen, und zu Osnabrück mit den Schweden den Frieden schließen solle. Am 11. Juli 1643 sollte in beiden Städten der Friedenscongreß eröffnet werden, und die kaiserlichen Gesandten trafen schon im Mai ein; aber die Schweden kamen erst vier Monate später, die Franzosen ließen bis zum Frühlinge 1644 auf sich warten, und als sie endlich erschienen, fuhren sie mit 4—6 Pferden einher, und nahmen einen Ton an, als wären sie da, nicht den Frieden zu berathen, sondern ihn vorzuschreiben. Als der päpstliche Nuntius in Münster seinen Einzug hielt, und alle Gesandten ihn einholten, hatte der erste französische Gesandte 12 Reiter bestellt, dem spanischen Gesandten die Stränge zu zerhauen, wenn derselbe ihm etwa vorfahren sollte. Der Spanier erfuhr es, und blieb von der Festlichkeit weg, um der Ehre seines Königs nichts zu vergeben.

Nun wollte man die Religionssachen abthun, aber die Franzosen äußerten, erst müßten sie für ihre Bemühung den Lohn haben, und dasselbe behaupteten auch die Schweden. Also die Deutschen sollten die Verheerung ihres schönen Landes den Ausländern nun noch gar bezahlen! Vor Unmuth möchte man weinen, so oft man an diesen Punkt der vaterländischen Geschichte kommt. Hätten die Deutschen doch vor 30 Jahren ihre Händel nicht angefangen, keinen Ausländer auf ihren Boden zu kommen gereizt! Jetzt büßten sie ihre

Thorheit, und selbst wir in unsern Tagen büßen sie noch. — Man fragte die Franzosen, was sie denn verlangten. „Nicht viel — sagten sie — nur Elsaß, Metz, Toul und Verdün, den Sundgau und Breisgau, Breisach und das Besatzungsrecht in Philippsburg." Die Schweden forderten Pommern und Schlesien, Wismar und die Bisthümer Bremen und Verden; selbst Hessen verlangte eine große Entschädigung, als treuer Bundesgenosse der Schweden und Franzosen, über welche Unverschämtheit sich die Stände noch am meisten wunderten.

Was die Franzosen forderten, gehörte Oesterreich, und lange hielt der Kaiser sich weigerlich; aber der Kurfürst von Bayern bedeutete ihm, das Reichsoberhaupt werde doch den Frieden nicht hintertreiben wollen eines elenden Ländchens wegen, das es ja gelegentlich wieder erobern könne. Da gab der Kaiser nach, nur den Breisgau ließen die Franzosen sich abdingen. Ihre Gesandten waren sehr wohl zufrieden, und äußerten laut, so lange Frankreich bestehe, habe es keinen so trefflichen Frieden geschlossen.

Die Schweden waren billiger. Sie begnügten sich mit Vorpommern nebst Stettin und 5 Millionen Thalern baar, welche unter alle deutschen Stände außer Bayern vertheilt wurden. Hinterpommern erhielt der Kurfürst von Brandenburg; demselben wurden auch das Erzstift Magdeburg und die Bisthümer Halberstadt, Minden und Kamin zuerkannt. Hessen bekam 600,000 Thaler und eine Abtei, Mecklenburg die Bisthümer Schwerin und Ratzeburg u. s. w. Der älteste Sohn des vertriebenen Kurfürsten von der Pfalz erhielt die Güter seines nun schon verstorbenen Vaters zum Theil wieder, nämlich die Unterpfalz, und da man Bayern die neue Kurwürde nicht nehmen wollte, so wurde für die Pfalz jetzt ein achtes Kurfürstenthum errichtet.

Nun wurden die Religionsangelegenheiten vorgenommen. Hier mußte man sich jeden Punkt abstreiten, und am Ende wurde der — passauer Vertrag erneuert, jedoch die Reformirten in denselben aufgenommen, Wiedertäufer aber und andere neuere Secten alle ausgeschlossen. So stand man also auf demselben Punkte, wie vor dem Kriege, und hatte ver-

gebens 30 Jahre lang deutsches Blut vergossen. — In Hinsicht der Kirchengüter wurde beschlossen, jede Religionspartei solle diejenigen behalten, die sie am 1. Januar 1624 besessen habe. So kam es, daß manches Domkapitel katholische und protestantische Mitglieder erhielt, in mancher Pfarre der Pastor katholisch, der Küster protestantisch war, oder umgekehrt. Nur für Osnabrück wurde festgesetzt, es solle abwechselnd einen katholischen und protestantischen Bischof haben, der protestantische aber immer aus dem Hause Braunschweig-Lüneburg genommen werden. Das Jahr 1624 wurde das Normaljahr genannt.

Auch die deutsche Verfassung erhielt durch den westfälischen Frieden eine bedeutende Aenderung. Die Fürsten hörten auf, Vasallen des Kaisers zu sein, alle ihre Länder wurden ihr erbliches Eigenthum, und sie durften fernerhin nicht nur unter einander, sondern auch mit auswärtigen Mächten Bündnisse schließen, ohne den Kaiser zu befragen. Wir wissen, daß die Fürsten von Luther's Zeit bis zum 30jährigen Kriege noch einige Scheu vor der Majestät des Kaisers hatten. Nun war diese Scheu gänzlich bekämpft, besiegt, solches hatten die Fürsten ja immer so sehnlich gewünscht. Unseliges Schicksal des deutschen Reiches! Nun gab es kein deutsches Reich mehr, sondern einen österreichischen, bayerischen, sächsischen, brandenburgischen Staat, u. s. w. Die deutschen Völker wurden einander fremd, Deutschland stand jedem feindlichen Nachbar offen, und besonders betrachteten die Franzosen Deutschland als einen Kornacker, den sie so oft mähen könnten, wie es ihnen beliebte. Im folgenden Bande werden wir es hören, und staunen.

Endlich wurden im westfälischen Frieden die Schweiz und die vereinigten Niederlande als unabhängige Republiken anerkannt.

Vier Jahre dauerte der Friedenscongreß zu Münster und Osnabrück. Während dieser Zeit fochten noch immer die Heere im Felde, als wenn an keinen Frieden zu denken sei, ja jede Partei hoffte durch den Sieg ihrer Waffen günstigere Friedensbedingungen zu gewinnen. Gustav Wrangel war der letzte schwedische General, der in Verbindung mit den

Franzosen Bayern und Böhmen verheerte. Sein Unterfeldherr Königsmark eroberte eben die kleine Seite von Prag, als die Nachricht, in Münster sei am 24. October (1648) der Frieden unterzeichnet, seine weiteren Feindseligkeiten hemmte. So wurde Prag, wo der 30jährige Krieg sich entzündete, auch der letzte Schauplatz desselben.

Welchen Anblick bietet uns Deutschland nach diesem unseligen Kriege dar? Saatfelder sind Wüsten, blühende Städte und Dörfer Aschenhaufen geworden, Leichenhügel heben sich empor. Zwei Drittel der Bewohner sollen umgekommen sein, durch das Schwert oder durch Hunger und Elend. Nach einer Berechnung hat Würtenberg allein in 7 Jahren 345,000 Menschen verloren, und nach dem westfälischen Frieden lagen gegen 270,000 Morgen Aecker, Wiesen und Gärten wüste, dazu 40,000 Weinberge, 36,000 Gebäude waren Aschenhaufen. Die Blüthe der großartigen Hansa hat längst ihr Ende erreicht. An der uralten Reichsverfassung war unbarmherzig gerüttelt, der einst so mächtige Kaiser fast zu einem Schattenbilde herabgewürdigt. Künste und Wissenschaften lagen darnieder; konnten sie doch im Kriegesgeräusche nicht gedeihen. Deutsche Brüder standen sich feindselig gegenüber, denn das feste Band desselben Glaubens war zerrissen, und mit ihm die Liebe gewichen. Fremde herrschten in unserm Vaterlande. Der Stand der Krieger war entmenschlicht durch Rohheiten, Grausamkeit und Sittenlosigkeit, und auch die übrigen Stände waren mehr oder minder angesteckt. Frankreich übte einen unseligen Einfluß auf die Sprache, Kunst, Wissenschaft, Sitte und Mode unseres Volkes. Trauriger Anblick! Wohl muß der deutschen Nation eine große Kraft inwohnen, daß sie sich trotz dieses furchtbaren Mißgeschicks dennoch, wenn auch langsam, wieder erholte.

§ 112.

Deutsche Sitten in diesem Zeitraume.

Blicken wir hier, ehe wir den zweiten Zeitraum der neuen Geschichte beginnen, einmal zurück, wenn auch nicht

über alle Völker, doch wenigstens auf die Deutschen von Maximilian I. bis Ferdinand III., wie verschieden ihre Sitten noch von den unsrigen waren!

Maximilian I. hatte den ewigen Landfrieden eingeführt, aber die Deutschen sagten noch lange sprichwörtlich, dem Landfrieden sei nicht zu trauen. Mancher Edelmann trieb noch das Ritterwesen, und führte seinen Streit gegen den Nachbar mit dem Degen in der Faust aus, statt beim Reichskammergerichtete zu klagen. Ein solcher war Franz von Sickingen (geb. 1481, † 1523). Einmal zog derselbe mit 7000 Mann gegen die Wormser, weil sie ihren Bischof mißhandelt hatten. Gegen Metz führte er 2000 Mann, und zwang die Bürger, ihre Stadtobrigkeit wieder anzunehmen, ungerecht vertriebenen Mitbürgern das Ihrige wieder zu geben, und ihm 20,000 Gulden für seine Bemühung zu entrichten. Dem Landgrafen von Hessen, der ihn beleidigt hatte, verwüstete er das Land durch Plündern und Brennen fürchterlich, und für diese Arbeit ließ er sich 85,000 Gulden zahlen. Dem Kaiser folgte er mit 3000 Reitern und 12,000 Fußgängern in den Krieg gegen Frankreich. Man bedenke dabei, daß er nur ein Ritter war. Am Ende erlag er der Macht zweier Kurfürsten und eines Landgrafen (Trier, Pfalz und Hessen), die ihn als einen Geächteten, der mit andern Adeligen die Bisthümer Mainz und Trier secularisiren wollte, in seiner festen Burg Nannstuhl belagerten, und die Veste einnahmen. Eine Kanonenkugel zerschmetterte ihn. Mit dem Pulver mochten die Ritter sich nicht befassen*).

---

*) Die histor.-polit. Blätter nennen den Sickingen mit Recht einen Mann, der im guten wie im bösen Sinne ein Spiegel des Adels seiner Zeit genannt werden kann. — „Die alte ungebändigte Freiheitsliebe und der eiserne Muth der alten Tage lebte ungeschwächt in ihm fort; die höhere Idee des Ritterthums aber: Kampf für Wahrheit, Recht und Glauben im Dienste des Kaisers und der Kirche, war einem nackten, nicht selten schmutzigen, persönlichen oder Standes-Egoismus gewichen, — der sich nicht schämte, um schnöden Geldgewinn das Schwert, auch für die ungerechteste Sache, zu ziehen. — Ueberhaupt hält seine ganze Erscheinung, auf eine für das ganze Zeitalter höchst bezeichnende Weise unentschieden die Mitte, zwischen den Typen eines ehrenfesten, freien Ritters der alten Zeit, eines küh-

Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand (geb. 1478, † 1562) war ein ähnlicher Charakter; mit ihm starb das Ritterwesen aus. Seine rechte Hand verlor er früh in einer Fehde, und er ließ sich statt ihrer eine eiserne Hand anschienen. Als er Urphede (einen ewigen Friedensstand) hatte schwören müssen, beschrieb er vor Langeweile sein eigenes Leben mit der linken Hand.

Die Deutschen dieser Zeit hatten so viele Lust am Kriege, daß sie auswärtigen Mächten gern als Söldner zu Willen waren, besonders der Adel. Sie dienten dem, welcher am besten bezahlte, und dann war auf ihre Treue fest zu bauen. Geharnischt waren sie noch immer; mit dem Feuergewehre wußten sie lange nicht so geschickt umzugehen, wie die Franzosen, Spanier und Italiener, obgleich das Pulver in ihrem Vaterlande erfunden war; aber in dem Gebrauche des Schwertes und Spießes suchten sie ihren Meister. Selbst im 30jährigen Kriege finden wir noch wenig Kanonen.

Wie der Römer Tacitus schon von den alten Deutschen berichtet, so führte noch in diesem Zeitraume jeder deutsche Krieger, der verheirathet war, sein Weib mit in's Feld, und das vergrößerte den Troß ungemein. Die Weiber nahmen auch noch wohl am Kriege Theil. Berlichingen's Frau saß auf, um Schwager Sickingen zu Hülfe zu rufen, da ihr Mann einmal zu Heilbronn gefangen gehalten ward. In Wallenstein's Lager waren wenigstens halb so viele Weiber, wie Männer.

Die Kriege wurden immer noch mit heilloser Barbarei geführt. Gefangene wurden alle niedergehauen, wenn sie nicht Leute von Auszeichnung waren. Bei jeder Heeresabtheilung gab es eine Brandcommission, welche dafür zu sorgen hatte,

---

nen und glücklichen Räuberhäuptlings, eines italienischen Condottierie und eines in die Farbe des damaligen Zeitgeistes gekleideten, modern-revolutionären Demagogen. — Er nahm, wie Hutten, von Hause aus nicht das mindeste Interesse an den Religionsmeinungen Luther's. — Der Ablaßstreit und die darauf folgende Auflehnung gegen die Kirche, waren für ihn lediglich ein Hebel zu der politischen Umwälzung, die er beabsichtigte, und aus der er seinen rein weltlichen Nutzen ziehen wollte.

daß alle Flecken und Dörfer, die man berührte, in Flammen aufgingen. Der Fürst von Brandenburg-Kulmbach rühmte sich, über 3000 Ortschaften verbrannt zu haben. Welcher Geschichtschreiber könnte wohl angeben, wie viele Oerter Tilly, Wallenstein, Banner und Torstenson in Asche gelegt haben? Man rechne noch dazu die Winterquartiere, die Plünderungen und andere Gräuel.

Wenn in einer Gegend ein Heer stand, so riß gewöhnlich Hungersnoth und großes Sterben unter den Inwohnern ein. Pirkheimer, ein Nürnberger, der unter Maximilian I. einen Zug nach Italien mitmachte, erzählt, er sei durch einen großen Flecken gekommen, der unlängst von einer Soldatenhorde hergenommen war; am Ende des Fleckens habe er zwei alte Frauen gesehen, die eine Schaar von etwa 40 Kindern wie eine Heerde Schweine vor sich her auf den nächsten Grasanger trieben, und ihm erzählten, die Kinder müßten sich von Gras nähren, alle Erwachsene des Fleckens wären todt, ausgenommen sie beiden, und sie könnten die vielen Kinder nicht anders ernähren, sie hätten selbst nichts, als Gras, und bald würden sie mit den Kindern auch wohl sterben, denn vor einigen Tagen wären noch doppelt so viel Kinder gewesen.

Die Gewerbe blüheten in diesem Zeitraume unter den Deutschen nicht minder, als am Ende des Mittelalters. Ihre Lein- und Wollwebereien waren die besten in Europa, nicht umsonst waren die Fugger in Augsburg so reich geworden. Deutsche Künstler arbeiteten in Venedig, Genua, Antwerpen, Brüssel und Paris. Aber der deutsche Handel sank, seitdem Amerika und der Seeweg nach Ostindien gefunden war; die Hanse galt nur noch als ein Schattenbild. Die Unruhen in den Niederlanden, das Aufblühen des holländischen Seehandels und die wachsende Seemacht Englands unter Elisabeth und Cromwell gaben dem deutschen Handel neue Stöße, und der dreißigjährige Krieg vernichtete auch allen Gewerbfleiß. Dazu kam, daß die Fürsten um diese Zeit alle guten Silbermünzen einschmolzen, und sie stark mit Kupfer versetzt wieder ausprägten. Nun mußte man für wenig Waare sehr viel zahlen. In einer Schrift vom

J. 1611 wird darüber bitter geklagt. „Vor 15 Jahren — heißt es darin — kostete ein Malter Korn 2 bis 3 Thaler, jetzt 14 — eine Metze Haber 16 Pfennige, jetzt 9 Groschen — ein Hering 2 bis 3 Pfennige, jetzt 18 — ein Paar Schuhe 6 bis 15 Groschen — jetzt 2 bis 4 Gulden."

Die Fürsten dieses Zeitraumes kannten noch keine regelmäßige Verwaltung der Einnahmen und Ausgaben des Staates, und doch verschwendeten sie bei Gelegenheiten erschrecklich viel. Der Besuch eines Reichstages kostete manchem so viel, wie sein Ländchen in mehreren Jahren einbrachte. Als Kurfürst Johann von Sachsen 1500 in Torgau seine Hochzeit hielt, wurden 8 Tage lang 11,000 Gäste bewirthet und 7200 Pferde gefüttert. Kurfürst Christian von Sachsen hielt auf dem Landtage zu Torgau 1609 an 700 Tische, die auf den Trompetenschall alle zugleich mit Speisen besetzt wurden; er selbst saß 7 Stunden lang an der Tafel, und wetteiferte mit seinen Gästen im Trinken. Die Hochzeit eines böhmischen Edelmanns, Wilhelm von Rosenberg, übertrifft allen Glauben. Er heirathete eine Prinzessinn von Baden, und das Fest dauerte vom 26. Januar bis zum 2. März 1578. Die Gäste, deren vornehmsten der Markgraf und die Markgräfinn von Baden, zwei Herzoge von Bayern und der Erzbischof von Prag waren, verzehrten 40 Hirsche, 50 Damhirsche, 20 Rehe, 2130 Hasen, 250 Fasanen, 30 Auerhähne, 2050 Rebhühner, 150 fette Kühe, 546 Kälber, 650 Schweine, 450 Hämmel, 5135 Gänse, 3106 Hühner, 18,120 Karpen, 10,209 Hechte, 6399 Forellen, 5209 Schock Krebse, 7596 geräucherte Fische, 250 Stockfische, 1290 Seespatzen, 675 Neunaugen, 780 Heringe, 4 Hausen, 30,947 Eier; an ungarischem und deutschem Wein wurde vertrunken 1100 Eimer (2200 Anker), an spanischen Weinen (die damals nur noch als Apothekerwaare verkauft wurden) 40 Tonnen, dazu 903 Faß böhmisches Bier.

Auch beim Bürgerstande war in reichen Städten der Aufwand im Essen und Trinken so arg gestiegen, daß die Obrigkeit ihm steuern mußte. Die Polizeiordnung von Münden verordnete, eine große Hochzeit solle nur 240 Gäste zählen, eine kleine nur 140, und das Essen solle nicht über

3 Stunden währen. In Berlin durfte ein Mittagsschmaus 3, ein Abendschmaus aber 6 Stunden dauern; das Mittagsessen begann 11 Uhr, das Abendessen 5 Uhr. Noch immer waren die Deutschen tapfere Trinker. Zwar verschwanden die Humpen, und machten den Gläsern Platz, nachdem Kaiser Maximilian II. 1570 auf dem Reichstage zu Speyer aus Krystall getrunken hatte; aber man trank trotz der kleineren Gefäße keine geringere Masse. Der Bürger hielt sich an seinem starken Biere; doch etwa 20 Jahre vor dem 30jährigen Kriege fing das Branntweintrinken an, da man denselben seit 100 Jahren nur als Arznei betrachtet hatte; nennen ihn doch die Franzosen noch eau de vie, Lebenswasser. Erfunden wurde er ungefähr um die Zeit, als Luther auftrat; man weiß aber nicht, von wem. Thee, Kaffee und Tabak waren während des 30jährigen Krieges in Deutschland nicht unbekannt, aber noch nicht allgemein gebräuchlich.

Die Kleiderpracht der Deutschen dieser Periode war nicht geringe. Die Damen trugen unter den Kleidern auf den Hüften dicke Wülste, und ein eiserner Reifen dehnte den Rock unten so sehr aus, daß man beide Flügel einer Thür aufreißen mußte, wenn eine Dame eintreten sollte. Bloße Hälse, Perlenketten, Schuhe mit Gold, Schleier, Aufschläge von Zobel oder Hermelin, Sammet- und Seidenstoffe (damals noch ungemein theuer) gehörten schon zur Mode. Als Elisabeth von England sich seidene Strümpfe anschaffte, dauerte es keine dreißig Jahre, so prunkten schon deutsche Amtmannsfrauen in solchen, und die Männer folgten bald nach. Auch gegen diese Ueppigkeit erschienen Kleiderordnungen; wer sich über seinen Stand kleidete, mußte eine jährliche Steuer bezahlen.

Die Wissenschaften wurden in Deutschland während dieser Periode wenig gefördert, die ewigen Kriege und Religionshändel hinderten alles ruhige Denken. Es erschienen noch wenig deutsche Bücher, das Latein behauptete sich auf den Kathedern und in den Schriften, selbst die Predigten mußten viele lateinische Texte enthalten. Die Jesuiten verbesserten das katholische Schulwesen, aber die deutsche Sprache pflegten sie nicht mit Sorgfalt. Sogar Kaiser Karl V. pflegte

zu sagen, Latein spräche er mit Gott, Spanisch mit seinen Reichsräthen, Italienisch mit seinen Freunden, Französisch mit den Damen, Deutsch mit seinen Pferden. Arzneikunde und Rechtswissenschaft machten keine Fortschritte. Die Lieblingswissenschaften des Zeitalters blieben Alchymie, Magie und Astrologie. Das Hexenverbrennen ging sehr stark in protestantischen, wie in katholischen Ländern. Der Glaube an Hexen schreibt sich — nach der wohlbegründeten Meinung des Wolfgang Menzel — ohne Zweifel aus dem Heidenthume her, besonders aus jenem, dem die Celten und Germanen anhingen. Man sucht mit Recht seinen Anfang in den geheimen Gebräuchen weiblicher Genossenschaften, z. B. der Druidinnen. In der That stimmen auch die Oertlichkeiten der s. g. Hexensabbate mit heidnischen Opferstätten, wie h. Bergen und Bäumen u. s. w., überein; eben so die Zeiten, wann, wie man wähnte, jene Unholde hausten, z. B. Walpurgisnacht, mit heidnischen Festzeiten. Auch erinnern die Gebräuche, die angeblich bei den Hexenfesten stattfinden sollen, an heidnische Ceremonien. So kann z. B. das, was von den Pferdeschädeln bei den Hexenmahlzeiten erzählt wird, nur von dem heidnischen Pferdeopfer und von dem Gebrauche, die Pferdeköpfe auf Stangen oder Bäumen aufzustecken, sich herschreiben. (Wegen der Pferdeopfer unserer heidnischen Vorfahren können wir uns auch leicht erklären, weswegen die ersten christlichen Apostel Deutschlands verboten, daß man Pferdefleisch esse.) Auch das Unanständige, das bei den Hexenfesten vorfallen sollte, stimmt mit Gräueln des Heidenthums. Karl der Große hatte das Hexenwesen noch als nichtig verwerfen lassen, und überhaupt bis zum 13. Jahrhundert erklärten Kirchenvorsteher diesen Glauben für unvernünftig. Die spätere Verfolgung rührte wohl anfänglich zum Theil daher, daß mit der s. g. Hexerei zugleich Irrlehren verbunden waren, und man kann schwerlich läugnen, daß bei den früheren ketzerischen Secten noch heidnische Ueberreste vorhanden waren. Der Protestantismus hatte den Glauben an Hexerei nicht gemildert. Luther selbst glaubte sich oft vom Teufel geneckt. C. A. Menzel sagt in seiner neuern deutschen Geschichte (8. Bd.): „Die Reformation hatte mit dem Glauben an die leibliche Macht des Teufels über die Men-

schen und über die Erde die Grundlage des Hexenprozesses in den Vorstellungen ihrer Anhänger befestigt." Nicht so sehr das Mittelalter, als vielmehr das 16. und 17. Jahrhundert war der vorzüglichste Schauplatz dieses Unfugs. Die katholischen Priester Cornelius Loos († 1593), Jesuit Tanner († 1632) und Spee waren schon lange gegen den Wahn aufgetreten, als noch Carpzow in Leipzig († 1666), den man den Gesetzgeber Sachsens nannte, in einem seiner Werke behauptete, daß nicht allein die Zauberei, sondern auch die Läugnung der Wirklichkeit teuflischer Bündnisse schwer bestraft werden müsse, und als noch J. H. Pott, Universitätslehrer zu Jena im J. 1689 ein eigenes schmähliches Schriftchen über diesen Gegenstand an's Licht treten ließ. Der Reformator Beza machte den französischen Parlamenten den Vorwurf, daß sie in Verfolgung der Hexen zu lässig seien, und Walter Scott gesteht, daß die Hexenprozesse in England um so zahlreicher geworden seien, je stärker der Calvinismus dort wurde. König Jakob's Meinung haben wir schon vernommen. — Dr. Grey sagt in seinen Noten zum Hudibras, daß Hopkins in einem Jahre 60 der Hexerei verdächtige Weiber hängen ließ. Hutcheson bemerkt in seinem Werke über „Zauberei," daß in England in einem Zeitraume von 150 Jahren 20,000 Hexen verbrannt worden seien (hoffentlich übertrieben). In Bowrington's Werke über die englischen Statuten finden sich hierüber interessante Details. Hasel schreibt im Jahre 1647, daß innerhalb 2 Jahren in Suffolk und Essex zwischen 2—300 Frauen der Hexerei angeklagt wurden, wovon mehr als die Hälfte den Feuertod starben. Erst mit dem Ende des 17. Jahrhunderts fing man in England an, diesem Unwesen zu steuern. In den Ländern aller Bekenntnisse wurden Scheiterhaufen angezündet, besonders in Deutschland. Nach Becker's Weltgeschichte gingen im Braunschweigischen die Hexen-Executionen von 1590—1600 so stark, daß oft an einem Tage 10—12 rothäugige Weiber verbrannt wurden, und daß der Ort vor dem Lechelnholze in Wolfenbüttel, wohin die Hexen aus dem Kalenbergischen und Wolfenbüttelschen geliefert werden mußten, von den vielen Brandpfählen wie ein kleiner Wald anzusehen war. Nach Sol-

dan wurden allein in der kleinen protestantischen Stadt Nördlingen unter einer Einwohnerzahl von etwa 6000 Seelen von 1590—1594 nicht weniger als 35 Hexen verbrannt. — 1670 waren zu Mora in Schweden von einer zur Untersuchung ernannten königlichen Commission 72 Weiber, als der Zauberei überwiesen, nebst 15 der ältern Kinder zum Feuertode verurtheilt, 56 mit andern schweren Strafen belegt, und 47 zur weitern Untersuchung vorbehalten. (Horst's Zaubereibibliothek I, 212 ff.) Selbst der fromme und sanfte Pietist Spener schreibt im J. 1676 an einen Grafen, welcher einen großen Hexenprozeß geführt hatte, mit völliger Anerkennung der Verdienstllchkeit, daß dem groben Laster der Zauberei auf diese Weise gesteuert werde. (Spener's theolog. Bedenken, IV, S. 167.) Noch im J. 1713 verurtheilte nach Soldan die Tübinger Juristenfakultät eine Hexe zum Tode; ja gerade ein Jahr später, als in Spanien, wurde im Kanton Glarus von einem reformirten Gerichte die letzte Hexe verbrannt, im J. 1782. Mögen daher die verschiedenen Glaubensgenossen keinem Bekenntnisse in dieser Beziehung allein Vorwürfe machen, sondern sich sämmtlich sowohl vor dem Fanatismus des Aberglaubens, wie des Unglaubens hüten!

Die Edeln vertrieben sich in dieser Zeit noch immer die Langeweile mit der Jagd, und verwendeten auf ihre Hunde und Vögel so viel, daß manche darüber verarmten. Ferdinand von Steiermark hielt ein Tagebuch über das von ihm erlegte Wild, und theilte dasselbe am Ende des Jahres dem Kurfürsten von Sachsen mit, ob dieser auch so viel erlegt habe. Zu Anfang des 30jährigen Krieges kamen auch die Feuerwerke auf, die nicht weniger kosteten, als die Jagden. Ferner war damals das Zeitalter der Hofnarren, die für Geld durch ihre Späße das Zwergfell der hohen Herrschaften erschüttern mußten, und ihnen zum Glücke auch derbe Wahrheiten sagen durften, welche die hohen Herren sonst selten hörten; sie standen an den Höfen in Kost und Lohn, und gehörten zu einem vollständigen Hofstaate. Ihr Amt reicht noch tief in den folgenden Zeitraum hinab. — Die untern Volksklassen hatten noch immer ihre Schießübungen, ihre Tänze, ihre Kirmessen, die Zünfte ihre

Aufzüge mit Hanswurst, wie etwa in unsern Tagen die Vermummungen der Fleischer in den Fastnachtstagen. Die Fleischer des 16. Jahrhunderts machten zum besondern Spaß wohl eine ungeheure Wurst, trugen sie in einem feierlichen Zuge durch die Hauptstraßen, und verzehrten sie dann auf der Herberge mit ihren Weibern und Töchtern. Die Fleischer in Königsberg machten 1583 eine Wurst, die 595 Ellen lang und 434 Pfund schwer war; 91 Knechte trugen sie auf hölzernen Gabeln durch die Stadt. Im Jahre 1601 erschien daselbst eine noch größere Wurst, vielleicht zur Säcularfeier, 1005 Ellen lang und 900 Pfund schwer; sie enthielt außer vielen anderen Dingen 81 geräucherte Schinken, ½ Scheffel Salz und 18¼ Pfund Pfeffer. Die Fleischer trugen dieses Meisterstück am Neujahrstage zur Schau, versteht sich unter Begleitung feierlicher Musik, und ladeten die Bäcker auf dieselbe zu Gaste. Diese kamen; um sich aber zu revangiren, backten sie aus 12 Scheffeln Weizenmehl und einer angemessenen Quantität Zucker und Eier 8 große Stretzeln zu 5 Ellen und 6 eben so große Pretzeln, trugen dieselben am h. Dreikönigstage eben so ernsthaft durch die Stadt, wie die Fleischer ihre Wurst, und ladeten dann dankbar die Fleischer auf ihr Backwerk zu Gaste. Ein lustiger Student, Namens Josue Neigshorn, hat diese geistreiche Säcularfeier sogar in einem carmine heroico besungen, welches noch vorhanden ist. — Wenn der Rhein einmal zufror, so machten die Böttcher zu Mainz auf dem Eise ein großes Weinfaß, füllten dasselbe an, und gaben es bei nächster Gelegenheit ihren Gönnern und Freunden zum Besten. — Solche Lustbarkeiten waren bei den Zünften nicht selten, jede bedeutende deutsche Stadt kann vielleicht dergleichen aufweisen.

Anhang

zur Culturgeschichte dieses Zeitraumes.

§ 113.

Neue Bequemlichkeiten im häuslichen Leben.

In diesem Anhange möchte ich meinen Freunden das Wichtigste aus der Culturgeschichte dieses Zeitraums mittheilen, welches sich in der fortlaufenden Erzählung nicht zusammenhangend anbringen ließ. Es sind nur Bruchstücke, aber doch wird man aus ihnen sehen, wie das 16. und 17. Jahrhundert durch seine Erfindungen nachzuholen bemüht war, was man in den tausend Jahren des Mittelalters noch nicht entdeckt hatte. Eine Erfindung drängte die andere, und diese freudige Erscheinung möge uns mit den übrigen Gräueln des besprochenen Zeitraums versöhnen, und die Erzählungen des 6. Bandes wenigstens angenehm beschließen.

Erst stelle ich jene Erfindung zusammen, welche das häusliche Leben verschönern, und den Verkehr der Bürger erleichtern. Wir wissen, daß Maximilian I. das Postwesen in Deutschland gründete. Das waren fahrende Posten. Reitende Posten führte zuerst Ludwig XI. in Frankreich ein. Von dem Postwesen haben die alten wenig gewußt. In unsern Tagen kann man Briefe und Gelder in die entferntesten Länder senden, ohne daß es eines besondern Boten bedarf; geht die Sendung verloren, so ersetzet das Postamt den Werth, und die Kosten sind unbedeutend gegen den Lohn eines besondern Boten.

Viele Gegenstände der Haushaltung unserer Tage kannte man im Alterthum und im Mittelalter durchaus nicht. Wie unentbehrlich ist wenigstens unsern Kranken der Zucker! Das Zuckerrohr sollen schon die Kreuzfahrer in Tripolis

kennen gelernt haben. Gewiß ist, daß es bereits im 15. Jahrhundert, am Ende des Mittelalters, in Sicilien angebaut wurde; 1419 kam es nach den canarischen Inseln, 1643 nach Barbados, 1648 nach Guadeloupe, und in den warmen Erdstrichen gedieh es weit besser, als in Sicilien. Das Raffiniren des Zuckers ward in Venedig erfunden, zur Zeit, als Columbus America entdeckte; seit 1570 sind schon Zuckersiedereien in Deutschland bekannt.

Thee ist in Europa früher getrunken, als Kaffee. Die Holländer lernten ihn in China kennen gegen das Jahr 1580, und brachten ihn nach Amsterdam. Gegenwärtig werden jährlich 20 Millionen Pfund Thee in England verbraucht. Man kann denken, wie viele Millionen Thaler allein für diesen Artikel jährlich aus Europa gehen. Mit dem Thee brachte man auch damals Porzellan aus China, dessen Bereitung den Europäern noch lange ein Geheimniß blieb. In Europa wird erst seit etwa 130 Jahren Porzellan gemacht. Die Tafelgeräthe waren früher bei den Armen hölzerne Teller, oder thönerne Näpfchen, beim Mittelstande zinnerne, bei den Reichen silberne. Der Kaffee kam gegen den Anfang des 30jährigen Krieges zuerst in Venedig zur Kenntniß der Europäer. Er stammt aus Arabien. Gegen 1680—1720 verpflanzten die Holländer den Kaffeebaum nach Batavia, die Franzosen nach Westindien. Jetzt ist der Kaffee den gebildeten Völkern aller Erdtheile zum Bedürfniß geworden; am meisten wird er in wärmeren Ländern getrunken, so wie der Thee in kälteren. Die Einführung beider Getränke ist übrigens wichtiger, als wir denken mögen. Der Kaffee hat schon, besonders früher, als er noch theurer war, manche Bauernfamilie an den Bettelstab gebracht, und der Thee die Verfassung eines großen Reiches über den Haufen geworfen, wie meine Leser künftig hören werden.

Nicht viel früher wurde der Tabak in Europa gebräuchlich. Ein spanischer Missionar bemerkte das Kraut schon 1496 auf Domingo in der Landschaft Tabaco. Gegen 1560 brachte Johann Nicot, der französische Gesandte in Portugal, es nach Paris, und etwa 40 Jahre später bauten die Engländer schon Tabak in Virginien an. Das Rauchen lernten die Engländer von den Wilden in Nord-

america, die aber nicht mit dem Munde, sondern mit der Nase den Dampf aus der Pfeife zogen. Das Rauchen wollte den Europäern erst nicht schmecken, doch nahm es bald reißend Ueberhand, gegen den Willen mancher Regierung, die etwas Unziemliches und mit Recht etwas höchst Ueberflüssiges darin fand. In Rußland und in der Türkei schnitt man anfangs den Rauchern die Nase ab, doch sind die Türken jetzt die stärksten Raucher, so wie die Engländer und Holländer die unmäßigsten Theetrinker. Jetzt ist das unnütze Rauchen so allgemein, daß Oesterreich einmal in einem einzigen Jahre für Tabak an Zoll 800,000 Thaler eingenommen hat, Frankreich über 7,000,000 Thaler. Der beste Tabak wächst in Virginien, schlechteren zieht man fast überall in Europa. Die Holländer liefern uns den besten Rauch-, die Spanier den besten Schnupftabak, in Spanien ist sogar der König der einzige Tabaksfabrikant im Reiche. Der Gebrauch des Tabaks gewährt vielen tausend Familien durch die Bearbeitung und Verhandlung dieses Artikels das tägliche Brod, andern Nutzen kann man von diesem Producte America's nicht wohl absehen.

Ein weit nützlicheres Geschenk hat uns England mit der Chinarinde gemacht, welche bekanntlich das zuverlässigste Mittel ist, ein Fieber zu bannen. Der Chinabaum wächst nur in Peru. Die dortige Vicekönniginn, Gräfinn del Chinchon brauchte die Rinde dieses Baumes gegen ein Wechselfieber, und genas. Nun theilte sie das Pulver manchen Kranken aus, und es hieß gewöhnlich del Chinchon-Pulver oder Gräfinnenpulver. Nachher entdeckte sie das Geheimniß ihrem Beichtvater, einem Jesuiten, mit der Erlaubniß, jeden beliebigen Gebrauch von demselben zu machen. Die Jesuiten in Lima schickten jetzt eine Ladung Chinarinde nach Rom, und der Jesuitenorden vertheilte das geheimnißvolle Pulver lange ausschließlich, daher es nun Jesuitenpulver hieß. Als der Graf und die Gräfinn del Chinchon 1640 nach Spanien zurückkehrten, wurde das treffliche Mittel noch bekannter.

Die Kartoffeln stammen angeblich aus Virginien, wenigstens fand sie hier der Engländer Franz Drake, und brachte sie 1586 nach England. Von da kamen sie nach

Frankreich, und wurden 1616 an der königlichen Tafel als Seltenheit gespeiset. Ihre Verbreitung erfolgte langsam, und Irland hat sie gleich am eifrigsten angebaut. Nach Deutschland kamen sie erst gegen 1650, in Westfalen sind sie noch nicht 109 Jahre bekannt. Daß man sie so wohlfeil pflanzen kann — sogar aus Keimen der Schalen — daß sie als Gemüse auch täglich genossen keinen Ekel erzeugen, wie andere Gemüse, und von Kindern allen Gemüsen vorgezogen werden — daß sie sich endlich zu Brod, Pfannkuchen, Brei, Stärke u. s. w. benutzen lassen, macht sie sehr schätzenswerth, und unfruchtbare Länder sind nun durch sie ziemlich vor Hungersnoth gesichert, wenn sie auch wenig Nahrungsstoff enthalten sollen.

Die Geschichte vieler andern nützlichen Erfindungen liegt leider sehr im Dunkeln. Uhren mit Gewichten kommen schon am Ende des Mittelalters vor. Taschenuhren, die durch eine Stahlfeder in Bewegung gesetzt werden, soll Peter Helle, ein Nürnberger, gegen das Jahr 1500 erfunden haben, doch sind sie vor dem 17. Jahrhundert nicht recht erweislich. Von ihrer Form und Herkunft hießen sie anfangs nürnberger Eier, und hatten eine bedeutende Schwere. — Die Erfindung unseres Spinnrades schreibt man dem Steinmetzen Jürgen in Wolfenbüttel zu, und setzt sie in das Jahr 1530. Früher spann man bloß mit der Spindel, wodurch man einen weichern Faden gewann, der sich besser weben und bleichen ließ.

Im Anfange des 17. Jahrhunderts begann man in Frankreich Chausseen zu bauen; schon früher scheint man in Brabant und Holland darauf verfallen zu sein. Sie erleichtern den Verkehr der Menschen mit einander, und machen die Waaren wohlfeiler. In England ladet man jetzt wohl 80 Centner hinter ein Pferd, und der sechste Theil der Bevölkerung Londons ist gewöhnlich in einem Umkreise von 10 Meilen immer auf Reisen, der trefflichen Wege halber. In Deutschland haben Bayern und Preußen die besten Kunststraßen.

§ 114.

Erfindungen in den Wissenschaften.

Vieles, welches hierher gehört, habe ich schon im Verlaufe der Völkergeschichten mitgetheilt, z. B. das Weltsystem des Copernicus, die Verbesserung des Kalenders. Hier trage ich nur einiges nach, welches für meine Leser interessant sein kann.

Tycho de Brahe, ein geborner Däne, (1546 bis 1601), war eben 14 Jahre alt, als eine Sonnenfinsterniß genau zu der Zeit eintraf, welche die Astronomen vorhergesagt hatten. Das setzte ihn so in Erstaunen, daß er nun für die Astronomie (Sternkunde) entschieden war. Zu Leipzig sollte er die Rechte studiren aber er sah nur nach den Sternen. König Friedrich II. von Dänemark gab ihm ein ansehnliches Jahrgehalt, und baute ihm auf einem Inselchen im Sunde eine Sternwarte, Uranienburg, in welcher er nun ein neues Weltsystem entwarf, daß nämlich zwar alle Planeten um die Sonne gehen, die Erde aber im Mittelpunkte fest stehe, und die Sonne mit ihren Planeten sich um die Erde drehe. Dies tychonianische Weltsystem hat zwar gegen das copernicanische nicht Stich gehalten, und seinetwegen verdiente Tycho keinen Platz in der Weltgeschichte; aber seine Verzeichnung der Fixsterne, seine Beobachtungen über die Bewegungen des Mondes, besonders seine Berechnungen der Bahn einiger Kometen und die Verbesserung vieler astronomischen Instrumente, sichern seinen Ruhm bei der Nachwelt. Er verwendete große Summen aus seinem eigenen Vermögen, astronomische Werkzeuge anzuschaffen. Sein finsterer Sinn bewirkte, daß der folgende König von Dänemark, Christian IV., ihm das Jahrgehalt entzog. Da begab sich Tycho an den Hof des Kaisers Rudolph II., der ihn der Astrologie (Sterndeuterei) wegen liebte, denn diese trieb Tycho neben der Astronomie sehr stark. Zu Prag wurde er überaus ehrenvoll am Hofe behandelt. Als er gestorben war, kaufte Kaiser Rudolph II. seine kostbaren Instrumente, diese wurden aber nach der Schlacht auf dem weißen Berge fast alle

vernichtet. Seine messingene Himmelskugel, die 5000 Thaler gekostet hatte, kam wieder nach Copenhagen, ging aber auch 1728 in einem großen Brande auf. Von seiner Uranienburg sind nur noch Ruinen vorhanden.

Ein Brillenmacher zu Middelburg in Holland soll gegen 1580 das Fernrohr erfunden haben, hier wurde davon jedoch wenig Gebrauch gemacht. Das that aber Galileo Galilei, geboren 1564 zu Pisa. Sein Name ist für die Naturlehre so unsterblich, wie der Name Copernicus für die Astronomie. Als er, 19 Jahre alt, einmal die Schwingungen der im Dom zu Pisa vom Gewölbe herabhangenden Chorlampe beobachtete, verfiel er auf das Pendel, welches er auf Uhren anwendete. Mit 25 Jahren wurde er Professor der Mathematik, erst zu Pisa, dann zu Padua, und aus allen Ländern Europa's strömten ihm Schüler zu. Auch Gustav Adolph von Schweden hat zu seinen Füßen gesessen. Er erfand die Wasserwage, das specifische Gewicht der Körper zu bestimmen: er entdeckte, daß ein leichter Körper so schnell zu Boden falle, wie ein schwerer, daß aber die Schnelligkeit des Falles mit jeder Secunde zunehme, wie die Zahlen 1, 3, 5, 7 . . . . proportionirt sind, d. h. der Körper falle in der ersten Secunde 15 pariser Fuß, in der zweiten 45, in der dritten 75 u. s. w. Auch das Thermometer wird ihm zugeschrieben. Als er von dem Fernrohre in Holland hörte, reisete er hin, durchschaute dessen Einrichtung gleich, und machte den Generalstaaten auf der Stelle ein weit besseres Fernrohr. Als er zurückkam, wandte er sein Auge, durch das Fernrohr bewaffnet, zum gestirnten Himmel, und machte eine Reihe der schönsten Entdeckungen. Er konnte die Berge im Monde aus ihrem Schatten messen, er fand die Flecken der Sonne und ihre Axendrehung: er sah, daß Venus und Mars eben so gut ihre Viertel, ihr neues und volles Licht haben, wie unser Mond, wodurch er dem copernicanischen System einen völligen Sieg verschaffte; er entdeckte auch Monde beim Jupiter, und die Sternbilder löseten sich ihm in zahllose Sterne auf. So viele Entdeckungen erregten die Galle anderer Gelehrten, besonders da er ihre Unwissenheit in seinen Schriften lächerlich machte. Sein Gefühl, daß er

ihnen überlegen sei, riß ihn dann auch zu mancher falschen Behauptung hin. In einer Schrift läßt er drei Personen über das corpernicanische und ptolomäische System streiten, das ptolomäische wird aber von einem Simplicio vertheidigt. Nur zu Rom beim Papste und zu Florenz erhielt er die Erlaubniß, es drucken zu lassen. Dies Buch hat ihm viel Verdruß gemacht. Es enthielt so viel Irriges, daß Galilei gezwungen wurde, es knieend zu Rom eidlich zu verdammen, und eine Kirchenbuße zu übernehmen *). Als er die Abschwörung ausgesprochen hatte, soll er mit dem Fuße auf die Erde gestampft, und laut gesagt haben: „Und doch bewegt sie sich!" Davon war aber die Rede nicht, denn er hatte es in der Schrift unentschieden gelassen, ob Copernicus Recht habe oder Ptolomäus. Seine letzten Jahre verlebte er in Ruhe. Am Ende ward er blind und taub, und doch blieb sein Geist nur zu thätig. „In meiner Finsterniß — sagte er einmal — grübele ich immer über dieses und jenes, und kann meinen rastlosen Kopf nicht zur Ruhe

*) In der Regel wird dieser Vorfall falsch und gehässig dargestellt, die wahre Sachlage ist in den histor. politischen Blättern nachgewiesen. Weniger besprochen und bekannt ist, was der Protestant J. Jakobi in einer Vorlesung (3. Januar 1846) über Descartes Leben von dem Verhältnisse Kepplers zum Protestantismus sagt: „Dieses (das Zugestehen eines Privilegiums für die Carthesischen Werke von Seiten der Pariser Akademie) bildet einen erfreulichen Gegensatz zu den Verfolgungen, die er von protestantischen Theologen der eben gestifteten Utrechter Universität zu leiden hatte, die seine Lehren als atheistisch und staatsgefährlich mit wüthender Erbitterung verläumdeten, und gegen welche er nur in der erleuchteten Weisheit des Prinzen Moriz von Oranien Schutz fand. So hatten auch die protestantischen Theologen der Tübinger Universität wenige Jahre früher unsern großen Keppler von dort vertrieben, ihm die Druckerlaubniß für seine astronomischen Schriften versagt, so daß Insbrucker Jesuiten sie auf ihre Kosten drucken mußten, ihn vom Abendmahle ausgeschlossen, weil er nur treu an der Augsburger Confession festgehalten, aber nicht die Concordienformel beschwören und die Calvinisten verfluchen wollte; ihm ward das Bibellesen als für einen Laien ungehörig verboten, ja seine Mutter beinahe als Hexe verbrannt, wovon er sie nur durch seine kühne Vertheidigung vor Gericht und durch sein Ansehen als kaiserlicher Mathematicus retten konnte." Ueber die entstellte Geschichte von Galilei wird so viel erzählt, über die Verfolgung des Descartes und Keppler gewöhnlich nichts gesagt.

bringen, so gern ich auch wollte; das Forschen benimmt mir allen Schlaf." Er starb 1642; in der Kreuzkirche zu Florenz ist sein Grab.

Wilhelm Harvey, ein englischer Arzt, zuletzt Leibarzt Karls I. von England (geb. 1578, † 1637), entdeckte den Kreislauf des Blutes in den Körpern der Menschen und Thiere, und gab dadurch der Heilkunde eine ganz neue Richtung. Deswegen erhielt er unter den Aerzten viele Feinde, die ihn sogar um seine meisten Kunden brachten, nur Jacob I. und Karl I. schützten ihn. Seine Lehre ist jetzt keinem Zweifel mehr unterworfen.

Galilei hinterließ einen trefflichen Schüler Evangelista Torricelli als Nachfolger in seinem Lehramte zu Florenz. Dieser erfand das Barometer. Er schmelzte eine Glasröhre an dem einen Ende zu, füllte sie mit Quecksilber, kehrte sie dann mit Vorhaltung seines Fingers um, und setzte sie in ein Gefäß mit Quecksilber. Und sieh! nicht alles Quecksilber floß aus der Röhre, sondern es blieb noch 27½ Zoll hoch stehen. Das rührt vom Drucke der Luft her. Als Torricelli über diesen Gegenstand weiter nachforschte, ereilte ihn der Tod 1647. Ein Franzose bemerkte darauf, daß auf dem Berge Puy de Dome, der 5000 Fuß hoch ist, das Quecksilber in der torricellischen Röhre völlig 3 pariser Zoll niedriger stand. Natürlich! je höher man steigt, desto leichter wird die Luft, desto weniger kann sich das Quecksilber in seiner Höhe halten. Zu größerer Bequemlichkeit bog man nun das offene Ende der Röhre um, und brauchte das Werkzeug, die Schwere der Luft zu messen, welche sehr veränderlich ist.

Ueber den Druck der Luft machte Otto von Guerike, Bürgermeister von Magdeburg, noch die trefflichste Entdeckung. Er brachte auf dem Reichstag zu Regensburg 1654 zwei hohle Halbkugeln mit, von Kupfer und Messing, die luftdicht auf einander paßten. An der einen war ein Krahn, durch welchen er vor dem Kaiser Ferdinand III. und allen versammelten Reichsständen die Luft auspumpte. Jede Halbkugel hatte einen Ring, durch welche Seile gesteckt wurden. Vergebens bemüheten sich die stärksten Fürsten, beide Halb-

kugeln von einander zu ziehen: die äußere Luft preßte sie fest an einander, da ihr keine Luft innerhalb der an einander gelegten Halbkugeln das Gleichgewicht hielt. Guerike spannte an jede Halbkugel ein Pferd, 2 Pferde, 3, 4, 5 bis 15 Pferde, und trieb diese nach entgegengesetzten Richtungen an, aber nicht vermochten sie, die Halbkugeln von einander zu ziehen. Rechnet man eines Pferdes Kraft auch nur zu 175 Pfund, wie viel kommt da schon heraus! Guerike legte noch mehr Pferde vor, und diese zogen die Halbkugeln endlich auseinander, wobei ein starker Knall sich hören ließ. — Die Luftpumpe, 1650 erfunden, ist also gleichfalls ein Werk der Deutschen.

Das Mikroskop oder Vergrößerungsglas war auch um diese Zeit schon bekannt, die Erfindung wird von einigen einem Holländer, von andern einem Neapolitaner zugeschrieben. Durch dasselbe ist uns in der Naturgeschichte ein ganz neues Licht aufgegangen: in einem Tropfen Weinessig und Kleister entdecken wir Hunderte lebendiger Wesen, wir können die Glieder der kleinsten Insecten untersuchen, indem der Floh uns wie ein Elephant erscheint, und müssen uns in den Staub beugen, daß Gott die kleinsten Geschöpfe doch mit so mannigfaltigen Organen beschenkte.

§ 115.

Zustand der Wissenschaften bei den Katholiken vor und während der Kirchentrennung *).

Es wird zugegeben, daß es mit den Wissenschaften damals nicht überall so war, als es hätte sein sollen; es wird aber geläugnet, daß die Unwissenheit so groß und die Pflege der Wissenschaften so gering gewesen sei, wie häufig behauptet wird. Der bedeutende Fortschritt, den die Völker Europas seit der Zeit, wo die Kirche ihre Bildung übernommen, gemacht hatten, kann nur von der Unwissenheit beanstandet werden. Wir sehen, daß mit dem Beginne des

*) Nach den historisch-politischen Blättern 19. B. 1. H. 1847.

16. Jahrhunderts ein neuer und reger Eifer für alle Wissenschaften und deren Pflege erwacht. So wurde die Theologie fleißig und mit Liebe bearbeitet, und man braucht nur Werke aus jener Zeit zu lesen, man braucht nur vertraut zu werden mit den Reden jener Männer, die auf den Reichstagen, bei den Religions-Unterredungen und vor allen auf der Kirchenversammlung zu Trient das Wort erhoben, um sich zu überzeugen, daß denselben keinesweges gründliche theologische Kenntnisse abgingen. Bei vielen Theologen dienten noch immer die Sentenzen des Meisters Petrus Lombardus den Leitfaden und das Handbuch der Theologie, und es wurden Thomas von Aquin, Duns Scotus und Bonaventura hinzugezogen; aber schon im 16. Jahrhundert konnten Aristoteles und die Scholastiker nicht mehr den alten Rang behaupten, und man wandte sich mit vorzüglicher Liebe dem Studium der Bibel zu. Raymundes a Pennaforte und Raymundes Martini verstanden die arabische, hebräische und chaldäische Sprache. Auf der Kirchenversammlung zu Vienne wurde von Clemens verordnet, daß in Rom so wie an den hohen Schulen zu Paris, Oxfort, Bologna und Salamanca je zwei Lehrer in der hebräischen und chaldäischen Sprache unterrichten sollten. Picus von Mirandola, Palmieri, Augustino Augustiniani, Toseo Ambrosio leisteten nebst Andern hierin Rühmliches. Peter Nieper, ein Dominicaner und Lehrer an verschiedenen Hochschulen, gab eine hebräische Sprachlehre heraus. Ihm folgte Reuchlin. In Spanien wurde von 1502—1517 an der berühmten complutensischen Polyglotte gearbeitet, und 1518 erschien in Venedig die Bombergische Bibel.

Mit nicht geringerm Eifer wurde die Philosophie betrieben. Daß sie eine christliche war und blieb, gereicht jener Zeit zum Ruhme, und die Form ist mehr oder minder gleichgültig; es kommt auf den Wein an, nicht auf den Pokal. Die Streitigkeiten der Thomisten und Scotisten, Realisten und Nominalisten betrafen nicht die Kirchenlehre, worin man einig war, und hatten das Gute, daß sie das selbstständige Denken förderten. Unter den Nominalisten treffen wir die berühmtesten Namen an, wie Johann Burida, Robert Halkol († 1349), Peter d'Ailly († 1425); Johann Gerson

(† 1429), Nicolaus de Clemangis († 1440), Nicolaus von Cusa (1495) u. a. Auch hatten Platons Schriften bereits Verehrer vor der Reformation gefunden.

Die classischen Studien waren selbst noch vor Dante und Petrarca betrieben. Schon vorher hatten Geistliche Italiens die Schriften des Aristoteles und die Reden des Demosthenes aus dem Griechischen übersetzt; selbst mehrere Bischöfe hatten sich mit ähnlichen Arbeiten befaßt. Italien war reich an bedeutenden Kennern und Verehrern der Werke der Griechen und Römer, und Erasmus weiß Spanien in dieser Beziehung nicht genug zu rühmen. Männer aus den ersten Familien bestiegen dort die Lehrstühle. Deutschland blieb nicht zurück. Wir brauchen zum Beweise nur folgende berühmte Namen zu nennen: Celtes († 1508), Agricola († 1485), Heinrich Bebel († 1516), Hermann v. d. Busche († 1534), Wilibald Pirkheimer († 1530), Reuchlin († 1522) und Erasmus († 1536). Doch glaube man nicht, daß diese Studien bloß die Liebhaberei einzelner Männer waren, nein, sie wurden auch auf den Bildungsanstalten betrieben. Auf der Hochschule zu Tübingen war 1495 ein Lehrstuhl für die classische Literatur errichtet worden, und seit 1497 lehrte dort Bebel und nach ihm Andere. In Ingolstadt wurde 1492 Celtes angestellt, in Wien unterrichtete Hieronymus Balbus seit 1495; in Heidelberg Dionysius Reuchlin und Wimpheling. In Freiburg lehrte Ulrich Zasius seit 1500 classische Literatur und Rechtswissenschaft, in Basel Erasmus. Die neugegründeten Hochschulen Wittenberg und Frankfurt betrieben nicht minder die Sprachenkunde. Selbst niedere Lehranstalten, Rectoratschulen und Gymnasien wollten nicht zurückblieben. An der Schule zu Münster, gegründet durch Rudolph Lange, lehrten Timan, Camener, Johann Cäsarius, Murmelius, alle Schüler des Alexander Hegius (aus Heek) die classischen Wissenschaften. Gleiches geschah zu Herford, Minden, Düsseldorf, Goslar, Lüneburg, Osnabrück, Dortmund, Lübeck und Emmerich.

An der lateinischen Schule zu Pforzheim erklärte der von Melanchthon als ausgezeichneter Gelehrte bezeichnete Semmler griechische und lateinische Dichter. Leipzig hatte nebst der Universität auch eine lateinische Schule mit tüchti-

gen Lehrern, Nürnberg besaß solcher Anstalten gar zwei. Daß man damals die Wissenschaften achtete und liebte, beweis't gleichfalls die Gründung wissenschaftlicher Gesellschaften zur Förderung der classischen Studien, z. B. der rheinischen Gesellschaft, von Celtes und Johann von Dalberg gestiftet, die unter andern den Abt Trithemius, den Rechtsgelehrten Zasius, Wilibald Pirkheimer zu Nürnberg und Conrad Peutinger zu ihren Mitgliedern zählte. Eine ähnliche Gesellschaft war die danubische. Eine andere wurde zu Straßburg von Wimpheling gegründet; ferner bebestanden in Augsburg und Ingolstadt solche gelehrte Verbindungen. Auch in manche Klöster drangen die humanistischen Studien ein. So waren die Mönche Conrad Leontorius und Nicolaus Basilius, Reuchlins Freunde, im Griechischen und Hebräischen erfahren. Bebel, der große Sprachenkenner fand im Koster Zwiefalter eine freundliche Aufnahme und eine reiche Bibliothek griechischer und lateinischer Schriftsteller. Altensteig wurde 1512 als Lehrer der alten Sprachen im Augustinerkloster zu Augsburg angestellt, und Luscinius war seit 1522 Lehrer der griechischen Sprache im Benedictinerkloster bei St. Ulrich in Augsburg. Selbst weibliche Klöster wollten nicht zurückbleiben; stand doch die Clarissinn Charitas Pirkheimer mit den ersten Gelehrten in Briefwechsel, und schrieb ein classisches Latein.

Auch Bischöfe und Domherren betheiligten sich an diesem wissenschaftlichen Streben, z. B. Peter von Schauenburg († 1464) und Friedrich von Zollern († 1484), Bischöfe von Augsburg; Gemininger, Bischof von Speier, Albrecht, Bischof von Mainz; Matthäus Lang, von Celtes der Vater der Dichter genannt, seit 1519 Bischof von Salzburg. Von den Domherren verdienen hervorgehoben zu werden: Peter Schott (1494) und Thomas Wolf, beide in Straßburg, Thelephus von Regensburg; Graf Moritz von Spiegelberg, Propst zu Emmerich; Graf Hermann von Neunar, Domherr zu Köln; Conrad Mutianus seit 1501 Domherr zu Gotha, der deutsche Cicero genannt; in Bamberg lebten Lorenz Beheim, Leonhard von Eglofstein und Ulrich Burchart. Von einigen der angeführten Gelehrten werden wir noch Näheres mittheilen.

Wie hoch man die Wissenschaften vor und bei dem Ausbruche der Kirchenspaltung achtete, zeigt besonders der Zustand des Schulwesens in damaliger Zeit. Die ersten Schulen waren die Kloster- und Domschulen. Aus den Domschulen entwickelten sich die großartigen Bildungsanstalten des Mittelalters, studia generalia, „Universitäten" genannt, deren Einfluß auf die wissenschaftliche Bildung bedeutend sein mußte, denn sie hatten ja die Bestimmung, die Wissenschaften allen Classen zugänglich zu machen, in deren Besitz früher nur die Geistlichkeit war. Solche Anstalten besaß Deutschland bei dem Ausbruche der Kirchentrennung zu Hildesheim (seit 1338), Heidelberg (s. 1345), Wien (s. 1365), Köln (s. 1338), Erfurt (s. 1389), Würzburg (s. 1402), Leipzig (s. 1409), Ingolstadt (s. 1410), Rostock (s. 1419), Trier (s. 1450), Greifswalde (s. 1456), Freiburg (s. 1457), Basel (s. 1459), Tübingen (s. 1477), Mainz (s. 1477), Wittenberg (s. 1502) und Frankfurt (s. 1506). Europa zählte der Hochschulen an 66, von denen allein 50 in den beiden Jahrhunderten gegründet worden sind, die der Kirchentrennung vorhergingen; eine Erscheinung, die uns sonst nie in der Bildungsgeschichte begegnet, und wahrlich nicht für eine allgemeine Geistesfinsterniß spricht. Diese Anstalten wurden außerordentlich besucht. Oxfort hatte schon 1340 an 30,000 Studirende; Prag zählte im J. 1340 deren 36,000 und 700 Lehrer; Paris besaß nach Luthers Angabe im J. 1538 an 20,000 Studirende. Diese große Schülerzahl ist nur durch die vielen Vorrechte, welche Päpste und Fürsten den Hochschulen zu Theil werden ließen, und durch die großen Unterstützungen an arme Studirende zu erklären. „Es ist nun leider dahin kommen," — sagt 30 Jahre nach der Kirchenspaltung Sarcerius, Superintendent in Mannsfeld — „daß die Universitäten hin und wieder auf die Hefen kommen sein, und thut mir manchmal von Hertzen weh, wenn ich daran denke, in was Flor und herrlichem Wesen die Universitäten stunden, da ich noch ein junger Student war, item mit was herrlichen Privilegien, Freiheiten und Immunitäten und Gerechtigkeiten sie versehen gewesen; item wie ordentlich und herrlich alle Ding sich auf den Universi-

täten zutrugen, — — — und wäre noch fein, daß sie in solcher Autorität und Ansehen wären." — Bedeutend waren die Unterstützungen an arm Studirende. Papst Urban V. (1362—1370) unterhielt zu gleicher Zeit 1000 Studenten auf verschiedenen Universitäten. Der französische Priester Gottfried du Plessis stiftete eine Burse für 40 Zöglinge, und das Collegium von Navarra war für 70 Studenten gegründet. Gewiß hat alles dies zur Blüthe der Universitäten beigetragen, aber die hohe Zahl der Studirenden ist nicht zu erklären, wenn nicht ein Bedürfniß nach wissenschaftlicher Ausbildung und eine Liebe zu den Wissenschaften vorhanden gewesen wäre.

Auch gab es noch eine Menge anderer Bildungsanstalten, und den wohlthätigsten Einfluß haben jene ausgeübt, die von Zöglingen des von Johann de Groote (geb. 1340, † 1384) errichteten Institutes des gemeinsamen Lebens gegründet worden sind. Solche Schulen bestanden z. B. zu Deventer mit 600, zu Alkmar mit 900, zu Zwolle mit 800—1000 Schülern, ferner zu Münster und Schlettstadt. Alle diese Schulen wurden geachtet und unterstützt. — Zeitgenossen, die Urtheil besaßen, rühmten diese Zeit gerade wegen ihren Leistungen in den Wissenschaften. So schrieb 1507 Nicolaus Gerbellius an Trithemius: „Ich wünsche mir öfters Glück, daß ich in diesem herrlichen Jahrhundert geboren bin, wo so viele ausgezeichnete Männer in Deutschland auftauchen, wie du einer bist." — „Es gibt in Deutschland nicht wenig Lehrer" — sagt Bebel — „deren Wirksamkeit in Bezug auf die Herstellung einer bessern Wissenschaft nicht erst vieler Beweise bedarf, da ihre veröffentlichten Werke das klarste Zeugniß für sie ablegen." — Irenicus bemerkt: „Keine deutsche Stadt ist so entfernt von aller Literatur, daß sie nicht die gelehrtesten Kenner der griechischen Sprache aufzuweisen habe, von den andern gar nicht zu reden — wer wollte ihre Namen zählen?" So stand es mit den Wissenschaften zur Zeit des Ausbruches der Kirchenspaltung: wo ist da die so oft gerügte allgemeine Finsterniß zu bemerken? Wer möchte auch läugnen, daß gerade die so häufig als Finsterlinge geschmähten Geistlichen den größten Antheil an dieser Verbreitung des Lichtes hatten? Hätten sie sich

gleichgültig oder gar feindselig gegen die Wissenschaften gezeigt, wäre dann bei der bedeutenden Stellung, die sie einnahmen, ein solcher Fortschritt möglich gewesen? und waren nicht die meisten großen Männer, die wir genannt, Geistliche? Daß die ersten Schulen, Dom- und Klosterschulen Stiftungen von Geistlichen waren, zeigt schon deren Name. Geistliche, ja meist Mönche, waren die berühmten Lehrer der Tausende zu Paris, Bologna und Pavia. Päpste ehrten und förderten die Hochschulen. Bischöfe gründeten gelehrte Anstalten. Was allein der große Cardinal Ximenes that, ist bereits angeführt. Seit dem 15. Jahrhundert führte am päpstlichen Hofe nichts sicherer zu Ansehen und hohen Würden, als classische Bildung. Alexander war nicht der erste und einzige, dem sie einen Cardinalshut erwarben. Diese Vorliebe für das classische Alterthum erreichte unter dem Papste Leo X. ihren höchsten Grad, und artete selbst in Schwärmerei aus. Daß die Bischöfe bedeutenden Antheil an dem Aufblühen der Wissenschaften nahmen, beweist schon der Briefwechsel des Erasmus und der übrigen Gelehrten dieses Zeitalters. Dies möge hier genügen, um uns zu überzeugen, daß es Unwahrheit und Undankbarkeit ist, wenn man die katholischen Geistlichen jener Zeit Dunkelmänner nennt, und nur Finsterniß, Unwissenheit und Verachtung der Wissenschaften in der katholischen Kirche vor und bei dem Ausbruche der Glaubenstrennung finden will.

Wir heben jetzt einige der bedeutendsten Gelehrten vor, während und nach der Kirchentrennung näher hervor.

§ 116.

Philosophen, Theologen und Humanisten.

Geiler von Kaisersberg, geboren 1445 zu Schaffhausen, erzogen zu Kaisersberg, woher sein Zuname, und gestorben 1610 als Lehrer der Gottesgelehrtheit und Domherr zu Straßburg, wohin man ihn von der Hochschule zu Freiburg berufen hatte, ist als Kanzelredner ausgezeichnet. Er ist voller Kraft, bilderreich und begabt mit einem beiß-

senden derben Witze, für das Gute glühend, und eifernd gegen alles Schlechte. Am berühmtesten sind seine 110 Predigten, die er im J. 1498 über Sebastian Brandt's Narrenschiff hielt, worin er kräftig die Laster und Thorheiten seiner Zeit geißelt. Sie kamen 1574 unter dem Titel „Weltspiegel“ deutsch heraus. Er schrieb ferner: „Schiff des Heils, der Reue und der Pönitenz,“ Straßburg 1512. — „Christliche Pilgerschaft zum ewigen Vaterlande“ an demselben Orte und in demselben Jahre — „Predigten über die Evangelien,“ 1515. Er wurde von seiner Gemeinde geehrt und geliebt, und deswegen errichtete dieselbe im J. 1486 die herrliche Kanzel im Straßburger Münster.

Johann Trithemius war einer der gelehrtesten und sittlichsten Geistlichen des 15. und 16. Jahrhunderts. Seinen Namen führt er von seinem Geburtsort Tritheim bei Trier. Kaum ein Jahr alt verlor er seinen Vater, sein Stiefvater behandelte ihn hart, und verwahrlosete ihn. Der arme Knabe wünschte nichts mehr, als etwas erlernen und sich ausbilden zu können, und fastete und betete, daß dieser Wunsch erfüllt werden möge. Da erbarmte sich seiner ein Nachbar, zu dem er Nachts hinging, eifrig und unermüdet wie einst Euklid zum Sokrates; und in wenigen Tagen verstand der Gelehrige die Buchstaben und lateinischen Gebete, und in 1 Monate konnte er fertig lesen. Nun wurden einige Geistliche auf ihn aufmerksam, die Härte des Vaters zwang ihn aber, das Haus zu verlassen. Er besuchte Trier, durchwanderte die Niederlande, und kam dann nach Heidelberg, wo er die alten Sprachen erlernte. Noch hatte er sich nicht fest bestimmt, Geistlicher zu werden, da traf es sich scheinbar zufällig, daß er auf einer Reise nach seiner Heimath in der Benedictinerabtei St. Martin zu Sponheim unweit Kreuznach einkehrte. Er fand Erquickung, wie sich in einem Kloster von selbst verstand, und wollte weiter ziehen, es erhob sich aber ein so entsetzliches Schneegestöber, daß er zum gastlichen Hause zurückkehren mußte. Der Prior bewog den talentvollen und lieben Jüngling zum längern Aufenthalt und bald zum Eintritt in den Orden. Es war am Lichtmeßfeste 1482, als er gerade 20 Jahre alt wurde, da legte er St. Benedicts Gewand an. Nur seine außergewöhnliche Frömmigkeit und

Gelehrsamkeit konnte die Ordensglieder vermögen, den 21jährigen Bruder zu ihrem Abte zu wählen. Er rechtfertigte glänzend das ihm geschenkte Zutrauen. Er brachte die Einkünfte des Klosters wieder in geregelten Gang, tilgte alle Schulden, machte neue Erwerbungen, und brachte die Büchersammlung, die nur in 48 Werken von geringem Werthe bestand, als er Abt wurde, allmälig zu 2000 Bänden, ungemein viel in der Kindheit der Buchdruckerkunst und bei den damaligen ungeheuren Preisen der Bücher. Kein Wunder, daß gelehrte Männer aus allen Theilen von Europa zum Besuche eines solchen Klosters mit solchem Vorstande eilten! Groß war des Abtes Thätigkeit als Gelehrter, er schrieb viele Abhandlungen über Ascese und Klosterzucht, dann lieferte er auch äußerst werthvolle geschichtliche Arbeiten; so sind seine Chroniken der Klöster Hirschau und Sponnheim und sein Verzeichniß der Kirchenschriftsteller noch jetzt wichtig als Geschichtsquellen. Dazu kam noch seine Theilnahme an dem alle 3 Jahre sich wiederholenden Provinzialcapitel, und sein Amt als Visitator aller Klöster seines Ordens in Schwaben, Franken und in den Rheinlanden. Als der bayerische Krieg ausbrach, und die Hessen in die pfälzischen Lande einfielen, flüchtete Trithemius mit seinem größten Schatze, der Büchersammlung seines Klosters nach Kreuznach. Mißliche Verhältnisse und Umtriebe einiger Mitglieder im Kloster zu Sponheim veranlaßten ihn, im September 1505 sich nach Berlin zu begeben, wo er von Seiten des Kurfürsten Joachim die freundlichste Aufnahme fand, und 7 Monate verweilte. Berlin, damals am wenigsten Sitz der Gelehrsamkeit, und die Sandwüsten der Mark sprachen ihn nicht an. Sie konnten ihm die schönen Rheinlande nicht ersetzen, wohin er sich zurück sehnte. Er dankte als Abt von Sponheim ab, und nahm die Abteiwürde des damals unbedeutenden und herabgekommenen Schottenklosters zu Würzburg an, wo er ruhig den Wissenschaften, der schriftstellerischen Thätigkeit und der Betrachtung leben konnte. Daher lehnte er glänzende Anerbieten von Fürsten ab, und sprach: „Wie der Fisch im Wasser lebt, so ist auch für den Mönch nur Sicherheit im Kloster; deshalb will ich lieber arm und zurückgezogen in meiner Zelle leben, als reich und pracht-

voll im Gefolge der Fürsten." Trithemius endete sein schönes Leben, 53 Jahre alt, den 16. December 1516 im genannten Kloster, und hatte nicht mehr das Herzenleid, den großen Abfall von der ihm so theuren Kirche zu erfahren *).

Machiavelli, ein Florentiner (1469—1528), war Staatssecretair der florentinischen Republik, nachher diente er den Medicis, verlor aber zuweilen seine Würden, weil er dem herzoglichen Hause wegen republikanischer Grundsätze verdächtig war. Dennoch lehrte er in seinem berüchtigten Werke vom Fürsten den Monarchen die Kunst, wie sie durch Despotie und Ränke ihre Unterthanen um alle ihre Rechte bringen, sich selbst aber in der Herrschaft befestigen müßten. Andere halten jedoch diese Schrift für eine Satyre auf die Willkürherrschaft. Ein neuerer Schriftsteller urtheilt über den vilbesprochenen Mann sehr wahr: „Alles wohl überlegt, war Machiavelli doch nur ein gemeiner Geist und keines Edlen Freund oder Begünstiger; kriechend, am Niedrigen sich gefallend, verschwenderisch, lüstern und ohne Ehre, zeigt er, daß wahrer Adel der Seele in ihm nicht lebte. In einem Briefe an Vettori, von Casciano aus, berichtet er selbst seine unwürdige Lebensweise, den Tag über als Bauer mit Bauern schwatzend, am Abend in Hofkleidern an seinem „Principe" schreibend." Für meine Leser kann Machiavelli eine gleichgültige Erscheinung sein; aber wenn sie einmal von Machiavellismus hören, so wissen sie nun, was sie darunter zu denken haben. Der Florentiner hat sich auch als Geschichtschreiber bekannt gemacht.

Johann Reuchlin (1455—1521), geboren zu Pforzheim, ist eine der größten Zierden Deutschlands gewesen. Er begleitete einen jungen Prinzen von Baden nach Paris, und lernte dort in zwei Jahren gründlich die lateinische, griechische und hebräische Sprache. Als er zurückkehrte, trat er an mehreren Orten als Lehrer der alten Sprachen und der Rechte auf, zu Basel, Tübingen, Heidelberg, Ingelstadt. Es war der erste deutsche Gelehrte, der ein lateinisches Lexikon und eine griechische Grammatik lieferte. Auch wurde er zu vielen Staatsämtern gebraucht. Kaiser Friedrich III.

---

*) Vergl. historisch-politische Blätter.

erhob ihn in den Reichsadel. Die Verbreitung der hebräischen Sprache, aber auch seine Ueberschätzung rabbinischer Weisheit konnten ihm einige Eiferer nicht vergeben. Johann Pfefferkorn, ein getaufter Jude, und Jakob Hoogstraat waren die Anführer seiner Gegner; diese gingen in ihrem Eifer nach der andern Seite wieder zu weit, und beredeten den Kaiser Maximilian I., alle hebräischen Bücher, das alte Testament ausgenommen, in seinen Staaten verbrennen zu lassen. Wirklich gab der Kaiser dazu 1519 Befehl. Aber die Humanisten wehrten sich; es erschienen die Epistolae obscurorum virorum, ein jetzt selten gewordenes, mit rohem Witze und mit Bosheit geschriebenes Buch, welches die Eiferer dem Gelächter bloß stellte, und Reuchlin selbst brachte den Streit vor den Papst, um Ruhe zu bekommen, denn man hatte ihn schon als Ketzer verschrien. Der h. Vater ernannte den Bischof von Speier zum Schiedsrichter, und siehe! — Reuchlin gewann, die Wissenschaft erhielt ihr Recht, die obscuren Männer mußten alle Prozeßkosten bezahlen. Uebrigens waren doch die s. g. Dunkelmänner nicht so unwissend, wie sie von den Humanisten dargestellt wurden. Hoogstraat war ein achtungswerther Theologe, konnte es aber mit seinem schlechten Latein nicht aufnehmen gegen die gewandten und witzigen Stylisten.

Ulrich v. Hutten, der Verfasser jener Epistolae obscurorum virorum, hatte einen ungestümen Charakter, und lebte wüst. Er war ein leidenschaftlicher Krieger, ein höchst mittelmäßiger Dichter — obschon er aus Kaiser Maximilians I. Hand zu Augsburg die Dichterkrone erhielt — ein gewandter, oft genug auch breiter und langweiliger Redner und ein Freund der Humanisten. Selbst Wolfgang Menzel sagt, daß Hutten's zahlreiche Flugschriften und Gedichte bei weitem nicht mit den lutherischen an Kraft und Tiefe zu vergleichen seien, und indem derselbe beständig die Ritterlichkeit vorkehre, statt des Schwertes aber doch eigentlich immer nur die Feder führe, nähmen seine großen Worte hin und wieder einen Schein von Prahlerei an, und gerade diese seine schwache Seite habe ihm, wie es scheine, das Herz unserer liberalen Maulhelden gewonnen. Gegen Herzog Ulrich von Würtemberg, der ihm seinen Vetter ermordet hatte, ließ er, wie

Demosthenes, philippinische Reden ausgehen. Auch gegen den Papst und gegen die Geistlichkeit verfaßte er heftige und rohe Schmähschriften, voller unreiner und gemeiner Scherze. Um die Verbreitung der schönen Wissenschaften hat er einige Verdienste, aber als Mensch ist er nicht liebenswürdig. Selbst mit den ersten Humanisten, seinen Freunden, unterhielt er keine Verbindung lange; seine Heftigkeit stieß überall an, und erweckte ihm Verfolger. An keinem Orte hielt er lange Stand; er war ungläubig und sittlich höchst verkommen, und starb endlich auf einem Inselchen im Zürchersee bei einem armen Pfarrer in Dürftigkeit, 1523, erst 34 Jahre alt, an den Folgen eines ausschweifenden Lebens.

Conrad Peutinger, eine Zeitlang Stadtschreiber seiner Vaterstadt Augsburg, ein bedeutender Gelehrter, der sowohl das klassische Alterthum als auch das Mittelalter kannte, kann als Vater des Studiums der römischen Alterthümer in Deutschland und als einer der Begründer der Erforschung der deutschen Geschichte gelten. Er stand mit den bedeutendsten Gelehrten seiner Zeit in Verbindung, und übte auch Einfluß auf die deutschen Reichsangelegenheiten, indem er sowohl bei Maximilian, als Karl V. und Ferdinand viel galt. Anfangs der Lehre Luther's hold, rieth er jedoch diesem schon auf dem Reichstage zu Worms zum Widerrufe, und blieb katholisch, obschon die Mehrzahl des Rathes zu Augsburg der protestantischen Lehre sich zugesellt hatte. Noch im J. 1530 verfaßte er eine Schrift, die indeß nicht im Drucke erschien, über das Abendmahl gegen Oekolampadius, worin er versichert, gegen die katholische Kirche nichts behaupten zu wollen.

Georg Agricola, der ausgezeichnetste Naturforscher seiner Zeit in Deutschland, Mineralog, Bergbaukenner und sonst vielseitig gelehrt, geboren 1494 zu Glauchau, im J. 1518 Lehrer der griechischen Sprache zu Zwickau, trat schon 1520 als grammatisch-philologischer Schriftsteller auf, bezog dann die Universität Leipzig, ging nach Italien, und widmete sich nun vorzüglich den wissenschaftlichen und medizinischen Studien. Seit 1530 zu Chemnitz wegen des Bergbaues weilend, wurde er dreimal zum Bürgermeister gewählt. Man hat ihn mit Grund den Plinius seiner Zeit genannt;

aber er betrieb neben der Mineralogie und Medizin gleichfalls Alterthumskunde, Geschichte und Theologie. Auch er hatte Luther's erstes Auftreten beifällig begrüßt, aber in seinem ferneren Leben erscheint er stets als ein treuer Katholik. Weil er die Kirchenväter kannte, und sich so leicht überzeugte, daß Luther's Lehre nicht jene der alten Kirche sei, und auch von den verderblichen Wirkungen der Neulehre Erfahrungen in seiner nächsten Umgebung sammeln konnte, so blieb er seinem Glauben getreu. Agricola starb 1555; der Superintendent Tettelbach wollte nun nicht zugeben, daß der Papist auf städtischem Gebiete begraben würde, und Kurfürst August bestätigte solches. So blieb des großen Mannes Leiche 5 Tage unbeerdigt, bis Bischof Julius Pflug sie feierlich abholen, und in der Stiftskirche zu Zeiz beisetzen ließ.

Noch andere der gelehrtesten Männer und Schriftsteller ihrer Zeit wandten sich dem katholischen Glauben wieder zu, während mehrere von ihnen im Anfange wankten.

So Conrad Mutianus (Muth), Canonicus zu Gotha, selbst gelehrt und mit den Gelehrtesten in Verbindung stehend, anfänglich der Neulehre nicht abgeneigt, nachher enttäuscht, als der durch lutherische Prediger aufgehetzte Pöbel 1524 die Häuser der Kanoniker plünderte und verwüstete, wobei auch er sein Vermögen verlor.

Johann von Botzheim, Domherr zu Constanz; die beiden Brüder Bernard und Conrad aus der Familie Adelmann von Adelmannsfelden verdienen ferner Erwähnung.

Johann Cuspinian aus Schweinfurt, früher Professor zu Wien, beehrt mit dem Vertrauen Maximilian's und Ferdinand's, und zu hohen Aemtern erhoben, Staatsmann und Geschichtsforscher. Sein Werk über die deutschen Kaiser ist wichtig. Er starb 1529.

Alex. Brassicanus, als Professor zu Ingolstadt ein Anhänger Luther's, von dem er sich bald wieder abwandte, beschäftigte sich mit den Kirchenvätern, gab den Salvian und eine Schrift des Gennadius heraus, und trat nun offen gegen die Neurer auf.

Caspar Auerhammer, Rathsmeister zu Halle, ein

guter Musiker und Dichter, blieb der katholischen Kirche treu, und verbat sich den Besuch des protestantischen Superintendenten Bonti's; er starb am 19. März 1557, und ward zwar mit Geläut, aber ohne Begleitung der Prediger begraben.

Auch der berühmte Staatsmann und Rechtsgelehrte Wilibald Pirkheimer starb als Katholik.

Zu den bedeutendsten Theologen gehörte Wimpheling, ein Elsasser, im Anfange ebenfalls für Luther, verwandte er aber nachher alle seine Kräfte, um die katholische Kirche in seinem Wirkungskreise zu erhalten; ferner verdient Erwähnung sein Landsmann und Gesinnungsgenosse Othmar Luscinius (Nachtigall) aus Straßburg, von Erasmus gerühmt, geb. 1487, Gelehrter und Schriftsteller. Neben der Pflege der griechischen Literatur setzte er sich vorzüglich die Bearbeitung der h. Schrift zur Aufgabe. Für die Erklärung der Psalmen leistete er mehr, als irgend ein deutscher Zeitgenosse. Er starb wahrscheinlich 1533.

Der Angesehenste unter den katholischen Theologen zu Basel war Ludwig Ber, der noch im vorgerückten Alter die griechische und hebräische Sprache gelernt hatte. Erasmus hielt ihn für einen größeren Gottesgelehrten, als sich selbst. Auch trug Ber wesentlich zu dem Siege der katholischen Sache auf dem Religionsgespräche zu Basel bei, wo er dem Oekolampadius gegenüber stand. Die vielen ausgezeichneten katholischen Professoren auf den Universitäten können wir hier nicht alle nennen.

Zwei Scaliger haben im 16. Jahrhundert als große Literatoren geglänzt, Vater und Sohn. Der Vater Julius Cäsar Scaliger war bis zu seinem 42. Jahre Illuminirer zu Verona, zuweilen auch Soldat, und kam mit einem italienischen Prälaten, der das Bisthum Agen in Frankreich erhalten hatte, nach dieser französischen Stadt. Hier gab er sich für einen Sprößling der Fürsten Scaliger von Verona aus, heirathete ein altadeliges Fräulein, und machte ein großes Haus. Merkwürdiger ist er durch seine Schriften, in welchen er lateinische Klassiker erklärte. Gegen andere Humanisten, z. B. Erasmus, trat er oft als Gegner auf, und behandelte sie so schnöde, als wenn er alle Gelehrsam-

keit allein besessen hätte. Dabei kam ihm seine Belesenheit, von einem seltenen Gedächtniß unterstützt, sehr zu Hülfe; in wenigen Wochen soll er den ganzen Homer, der doch, in feinem Druck, zwei ziemlich starke Octavbände füllt, auswendig gelernt haben. Man wollte seine Rechtgläubigkeit verdächtig machen, aber er starb als guter Katholik 1558, völlig 74 Jahr alt. — Sein Sohn Joseph Scaliger (1540 bis 1609), trat zum reformirten Glauben über, denn sein Leben fiel recht in die Zeit der Hugenotten. Dies hinderte seine Anstellung in Frankreich, und er nahm den Ruf als Professor in Leyden an. Das Talent seines Vaters besaß er nicht, aber sein Fleiß machte, daß er der gelehrten Welt mehr genutzt hat, als sein Vater. Seiner Werke über die alten Sprachen nicht zu gedenken, müssen wir ihn rühmen als den Vater der Zeitrechnung, der Chronologie, die er für die Geschichte zuerst recht aufgehellt hat. Sein Gegner in der Chronologie war der Franzose Petau, nach dessen beißender Rüge er vieles in seiner ersten Chronologie änderte. Er starb als Professor zu Leyden an der Wassersucht, und gilt noch immer als das Bild eines Gelehrten, der nur unter seinen Büchern lebt, und die ihn umgebende Welt nicht kennt.

Fast alle Völker Europas hatten damals einen gelehrten Beförderer der schönen Wissenschaften. Von dem Erasmus Roterodamus, dem Holländer, haben wir in der deutschen Geschichte schon oft gehört. Er lebte von 1467—1536. Anfangs Chorknabe im Dome zu Utrecht, trat er nachher in das Kloster Emaus bei Gouda, und wurde 1592 Priester, jedoch bald von der klösterlichen Clausur entbunden, damit er nach seinem Herzensdrange den Wissenschaften leben könnte. So hielt er abwechselnd sich in Frankreich, England, Italien und Deutschland auf. Zuletzt ließ er sich in Basel nieder, wo er auch starb. Scheu vor Abhängigkeit bewirkte, daß er alle Aemter, auch ehrenvolle Professuren, vermied; er lebte von einigen Pfründen, und nutzte der Welt nur durch seine Schriften, welche 10 Folianten anfüllen. Sein Urtheil galt damals für ein Orakel, und er hat Luthern oft wehe gethan, dessen Thun er nicht billigte, obgleich er alle Gebrechen seiner eigenen Kirche freimüthig rügte, daher die Protestanten

diesen vielgeltenden Mann wohl, freilich mit Unrecht, als einen der Ihrigen anführen. Erasmus war ohne Zweifel der gelehrteste Mann seiner Zeit, mit den Werken der Alten, wie wenige, vertraut, ein seltener Sprachenkenner, ein gewandter lateinischer Stylist, ein tüchtiger Theologe, besonders Bibelausleger, dessen Streit- und satyrische Schriften sich durch Geschmack und feinen Witz auszeichnen, Eigenschaften, die man in ähnlichen Werken seiner meisten Zeitgenossen, namentlich Luther's, vergebens sucht. Einige seiner Werke sind nicht frei von Irrthümern. Daß er vor den Entscheidungen des h. Kirchenraths zu Trient schrieb, mag ihn bei einzelnen Behauptungen entschuldigen.

Von den übrigen berühmten Philologen der Reformationszeit erklärten sich nicht wenige für die alte Kirche, z. B. Johann Camers, Timann Camener, Beatus Rhenanus. Der erstere, ein Italiener von Geburt, aber in Deutschland eingebürgert, leistete, mit Ausnahme von Erasmus, das Meiste für die Herausgabe lateinischer Klassiker, verfaßte auch 1524, im Namen der theologischen Facultät zu Wien, eine Streitschrift gegen Paul Sperasius, den ersten Prediger der lutherischen Lehre in Wien. — Der aus Werne, im Münsterschen, gebürtige Timann Camener (Kemner), der unter dem berühmten Alexander Hegius in Deventer mit Hermann Busch und Erasmus studirt hatte, war seit 1499 Rector der neueingerichteten Schule zu Münster geworden, die unter seiner Leitung den höchsten Ruf von allen norddeutschen Schulen erhielt. 1528 Pastor zum h. Lambertus, widersetzte er sich dem Eindringen des Protestantismus, und verfaßte ein lateinisches Gedicht gegen denselben, wie er denn mehrere theologische und philologische Werke erscheinen ließ. Er erlebte die Einführung der protestantischen Lehre und die Wiedertäuferunruhen, mußte die Stadt verlassen, und starb bald nach der Eroberung von Münster, als er seine Pfarre wieder antreten wollte. — Beatus Rhenanus, erst in Basel, zog sich seit 1518 in seine Vaterstadt Schlettstadt zurück, wo er bis zu seinem Tode 1547 mit gelehrten Arbeiten beschäftigt blieb. Anfangs war er ein feuriger Anhänger der Neuerungen, aber seine Studien der Kirchenväter gestatteten ihm nicht, den prote-

stantischen Lehrbegriff, als er ihn näher erkannt und durchschauet hatte, sich anzueignen*).

Die Engländer sind stolz auf ihren Baco von Verulam, der von 1561 bis 1626 lebte. Unter der Königinn Elisabeth wurde er durch Essex befördert, denn er lebte in großer Dürftigkeit; nachher war er, undankbar genug, unter den Anklägern seines Wohlthäters. Dies machte ihn allgemein verächtlich. Unter Jakob I. stieg er wieder; er wurde sogar Kanzler und Großsiegelbewahrer. In dieser Würde ertheilte er Aemter und Privilegien unter dem Reichssiegel für Geld. Dies brachte ihn in den Tower, und bald nach seiner Entsetzung starb er. So verächtlich aber als Mensch, so ehrwürdig ist Baco als Gelehrter. Fast über alle Wissenschaften hat er geschrieben, und ihnen das Ziel vorgezeichnet, das sie noch erringen müßten. Seine Werke füllen 5 Quartanten. Nur die Mathematik und Sternkunde waren ihm fremd, sonst hätte er des Copernicus System nicht bestreiten können.

Ein anderes Licht der Holländer habe ich früher schon genannt, Hugo Grotius (1583—1645). Sein Vaterland stieß ihn aus; auswärtige Staaten aber wetteiferten, diesen großen Geist für ihr Land zu gewinnen. Er trat unter Oxenstierna in schwedische Dienste, und war in den letzten Jahren schwedischer Gesandter in Paris. Wichtiger ist sein gelehrtes Wirken. Sein Werk über das Recht des Krieges und Friedens hat die Grundsätze des Völkerrechts in Europa bedeutend anders gestaltet, und behauptet noch jetzt sein Ansehen. Grotius hatte wegen seiner mäßigen Grundsätze und wegen seiner Hinneigung zur katholischen Lehre viele Verdrießlichkeiten, ja Kerkerstrafe von den starren Protestanten seines Vaterlandes zu erdulden.

Descartes (Renatus Cartesius), ein Franzose, ist der Stifter einer neuen philosophischen Schule. Er lebte von 1596 bis 1650, und war erst Soldat. Als er in Breda

*) Die Reformation, ihre innere Entwickelung und ihre Wirkungen, von J. Döllinger. 1. Bd. Regensburg 1846. Verlag von G. J. Manz. Als Quelle der Reformationsgeschichte trefflich und unentbehrlich!

stand, war einst an den Straßenecken ein mathematisches Problem angeschlagen. Weil er kein Holländisch verstand, so bat er einen Vorübergehenden um Aufschluß über den Inhalt des Anschlages. Dieser Mann war der Urheber des Problems selbst, Professor Beecmann, und lächelte über den vorwitzigen Offizier, wunderte sich aber nicht wenig, als der junge Marssohn ihm am andern Morgen die Auflösung brachte. — Ueber seine philosophischen Forschungen und Grundsätze sage ich nichts; sein Hauptsatz war: „Ich denke, also bin ich." Das war löblich von ihm, daß er selbst dachte, und daher die Systeme der alten Philosophen nicht abgöttisch verehrte. Die Mathematik und Physik sind von ihm bedeutend erweitert; in letzterer Wissenschaft sind die cartesianischen Teufelchen von ihm bekannt. Er starb zu Stockholm, denn die Königinn Christina, Gustav Adolph's Tochter, hatte ihn an ihren Hof gezogen, um von ihm zu lernen.

Ich kann nicht umhin, hier gleich den Gegner des Descartes aufzuführen, obgleich er schon in den folgenden Zeitraum gehört. Es ist der Engländer John Locke (1632 bis 1704). Was seine Schicksale angeht, so galt er für einen unruhigen Kopf, und lebte, so lange das Haus Stuart regierte, theils in Frankreich, theils in Holland. In seinem Versuche über den menschlichen Verstand lehrte er nicht undeutlich, daß die Seele materiell, also sterblich sei. In einer andern Schrift, das natürliche Christenthum betitelt, sagt er unumwunden, Christus und die Apostel hätten keine andere Glaubenslehre gepredigt, als Christus sei der wahre Messias. Auch über Gesetzgebung hat er geschrieben, und den Glauben vorbereitet, daß alle Gewalt im Staate vom Volke herkomme. Man kann nicht läugnen, daß er so der Vorläufer des Unglaubens und der Revolution ist, welche ich in dem folgenden Bande vorführen werde. Sogar über Erziehung hat er seine neuen Ansichten mitgetheilt, die nachher leider Orakel wurden.

Wenn wir zur Seite des Locke noch einen gefährlichen Weltweisen stellen wollen, so nenne ich Benedict Spinoza, einen Juden, 1634 zu Amsterdam geboren. Eigentlich hieß er Baruch Spinoza; den Namen Benedict legte er sich selbst bei. Der mangelhafte Unterricht der Rabbinen genügte

schon dem Jüngling nicht; er hatte früh seine eigenen Ansichten, dachte frei über die Offenbarung durch Moyses und die Propheten, und wurde aus der Synagoge gestoßen, nachher vom Magistrate sogar aus der Stadt verbannt. Er ging hinaus, lebte in verschiedenen Städten Hollands, bis er sich endlich im Haag zur Miethe niederließ. Seine Familie hatte ihn enterbt, die Juden verfolgten ihn ohne Aufhören, und versuchten sogar Meuchelmord. Seinen Unterhalt verdiente er durch Glasschleifen; sonst hatte er reiche Freunde, die ihn gern unterstützten, aber er nahm wenig von ihnen. Der Kurfürst von der Pfalz wollte ihn als Professor zu Heidelberg anstellen, aber Spinoza schlug es aus. Eben so vergeblich waren die Versuche, ihn für das Christenthum zu gewinnen. Spinoza glaubte an keine geoffenbarte Religion, denn er hatte sich seine Religion selbst gemacht. An einen Gott glaubte er — o ja! — er spricht in seinen Schriften sogar viel von Liebe Gottes, aber sein Gott war die leblose Natur, das Weltall mit den Naturgesetzen, kein geistiges persönliches Wesen. Spinoza fühlte das Verderben in der menschlichen Natur, die Erbsünde, aber er meinte, der menschliche Verstand könne selbst die Gebrechen der menschlichen Natur heilen, freilich gegen alle Erfahrung und Geschichte. — Man hat Spinoza den ersten Atheisten unter den Philosophen genannt. Uebrigens war sein Wandel unbescholten. Seine Erholung war eine Pfeife Tabak und der Anblick eines Spinnengewebes. Sonst las und schrieb er fast immer, und schloß sich zuweilen Monate lang in seiner Stube ein. Ueber 20 Jahre litt er an der Schwindsucht, aber er ging bis zu seinem Todestage. Am Sonnabend den 22. Februar 1677 Nachmittags kam er noch zu seinem Wirth herunter, der eben in der Predigt gewesen war, rauchte eine Pfeife, und redete viel über die Predigt. Sonntags früh sprach er vor dem Gottesdienste wieder mit ihm; ein Arzt aus Amsterdam, der gerufen war, verordnete ihm zu Mittag eine Huhnsuppe. Spinoza nahm sie mit Appetit. Als Nachmittags aber sein Wirth aus der Kirche kam, war Spinoza todt; um 3 Uhr hatte ihn ein Schlummer befallen, aus dem er nicht wieder erwachte. Man streute damals aus, der Atheist habe in Verzweiflung sich selbst ermordet. Seinen

geringen Nachlaß von etwa 400 Gulden verschmähete seine Schwester, die eine strenge Jüdinn war. Spinoza war ein trefflicher Kopf, und es ist zu bedauern, daß sein Gemüth nicht von dem Feuer der Religion erwärmt war. Seine Philosophie ist so kalt und starr, wie Eis, und Freude und Frieden des Herzens kann sie ihm nicht gebracht haben. Locke und Spinoza zeigen uns, wie leicht selbst Menschen von hohem Geiste sich verirren können, wenn sie ihrer eigenen Einsicht überlassen sind, und es verschmähen, sich erleuchten zu lassen von der Sonne der Offenbarung.

Wir wollen diesen Artikel von den Häuptern der Gelehrsamkeit jener Zeit mit der Aufzählung der Universitäten beschließen, welche in dem Zeitraum von der Entdeckung America's bis zum westfälischen Frieden gestiftet sind; man wird daraus abnehmen können, wie rege auch damals der Eifer für die Wissenschaften war. Bis zur Entdeckung America's waren die vorzüglichsten Universitäten: Bologna, Salerno, Paris, Padua, Salamanca, Oxfort, Cambridge, Avignon, Cracau, Heidelberg, Prag, Pavia, Wien, Cöln, Erfurt, Würzburg, Leipzig, Ingolstadt, Rostock, Löwen, Florenz, Mainz, Tübingen und Kopenhagen, zusammen 24. Von diesen blieben nach der Glaubenstrennung 17*) katholisch, 7 wurden protestantisch. Nach der Entdeckung America's bis zum westfälischen Frieden entstand die Universität Frankfurt an der Oder 1500, Wittenberg 1502, Marburg 1527, Königsberg 1544, Jena 1548, Mailand 1565, Leyden 1575, Helmstädt 1576, Edinburg 1580, Salzburg und Rinteln 1621, zusammen 11, unter denen allein 8 in Deutschland. In der neuern Zeit vom westfälischen Frieden bis jetzt sind nur 6 neue Universitäten errichtet, mehrere aber eingezogen. Zu bemerken ist aber, daß im obigen Verzeichnisse die für uns minder wichtigen Universitäten neuerer Zeit in Frankreich und Spanien weggelassen sind**).

---

*) Deren Namen eben mit gesperrter Schrift gedruckt sind.

**) In dem angeführten Verzeichnisse sind auch von den Universitäten der ältern Zeit nur die bedeutendsten angeführt, denn Europa

§ 117.

Dichter.

Fast jedes europäische Volk dieses Zeitraums hat einen Dichter aufzuweisen, der durch ein Epos (Heldengedicht) oder durch eine andere Dichtungsart unsterblich geworden ist, Italien den Ariosto und Tasso, Spanien den Ercilla, Cervantes, Vega und Calderon, Portugal den Camoens, England den Milton und Shakespeare. Nur Deutschland blieb zurück, es hatte bloß seine Meistersänger, sein dichterischer Glanz war einem spätern Zeitraume aufbewahrt.

Lodovico Ariosto, ein edler Neapolitaner (1474—1533) gründete seinen Dichterruhm durch den rasenden Roland in 46 Gesängen. Roland ist einer von den fabelhaften Helden Karls des Großen. Ariosto erfuhr Reichthum und Armuth; am Ende lebte er in einem Häuschen zu Ferrara, das er selbst gebaut hatte, und das die Aufschrift führte:

> Parva, sed apta mihi, sed nulli obnoxia, sed non
> Sordida, parta meo sed tamen aere domus.

Torquato Tasso, Ariosto's Nebenbuhler (1544—1595), geboren zu Sorrento, lernte schon als dreijähriges Kind, und ergründete von seinen 7. und 10. Jahre die griechischen und lateinischen Classiker in den Schulen, welche die Jesuiten in Neapel errichtet hatten. Als Kind lachte und weinte er nie, seine düstere Stimmung artete später in halben Wahnsinn aus, so daß sein tiefes Gefühl ihm viele vornehme Freunde, seine Heftigkeit ihm aber auch viele Feinde erwarb. Selbst sein erster Gönner, Alphons von Este, setzte ihn eine Zeitlang ins Irrenhaus. In ruhigen Zeiten

---

hatte vor dem Jahre 1517 — genau genommen — bereits 66 Universitäten (freilich nicht mit den vielen Lehrfächern der Jetzzeit), und 17 gehörten allein Deutschland an. Die letzteren sind in dem vorhergehenden § 115 bereits angeführt

arbeitete er sein treffliches Gedicht aus, das **befreite Jerusalem**, welches den ersten Kreuzzug besingt. Dieses Gedicht schätzen die Italiener höher, als Ariostos rasenden Roland, denn sie singen Stücke desselben bei geselligen Zusammenkünften und auf Straßen. Kenner versichern, daß besonders der Wohllaut in dem Versbau dieses Gedichtes alle Werke der italienischen Sprache übertreffe. — Tasso starb zu Rom, als eben Papst Clemens VII. ihm die Dichterkrone aufsetzen wollte, 1595 den 25. April.

Ercilla y Zuniga, geboren 1525 zu Bermeo in Biscaya, hielt sich am Hofe der Isabella, Gemahlinn Karl's V. auf, begleitete bis 1551 den Infanten Don Philipp auf seinen Reisen durch Europa, 1554 zu dessen Vermählungsfeier mit Maria, nach England, so wie bei verschiedenen Feldzügen. Als eine Empörung der Araucaner, Bewohner eines Landstrichs an der Küste von Chili, ausbrach, zeichnete sich Ercilla unter Don Garcia als wackerer Krieger in mehreren blutigen Treffen aus. Die heldenmüthige Vertheidigung der Feinde lieh ihm den Stoff zu seinem Heldengedicht: „la Araucana," von welchem Cervantes sagt: „Es gehört zu den besten heroischen Gedichten, die in castilianischer Sprache geschrieben sind, und es kann sich mit den berühmtesten Gedichten der Italiener messen." Ercilla starb gegen das Jahr 1596.

Miguel de Cervantes Saavedra, der unsterbliche spanische Dichter (1547—1616), war von Eltern, die dem niedern Adel angehörten, zu Alcala de Henares geboren. Weil sein Geburtsort eine Universität besaß, so ist es wahrscheinlich, daß er dort seine erste Bildung genoß. Er selbst erzählt uns, er habe von Jugend auf große Neigung für die Studien gehegt, und die Bücher so sehr geliebt, daß er selbst in den Straßen Papierstreifen auflas. Nach durchlebten Kinderjahren bezog C. die erste Hochschule Spaniens, Salamanca, wo er 2 Jahre verweilte. Etwas später treffen wir ihn in der Schule eines berühmten Humanisten, des Johann Lopez von Hoyos, der seinen Schüler sehr schätzte. Als C. erwachsen war, ging er in die weite Welt, wurde Kammerdiener eines Cardinals in Rom, und im folgenden

Jahre 1569 freiwilliger Krieger im Dienste seines Vaterlandes. Er nahm an der ewig denkwürdigen Seeschlacht bei Lepanto (7. October 1571) gegen die Türken regen Antheil. Obschon krank, wollte er sich nicht bewegen lassen, während des Kampfes im Zwischenverdecke zu bleiben; ja er wählte selbst den gefährlichsten Platz. Stets dem heftigsten Feuer ausgesetzt, erhielt er mehrere Flintenschüsse, wovon der dritte seine linke Hand zerschmetterte, welche für immer verstümmelt blieb. Er aber härmte sich nicht über seine Wunde, sondern sprach in seinem ritterlichen Sinn: „Ich habe sie in dem glorreichsten Kampfe empfangen, in einem Kampfe, deßgleichen die Gegenwart und Vergangenheit keinen, die Zukunft wohl wenige aufweisen wird, in einem Kampfe, der wie ein Stern der Nachwelt auf der Bahn zum Himmel des Ruhmes voranleuchten soll." — Im Jahre 1575 gerieth C. in die Hände von Seeräubern, und wurde als Sclave zu Algier verkauft, wo er sich durch Glaubenstreue, Entschlossenheit und den Muth der Geduld so auszeichnete, daß sich seine christlichen Leidensgenossen an ihn enge anschlossen, und daß er selbst die Hochachtung seiner Dränger zu gewinnen wußte. Im J. 1580 wurde er ausgewechselt. Von nun an ist sein Leben vielen Wechseln unterworfen, und das Glück zeigte sich ihm nicht so hold, wie er es verdient hätte, denn er war ein wackerer Krieger, ein ritterlicher Spanier, ein Dichter ersten Ranges, ein edler Mensch, aber doch vom Neid und Mißgeschick verfolgt. Als er einst in Amtsgeschäften durch die Provinz la Mancha reisete, bekam er im Dorfe Archamesilla Händel, wurde von den Inwohnern gemißhandelt und ins Gefängniß geworfen. Hier fing er zum Zeitvertreibe einen Ritterroman an, Don Quixote (spr. Don Kischott) betitelt, sein hoch berühmtes Gedicht. Er macht in demselben die Thorheiten und Schattenseiten des Ritterwesens und alle Schiefheiten der spanischen Nationalsitte so wie die Albernheiten der Ritterromane lächerlich, indem er sie an dem Helden seines Gedichtes, dem Don Quixote, mit solchem Ernste schildert, daß anfangs viele das Buch nicht für Satyre nahmen. Es ist aber noch mehr, als eine bloße Satyre, ein Buch voll Lebensweisheit, voll schöner und unumstöß-

licher Grundsätze, eine so milde als scharfsinnige Schilderung der ganzen Menschheit enthaltend, in der schönsten und reinsten Sprache. Es wurde von der spanischen Lesewelt fast verschlungen, aber den Verfasser ließ man in Dunkelheit und Armuth, nicht einmal ein Leichenstein bezeichnet sein Grab. Er endete am 23. April 1616, heitern Gemüths, nach christlicher Vorbereitung, ergeben und mit den h. Sacramenten versehen. Er verfaßte außer dem Don Quixote noch ein Hirtengedicht, Galatea, ein Trauerspiel, Numancia, mehrere Novellen und Schauspiele und einen Roman, „Persilas und Sigismunda.“ Letztere Werke sind aber nicht für jugendliche Leser geeignet.

Lope de Vega (1562—1635), zu Madrid geboren, machte schon Verse, ehe er sie schreiben konnte, und weil er für's Theater nach dem herrschenden Geschmacke arbeitete, so fand er vornehme Freunde in Ueberfluß, und wurde vom Volke fast angebetet. Wenn er durch die Straßen ging, so staunten die Leute „das Naturwunder“ an, die Bühnen bezahlten jedes seiner Stücke mit Hunderten, so daß er einmal 100,000 Ducaten liegen hatte; doch blieb das Geld nicht lange bei ihm, weil die Armen Madrids immer seine Kasse offen fanden. So rasch arbeitete er, daß er mehr als hundertmal ein Stück in vier und zwanzig Stunden verfertigte und aufführen ließ. Alles, was er geschrieben hatte, hieß schön, einen zierlichen Einfall nannte man einen lopischen Einfall. Er soll 21,300,000 Zeilen haben drucken lassen, und 1500 Stücke auf die Bühne gebracht haben. Der Tod seiner zweiten Frau und seines einzigen Sohnes beugte ihn so tief, daß er der Welt entsagte, und Priester wurde. Der Papst ernannte ihn zum Doctor der Theologie, und übersandte ihm das Malteserkreuz. Alle seine Werke füllen 46 Quartanten. Unter diesen sind allein 400 sogenannte Autos sacramentales, Frohnleichnamsstücke, die am Frohnleichnamsfeste abgesungen wurden; auf diese hat der Dichter den meisten Fleiß verwendet, weil sie, besonders in seinen letzten Jahren, seine Lieblingsarbeit waren. Lope, sagt der Kunstrichter von Schack, entfaltet ein eminentes Talent zur Charakteristik, eine tiefe Menschenkenntniß und einen seltenen Scharfblick

in Erfassung der Leidenschaften, ihrer Gründe und Folgen. Er weiß die verborgensten Falten der Seele aus einander zu legen . . . . Alle Geschlechter und Alter der Menschen, vom Greise bis zum Kinde herab, alle Stände, vom Könige und Granden bis zum Banditen und Lastträger, bewegen sich in seinen Werken in eigenthümlicher Kraft . . . . Da ist nichts, was der Dichter unberücksichtigt gelassen hätte. Die biblische Geschichte, die Weltgeschichte, die spanische Geschichte, die Mythologie, die phantastische Welt des Ritterthums, der Orient, endlich das adlige, bürgerliche und ländliche Leben . . . .

Pedro Calderon (1501—1587), geboren zu Madrid aus einer altadligen Familie, war nicht so fruchtbar an Schauspielen wie Vega, aber sorgfältiger in der Ausarbeitung und eben so reichlich belohnt. Nachdem er schon als Jüngling seinen Dichterruhm begründet hatte, trug er 10 Jahre lang ehrenvoll die Waffen, und verdiente sich den S. Jagoorden. Dann kehrte er an den Hof zurück, erhielt monatlich eine Pension von 30 Goldscudi, und sah seine Stücke mit königlichem Aufwande aufgeführt. Alle Städte Spaniens ersuchten ihn um Autos sacramentales, und er lieferte die besten, welche Spanien aufzuweisen hat*).

---

*) Ueber diese Autos der spanischen Dichter äußert sich der schon genannte Kunstrichter in folgender Weise: „Wer zuerst in den Zauberkreis dieser Dichtungen eintritt, der fühlt sich von einem fremden Geiste angeweht, und erblickt einen andern Himmel, der sich über eine andere Welt ausspannt. Es ist, als ob dämonische Mächte uns in finsterem Sturme davon trügen; schwindelerregende Tiefen des Denkens thun sich auf, wunderbar-räthselhafte Gestalten entsteigen der Finsterniß, und die dunkelrothe Flamme der Mystik leuchtet in den geheimnißvollen Born hinein, aus dem alle Dinge entspringen. Aber die Nebel zertheilen sich, und man sieht sich über die Schranken des Irdischen hinaus, jenseits von Raum und Zeit, in das Reich des Unermeßlichen und Ewigen gerissen. Hier verstummen alle Mißtöne; bis hieher steigen die Stimmen der Menschenwelt nur wie feierliche Hymnen, von Orgelklängen getragen, empor. Ein riesiger Dom von geistiger Architektur nimmt uns auf, in dessen ehrfurchtgebietenden Hallen kein profaner Ton laut zu werden wagt; auf dem Altare thront, von magischem Licht umflossen, das Mysterium der Dreieinigkeit; ein Strahlenglanz, wie ihn irdische Sinne kaum zu ertragen

Nachdem Calderon 10 Jahre für Theater und Kirche gearbeitet hatte, gab der König seinem lange genährten Wunsche nach, in den geistlichen Stand zu treten, und verlieh ihm eine Kapellanei am Dom zu Toledo und eine Stelle an der Hofkapelle. Mit 62 Jahren wurde er Priester, und verlebte dann noch 24 Jahre in einem Orden. — Man sieht, Spanien hat große Dichter gehabt, und ihnen wurde ein Lohn zu Theil, dessen sich in Deutschland kein Dichter zu erfreuen gehabt hat.

Auch die Portugiesen haben aus dieser Zeit einen berühmten epischen Dichter aufzuweisen, den Louis de Camoens, geboren 1524, gestorben 1579. Er ist der Verfasser des großen National-Heldengedichtes, der Lusiade, woran er 30 Jahre arbeitete, und wodurch er der Homer seines Volkes werden wollte. Wirklich halten es die Portugiesen werth, wie die Griechen die Ilias. Der Gegenstand dieses Heldengedichts sind die Entdeckungen der Portugiesen in Ostindien, und ein Hauptzweck desselben ist die Erweckung der Vaterlandsliebe.

Den unübertrefflichen englischen Theaterdichter Shakespeare habe ich in der Geschichte der Königinn Elisabeth schon genannt. Wir fügen hier nur noch das Urtheil eines Kenners über den größten Schauspieldichter an, dem

---

vermögen, bringt hervor, und umleuchtet die gewaltigen Säulenhallen mit einer wunderbaren Glorie. Hier sind alle Wesen in die Anschauung des Ewigen versenkt, und blicken staunend in die unergründlichen Tiefen der göttlichen Liebe. Die ganze Schöpfung stimmt in einem Jubelchor zur Verherrlichung des Urquells alles Lebens zusammen; selbst das Wesenlose redet und empfindet; das Todte gewinnt Sprache und den lebendigen Ausdruck des Gedankens; die Gestirne und Elemente, die Steine und Pflanzen zeigen Seele und Selbstbewußtsein; die verborgensten Gedanken und Gefühle der Menschen springen ans Licht; Himmel und Erde strahlen in symbolischer Verklärung. Auch abgesehen von dem tiefen innern Gehalt dieser Dichtungen, muß der Glanz in der Ausführung des Einzelnen entzücken. Vielleicht in keinem ihrer andern Werke haben die spanischen Dichter den poetischen Reichthum über den sie, wie sonst Niemand, zu gebieten haben, so concentrirt, wie hier. Es ist ein Farbenschmelz, ein Blüthenduft und ein Zauber des entzückendsten Wohllauts, der alle Sinne berauscht."

nur Calderon würdig zur Seite steht: „Was die Poesie an Einfluß auf das menschliche Gemüth nur irgend vermag, zu befeuern, zu erheben, zu rühren, auf das gewaltigste zu erschüttern und wieder zu besänftigen, zu versöhnen, gelind zu schmeicheln und mit allem Zauber zu locken, die verborgenen Tiefen des menschlichen Herzens zu erschließen, die Wunder des Geistes und der Natur zu enthüllen, das Erhabenste nahe zu rücken und das Geringscheinende zu verklären — das alles hat dieser Riesengeist vermocht, wie je ein Sterblicher.“ Es ist nicht mit Gewißheit zu bestimmen, ob er katholisch oder protestantisch war, denn zu seiner Zeit wechselte man wiederholt mit den Bekenntnissen.

Wir merken uns noch den größten epischen (Helden) Dichter der Engländer, John Milton (1603—1674). Er war der Sohn eines Notars in London, und eben im rüstigen Mannsalter, als die englische Revolution ausbrach, an welcher er thätigen Antheil nahm. Er vertheidigte die Hinrichtung Karls I. durch die berüchtigte Schrift: Vertheidigung des englischen Volkes, 1641, in lateinischer Sprache. Dafür gab das Rumpfparlament ihm 1000 Pf. Sterling und Cromwell die Stelle des Secretairs im Staatsrathe. Als Karl II. nach Beendigung der Revolution auf den Thron kam, mußte Milton sich verstecken, und seine Defensio pro populo anglicano wurde von Henkershand verbrennt. Erst nach langer Zeit erlaubte die Amnestie ihm, wieder zu erscheinen. Von nun an lebte er als Privatmann, unterrichtete seine Töchter, und ließ 1667 sein berühmtes Gedicht erscheinen, das verlorne Paradies, in englischer Sprache. Der Buchhändler gab ihm nur 10 Pfund Honorar, und es dauerte auch einige Zeit, daß die Engländer dieses Meisterwerk gehörig würdigten. Sein zweites Epos: Das wiedergefundene Paradies, ist von geringerem Werthe. — Milton verstand sechs Sprachen, hatte einen natürlichen Abscheu vor allen erhitzenden Getränken, und war in den letzten 20 Jahren völlig blind. Das verlorne Paradies hat er auch nicht selbst geschrieben, sondern nur dictirt: zum Schreiben bediente er sich seiner Töchter, die er sogar in der lateinischen, griechischen und hebräischen Sprache unterrichtet hatte.

In Deutschland war zu Anfang dieses Zeitraums die Periode der Minnesänger längst vorüber, von den Höfen der Fürsten hatte die Dichtkunst sich in die Werkstätten der Handwerker geflüchtet, und wurde zunftmäßig betrieben. Wer das Singen und Dichten lernen wollte, begab sich zu einem Meister, einem Meistersänger, in die Lehre, und erhielt Unterricht in den Feierstunden. An Sonn- und Feiertagen führte der Meistersänger seine Schüler in die Kirche, übte sie öffentlich, und theilte neu gemachte Lieder und Melodien mit. Solche Sängerschulen waren während des 15. und 16. Jahrhunderts in allen großen Städten Deutschlands, die vorzüglichsten aber zu Mainz, Straßburg und Nürnberg. Hatte der Lehrling seine Lehrjahre ausgehalten, so war er selbst ein zünftiger Meistersänger, und trieb die Poeterei auf seine eigene Hand. Einer der berühmtesten Meistersänger ist Hans Sachs (1494—1576), ein Schneidersohn in Nürnberg, seines Handwerks ein Schuster. Als Schusterlehrling nahm er bei Leonard Nunnenbeck, einem Leinweber, der damals Meister der poetischen Zunft war, Unterricht im Reimen und Singen. Da er nachher als Gesell seine Wanderschaft antrat, ließ er aller Orten seine erlernten Lieder und Weisen hören, und fand Beifall. Zu München wagte er es zuerst, selbst Gedichte zu machen, und er setzte dies fort, da er nach Nürnberg zurückkehrte und sich hier häuslich niederließ. Er starb 82 Jahre alt, und hinterließ in 34 Folianten über 6000 Stück mit eigener Hand zusammengeschrieben, unter andern über 200 Tragödien, Komödien und Fastnachtsspiele. Man hat in neuern Zeiten über die Reimereien des poetischen Schusters viel gelacht, aber unsere besten Dichter haben ihn in Schutz genommen, und in vielen seiner Stücke den poetischen Werth nachgewiesen. Die größere Anzahl der Meistersänger gehört indeß zu den kläglichsten Reimern, ohne Einbildungskraft, Gefühl und Geschmack, wie denn überhaupt die Meistersänger des 16. Jahrhunderts unendlich tiefer stehen, als die Minnesänger des Mittelalters.

Kräftige geistliche Lieder hat auch Luther verfasset, z. B. „Ein feste Burg ist unser Gott;“ andere altdeutsche Kirchenlieder sind weit älter, und wurden von ihm nur

aufgenommen. Einige sind Uebersetzungen von Psalmen und von kath. lateinischen Hymnen, wieder andere Bearbeitungen uralter kath. Kirchenlieder, so daß nicht viele Originalgesänge von Luther selbst übrig bleiben. Es ist überhaupt eine irrige Behauptung, daß Luther der erste gewesen sei, der in den Kirchen habe deutsch singen lassen. Die deutsche Nation ist immer liederreich gewesen*). Die ersten Nachahmer Luthers, welche auch deutsche Kirchenlieder dichteten, lieferten meist harte, matte, geistlose Reimerei.

Zur Probe, wie im 16. Jahrhundert die deutsche Sprache beschaffen war, gebe ich hier das Vater unser aus Luthers Bibelübersetzung (erste Ausgabe des neuen Testaments, Wittenberg 1522) ganz buchstäblich:

---

*) Der lateinische Gesang war auch bei den Deutschen vorherrschend; nur wo der lateinische Gesang eine Lücke ließ, oder bei Andachtsübungen, wobei er gar nicht in Anwendung kam, fand das deutsche Lied seinen Platz. Bereits im 9. Jahrhundert finden wir in Deutschland die Anfänge der religiösen Dichtkunst, z. B. das Lied auf den h. Petrus: „Unsar Trohtin hat fartalt.“ Mit der Mitte des 12. Jahrhunderts nahm die lyrische Dichtkunst einen neuen und hohen Schwung, und mit ihr das Kirchenlied. Viele Lieder der Minnesänger sind rein religiös, ja wahre Kirchenlieder. „Christ ist erstanden“ wird schon in Handschriften aus dem 13. Jahrhundert als ein gebräuchliches Volkslied erwähnt, ferner das Pfingstlied: „Nun bitten wir den h. Geist.“ Deßungeachtet schreiben Protestanten diese und viele andere alte Lieder dem Luther zu. Häufiger kamen Kirchenlieder in der letzten Hälfte des 13., im 14. und 15. Jahrhundert vor. Der erhabenen lateinischen Hymnen wollen wir nicht gedenken, eines Lauda Sion — Pange lingua — Adoro te — Verbum supernum — Stabat mater. — Sehr alte deutsche Kirchenlieder sind: „Gott der Vater wohn uns bei — Gelobet seist du Jesu Christ — Also heilig ist der Tag — Christ fure zu Himmel — Das helfen uns die Namen drei — Gott sei gelobet — Freu dich, du werthe Christenheit — Uns komt ein Schiff gevaren (von Tauler) — Vom Himmel hoch da komm' ich her — Es ist ein Ros' entsprungen (aus dem 15. Jahrhundert) — Maria zart — Da Jesus an dem Kreuze stund (vor der Reformation) — Jesus ist ein süßer Name — Der Tag der ist so freudenvoll — Christ, der du bist das Licht (Uebersetzung aus dem Lateinischen) — In Mitten unsers Lebenszeit — Ein Kindelein so löbiglich — Ein Kind geboren zu Bethlehem (nach in dulci jubilo) u. s. w. (Sieh das deutsche Kirchenlied vor der Reformation von Dr. B. Hölscher.)

Unser Vater ynn dem Hymel, deyn Name sey heylig; deyn Reych kome; deyn Wille geschehe auff Erden wie ynn dem Hymel; unser teglich Brott gib unns heutt; unnd vergib unns unsere Schulde, wie wyr unseren Schuldigern vergeben; unnd fure unns nitt ynn Versuchung; sondern erlöse unns von dem Ubel. (Denn deyn ist das Reich, unnd die Krafft, und die Herlickeyt ynn Ewickeit.) Amen. Matth. VI.

Hieraus merket man wohl, daß die Stellen aus Luthers Werken, die ich früher mitgetheilt habe, nach unserer jetzigen Schreibart bedeutend verändert sind.

§ 118.

Maler.

Keine Kunst hat in diesem Zeitraume mehr geblühet, als die Malerei, und gewiß können die Apelles der Alten sich mit den Malern des 16. Jahrhunderts nicht messen. Nach ihrer verschiedenen Manier theilten sich diese sogar in besondere Schulen, wie die Philosophen.

Leonardo da Vinci (1445—1518) eröffnet die Reihe. Geboren im Flecken Vinci im Arnothale bei Florenz, zeichnete er sich schon als Knabe durch eisernen Fleiß aus. Von einem und demselben Meister lernte er Malerei, Bildhauerei, Baukunst, Musik, Mathematik, und wenn er den ganzen Tag gemeisselt oder gezeichnet hatte, so spielte er Abends die Geige, und dichtete Lieder. Er war schön von Gestalt, und zugleich so stark, daß er ein Hufeisen zwischen seinen Fingern zerbrechen konnte. Ludwig Sforza von Mailand nahm ihn 1482 in seine Dienste. Hier legte er Wasserleitungen an, stach Berge durch, zog Canäle, baute Dämme und Brücken, als wäre er nur ein Baukünstler gewesen. Sein berühmtestes Werk ist aber ein Gemälde, das letzte Abendmahl, im Speisesaal des Dominicanerklosters zu Mailand, das leider nur noch in Copien vorhanden ist. Das Antlitz des Heilandes ist unbeschreiblich. Für den Judas — so heißt es — konnte er lange kein passendes Gesicht finden, und der Prior klagte über seine träge Arbeit. Da

gab er dem Judas das leibhafte Gesicht des Priors, nur etwas verzerrt. Vinci malte gewöhnlich mit Angst und Beben, und je weiter das Werk fortschritt, desto mehr Fehler glaubte er gemacht zu haben, und ließ manches Stück unvollendet. Interessanten Gesichtern ging er oft durch viele Straßen nach, und trug die Zeichnung im Umriß gleich in seine Brieftasche ein. — Seit 1499 arbeitete er in Florenz, auch ein Jahr in Rom unter Leo X. Weil hier aber andere Maler ihm den Vorzug streitig machten, so ging er 1515 nach Frankreich, wohin ihn König Franz I. berufen hatte, und starb nach kurzer Zeit in den Armen des Königs, wie es ein solcher Künstler verdiente. Vinci ist noch berühmt als der eigentliche Erfinder der Perspetive, d. h. der Wissenschaft, Gegenstände nach der Natur abzubilden, wie sie von einem gewissen Standpunkte aus nach Form und Farbe gesehen werden.

Raphael Sanzio von Urbino, von den Italienern der Göttliche genannt, Stifter der römischen Schule, wurde am Charfreitage 1483 geboren. Sein Vater war ein armer Maler in Urbino, der nur dieses eine Kind hatte, und es desto zärtlicher liebte. Er ließ seinen Raphael nicht aus der Stube, damit er von unartigen Kindern nichts Böses lernen möchte, und der Kleine machte im Malen bald solche Fortschritte, daß der Vater erstaunte. Einst malte er heimlich eine heilige Maria auf eine Wand des elterlichen Hauses draußen im Hofe — das Bild mit dem abgenommenen Stücke der Wand wird in Urbino noch gezeigt — der Vater sah es, und begriff, daß sein Sohn von ihm nichts mehr lernen könne. Er gab ihn also einem berühmten Maler in Perugia, Pietro Perugino, in die Lehre, den Raphael in kurzer Frist in dem Grade erreichte, daß man des Meisters und Schülers Arbeiten nicht unterscheiden konnte. Dann studierte er ein Jahr die Gemälde des Leonardo da Vinci zu Florenz und andere Meisterwerke. Da berief ihn Bramante, ein Verwandter, der berühmte Erbauer der Peterskirche, nach Rom, und empfahl ihn dem Papste Julius II., welcher eben einige Säle im Vatikan malen lassen wollte. Hier entwarf Raphael große geschichtliche Stücke auf frischem Kalk (al fresco), jedes Gemälde nahm eine ganze Wand ein.

Das erste Stück war eine Kirchenversammlung, das zweite die Schule von Athen (eine Gruppe der berühmtesten griechischen Dichter und Weltweisen), das dritte der Parnassus, wo der Künstler neben Homer's, Virgil's und Dante's Gestalten sein eigenes Bild im Hintergrunde anbrachte. Der Papst hatte kaum die Schule von Athen gesehen, als er befahl, alle Frescogemälde in den anstoßenden Zimmern zu übertünchen, damit sie von Raphael neu gemalt würden. Raphael selbst rettete nur ein Platfondgemälde seines Lehrers Perugino, welches ein Beweis seiner Bescheidenheit und Dankbarkeit ist. Der folgende Papst Leo X. trug dem Künstler auf, noch die Logen des Vatikans, d. h. die Galerien zwischen den Zimmern, zu malen. Raphael führte diese neue großartige Arbeit so aus, daß der Vatikan jetzt schon 300 Jahre hindurch ein Wunderwerk der Kunst ist, welchem Athen unter Perikles keines an die Seite stellen kann. Sogar die Stukkaturarbeit ist von Raphael angegeben, jedoch nur von seinen Schülern ausgeführt. Um den zahllosen Bestellungen nur in etwa zu genügen, mußte er die Ausführung vieler Stücke seinen Schülern überlassen, deren liebster ihm Julius Romanus war; er selbst machte nur die Entwürfe. Außer seinen Hauptarbeiten im Vatikan lieferte er in Zwischenzeiten zu manchem neuen Palaste besondere Gemälde, vorzüglich aber viele religiöse Blätter für Kirchen. Noch ehe er nach Rom kam, malte er die Grablegung Christi, eines seiner berühmtesten Werke, jetzt im Palast Borghese zu Rom. In Rom malte er die S. Maria, mater S. Sixti, für die Sixtuskirche in Piacenza bestimmt, jetzt in Dresden; Kupferstiche haben dies herrliche Stück im Großen und im Kleinen zahllos vervielfältigt, sogar in Gebetbüchern findet es sich in Kupferstichen; die Dresdener Galerie hat es für 17,000 Ducaten gekauft.

Auf Ansuchen des Cardinals Julius von Medicis, der Erzbischof zu Narbonne war, malte er die Verklärung Christi für den Dom zu Narbonne. Es sind eigentlich zwei Gruppen über einander; oben wird Christus verklärt zwischen Moses und Elias, Petrus nebst Jakobus und Johannes weilen zu seinen Füßen gebeugt; unten weit tiefer sind die übrigen Apostel und andere Personen, sogar Kranke,

welche auf Heilung harren. Dies Gemälde ist das Schönste, welches christliche Kunst noch hervorgebracht hat; es befindet sich jetzt im Museum zu Paris. Als Raphael den Kopf des Heilandes gemalt hatte, ergriff ihn ein heftiges Fieber, welches dir Aerzte nicht kannten, und raffte ihn weg am Charfreitage 1520, an seinem Geburtstage. Nur 37 Jahre erreichte der unübertroffene Künstler, und ganz Rom gerieth über seinen Tod in tiefe Trauer. In dem Saale, in welchem er zuletzt gemalt hatte, wurde seine Leiche auf einem Paradebette ausgestellt, seine Verklärung zu seinen Füßen, und dem Leichenzuge folgten die ersten Männer von Rom. Seine Gebeine ruhen in dem Pantheon (St. Maria Rotonda), und der Cardinal Bembo zierte sein Grabmal mit einer Inschrift. — Raphael war gutmüthig, zuvorkommend im Umgange, mehr blöde als dreist, und hatte nichts vom Stolze großer Künstler. Daß seine Sitten nicht ganz rein waren, stürzte ihn vielleicht in ein frühes Grab. Er hat sich nie verheirathet.

Michael Angelo (1474—1564), im Florentinischen geboren, Raphael's Nebenbuhler, Stifter der florentinischen Schule, war der Sohn eines Edelmannes, und sollte die Wissenschaften studiren, wie es einem Ritter ziemte, aber er haßte die Bücher, und war für die Kunst. Ein Maler wollte er werden, welches der Vater nicht für standesgemäß hielt; doch mußte dieser der Neigung seines Sohnes endlich nachgeben. Angelo lernte, wie Vinci, Malerei, Bildhauerei und Baukunst. Etwa 18 Jahre alt, bildete er den antiken Kopf eines Satyrs in Marmor nach, der so gelungen war, daß seine Freunde ihm riethen, denselben für eine Antike auszugeben. Er ließ ihn daher in Rom vergraben, und behielt zur größern Täuschung einen Arm zurück. Heimlich veranlaßte er Nachgrabung, und ein Cardinal zahlte für die vermeinte Antike 200 Scudi. Nun eilte Angelo freudig nach Rom, zeigte den einen Arm vor, und wurde vom Papste Julius II. in Dienste genommen. Hier fand er aber Neider. Bramante, der natürlich für seinen Verwandten Raphael war, rieth dem Papste, von Michael die sixtinische Kapelle al Fresco malen zu lassen; weil Michael sich in Frescogemälden noch nicht versucht hatte, so hoffte er,

ihm hier eine Arbeit aufgeladen zu haben, die ihm Schande bringen würde. Aber Bramante irrte sich: Angelo malte bei verschlossenen Thüren, und in 20 Monaten war die Arbeit fertig, die noch jetzt in der sixtinischen Kapelle bewundert wird. Mehrere Regierungsveränderungen unterbrachen Michael Angelo's Arbeiten zu Rom, denn er diente 7 Päpsten; oft war er in Zwischenzeiten zu Florenz, Ferrara, Mailand, Venedig, Neapel, und verherrlichte alle diese Städte durch Gemälde. Clemens VII. gab ihm noch den Auftrag, das jüngste Gericht in der sixtinischen Kapelle zu malen. Michael erschrak über die ungeheuere Aufgabe, doch sein Geist, zum Ernsten und Furchtbaren immer geneigt, verließ ihn nicht. Sein jüngstes Gericht (1541), in der Zusammensetzung und im Einzelnen ohne Schönheitssinn, zeigt doch den Ausdruck des Staunens und der Freude, des Schmerzes und der Verzweiflung in allen Abstufungen, und ist deshalb unvergleichlich lehrreich. Schon den Entwurf dieses Gemäldes beneideten seine Feinde, und man erzählt, daß einige Cardinäle sich in den Gesichtern derer erkannten, die an der linken Seite des Heilandes unter den Verworfenen standen. Sie beschwerten sich darüber beim Papste; dieser gab indeß die Antwort, aus dem Fegefeuer sei Rettung, nicht aber aus der Hölle; und so blieb es bei dem Entwurfe des Malers. — Michael Angelo mußte 1546 auch noch den Bau der Peterskirche übernehmen; das Fundament der Kuppel und eine Vorderseite ist einzig sein Werk. Auch baute er das jetzige Capitol und viele andere Paläste; die Rialtobrücke zu Venedig ist ein früheres Werk von ihm.

Antonio da Correggio (1494—1534), der Stifter der lombardischen Schule, wurde im Städtchen Correggio bei Modena geboren. Von seinen Lebensumständen ist wenig Gewisses bekannt, aber berühmt sind seine Werke, die einige Kunstrichter den Werken Raphael's gleich stellen, wenn nicht sogar vorziehen. Das herrlichste Gemälde ist die Anbetung der Hirten bei der Krippe des Heilandes, gewöhnlich Correggio's Nacht genannt. Zwei Hirten knieen vor dem göttlichen Kinde, neben ihnen eine Frau, welche ihm Tauben darbringt; Maria sitzt, und hält das göttliche Kind zwischen beiden Händen; dieses verbreitet sinnreich einen himm-

lischen Glanz, der die ganze Gruppe erhellt; sogar die Engel, die oben in den Wolken anbeten, sind von der himmlischen Glorie des Kindes beleuchtet. Im Hintergrunde kommt Joseph mit dem Esel von der Tränke zurück; alles Uebrige des Gemäldes ist Nacht. Ohne Zweifel haben meine Leser schon Nachahmungen dieses Gemäldes in Kupferstichen gesehen; das Original ist jetzt in Dresden. — Ein Hieronymus und eine büßende Magdalena gehören auch noch zu Correggio's besten Werken. Der treffliche Künstler erreichte nur 40 Jahre.

Titian, italienisch Tiziano (1480—1576), der Stifter der venetianischen Schule, wurde in den Alpen Friauls geboren, und lernte zu Venedig, wo er auch den größten Theil seines Lebens zubrachte. Im Colorit übertraf er alle Maler, in der Portrait- und Landschaftsmalerei hat ihn noch keiner erreicht. Da er 96 Jahre alt wurde, so konnte er außerordentlich viel liefern. Fast alle Fürsten und sonst ausgezeichnete Personen seiner Zeit haben sich von ihm portraitiren lassen, welches um so viel mehr werth ist, weil nun die Gesichtszüge sämmtlicher wichtigen Personen des 16. Jahrhunderts der Nachwelt aufbewahrt sind. In allen Ländern Europas sind Kirchen, Paläste und Gemäldegalerien mit seinen Werken geschmückt. Sein bestes historisches Stück ist ein Abendmahl im Speisesaal des Escorials und Christus mit der Dornenkrone in einer Kirche zu Mailand. Auf einer Kunstreise war Titian 5 Jahre in Deutschland.

Als den Stifter der niederländischen Schule nenne ich Lucas von Leyden (1494—1533). Er malte mit Oel- und Wasserfarben, auf Leinwand und Glas, und lieferte auch viele Kupferstiche von eigener Hand, die sehr gesucht werden. Seine Bilder haben übrigens nicht das Edele, welches die italienischen auszeichnet.

Auch die Deutschen sind in der Malerei nicht zurückgeblieben. Albrecht Dürer (1471—1528) ist der Vater der deutschen Schule. Sein Vater war ein Goldarbeiter zu Nürnberg, und der Sohn erlernte dasselbe Gewerbe; aber in seinem 15. Jahre konnte er dem Drange seines Herzens nicht widerstehen, ein Maler zu werden. Dreimal reisete er, um sich in seiner Kunst auszubilden; in Venedig malte er die Marter des h. Bartholomäus für die Marcus

kirche, welches den Neid aller italienischen Maler erregte. Bei Kaiser Maximilian I. und Karl V. war er Hofmaler; die vornehmsten Personen suchten seinen Umgang. Seine Portraits waren immer treffend; im Kupferstechen machte er neue Erfindungen, und lieferte sehr hübsche Holzschnitte, die man von den Kupferstichen kaum unterschied. Leider wurde er nur 57 Jahre alt.

Peter Rubens (1577—1640) ist ein Deutscher von Geburt, gehört aber zur niederländischen Schule, deren Fürst er mit Recht genannt wird. Sein Vater, ein reicher Patricier zu Antwerpen, ließ sich zu Cöln nieder, und hier wurde der unsterbliche Künstler 1577 geboren. Er widmete sich der Malerei ebenfalls, wie Michael Angelo, aus einem unwiderstehlichen Drange, und schon sein erstes künstlerisches Auftreten in Italien und Spanien überschüttete ihn mit Geld und Ehre. Dann ließ er sich zu Antwerpen nieder, baute sich ein herrliches Haus, schmückte es mit den schönsten Gemälden und Vasen, und malte es sogar auswärts al Fresco. Ein englischer Herzog kaufte es ihm für 10,000 Pfd. Sterlinge ab, und Rubens baute sich ein anderes, das nicht schlechter war. Für den Dom in Antwerpen malte er die Abnahme Christi vom Kreuze, für die Peterskirche in Cöln (in welcher er getauft war) die Kreuzigung Petri, zwei seiner berühmtesten Stücke. Auch in Paris und London mußte er arbeiten. Karl I. von England schlug ihn zum Ritter, und behandelte ihn als Freund. So geachtet von den Monarchen, war keiner besser zum Staatsmanne geeignet, als Rubens, und wirklich wurde er oft dazu gebraucht. Einmal schloß er als spanischer Gesandter mit England einen Frieden ab, und der englische Gesandte, mit welchem er zu unterhandeln hatte, war ebenfalls ein Maler. — Auch als Mensch ist Rubens liebenswürdig. Seines Reichthums ungeachtet lebte er sehr mäßig, war ein inniger Verehrer der Religion, und ging fast täglich aus, Nothleidenden Unterstützung ins Haus zu bringen. Solche reine Künstlerseelen hat es nicht viele gegeben. In den letzten Jahren litt er an der Gicht, seine Hände zitterten, und er konnte nichts Großes mehr malen. Er erreichte 63 Jahre, und wurde zu Antwerpen mit großer Pracht begraben.

Nur die Heroen der Kunst habe ich auf diesen wenigen Seiten vorgeführt, und ich würde nicht zu Ende kommen, wenn ich alle ausgezeichneten Maler der verschiedenen Schulen in diesem Zeitraume, die als Sterne zweiter Größe glänzen, nur in einigen Umrissen geben wollte. Annibal Carracci und seine Brüder, Paul Veronese, Guido Reni, und Domenichino sind treffliche Maler der italienischen Schulen. Aus der deutschen Schule nenne ich noch Lucas Cranach, dessen Portraits von Luther und Melanchthon in der Stiftskirche zu Wittenberg hangen. Von Reni ist das liebliche Bild des Jesuskindes, welches auf dem Kreuze schläft; man hat es in Kupferstichen unzählige Male nachgeahmt. — Von zwei niederländischen Malern noch einige Worte!

Anton van Dyk (1599—1631), zu Antwerpen geboren, erlangte durch einen Freund Eingang in Rubens Haus, und lernte von ihm die Kunst. Bald hieß es, Rubens neueste Gemälde habe van Dyk gemacht. Das that dem dankbaren Schuler wehe; er wollte seinen Lehrer nicht verdunkeln, und beschloß, von ihm fortzugehen; beim Abschiede schenkte er ihm aber ein Ecce Homo, einen Christus am Oelberge und ein Portrait von Rubens Gemahlinn Helena. Rubens verehrte ihm dafür ein stattliches weißes Roß aus seinem Stalle. Van Dyk ging, blieb aber in einem Dorfe bei Brüssel, und malte in der Dorfkirche zwei Altarblätter, deren eins ihn selbst als h. Martinus auf Rubens weißem Rosse darstellt. Endlich zog er weiter, und zwar nach Venedig, den Titian zu studiren. Hier ging ihm das Geld aus. Er wendete sich nach Genua, verdiente durch Portraitmalen sich Geld vollauf, zog nach Rom, nach Palermo, machte die dortigen Maler neidisch, ward vertrieben durch die Pest, kehrte nach Antwerpen zurück, und lieferte so herrliche Stücke, daß Karl I. von England ihn, nachdem er schon im Haag und in Paris gearbeitet hatte, für immer nach London berief. Hier hielt van Dyk ein großes Haus, und lebte so üppig, wie kaum ein türkischer Sultan. Doch bereicherte er England noch mit vielen Gemälden. Sein Beutel konnte die Ausschweifung wohl aushalten, nicht aber seine

Gesundheit. Van Dyk starb noch nicht 42 Jahre alt, und liegt zu London in der Paulskirche begraben.

Paul Rembrandt van Rhyn (1606—1674) wurde in einer Mühle bei Leyden geboren. Sein Vater, ein Müller, wollte ihn zum Gelehrten bilden lassen; aber er sträubte sich dagegen, und ließ sich im Malen unterrichten. Er brachte es darin bald zu einer großen Vollkommenheit, und ohne sich in der Geschichte, Alterthumskunde, Mathematik und anderen Wissenschaften umzusehen, ohne welche ein Maler immer anstoßen wird, hielt er sich nur an seinem eigenen Genie und an der Natur, aber an einer niedrigen Natur, denn nur unter gemeinen Leuten war ihm wohl. Daher gelang ihm eine holländische Tabaksgesellschaft und ein Jahrmarkt, auf dem Fischweiber figuriren, immer am besten. Unübertrefflich ist Rembrandt in der Farbengebung, und dadurch bedeckte er viele Fehler der Composition. Auch als Kupferstecher ist er geschätzt. In den letzten Jahren, als sein Ruhm schon fest stand, arbeitete er flüchtig, um desto mehr Geld zu verdienen, und datirte seine Stücke aus Italien, um ihnen desto mehr Ruhm zu verschaffen, obgleich er nie in Italien gewesen ist, und seit 1630 Amsterdam nicht verlassen hat.

Einen französischen Maler muß ich noch nennen. Es ist Nicolaus Poussin (1594—1665). Er wurde zu Andelys in der Normandie geboren; seine Eltern waren arm. Als junger Maler ging er nach Italien, und studirte nicht nur die Werke berühmter Maler, sondern auch besonders die Antiken und alle Wissenschaften, welche auf die Malerei Bezug haben. Er hatte fast immer mit Mangel zu kämpfen; erst seine sieben Sacramente verschafften ihm Unterstützung von einem Cardinal und den Rückruf ins Vaterland. Ludwig XIII. übertrug ihm, die Galerie des Louvre zu malen. Poussin kam 1640 nach Paris, aber Neider verlästerten sein Talent, der Hof hatte wenig geläuterten Geschmack, und der friedliche Künstler ging schon 1642 nach Rom zurück, wo er seine letzten 23 Jahre zubrachte. Seine berühmtesten Werke sind außer den sieben Sacramenten noch die Sündfluth, die Einnahme von Jerusalem, die Ehebre-

cherinn vor Christus, Rebecca, die Anbetung des goldenen Kalbes, Moses vor dem Wasserfelsen u. s. w.

Den Schluß wollen wir mit zwei spanischen Malern machen. Bartholomeo Stephan Murillo, geboren 1613 bei Sevilla, lenkte schon in einem Alter von 16 Jahren durch sein, Kraft mit Anmuth paarendes, Colorit und durch das meisterhafte Helldunkel seiner Gemälde die Aufmerksamkeit der Künstler auf sich. In der Manier, die er sich aneignete, will man die eines Raphael, Rubens und Titian glücklich vereinigt sehen. Er starb 1682 in Folge eines Sturzes, als er mit der Arbeit „seiner Vermählung der h. Katharina" beschäftigt war. Seine zahlreichen Meisterstücke zieren die Kirchen Spaniens und America's. Velasquez hatte ihm Zutritt zu den Kunstschätzen Madrids und Sevillas verschafft, und so zu dessen Bildung beigetragen. Jaques Rodriguez de Silva Velasquez gehört ebenfalls zu den vorzüglichsten Zierden der spanischen Malerkunst (1599—1660). Von ihm sagt Mengs: „Einige Holländer und Flamänder, als Rembrand, Gerard Dow, Teniers u. s. w. waren vortreffliche Naturalisten, allein die reinsten Muster des natürlichen Styls blieben die Werke des Velasquez. Und wiewohl Titian besser colorirte, so übertraf ihn doch der Spanier in Behandlung der Lichter und Schatten und der Luftperspective. Dadurch gelang es ihm, die täuschendste Wahrheit, welche man bei Gegenständen des natürlichen Styls mit Recht fordert, vollkommen darzustellen, weil die Dinge, sie mögen schön oder gewöhnlich colorirt sein, keine Wirkung hervorbringen, wenn ihnen Rundung und Entfernung mangelt. Wer in dieser Art noch etwas Besseres haben will, als man es in den Meisterwerken des Velasquez findet, der kann es nur in der Natur selbst finden. Velasquez hat aber das Mögliche geleistet."

§ 119.

Schluß.

Ist es nicht zu bewundern, daß in dieser schrecklichen Zeit, als die Religionskriege das halbe Europa mit Blut tränkten, die Künste des Friedens dennoch gediehen! Nie hat die Malerei solche Werke geschaffen, wie im 16. und 17. Jahrhundert, in katholischen Ländern, und die Maler der neuesten Zeit sind stolz darauf, die Talente ihrer Vorgänger nur würdigen zu können, an das Erreichen derselben denken sie nicht. Was würde geleistet sein, auch in Deutschland, wären die hemmenden Schranken der Religionsunruhen den Künsten nicht hemmend in den Weg getreten?

Ist es ferner nicht ein Wunder, daß in dem viel bewegten Zeitalter, wo Italien mehrmals von fremden Truppen durchzogen wurde, die Werke der Kunst doch immer erhalten sind! Selbst Dresden, einst das Athen der Deutschen, (zu welchem Namen gegenwärtig wohl München ein größeres Recht besitzt), hat in den neuesten schrecklichen Zeiten seine unschätzbaren Kunstsammlungen immer gegen die Wuth des zerstörenden Krieges bewahrt.

Menschlich wurden die Kriege in dem ersten Zeitraum der neuen Geschichte eben nicht geführt. Der Religionshaß setzte alle Furien in Deutschland und Frankreich und den Niederlanden in Bewegung; in England würgte man Katholiken und Protestanten ab, und am Ende lösete die ganze bürgerliche Gesellschaft sich auf, der König starb auf dem Blutgerüste. Es nahm die Religionstrennung Anfangs so schnell zu, als solle von der katholischen Kirche auch keine Spur zurückbleiben, und am Ende dieses Zeitraums steht sie noch glorreich da, hat in Japan sich durch Märtyrerschaaren verherrlicht, und gewinnt in Amerika, was sie in Europa verlor. Selbst die Spaltung hat ihr Ziel erreicht, dem weitern Abfall ist gewehrt, und durch die blutigen Religionskriege sind die Völker endlich dahin gebracht, daß sie sich friedlich dulden ohne Unterschied der Religion. So mußte erst viel Blut fließen, damit der Geist der Duldung geweckt und befestigt würde, und so haben die Religionskriege auch ihren Nutzen gehabt.

In diesem Bande haben wir uns hauptsächlich mit der Geschichte der Kirchentrennung und mit den Ereignissen beschäftigt, welche mit der s. g. Reformation in Verbindung stehen. Ich finde es daher am Schlusse dieses Bandes zweckmäßig, nochmals auf das Ganze zurückzublicken, und die Ursachen, so wie die Wirkungen der genannten denkwürdigen Begebenheit näher anzuführen.

§ 120.

Ursachen der schnellen Verbreitung der neuen Lehre und Folgen der Kirchentrennung.

Wir läugnen nicht, daß manche Mißbräuche und manches Verderbniß an vielen Vorstehern und Gliedern der Kirche eine Veranlassung zur Verbreitung der neuen Lehre waren. Wären die Neuerer nur gegen wirkliche Mißbräuche aufgetreten, die sich wie Moos an den kräftigen Baum der Kirche angesetzt hatten, so müßte man ihr Streben dankbar anerkennen; aber sie blieben hierbei nicht stehen, sondern griffen auch die Kirchenlehre an. Statt einer wahren Reformation, einer wirklichen Verbesserung, brachten sie eine Revolution, eine gänzliche Umwälzung hervor. Das unwissende Volk, und gewiß nicht selten durch Schuld der Geistlichen und Mönche, wußte dies nicht zu unterscheiden, und so kamen manche um ihren Glauben, ohne es zu wollen. Aber dies Alles erklärt uns die schnelle Verbreitung der neuen Lehre nicht; wir müssen tiefer gehen.

Die Persönlichkeit der s. g. Reformatoren trug viel dazu bei: obgleich ihnen der apostolische Beruf fehlte, wie ihr Leben bezeugt, so verstanden sie es doch vorzüglich, durch Kühnheit, Beredsamkeit, so wie durch ihre für das Volk berechneten und in dessen Sprache geschriebenen Schriften auf die Menge zu wirken, welche es gerne hört, wenn man ihr schmeichelt, ihre Vorgesetzten befehdet und sich nur an ihre Leidenschaften wendet; dann gab es namentlich in Deutschland auch Brennstoff genug der leicht zu Flammen angefacht werden konnte.

Durch die neue Lehre wurde ferner vielen unberufenen Welt- und Klostergeistlichen Gelegenheit geboten, verhaßte

Fesseln abzustreifen, und ungestraft ihrer Sinnlichkeit fröhnen zu können. Solche standen nicht auf der sittlichen Höhe, um der Hoffart durch das Gelübde des Gehorsams, der Sinnenlust durch die ehelose Keuschheit und der Habsucht durch freiwillige Armuth Widerstand leisten zu wollen. Zu der Besiegung aller niederen Triebe hatten sie sich nicht emporgeschwungen; darum verließen sie eine Kirche, welche so hohe Anforderungen an sie stellte.

Manche Fürsten und Großen benutzten diese Gelegenheit, um sich vom Reichsoberhaupte unabhängig zu machen, und die ihnen gewiesene Beute der Kirchen- und Klostergüter war ebenfalls sehr lockend, worüber sich Luther selbst äußert: „Viele sind noch gut evangelisch, weil es noch katholische Monstranzen und Klostergüter gibt.“ Durch die eingezogenen Bisthümer ließen sich die Staaten gut arrondiren. Auch war es wohl manchen Machthabern erwünscht, auf sich die Gewalt übertragen zu sehen, die ehedem der Papst und die Bischöfe besessen hatten. Für verschuldete Adlige und Städte fand sich gleichfalls noch eine gute Nachlese in der reichen Schatzkammer der Kirche: kein Wunder, daß man zugriff! Die alten Besitzer mußten freilich erst das Haus räumen, bevor die neuen einziehen konnten; die Reformation bot den Schlüssel zu den fremden Häusern.

Dem Volke schmeichelte es eben so sehr, sein eigener Richter und Lehrer in Glaubenssachen zu sein, als es gewiß auch jetzt vielen recht sein würde, wenn man ihnen das Gesetzbuch in die Hände gäbe, mit der Vollmacht, nach demselben künftig selbst ihre Händel zu entscheiden. Die neuen Lehren von der Unfreiheit des Willens und von dem allein rechtfertigenden Glauben ohne gute Werke waren sehr bequem, und das lästige Joch der Beichte und des Fastens fiel weg. „O, eine feine Predigt war das — schreibt Wicel — nicht mehr fasten, nicht mehr beten, nicht mehr beichten, nicht mehr opfern und geben . . . Solltet ihr doch wohl zwei teutsche Lande, nicht eins allein damit geködert und in euer Netz gerücket haben! Denn wenn man einem erst seinen Willen läßt, so ist er wohl zu gewinnen.“ Die bezauberden Worte der s. g. Reformatoren von der Freiheit zu forschen, mit Keckheit und leidenschaftlicher Hitze vorgebrachte Entstellungen der alten

Lehre, der Reiz der Neuheit, die Verrichtung des Gottesdienstes in der Landessprache, die Zurückgabe des so eifrig geforderten Kelches an die Laien und manche andere sehr natürliche Gründe trugen viel zum schnellen Wachsthume der Neuerungen bei. Endlich aber sind dieselben durch die Gewalt der Herrscher fast überall eingeführt. Die Geschichte redet hierüber so deutlich, daß Jurieu, ein Protestant und Feind der katholischen Kirche, einräumt: „Es ist unstreitig, daß die Reformation durch die Gewalt der Staatenbeherrscher vollendet ist. So ging es in Genf durch den Senat, und in andern Theilen der Schweiz durch den großen Rath jedes Cantons; in Holland durch die Generalstaaten; in Dänemark, Schweden, England und Schottland durch Könige und Parlamente; und die oberste Staatsgewalt blieb nicht dabei stehen, daß sie den Anhängern der Reformation volle Freiheit gab; sie ging so weit, daß sie den Papisten die Kirchen nahm, und die öffentliche Religionsübung verbot. Noch mehr, sogar die stille Ausübung des katholischen Gottesdienstes wurde an mehreren Orten durch den Senat untersagt." Der Glaubenswechsel ging in den deutschen Städten meist von den Obrigkeiten aus. England wurde protestantisch, weil es seine Gebieter wollten. Heinrich VIII. brach mit dem Papste, weil ihm dieser keine unerlaubte Ehescheidung gestatten wollte. Elisabeth glaubte durch die katholische Religion ihre Krone gefährdet. Gustav Wasa von Schweden war der Meinung, durch Einziehung der Kirchengüter und durch Lähmung der geistlichen Macht seinem neuen Throne Festigkeit geben zu müssen, und nicht anders dachte Christian II. von Dänemark.

Wir sehen, daß alle diese Gründe der Verbreitung der neuen Lehre sehr natürlich, und menschliche Leidenschaften keinesweges fern gehalten waren.

Erwägen wir jetzt die Folgen der s. g. Reformation. Waren sie wohlthätige?

Die Neuerung wirkte auf die katholische Kirche, wie ein Gewitter, das die Luft reinigt, oder auch wie Leiden auf den Menschen, welche nämlich zu seiner Besserung und Veredlung beitragen können.

Aber es ist doch so Manches seit jener Zeit anders und

besser geworden? Wirkliche Verbesserungen waren schon vor der Reformation vorbereitet, und nicht von dieser bewirkt; wir haben sie der s. g. Wiederherstellung der Wissenschaften in Italien, der Erfindung der Buchdruckerkunst, dem Flor der deutschen Städte, der Entdeckung America's u. s. w. zu verdanken.

Welches waren die wirklichen Folgen der Glaubenstrennung? Ist durch sie die Sittlichkeit gehoben? Hören wir einen unverdächtigen Zeugen, den Erasmus, der als Zeitgenosse also spricht: „Auch zugegeben, daß wahr sei, was Luther lehrt, da es jedoch aller Orten boshafte Menschen genug gibt, denen zu jeder Missethat nichts abgeht, als die Gelegenheit, was läßt sich wohl Unnützeres zur christlichen Vollkommenheit denken, als daß man dem unwissenden Pöbel beibringt, und den unerfahrenen Jünglingen einprägt. der Papst sei der Antichrist, die Bischöfe und Priester seien Unholde und Gespenster, die Menschensatzungen seien ketzerisch, die Ohrenbeichte sei eine Pest; Werke, Verdienste, Streben seien ketzerische Ausdrücke; es gebe keinen freien Willen, sondern alles geschehe nach den Gesetzen der Nothwendigkeit; es sei nichts daran gelegen, wie des Menschen Werke beschaffen!" Derselbe bemerkt, „er kenne zwar viele, die durch das neue Evangelium schlechter, aber keinen, der besser dadurch geworden sei." Wollte doch Luther selbst einmal im Eifer über die eingerissene Sittenlosigkeit Wittenberg verlassen, und klagt er ja, daß das Sodoma unter dem Evangelium ärger sei, als es vormals im Papstthum gewesen. Die Lehren von der Unfreiheit des Willens, von der Reprobation, (der Verwerfung nach Willkür) von der Ueberflüssigkeit oder gar Schädlichkeit der guten Werke, von dem allein rechtfertigenden Glauben, das Verwerfen der Beichtanstalt, die heftigen Angriffe auf die Obern konnten unmöglich die Sittlichkeit fördern. Dann waren auch weder die Reformatoren, noch die hohen Gönner der Neuerungen, Heinrich VIII. von England, seine Tochter Elisabeth, Landgraf Philipp von Hessen, Albrecht von Preußen, Christian II. von Dänemark und Gustav von Schweden hohe Tugendmuster, und das Beispiel der Hochgestellten bleibt nicht ohne Nachfolger.

Die politischen Folgen waren höchst betrübend, Empörung gegen die geistliche Obrigkeit führte zur Empörung

gegen die weltliche, denn der Stolz wirft gerne jegliche Schranke fort; überall Auflehnung gegen die Herrscher, überall Bürgerkriege, in Deutschland, der Schweiz, in den Niederlanden, in Frankreich, England, Schottland, Böhmen, Polen, Ungarn, überall Elend, Gräuel der Verwüstung und Unmenschlichkeiten. Deutschland ward durch die Zwistigkeiten seiner eigenen Kinder unendlich geschwächt, das Ansehen des Reichsoberhauptes lag darnieder, jeder Fürst wollte Kaiser in seinem Ländchensein, die ehrwürdigsten und festesten Bande wurden gelöset, Haß und Uneinigkeit wütheten bis auf diesen Tag zwischen einem Brudervolke, die Fremden bekamen den verderblichsten Einfluß auf unser unglückliches, zerrissenes Vaterland, und die Feinde desselben, die Franzosen wurden nach Deutschland, die Engländer nach Frankreich und Schottland, die Türken nach Ungarn geführt. Franzosen und Schweden gaben in Deutschland den Ton an. Dann fanden in Folge der Religionsspaltung die schrecklichsten, nie genug zu beweinenden blutigen Verfolgungen um des Glaubens willen statt, und zwar von beiden Seiten. Die von den Katholiken ausgegangenen werden von den Protestanten gewöhnlich mit den grellsten Farben ausgemalt; es fällt uns nicht ein, dieselben vertheidigen zu wollen, aber man sollte auch die Verfolgungen von Seiten der Protestanten gebührend hervorheben; zumal da die Katholiken es sind, die im Besitze waren, und nun ihre Rechte, ihren Glauben, ihre Kirchen, Stifter, Klöster und reichen Güter auf einmal verlieren sollten, welches kaum ohne Gegenwehr, ohne Erregung des Hasses und der Rachsucht durchgeführt werden konnte. In Deutschland wurden nicht wenige Wiedertäufer nach dem Rathe der lutherischen Theologen hingerichtet; in Zürich ließ Zwingli die Sectirer, die sich von ihm absonderten, durch den Magistrat ersäufen; in Genf ließ Calvin, unter dem Beifall Melanchthon's, den Servet verbrennen, und sein Freund und Gehülfe Beza bewies in einer eigenen Schrift, daß die Hinrichtung von Irrlehrern eben so erlaubt, als nothwendig sei. In Bern wurde Valentin Gentilis enthauptet; in England wurden unter Eduard VI., Elisabeth und Jakob I. diejenigen, die von der neuen durch das Gesetz eingeführten Lehre abwichen,

theils verbrannt, theils enthauptet, und dieses Loos traf selbst solche, welche bloß die bestehende Kirchenverfassung bestritten. Der schottische Reformator Knox, erröthete nicht, der Königinn Maria Stuart ins Gesicht zu sagen, die Protestanten besäßen das Recht, das Schwert der Gerechtigkeit zu ergreifen und sie zu züchtigen, wie Samuel den Agaz und wie Elias Jezabels Propheten erschlug. — (Stuart's Hist. Vol. I. pag. 79.) Derselbe schrieb nach England, „der Adel und das Volk seien in ihrem Gewissen verbunden, sich nicht nur dem Treiben der Jezabel Maria, die sich Königinn nenne, zu widersetzen, sondern auch sie zu tödten und alle ihre Pfaffen mit." (Angeführt in Dr. Petersons „Jerusalem und Babel.") Cranmer stachelte König Eduard VI., daß die Wiedertäufer Johann Knell und George Vam Parre verbrannt wurden. Der Erzbischof Abbot warnte Jakob I., keine Katholiken zu dulden, indem er dadurch auf das Königreich und sich selber Gottes schweren Zorn und Grimm herabrufe. (Ruschworth's Collectanea, Bd. I.) Knox und Foxe schrieben die Ermordung des Cardinals Beatoun göttlichem Antreiben zu. Englische königlich Gesinnte wurden von den Puritanern nach der Schlacht von Naseby hingeschlachtet, und Prediger beriefen sich dabei auf die Bibel, wie der protestantische Bischof Burnet erzählt. Der Geschichtschreiber Clarendon bemerkt, „daß der Feind an jenem Tage alle ersinnlichen Grausamkeiten verübt, und ungefähr 100 Weiber ermordet habe. (Clarendon II., 509.) Clarendon theilt folgende Schilderung des Zustandes von Irland unter Karl I. (1643) mit, wie sie vom protestantischen Parlament selbst gegeben wurde: „Die Rebellen wurden nun aufs äußerste getrieben, und es entstand eine so gräuliche Hungersnoth unter ihnen, daß sie einander wie Kannibalen auffraßen, und alsbald vernichtet und gänzlich ausgerottet worden wären, wenn der König sich nicht durch die papistischen Räthe bei Hof zu einen Einhalt hätte bereden lassen." In Schottland verfolgten Prälatisten die Presbyterianer, und diese jene, wie in Deutschland Lutherische die Reformirten.

Das Urtheil der protestantischen Bischöfe von England über Glaubensduldung war (nach Leland's Geschichte von Irland) dieses: „Es ist eine schwere Sünde, den Papisten

Duldung zu gewähren, oder einzuwilligen, daß sie ihre Religion ausüben und ihre Lehren bekennen." Der schottische presbyterianische Bund und Covenant, geschlossen von den Parlaments-Bevollmächtigten und Gottesgelehrten der Kirchen von England und Schottland, enthielt ein feierliches Versprechen, welches alle unterschrieben, die Rechte zum Himmel erhoben, schwörend, ohne Ansehen der Person hinzuarbeiten auf Ausrottung des Papismus, Prälatenthums, Aberglaubens, der Ketzerei, Spaltung, Entweihung und was immer der reinen Lehre und Kraft der Gottseligkeit widerwärtig möge befunden werden. (Covenant, 2. Abtheilung.) In Schweden ließ Gustav Adolph einige Bauern, weil sie den lutherischen Lehrbegriff theilweise verwarfen, unbedenklich hinrichten, ja noch im Jahr 1688 wurde in Lübeck Günther wegen Leugnung der Gottheit Christi nach dem Urtheile der theologischen Facultät zu Wittenberg und der juristischen zu Kiel mit dem Schwerte hingerichtet. Gelindere Strafmittel, Gefängniß und Landesverweisung gehörten ohnehin zu den alltäglichen Dingen. Außer den Genannten wurde der Prediger Nicolaus Anthoine, der Jude geworden war, zu Genf verbrannt, der den Grundsätzen Osianders anhangende Funk 1601 hingerichtet, und der Kanzler Krell als geheimer Anhänger der calvinischen Lehre in Dresden enthauptet (1632). Führen wir nun noch an, daß die Reformation in Schweden, Dänemark und vorzüglich in England nicht ohne Blutvergießen zu Stande kam, daß namentlich in Irland die Katholiken von den Protestanten massenweise niedergemetzelt, und bis auf unsere Zeit in ihren heiligsten Rechten verletzt worden sind, so haben wir wohl keine Ursache, uns gegenseitig Vorwürfe zu machen, sondern zu verzeihen, zu vergessen, und uns fürder Duldung und Bruderliebe angedeihen zu lassen.

Aber die Wissenschaft hat wohl durch die Reformation gewonnen?

Zu der wohlthätigen Einwirkung der Reformation gehört nach Wilhelm Schlegel die allgemeine Verbreitung des Studiums der griechischen und der andern alten Sprachen, die jetzt für die Religion selbst unentbehrlich gehalten, in Hol-

land, England und in dem protestantischen Deutschland, wo nicht mit größerem Eifer, doch mit mehr Allgemeinheit gepflegt wurden. Indessen war die Liebe zu den alten Sprachen schon vor der Reformation, in Italien und Deutschland besonders, so herrschend, daß man diese hier nicht als die erste belebende, sondern nur als mitwirkende Ursache betrachten darf. Dann gab es auch unter den Philologen und Humanisten der damaligen Zeit sehr viele höchst geistlose Männer, die mit Aengstlichkeit nach einem Worte Cicero's oder einer Blume des Horaz haschen, denen die Sprache alles, der Geist und Gehalt wenig ist. Wie lang und langweilig sind die Sprachübungen und Gedichte vieler dieser Gelehrten! Man sieht an ihrer sclavischen Nachahmung, daß sie die alten Klassiker fleißig gelesen haben; aber man findet wenig von deren Geiste. Für die gründliche Untersuchung ist ebenfalls der Streit vortheilhaft gewesen, und die katholischen Gelehrten haben es bewiesen, daß sie sehr wohl von ihrem Glauben Rechenschaft abzulegen vermochten. Im Uebrigen ist der ruhige Gang, den die Wissenschaft bereits genommen, durch die Reformation eher gestört und gehemmt, als gefördert. Die meisten Gelehrten waren nun genöthigt, sich auf theologische Streitigkeiten zu verlegen, und ließen die übrigen Wissenschaften mehr oder weniger ungepflegt. Dann waren die in Folge der Reformation entstehenden Kriege auch keineswegs dem Anbau der Wissenschaften günstig *). Das Waffengeräusch übertönt die sanfte Stimme der Musen. Der Philosophie waren die Reformatoren durchaus nicht

---

*) „Welch ein Contrast stellte dem sich dar, der jetzt, nachdem ein Menschenalter seit dem Beginne der Religionsveränderung abgelaufen war, zurückblickte auf die ersten 25 Jahre des Jahrhunderts, auf den damaligen geistigen Zustand Deutschlands, und auf die vielversprechende Morgenröthe der Wissenschaften, die im Vaterlande aufgegangen, die glänzendsten Hoffnungen für die Mitte und das Ende des Jahrhunderts erweckt hatte! Vergeblich suchte er jetzt die Männer, welche dem jungen Deutschland das sein konnten, was Geiler, Wimpheling, Reuchlin, Crotus, Mutianus, Erasmus, Pirkheimer, Murmelius, Bebel, Bohuslaus von Hessenstein, Trithemius, Kranz, Naukler, Peutinger, Aventin, Celtes, Hieronymus Balbus, Johann Brassicanus und so viele andere dem ältern Deutschland seit dem Beginne des 16. Jahrhunderts gewesen waren." Döllinger.

hold. So sagt Luther in seiner Erklärung des Galaterbriefes: „Die gläubigen Menschen erwürgen die Vernunft und sagen: Hörst du wohl, Vernunft eine tolle, blinde Närrinn bist du, verstehst von Gottes Sachen kein Meitlein nicht, darum mir nicht viel Possen mit deinem Widerbellen, sondern halte dein Maul und schweig!" — — Den jedenfalls doch hochberühmten Aristoteles nennt er einen Comödianten, einen großen Thoren, verdammten Heiden, den unverschämtesten Verläumder, den schlausten Betrüger des Geistes, so daß, wenn Aristoteles nicht Fleisch gewesen wäre, man sich nicht schämen dürfte, ihn für den Teufel zu halten. Jene geistige, platonisch orientalische Art zu philosophiren, welche im 15. Jahrhundert die größten Männer Italiens und Deutschland öffentlich angebauet hatten, ward nach der Reformation, im 16. und 17. Jahrhundert wieder unterdrückt, dem Volke und einzelnen Schwärmern überlassen, oder nur im Verborgenen, nicht ohne große Verunstaltung und Verwilderung fortgepflanzt. Oeffentlich aber und bei den Gelehrten des Tages herrschte der alte logische Wortkram, den man aristotelisch nannte, bis gegen die Mitte und das Ende des 17. Jahrhunderts, fast noch zwei Jahrhunderte fort, wo ihn andere Systeme und Secten verdrängten*). Die Glaubenssätze der Neuerer selbst waren auch nichts weniger, als vernunftgemäß.

Aber die Denkfreiheit? „Die nächste und erste Wirkung der Reformation auf Denkfreiheit war vielmehr beschränkend. Von einer solchen liberalen Geistesentwicklung, wie sie in Italien und Deutschland unter den Medicäern, unter Leo X. und Maximilian statt gefunden, ging sogar der Begriff im 16. und in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts verloren. Ein politischer und geistiger Despotismus, wie ihn Heinrich VIII., Philipp II. und Cromwell ausübten, wäre ohne die Reformation gar nicht möglich gewesen**)." — Indeß waren doch Luther, Melanchthon, Calvin, Chemnitz und Beza gelehrte Theologen! Ihre Gegner Eck, Catharinus, Erasmus, Cochläus, Sadolet, Thomas Morus, Re-

---

*) Friedrich Schlegel.
**) Derselbe.

ginald Polus, Vega, Bellarmin und Melchior Canus waren es nicht minder. Und wo haben die Reformatoren ihre Gelehrsamkeit sich anders gesammelt, als in katholischen Schulen, die also auch damals nicht so schlecht gewesen sein müssen, als man sich gewöhnlich einbildet? Durch die Kirchentrennung litt auch das Studium der Kirchenväter und des christlichen Alterthums. Von den Kirchenvätern spricht Luther in den unwürdigsten Ausdrücken, weil sie seinen Lehren nicht beistimmten, und übersah es ganz, daß sie doch Zeugen sind von dem Glauben der alten Kirche, denn diesen sprachen sie aus. — Auch auf die Geschichte wirkte die neue Lehre übel ein. Das heidnische Alterthum konnte von den Lutheranern, die im gefallenen Menschen keinen guten Keim, nichts natürlich Gutes mehr annahmen, nicht verstanden und gewürdigt werden, eben so wenig das vorhergehende Mittelalter, da es ohne weiteres als abgöttisch und gräuelhaft verschrieen ward, auch die ersten Jahrhunderte der christlichen Geschichte nicht, weil man die Quellen derselben, die Kirchenväter, verachtete. Der Fanatismus gegen das Alte und die Vorliebe für das Neue waren zu groß, um Unparteilichkeit erwarten zu können.

Welchen Einfluß hatte denn die Reformation auf die Künste*)? „Nachtheilig war die Wirkung auf die bildenden Künste, nicht nur durch einige Zerstörungen, sondern vorzüglich dadurch, daß sie ihrer ursprünglichen und natürlichen Bestimmung entrückt wurden. Auch die erfolgenden Unruhen und Bürgerkriege waren den Künsten noch schädlicher, als der Literatur. Besonders Deutschland ist dadurch wahrscheinlich um die volle Entwicklung der ihm eigenthümlichen Malerei gekommen, die unter Albrecht Dürer, Lucas Kranach und Holbein so herrlich zu blühen angefangen. Aber diese Männer, die alle ihre Bildung noch in der frühern Zeit empfangen hatten, fanden keine Nachfolger. In den protestantischen Niederlanden richtete sich die Malerei jetzt auf andere, geringere Gegenstände, wo sie, auch bei der vollkommensten Behandlung, der ältern religiösen Malerei an Würde nie gleich kommen konnte. Ueberhaupt verursachte es

*) Friedrich Schlegel.

eine große, schädliche Unterbrechung, daß mit den angefochtenen Punkten des Glaubens oder der kirchlichen Verfassung zugleich das ganze Mittelalter, dessen Geschichte und Denkart, selbst Kunst und Poesie mit verworfen, verkannt und bald mehr oder minder vergessen ward." Wie unendlich weit stehen die Meistersänger und die meisten Kirchenliederreimer aus der Reformationszeit an wahrer Weihe und Geist von den Minnesängern des Mittelalters und den Dichtern der lateinischen Hymnen entfernt? Im Anfange, als die Protestanten ihren Glauben noch fest anhingen, geschah für die Dichtkunst sehr wenig; auch auf unsere Literatur des 17. Jahrhunderts haben wir eben keine besondere Ursache, stolz zu sein. Was im 18. und 19. Jahrhundert von Protestanten in unserm Vaterlande wirklich geleistet wurde, daß ist nicht der Reformation zu verdanken; jene Schriftsteller arbeiteten nach römischen, griechischen, französischen und englichen Meistern, und nur zu viele stehen nicht auf evangelischem Standtpunkte. — Und was sind alle Gebäude, die nach der Reformation in protestantischen Ländern errichtet wurden, gegen die gothischen Dome jener alten Zeiten?

Aber die Aufklärung wird doch durch die Reformation gewonnen haben?

Anfänglich wurde der Aberglaube eher durch dieselbe gefördert, als zerstört. Waren ja die Reformatoren selbst von diesem Unholde nicht frei. Es ist bekannt, daß Luther übertriebene, ja lächerliche Vorstellungen von den Versuchungen, Verfolgungen und den Wirkungen des bösen Feindes hegte, daß er dessen Wirken natürliche Uebel, wie Krankheiten, Ueberschwemmungen und Hagelschlag, und Albernheiten, wie Unterschieben von Wechselbälgen zuschrieb, daß er sich immer und überall von dem Teufel verfolgt glaubte, und wähnte, der jüngste Tag würde keine 100 Jahre mehr ausbleiben. Melanchthon hielt sogar eine Lobrede auf die Astrologie. Die Erscheinungen auf der Erde und am Himmel galten ihm als Offenbarungen Gottes über bevorstehende Gefahr; wer diese verachte, verachte Gottes Warnungen. „In diesem Jahre (1530), schreibt er an einen Freund, sind wunderbare Begebenheiten gemeldet worden. In Rom soll eine Mauleselinn geboren haben — in der Nachbar-

schaft von Augsburg ist ein zweiköpfiges Kalb geboren, wodurch ohne Zweifel eine große Veränderung in unserem gemeinen Wesen angedeutet wird." — Luther und Melanchthon stellten die Behauptung, das Ende der Welt stehe bevor, häufig in ihren Schriften auf, und jedes auffallende Ereigniß sollte ein Vorbote davon sein. So wollten sie sich die Verschlechterung der Sitten erklären, und dem Vorwurfe begegnen, als habe dieselbe in ihrer Lehre den Grund. Wizel macht sich wegen dieser Behauptungen über Luther lustig. „Der Patriarch der Secte — sagte er — hat kürzlich von den Zeichen der bevorstehenden Ankunft Christi geschrieben, und fährt fort seine früher schon widerlegte Meinung mit Gewalt seinen Zuhörern einzutreiben. Seltsame Hartnäckigkeit des Mannes, diesen Wahn so zu vertheidigen! Da sollen es Zeichen sein, daß die Tiber in Italien ausgetreten, daß Gent in Flandern gefallen ist, es soll die baldige Ankunft Christi bedeuten, daß rauhe Winde wehen und Seestürme sich ereignen. Doch werden diese Thorheiten von Vielen nicht nur gelesen, sondern mit gläubiger Verehrung, wie die Orakelsprüche eines himmlischen Hierarchen, angenommen. Keiner von ihnen besieht und erwägt aber die Orakel des Evangeliums bei Matthäus und Lucas, sondern Alle beruhigen sich bei solchen nichtsbedeutenden Büchlein." (Epist. ad A. C. a. 1536. 14. 6.) Derselbe fährt fort: „Daß es in Schlesien stark blitzt, ist denn das ein Mirakel? Der Nordwind trägt Dächer ab, eilt denn deßwegen der Herr vom Himmel herab zum Gerichte? Man hat feurige Kohlen gesehen, die Erde hat gebebt, der Donner gekracht, der Blitz geleuchtet, eine sehr dichte Wolke hat eine Stadt überschattet, aber geschieht denn das selten in der Welt? Zu Breslau ist ein Thurm eingestürzt, siehe da, welches Mirakel? — — — Die neuen Evangelisten hätten neue Wunder und Zeichen thun sollen, und da sie dies nicht können, so bringen sie uns Donnerschläge, Winde, Meteore, eingestürzte Gebäude — — als Zeichen und Wunder auf." (C. c. M. 3. 6. 4. a.)

Melanchthon war, wie gesagt, sehr dem astrologischen Wahne ergeben. So schrieb er im J. 1544 an Veit Dietrich, „die Macht der bösartigen Gestirne sei Schuld daran,

daß in so Vielen die bösen Leidenschaften wüchsen." (Corpus Reform. V. 304.) — Lälius Socinus schrieb im J. 1550 von Wittenberg aus an Bullinger in Zürich: „Hier hangen Alle an dem einzigen Melanchthon, der seinerseits der Astrologie sich hingegeben hat, und ob dieser Eine mehr an den Gestirnen oder an dem Schöpfer und Herrn der Gestirne hänge, das weiß ich nicht." (Jllgen Symb. ad vitam L. Socini illust. Lipsiae, 1824. P. II. p. 19.) Als Melanchthon im J. 1557 vom Könige von Dänemark nach Kopenhagen zu einer Synode eingeladen ward, wagte er nicht, dorthin zu reisen, weil nach des Mathesias Erzählung, ein Astrolog ihm bedeutet hatte, daß ihm im Norden Gefahr drohe. (Münter de Commoratione Bugenh. in Dania p. 17.) „Der Propst Colerus in Berlin prophezeite aus einem Heringe, auf dessen Bauche unbekannte Buchstaben gefunden wurden, den Untergang der Welt. Ein Magister, Namens Stiefel, der nicht weit von Wittenberg Prediger war, sagte den Untergang der Welt auf den 3. Octob. 1533 vorher*)." Wenn die Oberlehrer selbst so wenig vom Aberglauben frei waren, was konnte man von dem Volke erwarten?

Nie war der Wahnglaube an Hexen mehr verbreitet, als kurz nach der Reformation, nie wurden so viele solcher Unglücklichen verbrannt, als in jenen Zeiten, sowohl in protestantischen, als in katholischen Ländern. Später führte Luthers Grundsatz von der freien Forschung in der h. Schrift, von dem Wegwerfen des Ansehens der Kirche bei Vielen zu einem andern Fehler, den jener aber keineswegs würde gebilligt haben, zum Unglauben, und der eine Teufel sollte durch den andern gebannt werden. So leicht kann man die richtige Mitte verlassen; der eine Gegensatz führt zum andern, aber nur in der Mitte liegt die Wahrheit, wie die Perle zwischen harten Schalen. Gibt man zu, daß jeder nach eigenem Ermessen frei in der Bibel forschen dürfe, so muß man sich auch die Ergebnisse dieser freien Forschung und jegliche Auslegung gefallen lassen. So sind denn wirklich manche vermessene Menschen, die diesen Grundsatz befolgten, theils zur

---

*) Universalgeschichte d. ch. K. v. Joh. Alzog.

ärgsten Schwärmerei, theils zum vollendeten Heidenthum gelangt. Wie glücklich und sicher sind wir Katholiken dagegen, daß wir uns nicht auf die willkürliche Deutung beschränkter Menschen, sondern auf die Auslegung der unfehlbaren, weil vom h. Geiste erleuchteten, Kirche stützen!

Nach dem Gesagten können wir Katholiken es unmöglich einräumen, daß die Folgen der Kirchentrennung wohlthätig gewesen seien. Eine wahre Reformation — nicht des Glaubens und der Lehre, gegen welche nie in der Kirche Christi verstoßen ward, — sondern der Zucht und der Sitte, ist von der Kirche selbst ausgegangen und bewerkstelligt worden durch den Kirchenrath von Trient, durch Päpste, Bischöfe, Priester und religiöse Vereine, welche die feste und schöne Wohnung ihrer Väter nicht verließen, sondern sie nur reinigten von dem Staub und Sand, mit welchem die Zeit und die Menschen sie entstellt hatten.

Inhalt.

Einleitung.

Neue Geschichte.

Erster Zeitraum. Von der Entdeckung von America bis zum westfälischen Frieden.

I. Die Deutschen.

II. Die Portugiesen und Spanier.

III. Die Franzosen.

IV. Die Engländer.

V. Irland.

VI. Die nordischen Völker.

VII. Die Italiener.

VIII. Fortsetzung von den Deutschen.

Anhang zur Culturgeschichte dieses Zeitraums.

Zeittafel zur neuen Geschichte.

	Deutsche.	Franzosen.	Engländer.	Spanier, Portugiesen.	Nordöstliche Völker.	Christliche Kirche.
1. Zeitraum. Von der Entdeckung Amerika's bis zum westf. Frieden. 1492 – 1648.	Maximilian I. (1493–1519.) Landfriede 1495. Kirchentrennung 1517. — Taschenuhren. Carl V. (1519–1558.) Luther zu Worms 1521. Bauernkrieg 1526. Protestanten 1529. Schmalkaldischer Krieg 1546. Religionsfriede 1555. Copernikus. † 1543. Ferdinand I. (1558–1564.) Maximilian II. (1564–1576.) Tabak. Spinnrad. Rudolph II. (1576–1612.) Matthias (1612–1619.) 30jähriger Krieg. 1618–1648. Ferdinand II. (1619–1657.) Restitutionsedict 1630. Tilly in Magdeburg 1631. Gustav Adolph v. Schweden † bei Lützen 1632. Friede zu Münster und Osnabrück 1648.	Ludwig XII. (1498–1515.) Franz I. (1515–1547.) Schwere Kriege mit Kaiser Carl V. Ritter Bayard — Bourbon. Heinrich II. (1547–1559.) Catharina v. Medicis. Coligny. Die Guisen. Die Hugenotten. Franz II. (1559–1560.) Carl IX. (1560–1574.) Pariser Bluthochzeit 25. Aug. 1572. Heinrich III. (1574–1589.) Die h. Ligue 1576–1588. Heinrich IV. (1589–1610.) Edict von Nantes 1598. Ludwig XIII. (1610–1643.) Richelieu. Ludwig XIV. (1643–1715.) Mazarin.	Heinrich VIII. (1509–1547.) Abfall von der kathol. Kirche 1524. Anna Boley. Cranmer. Morus. Eduard VI. (1547–1553.) Maria (1553–1558.) Elisabeth (1558–1603.) Englische Hochkirche. Puritaner. Maria Stuart von Schottland enthauptet 1587. Drake segelt um die Erde 1580. Kartoffeln. — Shakespeare. Jakob I. (1603–1625.) Pulververschwörung 1605. Carl I. (1625–1649.) Neue Agende. Independenten unter Cromwell. Revolution.	Columbus entdeckt Amerika 12. Oct. 1492. Vasco da Gama segelt nach Ostindien 1498. Magellan umschifft die Erde 1519–1522. Carl I. (1516–1555.) Cortez entdeckt Mexiko 1519. Pizarro entdeckt Peru 1526. Philipp II. (1555–1598.) Escorial. Abfall d. Niederlande 1573. Herzog v. Alba. Don Carlos 1568. Portugal erobert 1581. Unüberwindliche Armada 1588. Philipp III. (1598–1621.) Philipp IV. (1621–1665.) Spanien sinkt. Portugal frei 1640.	Aufhebung der calmarschen Union 1524. Gustav Wasa in Schweden 1524 bis 1560. Christian II. † 1559. Lutherthum im Norden. Herzogthum Preußen 1525. Copernikus † 1543. Gustav Adolph von Schweden (1611–1632) Held des dreißigjährigen Krieges. Christina von Schweden (1611–1654.) Stirbt zu Rom 1689.	Humanisten: Reuchlin, Hutten, Erasmus. Luther 1483–1546. Melanchton † 1560. Zwingli 1484–1531. Calvin 1506–1564. Leo X. — Tezel 1517. Augsburgische Confession 1530. Wiedertäufer 1522–1536. Der h. Ignatius Loyola 1492–1556. Jesuiten. — Der h Franciscus Xaverius in Ostindien und Japan 1541–1550. Concil. zu Trient 1545–1563. Socianer 1560. Religionskriege in Europa. Spaltungen unter den Protestanten. Concordienformel 1576. Heidelberger Katechismus 1583. Gregorianischer Kalender 1582. Die h. Theresia † 1582. Sixtus V. 1585–1590. Missionen in China 1640. Quäker 1647. Trappisten 1664.
2. Zeitraum. Vom westf. Frieden bis zur französischen Revolution. 1648 – 1789.	Leopold I. (1658–1705.) Deutschland durch Franzosen verheert. Türken vor Wien 1683. Königreich Preußen 1701. Spanischer Erbfolgekrieg 1701–1714, Prinz Eugenius. Joseph I. (1705–1711.) Carl VI. (1711–1740.) Rastadter Friede 1714. — Französische Moden. Maria Theresia (1740–1780.) Friedrich II. d. Gr. (1740–1786.) Carl VII. v. Bayern Kaiser 1741–1745. Siebenjähriger Krieg 1756–1763. Franz I. (1745–1765.) Joseph II. (1765–1790.)	Fünf französische Raubkriege. Große Feldherren, Gelehrte, Künstler. Blüthe d. franz. Wissenschaften. Sittenverderben. Staatsschulden. Widerruf d. Edicts v. Nantes 1685. Frau v. Maintenon. Ludwig XIV. herrscht in Europa 1680, wird gedemüthiget im spanischen Erbfolgekriege. Ludwig XV. (1715–1774.) einer der verworfensten Regenten. Pompadour. Die Philosophen. Voltaire 1694 bis 1778.	König Carl I. hingerichtet 1649. Republik England bis 1660. Schifffahrtsakte 1652. Protector Cromwell † 1658. König Carl II. (1660–1685.) Habeas corpus 1679. Jakob II. vertrieben 1689. Wilhelm III. von Oranien 1689 bis 1702. Der Prätendent. Sectirer und Freigeister. Anna (1702–1714.) Marlborough. Georg I. (1714–1727.) Georg II. (1727–1760.) Indisches Reich. Georg III. (1760–1821.) — Cook. Jenner. Amerik. Freiheitskrieg 1775–1783.)	Carl II. (1665–1700.) stirbt ohne Thronerben. Spanischer Erbfolgekrieg 1701 bis 1714. Verlust Gibraltar's. Uetrechter Friede 1713. König Philipp V. (1713–1746.) aus dem Hause Bourbon. Ferdinand VI. (1746–1756.) Pombal in Portugal (1750–1777.) Erdbeben in Lissabon 1755. Vertreibung d. Jesuiten aus Portugal 1759. Carl III. (1757–1788.) Vertreibung der Jesuiten aus Spanien. Elliot in Gibraltar 1782.	Carl X. v. Schweden (1654–1660.) Schweden herrscht im Norden. Carl XI. (1660–1697.) Carl XII. (1697–1718.) der nordische Alexander. Peter I. d. Gr. v. Rußland (1689 bis 1725.) Nordischer Krieg 1700–1721. Petersburg erb. 1702. Schlacht bei Pultawa 1709. Catharina I. (1725–1727.) Peter II. (1727–1730.) Anna (1730–1745.) Elisabeth (1745–1763.) Peter III. (1763.) Catharina II. (1763–1796.) Potemkin der Taurier. Polen getheilt 1772.	Christenverfolgung in Japan. 1667. Episcopalen und Presbyterianer. Deisten unter Cromwell. Jansenius 1585–1638. Jansenisten. Quietisten 1680–1699. Guyon. Fenelon. Bulle Unigenitus 1713. Große Missionen 1700. Christen in Paraguay 1713. Calixtiner 1708. Pietisten. Franke. Spener. Methodisten 1720. Herrnhuter 1724, durch Grafen Zinzendorf. Französischer Unglaube 1750–1795. Voltaire und seine Brüder in Beelzebub. Aufhebung des Jesuitenordens 1773.
3. Zeitraum. Von der französischen Revolution bis zur Befreiung Europa's. 1789 – 1813.	Goldenes Zeitalter der deutschen Literatur. Leopold II. (1790–1792.) Kriege gegen die Republik Frankreich. Franz II. letzter römischer Kaiser. (1792–1806.) Friede zu Lüneville 1801. Säkularisationen. Schlacht bei Austerlitz 1805. Rheinbund 1806–1813. Kaiserthum Oesterreich. Preußen von den Franzosen zertreten 1806–1807, Oesterreich 1809. Marie Luise von Oesterreich vermählt mit Napoleon 1810.	Ludwig XVI. (1774–1793.) Französische Revolution 17. Juni 1789. Jacobiner 1791. Republik 21. Sept. 1792. Ludwig XVI. guillotinirt 21. Jan. 1793. Schreckenszeit 1793–1795. Robespierre. Directoren 1795–1799. Bonaparte 1796 in Italien, 1798 in Aegypten. Bonaparte erster Consul 1799. Kaiser Napoleon 1804. Schlacht bei Austerlitz 1805. Niederlage bei Trafalgar 1805. Napoleons Raubkriege 1806–1813. Kampf in Spanien 1808–1813. Continentalsystem. Kaiserin Marie Luise 1810. König von Rom 1811.	Minister Pitt 1782–1806. England kämpft gegen Frankreich, und beherrscht das Meer. Nelson bei Abukir 1798. Nelson bei Trafalgar 1805. Die Engländer in Portugal und Spanien 1808–1813. Lord Wellington.	Carl IV. (1788–1807.) Herzog v. Alcudia, Friedensfürst. Die portugiesische Königsfamilie geht nach Brasilien 1807. Streit im spanischen Königshause. Ferdinand VII. entreißt 1808 seinem Vater die Krone. Vater u. Sohn in Bayonne vor Napoleon 1808. Joseph Napoleon König 1808. Krieg der Franzosen in Spanien. Palafox in Saragossa 1809. Lord Wellington.	Gustav III. von Schweden (seit 1771), ermordet 1792. Gustav IV. (1792–1809.) Paul I. in Rußland (1796–1801.) Polen wieder getheilt 1793 u. 1795. Suwarow. Kosciusko. Kaiser Alexander I. (1801–1825.) Krieg mit Napoleon 1805 bis 1807. Tilsiter Friede 1807. Großherzogthum Warschau. Rußland nimmt Finnland 1808. Gustav IV. v. Schweden entth. 1809. Carl XIII. sein Oheim, König (1809 bis 1818.) Carl Johann (Bernadotte) Kronprinz seit 1810, als Carl XIV. König seit 1818, † 1844. Ihm folgte sein Sohn in der Regiernng, genannt Joseph Franz Oskar I.	Papst Pius VI. (1774–1799.) Frankreich schafft das Dasein Gottes ab 1793. — Tempel der Vernunft. Pius VI. Gefangener in Frankreich 1798, † 1799. Papst Pius VII. (1800–1824.) Concordat mit Frankreich 1801. Pius VII. salbet Napoleon zum Kaiser der Franzosen 1804. Napoleons Eingriffe in Kirchensachen. Kaiser Napoleon im Kirchenbann 1809. Pius VII. Napoleons Gefangener 1809–1814. Vernichtung des Kirchenstaates. Nationalconcilium zu Paris 1811.
4. Zeitraum. Von der Befreiung Europa's bis auf unsere Tage. 1813 – 1852.	Befreiungskrieg 1813–1814. Schlachten bei Görschen, Bautzen, Dresden, an der Katzbach, bei Dennewitz u. s. w. Völkerschlacht bei Leipzig 18. October 1813. Paris erobert 31. März 1814. Wiener Congreß 1814–1815. Letzter Kampf gegen Napoleon 1815. Schlacht bei Belle-Alliance 18. Juni. Paris abermals erobert 7. Juli. Deutscher Bund 1816. Demagogische Umtriebe. Ruhe in Deutschland. Gährungen 1830. Franz II. † 1835. Ferdinand I. 1835–1848. Franz Joseph. Friedrich Wilhelm III. † 1840. Friedrich Wilhelm IV. Revolutionen in Deutschland 1848. Die deutsche Nationalversammlung seit 18. Mai 1848–29. Mai 1849. Erzherzog Johann. Kriege Oesterreichs in Italien. Radetzky. Custozza. Novara. Aufstand in Ungarn. Kossuth. Görgey. Vilagos. Ministerium der rettenden That.	Die Franzosen erfrieren in Rußland 1812. Napoleon geschlagen bei Leipzig 1813, abgesetzt 1814. Napoleon auf Elba 1814–1815. Ludwig XVIII. König 1814–1824. Rückkehr Napoleons 1815. Niederlage bei Belle-Alliance 18. Juni. Napoleon auf St. Helena † 1821. Der Herzog v. Angouleme in Cadix 1823. Carl X. König seit 1824. † 1836. Admiral Rigny bei Navarino 1827. Franzosen in Morea seit 1828. Algier erobert 1830. Julirevolution 1830. Ludwig Philipp König, flieht 1848, † 1850. Republik 1848. Ludwig Napoleon, Präsident 1848. Der Staatsstreich 1851.	Wellington siegt bei Vittoria 21. Juni 1813. Engländer führen den Papst nach Rom zurück 1814. Wellington bei Waterloo 18. Juni 1815. Königreich Hannover. Georg VI. König seit 1821. Minister Canning. Wellington Minister 1828. Emancipation der Katholiken 11. April 1829. — O'Connell, † 1847. Wilhelm IV. König 1830. Victoria I. regiert seit 1837. Chartisten. Canada. China. Afpharistan.	Schlacht bei Vittoria 1813. Ferdinand VII. wieder König 1814. Abfall der spanischen Colonien in Amerika seit 1816. Constitution in Spanien und Portugal 1820. Bürgerkrieg in Spanien 1822. Kaiserthum Brasilien 1822. Don Pedro. Ferdinand VII. als Gefangener seiner Unterthanen 1823, befreiet durch die Franzosen. † 1833. Isabella II. regiert seit 1843. Don Miguel in Portugal 1828. Don Pedro in Portugal 1832. Maria II. da Gloria reg. seit 1834.	Einfall Napoleons in Rußland 1812. Moskau brennt 14. Sept. Die Franzosen ziehen zurück 19. Oct. Scenen an der Berescina 24–26. Nov. Bülow. Kutusow. Großfürst Constantin. Schweden nimmt Norwegen 1814. Russen in Paris 1814 u. 1815. Carl XIV. König von Schweden seit 1818. Kaiser Alexander stirbt 1. Dec. 1825. Kaiser Nicolaus I. seit 1825. Aufstand der Griechen. 1822. Ibrahim Pascha von Aegypten in Morea. Schlacht bei Navarino 20. Oct. 1827. Krieg der Russen gegen die Türken seit 1828. Eroberung Varnas 11. Oct. 1828, Adrianopels 20. Aug. 1829. Aufstand in Polen 1830. Constantin. Diebitsch. Paskewitsch. — Siva 1839. — Tscherkessen.	Papst Pius VII. frei 1814. Herstellung des Kirchenstaates. Herstellung des Jesuitenordens 1814. Neue Bischofssitze in den Vereinigten Staaten. Papst Leo XII. (1824–1829.) Jubiläum 1825–1826. Papst Pius VIII. 1829. Papst Gregor XVI. 1831, † 1846. Clemens August Gefangener 1837, † 1845. Pius IX. seit 1846. Flucht 1848, Rückkehr 1850. Freiheit der Kirche in Oesterreich und Preußen. Volksmissionen.

VIII. Fortsetzung von den Deutschen.

Anhang zur Culturgeschichte dieses Zeitraums.

Annegarn, Joseph,

J. Annegarn's allgemeine Weltgeschichte für die katholische Jugend und für Erwachsene

Bd.: 6

Münster 1851